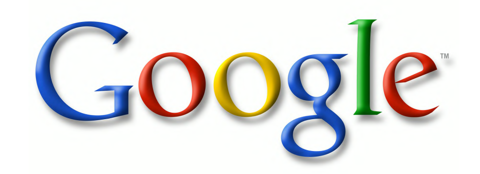
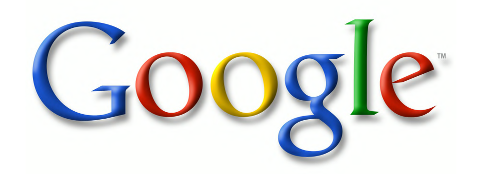
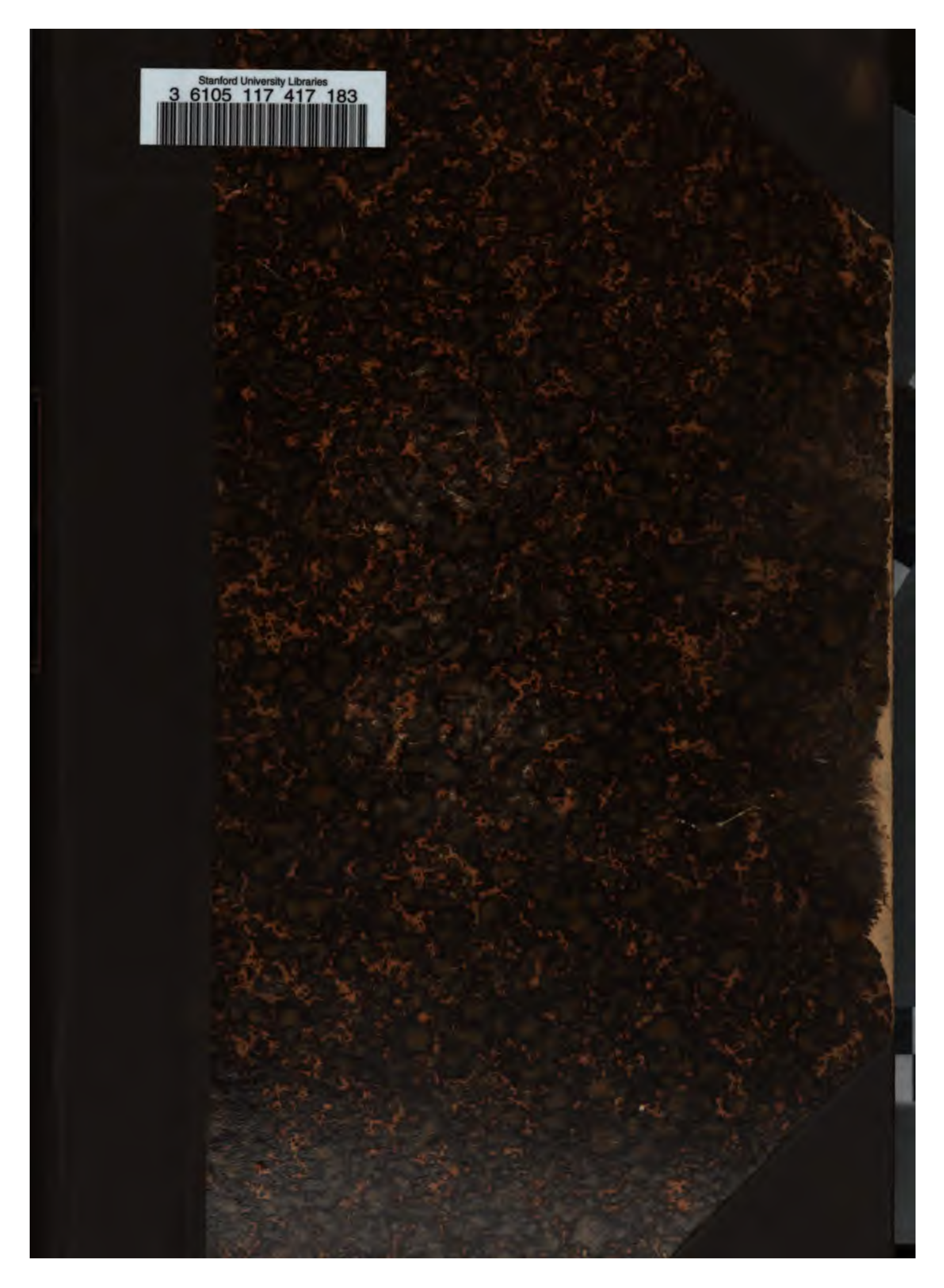
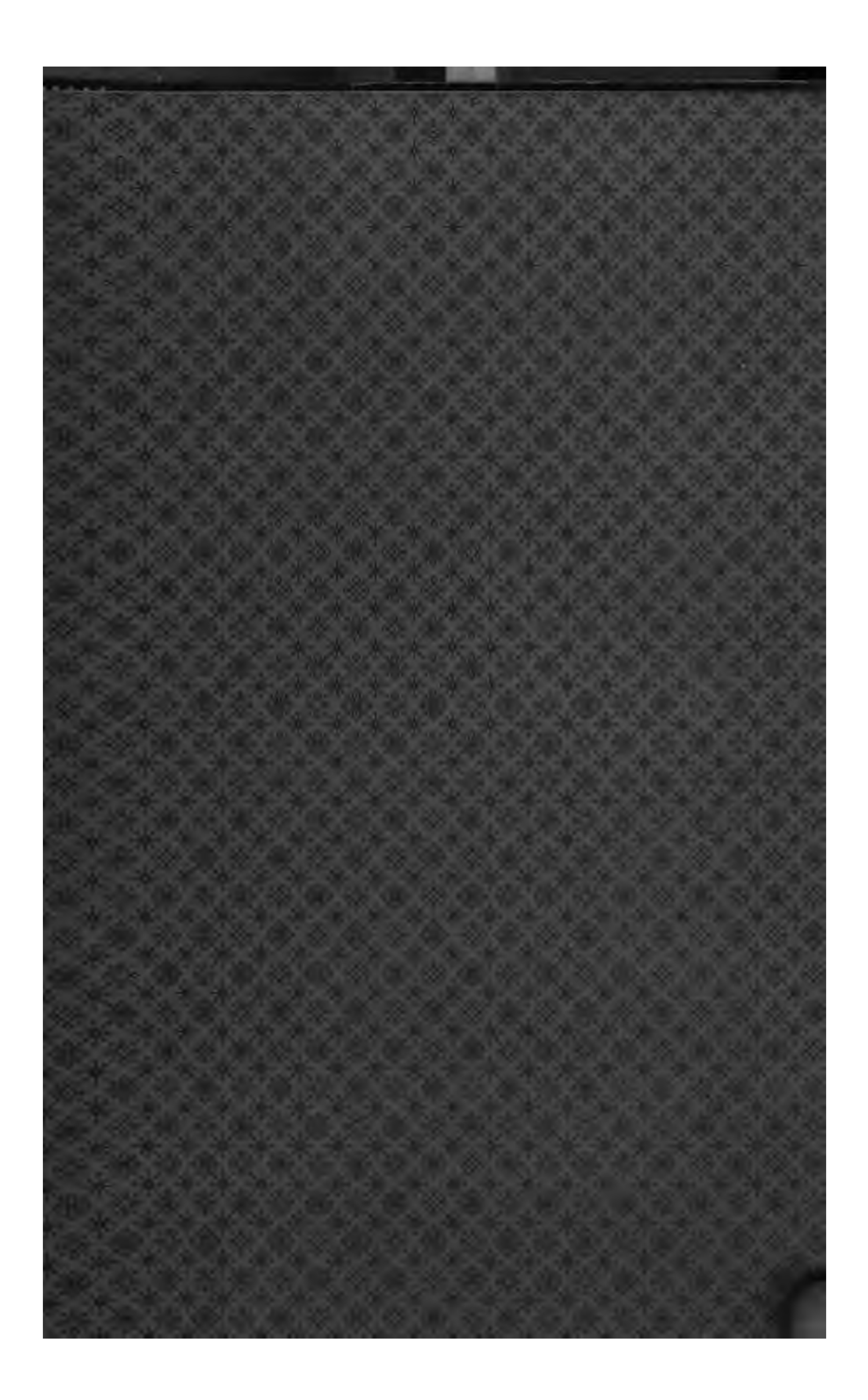





Stanford University Libraries
3 6105 117 417 183


LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



298

Bibliothek

Deutscher Geschichte

unter Mitwirkung von

O. Gutsche, W. Schultze, E. Mühlbacher, M. Manitius, J. Jastrow, G. Winter, Th. Lindner, V. v. Kraus, G. Egelhaaf, M. Ritter, R. Koser, K. Th. Heigel

herausgegeben von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.



Stuttgart 1897.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Deutsche Geschichte

von der

Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches
(1806—1871).

Von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Erster Band.

Die Zeit des Rheinbundes und die Gründung des deutschen Bundes.

(1806—1815.)



Stuttgart 1897.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorrede.

Die Verteilung des in diesem Werke zu behandelnden Stoffes auf zwei Bände von gleichmäßigem Umfange ergab mancherlei Schwierigkeiten. Die Zerlegung des ganzen Zeitraumes in zwei Hälften von möglichst gleicher Jahresanzahl hätte es notwendig gemacht, in der Geschichte des deutschen Bundes an einer Stelle abzusetzen, wo keine innere Berechtigung dazu vorliegt. Die Bewegung der Jahre 1848—49 bildet weder den Abschluß noch den Beginn einer politischen oder kulturgeschichtlichen Entwickelung; sie ist die wichtigste Erscheinung der Bundeszeit, hat aber auf die Beziehungen der deutschen Staaten und Stämme keinen wesentlichen Einfluß genommen, keine dauernde Aenderung der Verfassung hervorgerufen, die Machtverhältnisse der deutschen Regierungen nicht wesentlich verrückt. Auch drängte sich die Frage auf, ob das Urteil über die jüngsten Ereignisse sich ebenso fest begründen lasse, als über die ferner liegenden, ob es daher gerechtfertigt sei, für die Darstellung des ganzen Zeitraumes die nämlichen Grundsätze in Anwendung zu bringen? Dazu kam die Erwägung, daß der Reichtum an Geschehnissen während der Kämpfe mit Napoleon und die Wichtigkeit der Verhandlungen des Wiener Kongresses ein Zusammendrängen der Erzählung und den Verzicht auf eingehendere Erörterung kaum zulassen.

Ich entschloß mich daher, die Teilung des Stoffes dort vorzunehmen, wo eine neue Verfassung des deutschen Staatswesens in Wirksamkeit trat, die ohne Störung von außen sich vollkommen ausgelebt hat und erst dann beseitigt wurde,

als ihre Unzulänglichkeit allgemein anerkannt war und eine organische Umbildung derselben sich unburchführbar erwiesen hatte. Der Inhalt der beiden Bände ist dadurch hinsichtlich seiner zeitlichen Ausdehnung allerdings sehr verschiedenartig bedacht: ein Jahrzehnt umfaßt der erste, mehr als ein halbes Jahrhundert muß der zweite Band bewältigen. An die eingehende, kritische Darstellung des ersten wird sich eine ziemlich engbegrenzte Uebersicht des Thatsächlichen im zweiten anschließen. Ich glaube aber nicht, daß dadurch eine Pflicht der Geschichtschreibung verletzt wird. Die Art der Lösung ihrer Aufgaben hängt von dem Standpunkte ab, den der Geschichtschreiber den Ereignissen gegenüber einnehmen kann. Dies scheint mir ebensosehr für die Abschätzung des Einflusses der Individuen auf die Gestaltung des Thatsächlichen, wie für die Erkenntnis des Zuständlichen zu gelten.

Beide Richtungen habe ich in dem vorliegenden ersten Bande möglichst zu berücksichtigen getrachtet, das Ergebnis meiner Studien hat mich jedoch nicht von der Gleichwertigkeit derselben zu überzeugen vermocht. Nicht nur die Individualität Napoleons beherrscht das geschichtliche Leben seiner Zeit so vollständig, daß eine einzige psychische Abweichung, eine leise Schwebung in seinem Charakter ganz andere Verhältnisse hervorgerufen haben würde, als wirklich eingetreten sind, auch minder heroisch veranlagte Naturen — man denke an Zar Alexander und Metternich — haben die Geschicke der europäischen Völker teilweise vorherbestimmt, nicht im Einklange, sondern im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung und den deutlich hervortretenden nationalen Strömungen.

Gewiß wird das französische Soldatenkaisertum von dem Verlaufe der Revolution und von der eigentümlichen Veranlagung der Nation niemals losgelöst gedacht werden können, die Elemente des Metternichschen Systems werden sich ohne Zweifel nur aus der Kabinettspolitik des achtzehnten Jahrhunderts und aus dem Souveränitätsbegriff ableiten lassen, der seit dem westfälischen Frieden als ein notwendiges Attribut des Fürstentums gegolten hat; dies ändert aber nichts an der Thatsache, daß die wichtigsten Entscheidungen über die Beziehungen großer Völker zu einander und über die Formen ihrer politischen Existenz aus den Entschlüssen einzelner Individuen erflossen sind, die von gemeingültigen Ideen nicht nur nicht beeinflußt waren, sondern sich zu denselben gegensätzlich verhalten haben.

Die Wirkung kollektivistischer Kräfte ist eben in kürzeren Zeiträumen nicht wahrnehmbar, sie läßt sich nur in den großen Abstufungen sozialer und nationaler Entwickelung verfolgen, die sich auf Generationen erstrecken. Der Schritt vom

Beamtenstaat zum Volksstaat ist in Europa heute noch nicht vollzogen; der Antrieb dazu ist aber seit einem Jahrhunderte in den meisten Staaten nachweisbar. Das deutsche Staatsleben blieb davon am längsten unberührt. Nicht in der Gründung, sondern erst in der Beseitigung des deutschen Bundes, dieser unverfälscht bureaukratischen Schöpfung, können wir die Aeußerung neuer staatsbildender Kräfte unterscheiden, die aus einer innerlichen Bewegung unseres Volkes entsprungen sind. Wir werden uns im zweiten Bande der Aufgabe nicht entziehen können, das Einsetzen dieser Kräfte nachzuweisen, aber wir werden ihr Ziel doch erst in sehr unbestimmten Formen zu erkennen vermögen. Die Elemente desselben sind vielleicht schon vorhanden, ihre Bedeutung für die Zukunft ist uns aber noch verborgen, weil wir jenen Standpunkt vergleichender Untersuchung, auf welchem allein historische Erkenntnisse gewonnen werden können, der neuesten Zeit gegenüber nicht einzunehmen im stande sind.

Ich habe mich bemüht, mir einen Blick in die politischen Anschauungen der Zeitgenossen zu eröffnen und habe zu diesem Zwecke die mir zugänglichen Zeitschriften und Zeitungen mit Aufmerksamkeit gelesen. Dabei mußte ich mich davon überzeugen, daß der geistige Inhalt dieser Tageslitteratur in den ersten zwei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts hinter der Flugschriften- und Zeitungslitteratur des ausgehenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten Jahrhunderts weit zurücksteht. Die deutsche Publizistik ist unter dem Einflusse der poetischen Litteratur in ihrer äußeren Form vorgeschritten, an Ideen und Urteilskraft hat ihr die Aufklärungsepoche geringen Gewinn gebracht. Es war nicht möglich, der öffentlichen Meinung in Deutschland größere Rücksicht zuzuwenden, da wir über ihre Wandlungen und Schwankungen doch nur sehr unvollständig unterrichtet sind. Das monographische Material glaube ich bei meinen Studien in ausreichendem Umfange herangezogen zu haben, auf Vollständigkeit darf ich dabei allerdings keinen Anspruch erheben. Eine Erweiterung meiner Vorarbeiten hätte den Abschluß des Werkes, den die Leser der Bibliothek deutscher Geschichte in nicht zu ferner Zeit zu verlangen berechtigt sind, ins Unbestimmte verschoben, archivalische Forschungen waren von vornherein ausgeschlossen. Neue Eröffnungen, Aufklärung von Geheimnissen politischer oder persönlicher Natur darf man deshalb in diesem Buche nicht suchen; das aufrichtige Streben aber, den Zusammenhang der wichtigsten Thatsachen zu erklären und die Geschicke des deutschen Volkes auf Grund einer selbständig erworbenen Auffassung darzustellen, wird, wie ich hoffe, in demselben so wenig verkannt werden, als die Gesinnung, die von dieser Auffassung nicht getrennt werden kann.

Die deutsche Geschichte kann und darf ihr Urteil nur von dem Gesichtspunkte des Interesses an der großen Volksgemeinschaft leiten lassen; Rücksichten für einzelne Staaten, Dynastien und Regierungen soll sie nicht kennen. Sie begeht denselben Fehler, wenn sie sich auf den Standpunkt einer politischen Partei stellt, als wenn sie die Ansprüche einzelner Staaten oder Regierungen vertritt: sie alle wechseln, das deutsche Volk aber, seine Einheit und sein geistiger Zusammenhang wird sie alle überdauern.

Graz im August 1897.

Hans v. Zwiedineck-Südenhorst.

Inhaltsverzeichnis.

Zweites Buch.

Deutschlands Erhebung und Neugestaltung.

Erstes Buch.

Die Zeit des Rheinbundes.

Erster Abschnitt.

Preußens Ueberwältigung durch Napoleon.

Das heilige römische Reich deutscher Nation hat das Zeitalter der Revolution nicht überdauern können. Seine Form entsprach dem Wesen der staatlichen Entwickelung seit dem westfälischen Frieden nicht mehr, denn das Kaisertum der Deutschen war eine Feudalmacht gewesen, der durch die politische Renaissance, durch den steigenden Einfluß des Regierungs- und Verwaltungsrechtes auf die Gestaltung der einzelnen Territorien allmählich jede Bedeutung und Bestimmung entzogen werden mußte. Die Souveränität der Landesherren hatte das Lehensband, mit dem sie in Widerspruch stand, in der Praxis immer mehr gelockert, wenn auch die staatsrechtliche Theorie die Vereinigung dieser beiden grundverschiedenen politischen Elemente kunstvoll herzustellen versucht hat. Die Organe der neuen Souveräne, die Beamten, arbeiteten mit größerem und geringerem Geschicke, mehr oder weniger Pflichttreue und Uneigennützigkeit an der Ordnung der vielfach verwirrten Verhältnisse, denen die Feudalherren und ihre Gewaltträger nicht mehr gewachsen gewesen waren. Was für die Wohlfahrt und zur Hebung des Gemeinwesens geschah, ging von den Einzelstaaten aus, auf deren öffentliches Leben das Reich fast keinen Einfluß mehr zu nehmen vermochte. Auch den Schutz gegen den äußeren Feind, gegen die Armeen Ludwigs XIV. und gegen die wiederholt zu gewaltigen Unternehmungen ausholenden türkischen Heeresmassen mußten die armierten Stände, die mächtigeren Reichsfürsten und die verbündeten Kreise, zum größten Teile auf sich nehmen, da die Schaffung einer ausreichenden Reichswehr durch eine den Anforderungen der neuen Kriegführung entsprechende Heeresverfassung an dem Mangel gleichartiger Interessen und patriotischen Opfermutes scheiterte, so oft auch der Anlauf dazu genommen wurde.

Trotzdem erhielt sich die alte Form des Reiches durch ein und ein halbes Jahrhundert, weil auf ihr die Existenzberechtigung jener überwiegenden Zahl von Einzelstaaten beruhte, die sich durch eigene Macht nicht erhalten konnten und bei einer Auflösung des eigenartigen Verbandes, der durch seine große

Tradition ehrwürdig war, unfehlbar dem Vergrößerungsbedürfnisse einiger weniger zum Opfer gefallen wären. Auch für diese wenigen aber, die Kurstaaten, war die Erhaltung des Reiches ein Bedürfnis, denn seine Verfassung bildete Schranken gegen den Kampf, in den sie untereinander geraten mußten, wenn kein Gesetz und keine Gewohnheit denselben hintanhielt. Das Ende dieses Ringens um die größere Macht war jedoch für die meisten nicht abzusehen. Das Haus Habsburg allein war stark genug, seinen Besitz und seine Weltstellung für sich allein zu wahren. Es konnte durch Preisgebung der deutschen Interessen am Rheine sich freie Hand an der Donau schaffen und mit den reichen, ihm zu Gebote stehenden Mitteln dem Osmanentum die Spitze bieten. Seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit befähigte es, der Träger der Kaiserkrone zu sein. Oft genug hatte Frankreich sich Mühe gegeben, die Wahl der Habsburger zu vereiteln und eine andere deutsche Fürstenfamilie an die erste Stelle im Reiche zu setzen; seine Pläne waren gescheitert, am allerkläglichsten, als sich endlich doch ein Wittelsbacher zum Werkzeuge der französischen Politik hergegeben und das Erbe Karls VI. anzutreten unternommen hatte. Seine Macht hatte niemals weiter gereicht als die der französischen Bajonette, keiner von den königlichen und fürstlichen Reichsgenossen hielt länger an seiner Seite aus, als er sich davon Vorteile versprechen konnte, und als ihn der Tod von der allzu schweren Bürde, unter der er zusammengebrochen war, befreite, da gab es keinen Zweifel darüber, daß nur Habsburg-Lothringen die Hinterlassenschaft des letzten Habsburgers auch im Reiche anzutreten geeignet sei. Auch der König von Preußen fühlte keinen Beruf dazu, sie ihm streitig zu machen, das römische Kaisertum vertrug keinen Religionswechsel, es durfte den Erschütterungen konfessioneller Kämpfe nicht ausgesetzt werden, wenn man es überhaupt noch erhalten wollte.

Die preußische Großmacht beruhte auf der Verwaltungskunst der Hohenzollern und auf ihrer Armee. In keinem andern Staate Europas haben im Laufe eines Jahrhunderts drei Herrscher von der Bedeutung des Großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen regiert; jeder ein Heerkönig und jeder ein kluger Volkswirt, der das Recht schirmte und die Wohlfahrt seiner Unterthanen mit unbegrenzter Hingebung förderte, jeder beflissen, dem Staate zu dienen, um ihm äußere Macht und Reputation zu schaffen und ihn mit den Mitteln auszustatten, die ihn befähigten, seinen Bewohnern Vertrauen einzuflößen und Befriedigung ihrer berechtigten Forderungen an das Leben zu gewähren.

Das Gleichgewicht der Kräfte im Reiche war auch durch das Emporkommen Preußens nicht so sehr gestört, daß der lose Verband, der es mit den übrigen Ständen vereinigte, gelöst werden mußte; es bestand kein Bedürfnis, die alte Form zu zersprengen, so wenig drückend erschien sie. Aber sie gehörte auch nicht mehr zu den nationalen Gütern. Nicht nur Oesterreich konnte, wie es schon Pufendorf von der Casa d'Austria behauptet hatte, seine Sache auf sich selbst stellen; auch Preußen war so weit gefestigt und gediehen, daß es seinen Platz unter den europäischen Mächten gesichert wußte, wenn es auf sich allein angewiesen war. Neben ihnen lebte und webte die reichliche Zahl von

Staaten mehr oder minder festen Gefüges, von Landschaften und Gemeinden, jedes Teilchen des großen Ganzen in dem Glauben an seine Berechtigung und Notwendigkeit, und in dem Gefühle, daß auf dem Gegensatze der beiden Großen und auf der Eifersucht, mit der sie ihre Politik gegenseitig beobachteten, seine eigene Sicherheit fußte.

Die Entfesselung der Demokratie in Frankreich, die Vernichtung der Monarchie jenseits des Reiches brachte im Deutschen Reiche noch nicht jene Erschütterung hervor, die seinen Bestand mit einem Schlage in Frage gestellt hätte. Zwar gab es auch hier so manche weltliche und geistliche Regierung, die dem Volke verhaßt war, weil es von ihr bedrückt und mißbraucht wurde; auch fehlte es nicht an Gesinnungsverwandten der französischen Freiheitskämpfer, an Unzufriedenen und Umsturzlustigen. Die Bewegung war aber nicht mächtig genug, um mit der Revolution gleichen Schritt halten zu können, sie war auf allzuviele Gebiete verteilt und stand zu verschiedenartigen Verhältnissen gegenüber. Der Druck, der auf die Massen geübt wurde, war zu ungleichmäßig, um einen einheitlichen Gegendruck hervorzurufen. Es ist ganz unmöglich, sich eine Vorstellung von dem Weiter- und Umsichgreifen der demokratischen Ideen in Deutschland zu machen, wenn dieselben ohne Eingriff von außen sich selbstthätig entwickelt hätten. Der Verlauf, den die Revolution fünfzig Jahre später auf deutschem Boden genommen hat, gibt uns kaum einen sicheren Anhalt dafür, wie sie sich etwa unter dem Antriebe der Kräfte gestaltet hätte, die durch die Ideen vor 1789 in Bewegung gesetzt worden waren.

Dem deutschen Volke wurde die Zeit nicht gelassen, deren es offenbar bedurft hätte, um sich nach seiner Weise mit seinen Regierungen auseinanderzusetzen. Aeußere Verwickelungen störten den Fortgang einer allmählichen Aufnahme demokratischer Bestrebungen in den deutschen Staaten, für die namentlich in den an Frankreich grenzenden geistlichen Gebieten genug Veranlassung gegeben war. Die Wildheit und Grausamkeit, zu der die französischen Republikaner sich hinreißen ließen, schreckte die meisten Anhänger ihrer Gesinnungen in Deutschland zurück und hemmte deren Thatkraft, die sich sonst vielleicht zu einer geordneten Aktion gegen despotische Regierungsorgane und gegen das herrschende absolutistische System aufgerafft hätte. Die militärische Intervention Oesterreichs und Preußens zu Gunsten der Monarchie in Frankreich entsprach der öffentlichen Meinung in Deutschland, die Demokraten wagten es nicht mehr, ihre Sympathien für die Revolution zu erkennen zu geben, bis die unerwarteten Siege der französischen Armeen am Rhein und in den Niederlanden ihnen Gelegenheit gaben, mit den fremden Eindringlingen in den rheinischen Städten gemeinsame Sache zu machen.

Das durch die Revolution mobilisierte Frankreich trat als Eroberer auf. Bonapartes militärisches Genie bemächtigte sich der in der Nation erwachten Kriegslust und schuf mit Hilfe der Revolutionsheere eine Diktatur, die ihm die verjüngte Kraft Frankreichs zur uneingeschränkten Verfügung stellte. Die Niederlagen der deutschen Heere wirkten zersetzend auf die Waffengemeinschaft, zu der sich die deutschen Staaten durch den Umsturz der alten Ordnung in Frankreich veranlaßt gesehen hatten. Preußen sagte sich von der Koalition los, schloß mit der Republik Frieden in der Erwartung, sich dadurch die Supre-

matie über Norddeutschland gesichert zu haben, und überließ es Oesterreich, im Bunde mit Rußland und England, die hegemonischen Gelüste Frankreichs, dessen neues Regime die Politik Ludwigs XIV. wieder aufgenommen hatte, mit den Waffen in der Hand zu stauen. Die Koalition, der sich erst nach den Erfolgen des Jahres 1799 die süddeutschen Stände angeschlossen hatten, war innerlich gebrochen, ehe sie ihr Ziel erreicht hatte, sie wurde durch Bonapartes Eingreifen in den italienischen Feldzug zersplittert und Oesterreich zu einem Frieden gezwungen, in dem es das ganze am linken Rheinufer liegende Reichsgebiet dem Sieger, der durch den Staatsstreich des 18. Brumaire die Diktatur über Frankreich an sich gerissen hatte, preisgeben mußte. Das Reich war völlig wehrlos geworden, von seinen Vormächten klammerte sich die eine, Preußen, an die Wahnvorstellung einer Neutralität, von der es sich nicht nur die Erhaltung des Friedens, sondern auch großen Einfluß durch die Annäherung an Rußland und Frankreich erwartete, die andere, Oesterreich, hatte durch eine ebenso ungeschickte als unehrliche Politik den Zerfall der Koalition verschuldet und war außer stand gesetzt, das Reich vor der Zertrümmerung schützen zu können, mit der nun zunächst auf diplomatischem Wege begonnen wurde. Die Gebiete der geistlichen Reichsstände und der reichsfreien Ritterschaft wurden zur Entschädigung für die Verluste der größeren und kleineren Stände am linken Rheinufer verwendet, das Entschädigungsgeschäft selbst von Frankreich diktiert. Die Fürsten wetteiferten in Unterthänigkeitsversicherungen vor Bonaparte und in Bestechung seiner Kreaturen, um möglichst viel Nutzen bei der Verteilung des Raubes zu ziehen, der an ihren Reichsgenossen verübt wurde. Mit dem Reichsdeputationshauptschluß wurden die Grundlagen der Reichsverfassung zerstört und unter französischem Protektorate eine neue politische Gliederung des noch vorhandenen Reichsbodens vorgenommen. Preußen, Baiern, Württemberg, Baden erhielten reichlichen Gebietszuwachs, selbst Hannover, dessen Kurfürst als König von England mit Frankreich den Vertrag von Amiens geschlossen hatte, ging bei der großen Bescherung, die Bonaparte mit deutschen Bistümern und Grafschaften veranstaltete, nicht leer aus. Mit einem Schlage war die Umgestaltung der politischen Organisation Deutschlands, die mit dem westfälischen Friedenswerke begonnen hatte, fast bis zur Vollendung gebracht worden. Die Zahl der Souveränitäten war um mehr als die Hälfte vermindert, aus den noch erhaltenen aber ragte eine kleine Anzahl territorial abgerundeter Staaten hervor, deren Verwaltung zentralisiert werden konnte und deren militärische Leistungen im Anschlusse an eine Großmacht nicht ohne Bedeutung für die Lage Europas blieben. Das unter Bonapartes Diktatur zu ungeahnter Kraftäußerung befähigte Frankreich war jetzt in die Lage versetzt, durch die Anziehungskraft, die es auf die von ihm großgezogenen Mittelstaaten ausübte, die Herrschaft über Deutschland an sich zu reißen. Süddeutschland war bereits gewonnen, Baiern, Württemberg und Baden traten zu dem neuen Kaisertum Napoleons, das im Namen und Wesen den römisch-mittelalterlichen Cäsarismus erneuern sollte [1]), in ein zwar nicht formell ausgesprochenes, aber thatsächliches

[1]) Häußer, Deutsche Gesch. II. Bd. 426.

Vasallenverhältnis. Und damit endete das alte deutsche Kaisertum. Der letzte Kaiser sicherte sich die Erhaltung seiner äußeren Würde, indem er den in seinem Besitze befindlichen „unabhängigen Staaten“ den Titel eines Kaisertums beilegte, so daß also das Königreich Ungarn, das sich in der neuesten Zeit auf das heftigste dagegen gewehrt hat, als Teil eines österreichischen Kaisertums angesehen zu werden, damals die wichtigste Unterlage für die neue Würde bilden mußte. Preußen sah diesen Vorgängen ruhig, ja nicht ohne Wohlgefallen zu, denn es erachtete seine Großmachtstellung für um so gesicherter, wenn es durch keine Verpflichtung gegen das alte Reich mehr belastet war, es rechnete darauf, daß ihm Frankreich die Hegemonie über Norddeutschland bereitwillig zugestehen werde, und wurde in dieser Voraussetzung von Napoleon so lange bestärkt, als dieser eine Allianz zwischen Oesterreich und Preußen zu fürchten hatte.

Auch der Ausbruch eines neuen Koalitionskrieges gegen Frankreich im Jahre 1805 hat Friedrich Wilhelm III. nicht zu bewegen vermocht, seine Neutralität aufzugeben. Er hoffte als Haupt einer „dritten Partei“, zu der sich Preußen mit Sachsen, Hessen und Dänemark vereinigte, den Frieden vermitteln zu können. Er setzte seine Armee auf den Kriegsfuß, nachdem Bernadottes Durchmarsch durch das preußische Gebiet von Ansbach seine Neutralität in rücksichtslosester Form verletzt hatte, er ließ sich durch die Romantik der Scene, die sich während des Besuches des Zars Alexander am Grabe Friedrichs des Großen in der Garnisonskirche zu Potsdam abspielte, zu schwärmerischen Treueschwüren hinreißen, aber sein Sinn war nicht eigentlich auf den Krieg gerichtet, er lebte in der Hoffnung, daß die bloße Drohung mit der Erhebung der preußischen Waffen die neuen Verbündeten aus ihrer Bedrängnis retten könne. Als Graf Haugwitz am 14. November die Reise in das französische Hauptquartier in Mähren antrat, nahm er die Ueberzeugung mit sich, daß er den innersten Absichten seines Königs dann am besten entspreche, wenn er ihn von der Notwendigkeit, den Krieg zu führen, befreie. Die Alliierten aber schlugen den einzigen Weg, Preußen zur Zuhaltung seiner Versprechungen zu zwingen, nicht ein. Nachdem das österreichische Heer durch die Unfähigkeit seines Führers in die Katastrophe von Ulm verwickelt worden war, seine Ueberreste sich längs der Donau auf das zuerst herangekommene russische Hilfskorps zurückgezogen hatten, trotzdem aber außer stande gewesen waren, die Hauptstadt zu verteidigen, blieb ihnen nur eine, aber eine ziemlich sichere Aussicht auf einen endlichen Erfolg, wenn sie jeden Zusammenstoß mit dem siegreichen Gegner so lange vermieden, bis Preußen in die Aktion eingriff. Die Lage Napoleons war keineswegs gefahrlos. Er durfte sich von seiner Operationsbasis an der Donau nicht allzuweit entfernen, konnte nicht zum Angriff auf die österreichisch-russische Armee schreiten, wenn sich diese nach Olmütz oder an die Weichsel zurückzog und dort in fester Stellung durch neue Zuzüge aus Ungarn und Rußland verstärkte. Entweder mußte er sich dann die Vermittelung Preußens gefallen lassen oder des Anmarsches der preußischen Armee durch Böhmen gewärtig sein. Es ist möglich, daß Oesterreich für einen günstigen Separatfrieden mit Frankreich unter günstigen Bedingungen sehr empfänglich gewesen wäre, Zar Alexander aber war es gewiß nicht, und man muß es bezweifeln, daß Kaiser Franz gegen den Willen Alexanders sich mit Napoleon

vertragen und Preußen nach einer thatsächlich erfolgten Kriegserklärung im Stiche gelassen hätte. Es darf auch nicht vergessen werden, daß Erzherzog Karl, durch die Unglücksfälle an der Donau zum Rückzuge aus Italien gezwungen, mit einer Armee von nahezu 80 000 Mann durch Inneröſterreich heranzog und Wien besetzen konnte, wenn Napoleon seine Hauptarmee gegen Olmütz vormarschieren ließ, um die Fühlung mit den Verbündeten zu erhalten. Die Lage Napoleons ist genugsam gekennzeichnet durch dessen eifriges Bemühen um ein Separatabkommen mit Oesterreich, das er durch Gyulais Vermittelung erreichen wollte oder — da dies nicht erreicht werden konnte — mit Rußland, wofür er den an ihn abgesandten Fürsten Dolgorucki gewinnen wollte. Nachdem Alexander seine Anträge, die weitgehend genug waren, abgelehnt hatte, konnte ihm nichts erwünschter sein, als daß die Alliierten ihm durch den Aufmarsch bei Austerlitz die Gelegenheit gaben, sie zu schlagen, bevor Erzherzog Karl vor Wien erscheinen konnte und so lange Preußen noch nicht sein letztes entscheidendes Wort gesprochen hatte. Dazu aber mußte dieses durch die Verhältnisse gezwungen werden. Als Haugwitz im französischen Hauptquartier erschien, stand man am Vorabende einer neuen Schlacht, zu der Zar Alexander die Vorbereitungen treffen ließ. Napoleon war bereit, sie anzunehmen; denn unter den gegebenen Verhältnissen durfte er auf einen Sieg rechnen. Als er ihn bei Austerlitz erfochten hatte, war Preußen bereits in der Gefahr, sich allein schlagen zu müssen, wenn es den Krieg erklärte, denn der Zar drängte jetzt selbst zum Waffenstillstand, seine Armee befand sich auf einem fluchtartigen Rückzuge und Kaiser Franz hatte nicht mehr die zu seinem persönlichen Schutze ausreichenden Streitkräfte zur Verfügung. Die Schlacht bei Austerlitz, die von Alexander mit beispiellosem Leichtsinn ohne jede genügende Veranlassung herbeigeführt worden war, rettete Napoleon aus einer drohenden Umklammerung, in der ihm das Eingreifen Preußens die Vernichtung bringen konnte.[1]) In den Stunden der Gefahr, die er ohne Zweifel vor sich gesehen hat, war sein Entschluß bereits gefaßt, mit diesem Staate abzurechnen, sobald sich die Gelegenheit dazu bot. Der Vertrag von Schönbrunn, den Haugwitz abschloß, diente nur dazu, die augenblicklich unbequeme Einmischung des bewaffneten Vermittlers zu beseitigen, ihn hinzuhalten und zu täuschen. Die Annahme von Hannover, zu der sich der König von Preußen durch Haugwitz verleiten ließ, stellte ihn vor England moralisch bloß und gab seiner Politik das Ansehen einer berechneten Treulosigkeit und Selbstsucht, die sein Ansehen bei Freund und Feind untergraben mußte.

Die Koalition war gesprengt, Rußlands Hochmut gedemütigt, Oesterreich zu einem ungünstigen Frieden gezwungen, Preußen gänzlich isoliert, das übrige Deutschland dem Sieger von Ulm und Austerlitz überliefert. Baiern und

---

[1]) Der Meinung des Herrn v. Lettow-Vorbeck (Der Krieg von 1806 und 1807, I, S. 10), daß die Beschleunigung des Angriffs von seiten der Verbündeten diesen große Vorteile bringen konnte, vermag ich mich nicht anzuschließen. Die Verzögerung hätte Preußen zur Teilnahme am Kriege nötigen müssen. Es ist nicht abzusehen, wie sich Friedrich Wilhelm von seinem mit Rußland geschlossenen Vertrage hätte lösen können, wenn ihm die Niederlage der Verbündeten nicht die Veranlassung dazu gegeben hätte. Die Armee des Erzherzogs Karl zieht v. Lettow überhaupt gar nicht in Rechnung.

Württemberg nahmen aus seiner gnädigen Hand die Königswürde mit voller Souveränität und reichlichem Gebietszuwachs an, zogen die ritterschaftlichen Besitzungen und die noch vorhandenen Reichsstädte ein, um den Reichstag in Regensburg kümmerte sich niemand mehr. Auf publizistischem Wege wurde bereits von der Notwendigkeit gesprochen, Deutschland eine neue Verfassung zu geben. Herr von Dalberg, der Kurfürst von Mainz und Erzkanzler, übernahm es, einen Entwurf derselben auszuarbeiten und Napoleon zur Genehmigung vorzulegen, sie sollte aber nicht alle Reichsstände, die noch vorhanden waren, umfassen, sondern nur den Süden und Westen Deutschlands in unmittelbare Verbindung mit Frankreich bringen, sie ebenso wie Holland und Italien der Machtsphäre des neuen Imperators einbeziehen. Sobald man in Deutschland von dem Projekt, das von Dalberg und Talleyrand ausgearbeitet wurde, erfuhr, suchten wieder wie zur Zeit des Reichsdeputations-Hauptschlusses die meisten Reichsstände, denen die Mediatisation drohte, ihr Schicksal durch Geldgeschenke zu mildern, für die sich in Paris stets offene Hände fanden. Baiern, Württemberg und Baden erhielten den Entwurf des neuen Bundes zugestellt, eigentliche Verhandlungen wurden jedoch mit ihnen nicht eingeleitet. Der größte Teil der aufzunehmenden Souveräne erhielt nur 24 Stunden Bedenkzeit. Sie genügte für alle diese gekrönten Patrioten, das Band, das sie und ihre Vorfahren seit einem Jahrtausende mit ihren Stammesgenossen verbunden hatte, zu zerreißen und sie über ihr Schicksal zu trösten, das sie zu Vasallen des Erbfeindes machte, den sie und ihre Ahnen fast unausgesetzt bekämpft hatten.

Am 12. Juli 1806 wurde zu Paris der Bundesvertrag zwischen dem Kaiser der Franzosen und sechzehn Ständen des deutschen Reiches geschlossen, durch den auf dem Boden des letzteren eine ihm nicht mehr angehörende Vereinigung souveräner Staaten, der Rheinische Bund (Etats confédérés du Rhin), gegründet wurde. Er bestand aus den Königreichen Baiern und Württemberg, dem Kurfürsten-Erzkanzler (ehemals Mainz) und Baden, den Herzogtümern Berg und Kleve, Arenberg, der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt, den Fürstentümern Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, Salm-Salm und Salm-Kyrburg, Isenburg-Birstein, Liechtenstein und der Grafschaft Leyen. Der Kurfürst-Erzkanzler, mit Regensburg und Aschaffenburg ausgestattet, erhielt den Titel Fürst-Primas und Altesse Eminentissime, der Kurfürst von Baden, der seine letzte Standeserhöhung dem Reichsdeputations-Hauptschluß zu verdanken hatte, der Herzog von Kleve, das von Preußen im Schönbrunner Vertrag an Frankreich abgetreten und samt Berg von Napoleon seinem Schwager Joachim Murat verliehen worden war, und der Landgraf von Hessen-Darmstadt nahmen den Titel Großherzog an, Nassau wurde Herzogtum, Leyen Fürstentum. Die Bundesmitglieder Baiern, Württemberg, Baden und Nassau tauschten einige kleinere Besitzungen untereinander aus und nahmen alle noch reichsunmittelbaren Gebiete, denen nunmehr die Souveränität entzogen wurde, unter ihre Landeshoheit. Dadurch kam Nürn-

berg an Baiern, Frankfurt an Mainz, Burg Friedberg an Hessen. Die schwäbische, fränkische und rheinische Reichsritterschaft und 67 reichsunmittelbare Herrschaften wurden unter die Bundesmitglieder, die meisten an Baiern, Württemberg, Hessen und Berg verteilt.

Sämtliche Bundesstaaten traten aus dem deutschen Reichsverbande aus und hatten dies am 1. August der Reichsversammlung anzuzeigen. Sie beschickten eine Bundesversammlung zu Frankfurt, die in zwei Kollegien, das königliche und das fürstliche, zerfiel. Bei getrennten Beratungen führte der Fürst-Primas im königlichen, der Herzog von Nassau im fürstlichen den Vorsitz. Auf dem Bundestage sollten alle Streitigkeiten der Bundesmitglieder ausgetragen werden, ein Fundamentalstatut hatte den Wirkungskreis der Bundesversammlung festzusetzen. Der Kaiser der Franzosen wurde Protektor des Bundes, er hatte den Nachfolger des Fürst-Primas nach Dalbergs Tode zu ernennen. Die Bundesfürsten durften nur in einem Bundesstaate oder einem mit dem Bunde alliierten Staate Dienste annehmen. Zwischen dem französischen Reiche, worunter Frankreich und die von Bonaparte gegründeten neuen Staaten begriffen waren, und dem Bunde als solchen, sowie auch den einzelnen Bundesstaaten wurde eine Allianz errichtet, vermöge deren jeder Krieg auf dem festen Lande, den einer der vertragschließenden Teile zu führen hatte, für alle anderen unmittelbar zur gemeinsamen Sache wurde. Zum Bundeskontingente stellte Frankreich 200 000 Mann aller Waffengattungen, Baiern 30 000, Württemberg 12 000, Baden 8000, Berg-Kleve 5000, Hessen-Darmstadt 4000, die übrigen Fürsten samt dem Primas 4000 Mann. Die Bundesversammlung bestimmte die Stärke des zu mobilisierenden Kontingentteiles, die Bewaffnung erfolgte erst über Einladung des Protektors. („L'armement ne sera effectué q'en conséquence d'une invitation adressée par sa Majesté l'Empereur et Roi à chacune des puissances alliées".) Der Eintritt anderer deutscher Staaten in den Bund blieb vorbehalten. Die mediatisierten regierenden Fürsten und Grafen behielten als Patrimonial- und Privateigentum alle Domänen ohne Ausnahme, die sie damals besaßen, und alle Herrschafts- und Feudalrechte, die nicht wesentlich zur Souveränität gehören, der niederen und mittleren Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit, der Forstgerichtsbarkeit und Polizei, der Jagd und Fischerei, der Berg- und Hüttenwerke u. dgl. samt allen daraus erfließenden Einkünften. Ihre Domänen und Güter sollten hinsichtlich der Besteuerung wie die Domänen und Güter der Prinzen des Hauses behandelt werden, unter dessen Souveränität sie stehen, durften jedoch keinem fremden Souverän verkauft werden, wenn sie nicht zuvor dem Staate, unter dessen Hoheit sie standen, angeboten worden waren. Die regierenden Fürsten und Grafen genossen in Kriminalfällen das Recht der Austrägalinstanz, d. h. vor ein Gericht von Ebenbürtigen gestellt zu werden. Ihre Residenz mußten sie in einen der verbündeten Staaten oder in jene Besitzung verlegen, wo sie noch die Souveränität besaßen. Die mediatisierten Mitglieder der geistlichen Orden erhielten eine jährliche Pension auf Lebenszeit, die ihren bisherigen Einkünften, ihrer Würde und ihrem Alter angemessen und auf die Güter hypotheziert war, deren Nutznießer sie waren. Auch die Staatsdiener der Mediatisierten wurden mit Pensionen bedacht. Die Schulden wurden zwischen den neuen

Souveränen und den abgedankten nach dem Verhältnisse der Einkünfte, die beide aus den betreffenden Besitzungen bezogen, aufgeteilt.

Der französische Gesandte in Regensburg übergab am 1. August dem Reichstage eine Note seines Kaisers, worin dieser mit dem Hinweise auf die Ereignisse des letzten Jahres, die Einverleibung Hannovers in Preußen und die Bestimmungen des Preßburger Friedens erklärte, daß er den deutschen Reichskörper als solchen nicht mehr anerkenne. „Sa Majesté l'Empereur et Roi a accepté le titre de Protecteur de la Conféderation du Rhin. Il ne l'a fait que dans des vues de paix et pour que sa médiation constamment interposée entre les plus faibles et les plus forts, prévienne toute espêce de dissentions et de troubles.“ Die Gesandten von Baiern, Württemberg, vom Erzkanzler, von Baden, Hessen-Darmstadt, Hohenzollern-Hechingen, Salm-Kyrburg und Isenburg begründeten den Austritt ihrer Herren mit nachstehendem denkwürdigen Schriftstücke: „Die Begebenheiten der drei letzten Kriege, welche Deutschland beinahe ohnunterbrochen beunruhigt haben, und die politischen Veränderungen, welche daraus entsprungen sind, haben die traurige Wahrheit in das hellste Licht gesetzt, daß das Band, welches bisher die verschiedenen Glieder des deutschen Staatskörpers miteinander vereinigen sollte, für diesen Zweck nicht mehr hinreiche, oder daß es in der That schon aufgelöst sei; das Gefühl dieser Wahrheit ist schon seit langer Zeit in dem Herzen jedes Deutschen, und so drückend auch die Erfahrung der letzten Jahre war, so hat sie doch im Grunde nur die Hinfälligkeit einer in ihrem Ursprunge ehrwürdigen, aber durch den — allen menschlichen Anordnungen anklebenden Unbestand fehlerhaft gewordenen Verfassung bestätigt. Nur diesem Umstande muß man ohne Zweifel die im Jahre 1794 im Reiche selbst sich hervorgethane Trennung zuschreiben, die eine Absonderung des nördlichen und südlichen Deutschlands zur Folge hatte. Von diesem Augenblicke an mußten notwendig alle Begriffe von gemeinschaftlichem Vaterlande und Interesse verschwinden; die Ausdrücke: Reichskrieg und Reichsfrieden wurden Worte ohne Schall (?); vergeblich suchte man Deutschland mitten im deutschen Reichskörper. Die, Frankreich zunächst gelegenen, von allem Schutz entblößten, und allen Drangsalen eines Kriegs, dessen Beendigung in den verfassungsmäßigen Mitteln zu suchen nicht in ihrer Gewalt stand, ausgesetzten Fürsten sahen sich gezwungen, sich durch Separatfrieden von dem allgemeinen Verbande in der That zu trennen. Der Friede von Luneville, und mehr noch der Reichsschluß von 1803 hätten allerdings hinlänglich scheinen sollen, um der deutschen Reichsverfassung neues Leben zu geben, indem sie die schwachen Teile des Systems hinwegräumten und die Hauptgrundpfeiler desselben befestigten. Allein die in den letztverflossenen zehn Monaten unter den Augen des ganzen Reichs sich zugetragenen Ereignisse haben auch diese letzte Hoffnung vernichtet und die gänzliche Unzulänglichkeit der bisherigen Verfassung aufs neue außer allem Zweifel gesetzt. Bei dem Drange dieser richtigen Betrachtungen haben die Souveräne der Fürsten des mittäglichen und westlichen Deutschlands sich bewogen gefunden, einen neuen und den Zeitumständen angemessenen Bund zu schließen ... Vergeblich aber würden sie sich geschmeichelt haben, den gewünschten Endzweck zu erreichen, wenn sie sich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes versichert hätten,

wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend. Sie gewährt die Versicherung, daß Se. Majestät der Kaiser von Frankreich, Allerhöchstdero Ruhms halber eben so sehr, als wegen des eigenen Interesses des französischen Kaiserstaates, die Aufrechthaltung der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland und die Befestigung der inneren und äußeren Ruhe sich angelegen sein lassen werden. Daß diese kostbare Ruhe der Hauptzweck des rheinischen Bundes ist, davon finden die bisherigen Reichsmitstände der Souveräns, in deren Namen die gegenwärtige Erklärung geschieht, den deutlichen Beweis darin, daß jedem unter ihnen, dessen Lage ihm eine Teilnahme daran erwünschlich machen kann, der Beitritt zu demselben offen gelassen ist." [1])

Der neue Fürst-Primas Karl von Dalberg kündigte dem Kaiser die Niederlegung des Erzkanzleramtes an, indem er sich nicht entblödete, dabei die Behauptung aufzustellen, daß er, soviel in seinen geringen Kräften stand, alles versucht habe, um den alten Reichsverband zu erhalten. Treffend stellt der jüngste Biograph des Mannes, der sich aus seinem deutschen Patriotismus stets ein besonderes Verdienst zu machen gewohnt gewesen war, dieser heuchlerischen Aeußerung die Worte gegenüber, mit denen Dalberg eine 1786 gedruckte Denkschrift geschlossen hatte: „Die Wirksamkeit des größten Mannes reicht nicht hin, auf immer und allenthalben Licht zu verbreiten. Deshalb lasse sich der Staatsmann nicht abschrecken; nie darf ihn der Glanz seiner Stelle blenden. Kommt er in die seltene Lage, in der ihm nichts übrig ist als Wahl: Mitschuldiger schändlicher Handlungen zu werden oder seiner Stelle zu entsagen: da zaubere er nicht. Er wird im Privatleben, in Ausübung bürgerlicher Tugenden Trost und Glückseligkeit finden." [2]) Auf keinem der Fürsten, der sich durch den Beitritt zum Rheinbunde zu einem Werkzeuge des deutschen Erbfeindes machte, lastet der Vorwurf des Verrates so schwer, als auf Dalberg, der keinen ererbten Besitzstand zu retten, nicht für eine Familie zu sorgen hatte, sondern einzig dem Antriebe einer verabscheuungswürdigen Eitelkeit folgte, als er sich dem Kaiser Napoleon zur Verfügung stellte, um dessen Willen in Deutschland zu verdolmetschen. Kaiser Franz hat das längst vorausgesehene Ereignis an sich herankommen lassen, ohne dazu Stellung zu nehmen. Sein Minister Graf Philipp Stadion hatte ihm schon vor Monaten den Rat erteilt, auf die deutsche Kaiserwürde zu verzichten. Franz versäumte jedoch den Zeitpunkt, in dem er wenigstens den Schein der Freiwilligkeit hätte wahren können, er schwankte, wie gewöhnlich, zwischen den entgegengesetzten Strömungen, die an seinem Hofe herrschten, hin und her, ohne eines Entschlusses fähig zu sein. Er ließ sich die Abdankung von Napoleon nur durch die Drohung eines neuen militärischen Ueberfalles erpressen und hinkte der in Regensburg abgegebenen Absage der Rheinbundfürsten mit seinem am 6. August ausgegebenen Manifeste noch um einige Tage nach. Dieses mußte sich nunmehr auf die Rheinbundakte beziehen, die das Reich

[1]) Winkopp, Der Rheinische Bund. I. Bd.

[2]) Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit. II, 95.

bereits als aufgelöst erklärt hatte, stellte somit den Schritt des Kaisers als die Folge der von Napoleon vollzogenen Thatsache dar. „Bei der hierdurch vollendeten Ueberzeugung von der gänzlichen Unmöglichkeit, die Pflichten Unseres kaiserlichen Amtes länger zu erfüllen, sind Wir es Unsern Grundsätzen und Unserer Würde schuldig, auf eine Krone zu verzichten, welche nur so lange Wert in Unsern Augen haben konnte, als Wir dem von Kurfürsten, Fürsten und Ständen und übrigen Angehörigen des deutschen Reichs Uns bezeigten Zutrauen zu entsprechen und den übernommenen Obliegenheiten ein Genügen zu leisten im stande waren. Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reiches gebunden hat, als gelöst ansehen, daß Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der konföderierten rheinischen Stände als erloschen und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das deutsche Reich losgezählt betrachten und die von wegen desselben bis jetzt getragene Kaiserkrone und geführte kaiserliche Regierung, wie hiermit geschieht, niederlegen."

Erzherzog Karl fühlte das Erniedrigende, das in dieser erzwungenen Erklärung lag, die, zwei Monate früher abgegeben, geeignet gewesen wäre, einen würdigen Eindruck zu machen und Teilnahme im Volke zu erwecken. Ob die Gesinnung des Erzherzogs in weiteren Kreisen Verbreitung gehabt hat, läßt sich kaum beurteilen, denn es fehlt an Aeußerungen von Gefühlen und Stimmungen, die in jenen Tagen, in denen die Sorge um das augenblickliche Schicksal und die nächste Zukunft des einzelnen wie der Staaten die Gemüter vor allem andern beherrschte, durch die großen Veränderungen in der staatlichen Gliederung hervorgerufen worden waren. Die „Allgemeine Zeitung" brachte die Nachrichten von der Stiftung des Rheinbundes und der Resignation des Kaisers ohne irgendwelche Begleitworte, erst in der Nummer vom 1. September findet sich ein patriotischer Erguß aus einem Schweizerblatte abgedruckt, das im Klopstockschen Odentone den Untergang des Reiches beklagt:

„Eiche, du wirst mir ein Bild! mein väterlich Land
Steht es nicht, Eiche, wie du?
Eiche! dich seh' ich nicht mehr!

„Nicht Jehovahs Keil traf sie, und jüngst noch ist die tiefgewurzelte dem brüllenden Sturme widerstanden. Ihr schwindendes Mark hat sie mit entblättertem Wipfel ohne Krachen auf die kühle Erde gelegt. Auch Deutschland ist nicht mehr, seine ehrwürdige alte Verfassung erlag sich selbst, der Zeit und dem Alter, der Unbeholfenheit, der erkalteten Schätzung ihres Wertes; es bedurfte keines Beils, nur einer gewaltigen, erschütternden Hand, und ihre eigenen Kinder trugen sie zu Grabe, kaum einer besseren, doch einer kräftigeren Mutter gewärtig." Der begeisterte Apologet des alten Reiches, dessen Gefühlswärme uns trotz der Ueberschwenglichkeit mancher Phrase doch wohlthuend berührt, sieht auch in dem letzten Akte des letzten Kaisers den Ausfluß einer „Seelenhoheit, welche die ungeblendete Nachwelt würdigen wird. „Nie erschien der Monarch erhabener, als im Herabsteigen über die Stufen des Thrones, der nicht mehr bestehen konnte, als er aufgehört hatte, der Erste der Welt zu sein. Kalter

Ernst liegt in seinen letzten Worten an die Fürsten und Stände des Reichs, und bezeichnet das Bewußtsein unverletzter Treue und welche Meisterschaft er in diesen Tagen des Umsturzes über seine Gefühle zu behaupten vermöge." Die Art, wie der Kaiser selbst von seiner Abdankung sprach, steht in scharfem Kontraste zu dieser poetischen Auffassung eines gefühlvollen Deutschen. Er fürchtete eine neue französische Invasion seiner Länder und hoffte, dieselbe durch das Eingehen auf Napoleons Forderungen abwenden zu können. „Vielleicht kommt es zu nichts," schrieb er am 31. Juli an seinen Bruder Karl, „und sind es (die Nachrichten über das Vorrücken der Franzosen gegen die österreichischen Grenzen) bloß Demonstrationen Napoleons, damit wir zu der Einteilung des Reiches einstimmen und ich in die Ablehnung der Kaiserwürde willige. Desto besser." [1])

Starke Geister, thatkräftige Naturen, zu denen Friedrich von Gentz in jenen Jahren gerechnet werden durfte, wurden in der Todesstunde des alten Reiches zu der Erkenntnis gedrängt, daß es der Anspannung aller Kräfte, daß es der schwersten Opfer bedürfe, um die Nation zu retten. Am 4. August schrieb Gentz an Johannes von Müller, der alles für immer verloren gab: „Es ist wahr, die Zeiten sind entsetzlich und werden täglich entsetzlicher. Aber waren wir denn auf das, was jetzt geschieht, nicht auch gefaßt? Ist es denn viel schlimmer, als wir es voraussahen? Und kann es denn je so schlimm werden, daß wir von retraite und coin du monde und otium literarium und dergleichen zu sprechen das Recht erhielten? Dürfen wir das, liebster Müller? Steht die Welt auf einem unseligen Punkte still? Treibt ihr ewiger Umschwung nicht mit jedem Tage neue Kombinationen und neue Hoffnungen hervor? Ich beschwöre Sie, verlassen Sie die Sache nicht, auch für große litterarische Arbeiten und Denkmäler immerwährenden Ruhmes, deren Sie ohnehin genug aufgebaut haben, nicht! Seit dem Donnerstage, wo ich von dem russischen Frieden hörte, bin ich freilich auch wie zerschlagen und gelähmt. Vier Wochen arbeitete ich Tag und Nacht an meinem Friedensprojekt; von dem ist seit der gottlosen Konföderation der deutschen Fürsten nun leider kaum ein Fetzen mehr praktisch brauchbar, und der Friede wird nach unsern Grundsätzen schmählich genug ausfallen. Aber je schmählicher, desto größer die Not von Deutschland und desto dringender unser Zuspruch und unsere Hülfe. Legen Sie also ja Ihre Rüstung nicht ab! Denn wenn wir nicht einmal mehr kämpfen wollen, so müssen wir ja notwendig im Schlamme, der uns umgibt, versinken." Aus diesen Zeilen spricht die gleiche Gesinnung, die Gentz in seinen „Fragmenten aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" niedergelegt hat, deren Erscheinen vor wenigen Monaten alle Patrioten erfreut und befriedigt hatte. Der Bund der „Starken, Reinen und Guten", wie gering auch ihre Zahl sein möge, solle die Macht bilden, die noch der Waffengewalt trotzen, die Völker befreien und die Welt beruhigen könne. „Ihr, die ihr im Schiffbruche der Zeit, von Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarste und erste, einen freien, umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heilig-

[1]) Werthheimer, II, 133.

tümer der Menschheit, den Mut, ihnen alles zu opfern, und den Glauben an die Zukunft gerettet. Ihr echte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbesiegbare, in Geist und Wahrheit stets siegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblasenen Weltstürmern, die der Pöbel wie Götter verehrt, vielleicht zum Glück verachtet und gehaßt, — vor allem aber ihr, an die zunächst diese Worte sich richten, des Vaterlandes einsame Zierden, hochherzige, durch kein Unglück bezwungene, eures Namens würdige Deutsche, — ermüdet, verzweifelt nur nicht!"

Gentz beobachtete von Dresden aus, wohin er sich nach dem Frieden von Preßburg begeben, die Stimmung Preußens, er sah voraus, daß man dort dem Kampfe mit dem französischen Imperator nicht werde ausweichen können, er zog die Konsequenzen aus der Auflösung des alten Kaiserreiches und wies in seinen politischen Plänen, die er sein „Friedensprojekt" nannte, dem neuen österreichischen Kaisertum eine Stellung ein, die damals außer ihm kaum jemand vorausgesehen hat. „Ich werde jetzt einen Plan zur Stiftung einer neuen österreichischen Monarchie ausarbeiten. Der Kaiser muß das Reichsregiment mit Würde niederlegen (so schrieb er zwei Tage vor der Veröffentlichung der Abdankungsurkunde); Wien muß aufhören, Residenz zu sein; die deutschen Staaten als Nebenländer, Grenzprovinzen betrachtet; der Sitz der Regierung tief in Ungarn aufgeschlagen; eine neue Konstitution für dieses Land; mit Ungarn, Böhmen, Galizien und was von Deutschland blieb, behauptet man sich noch gegen die Welt, wenn man will; Fiume und Triest müssen um jeden Preis gerettet werden oder wieder erobert, sonst hat dieser Staat keine Wasserkommunikation; alles übrige in größter Fülle, und die Grenzen durch Natur und einige Kunst so zu befestigen, daß der Teufel und seine Legionen nicht eindringen können. Wenn dieses befolgt wird, so sollen Preußen und Deutschland zeitig genug bei dieser neuen Monarchie um Hülfe flehen." Er selbst sah seine Aufgabe darin, dafür zu sorgen, daß diese Hülfe, wenn verlangt, auch gebracht würde. Aber die Zeit und ihre Menschen waren noch nicht danach geartet, sich von den patriotischen Gefühlen und von der politischen Einsicht, die einem Gentz gegeben waren, zu Thaten hinreißen zu lassen.

Napoleon sorgte mit brutaler Grausamkeit dafür, daß die Verbreitung ähnlicher Gesinnungen gehemmt wurde, daß der Schrecken vor seiner gewaltthätigen Justiz selbst beherzte Männer verstummen machte, die ihr Leben nicht nutzlos in die Schanze schlagen wollten. Fast gleichzeitig mit den „Fragmenten" des kühnen publizistischen Parteigängers Englands und Oesterreichs war in Nürnberg eine Schrift erschienen, in der die traurige Lage Deutschlands, das Betragen der französischen Truppen in Baiern beleuchtet und das Wesen und Handeln Napoleons verurteilt wurde. Man kannte den Verfasser des Büchleins „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" nicht, aber man verschaffte sich die Gewißheit darüber, daß es von dem Buchhändler Johann Philipp Palm, der das Steinsche Geschäft in Nürnberg betrieb, verlegt worden war. Der brave Mann, der den Verfasser zu nennen sich weigerte, wurde in seinem Hause gefangen genommen, nach Ansbach und von dort nach Braunau gebracht und auf direkten Befehl von Paris trotz aller von seiner Familie aufgebotenen Für-

bitten nach einer oberflächlichen, kriegsrechtlichen Verhandlung am 26. August erschossen. Ein Blutzeuge des mißhandelten deutschen Volkes, dessen Fürsten ihre Unterthanen gegen ihren „Protektor“ nicht mehr zu schützen vermochten, ein Opfer des Terrorismus, der in dem gewaltigsten Werkzeuge, das sich die Revolution geschmiedet hat, von neuem zur Geltung kam und die Menschheit belehrte, daß kein Emporkömmling, und sei er auch durch seine Genialität über seinesgleichen hoch erhaben, den Ursprung seiner Macht verleugnen kann.

Das Endergebnis des seit dem westfälischen Frieden sich allmählich vollziehenden Auflösungsprozesses des alten Deutschen Reiches war die Zerlegung desselben in Einzelstaaten. Das Haus Oesterreich hatte den größten Teil seiner Besitzungen, durch deren Zusammenfassung es den Anspruch auf die Kaiserwürde erworben und bis zum Ende festgehalten hatte, in einem neuen Kaiserreiche vereinigt; seine Großmachtstellung blieb auch nach den schweren Schlägen, die es im Kampfe mit dem französischen Rivalen erlitten, unerschüttert, sein inneres Wesen zeigte auch nach der Loslösung von den früheren Reichsgenossen nur geringe Veränderungen. Was Pufendorf schon für das siebzehnte Jahrhundert behauptet hatte, erwies sich im neunzehnten als vollkommen zutreffend: Oesterreich konnte seine Ländermasse vom Reiche loslösen, ohne daß es dadurch größeren Gefahren als bisher ausgesetzt gewesen wäre, das Reich aber überlebte in seiner alten Gestalt den Austritt Oesterreichs nicht. Von den übrigen Staaten war überhaupt nur Preußen als selbständige politische Existenz möglich; die andern neuen Königreiche, Kurfürstentümer und Großherzogtümer von Napoleons Gnaden bestanden nur durch den Willen und zum Vorteile Frankreichs, sie verbrauchten einen guten Teil der Kraft des deutschen Volkes für ihre Sonderinteressen, ohne der Gesamtheit etwas andres zu bieten, als die Schmach der Erniedrigung vor einem fremden Machthaber, der sie nach seiner Laune bald mit protzenhafter Begünstigung, bald mit verachtendem Hohne behandelte, jedoch niemals vergaß, sie seinen Zwecken und den Bedürfnissen des französischen Staates dienstbar zu erhalten.

Preußen hatte sich bis jetzt dem Wahne hingegeben, daß es mit Frankreich auf dem Standpunkt der Gleichberechtigung verhandle und seine Interessen unabhängig zu vertreten vermöge, es fühlte sich in seiner neutralen Stellung sicher und mächtig und rechnete mit Zuversicht darauf, daß Frankreich niemals daran denken werde, seine Macht auch über Norddeutschland auszudehnen. Es pochte auf seine militärische Kraft, die sich seit jener Schlacht bei Warschau, in der Kurfürst Friedrich Wilhelm I. das staunende Europa durch das Vorhandensein einer brandenburgischen Armee überrascht hatte, stetig vermehrt hatte, die unter König Friedrich II. den Beweis geliefert hatte, daß sie die aller andern Großmächte an Schlagfertigkeit und Ausdauer übertreffe, es glaubte in seiner durch Friedrich Wilhelm I. begründeten, alle Hülfsmittel des Staates dem Könige zur Verfügung stellenden Verwaltung, die sich auf ein trefflich organisiertes Beamtentum stützte, die Bürgschaft seiner Größe und Unantastbarkeit erblicken zu dürfen. Die lange Friedenszeit hatte einen Wohlstand

geschaffen, der in den höheren Kreisen zur Entfaltung eines für norddeutsche Verhältnisse üppigen Lebens führte und in den produzierenden Ständen, besonders in dem langsam erblühenden Bürgertum, das Verlangen erweckte, sich dem Genusse der mühsam erworbenen Güter hingeben zu können. R. Haym, der Biograph Friedrichs von Gentz, entwirft ein Bild des Berliner Lebens, das vielleicht von einer allzu strengen Anschauung ausgeht, jedoch in den meisten Punkten durch den Einfluß, den es ersichtlich auf die Charakterentwickelung des genialen Mannes genommen, als wahr bestätigt wird. „In seiner eigenen Hauptstadt hatte Preußen sein Capua; Berlin war das Sanssouci, wo man von den Anstrengungen und dem Heldentume des siebenjährigen Krieges ausruhte. Kaum daß in einem arbeitsamen Mittelstande sich Mäßigkeit und Ehrbarkeit erhielt. Die tonangebenden Klassen waren das Militär und die Beamten. Eben sie waren die sittenlosesten und verderbtesten. Seit vollends ein frivoler Hof und ein schwacher, mißleiteter König (Friedrich Wilhelm II.) das übelste Beispiel gab, kannte der Uebermut der Offiziere, die Leichtfertigkeit des hauptstädtischen Lebens keine Grenzen. Eine zügellose Jugend, stets vermehrt durch den wechselnden Zufluß aus den Provinzen, schlürfte in vollen Zügen die Genüsse jeder Art. Der Müßiggang und die Unsittlichkeit ward zum Studium. Von den Freuden der Tafel und des Bechers stürzte man sich in die Aufregung des Spiels und in die Orgien sinnlicher Liebe. Die Korruption der Weiber kam der Gewissenlosigkeit der Männer entgegen; die Sittenlosigkeit ward zur Sitte; die Begehrlichkeit dispensierte von der Scham und zerstörte die Heiligkeit der ehelichen und der Familienbande.“ Die Bedingungen, die Gentz in seinem berühmten Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung für die Entfaltung einer beglückenden Regierung und für die Festigung des preußischen Staatswesens als notwendig vorausgesetzt hatte, waren nicht mehr vorhanden, die ängstliche Sorge des jungen Königs um die Erhaltung des Friedens vermochte bei dem Mangel an Energie, die sich leider mit den sonst vortrefflichen Eigenschaften dieses durchweg ehrenhaften und gutgearteten Monarchen verband, dem preußischen Staate die Kraft nicht wiederzugeben, die er seit dem Tode Friedrichs des Großen eingebüßt hatte. Das persönliche Regiment, das in der „Kabinettsregierung“ zum System geworden war, hielt den Einfluß bedeutender Männer auf die Gestaltung des Staates zurück, unterband die Lebensadern desselben und entfremdete das Volk der Dynastie, weil es nicht mehr unter dem Banne eines gewaltigen Geistes stand, an dessen Walten es Jahrzehnte hindurch fast täglich erinnert worden war. Routinierte, aber ebensowenig willensstarke als höher begabte Beamte, wie Karl Friedrich Beyme und Johann Wilhelm Lombard, die sich niemals über die Stufe brauchbarer Sekretäre erhoben haben, lenkten die Entschließungen des Königs, der, von den Ereignissen stets überrascht, ohne sichern Blick für die Folgen derselben, meist nur dem Augenblick zu genügen suchte. Weil Graf Haugwitz, der schon unter Friedrich Wilhelm II. die äußere Politik geleitet hatte, ebensowenig zu raschen und klaren Entschlüssen neigte, wie der König, behielt er auch unter Friedrich Wilhelm III. die erste Stelle im Rate und leitete die auswärtigen Angelegenheiten im Sinne des Königs, so lange, bis es ihm nicht

mehr möglich war, für die bedingungslose Neutralität um jeden Preis einzutreten. Den Vorwurf, „daß er bei allen äußeren Erfolgen die innere Kraft des Staates gebrochen, daß er dazu mitgewirkt habe, den kriegerischen Geist zu unterdrücken," konnte er sich durch seinen Rücktritt von den Geschäften im Frühling 1804 doch nicht ersparen.[1]) Der Freiherr von Hardenberg, der an seine Stelle trat, war von stärkerem Mißtrauen gegen Napoleon erfüllt als Haugwitz, und hätte seiner Neigung zu einer selbstbewußten nationalen Politik Preußens gerne die Zustimmung des Königs gewonnen; auch er aber konnte mit dem so lange festgehaltenen Neutralitätssysteme nicht plötzlich brechen, da er, so wenig als irgend ein anderer Minister, den König beherrschte. Am deutlichsten ist dies zu Tage getreten, als es sich um die Annahme der Konventionen handelte, die Graf Haugwitz nach seiner Mission auf den mährischen Kriegsschauplatz zuerst in Schönbrunn und danach im Februar 1806 in Paris abgeschlossen hatte. Hardenberg sprach es aus, „daß die Annahme dieser Konvention die Unterwerfung unter den Willen Napoleons in sich schließe, daß man die Achtung der übrigen Mächte verlieren und selbst die Bande lockern werde, welche Nation und Armee, die auf ihre Vergangenheit stolz sein dürfen, mit dem Throne verknüpften." Zum Kriege wollte er aber so wenig raten, als er im Herbste des verflossenen Jahres dafür eingetreten war, die Kooperation mit Oesterreich und Rußland zu beschleunigen. Er schloß sein Gutachten mit dem Hinweise, daß es nur dem Könige zustehe, eine Entscheidung zu ergreifen.[2]) Man staunt über die Naivetät Hardenbergs, der die wahren Absichten Napoleons auch nach seinem diplomatischen Siege über Preußen so wenig durchschaute, daß er unmittelbar vor der Stiftung des Rheinbundes an die Herstellung einer neuen Verfassung für das Deutsche Reich mit Zustimmung Frankreichs glaubte, der zufolge Preußen die Direktion über den größten Teil von Norddeutschland, besonders über Sachsen und Hessen zugestanden werden sollte, ja daß er auch nach der Niederwerfung Oesterreichs, dem kein Gegengewicht entgegenzusetzen mehr notwendig war, es noch für möglich hielt, Napoleon werde freiwillig die Bildung einer norddeutschen Konföderation unter Preußens Führung zugeben. Bald sollte Hardenberg übrigens darüber belehrt werden, daß seine Vorschläge die letzten seien, die bei Napoleon Beachtung finden konnten; denn dieser wurde durch die Veröffentlichung einer Hardenbergschen Note vom 22. Dezember 1805, die unmittelbar nach dem Abschluß des Februarvertrages in England erfolgte, gegen Hardenberg so gereizt, daß er dessen Unterschrift unter dem Vertrage nicht duldete und den preußischen Minister im „Moniteur" als einen Meineidigen, einen Verräter und als den ehrlosesten Menschen in Europa bezeichnete. Als Hardenberg sich darauf vom Könige die Erlaubnis dazu erwirkte, auf den Artikel des „Moniteur" in der „Spenerschen Zeitung" zu antworten und das Einverständnis des Königs mit jener Note vom Dezember 1805 zu konstatieren, geriet er darüber mit dem Kabinettsrat Beyme in einen heftigen Konflikt, der zur Folge hatte, daß sich

---

[1]) Denkschrift Metternichs vom 24. September 1804 bei Hüffer, Die Kabinettsregierung in Preußen und J. W. Lombard.

[2]) Ranke, Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg. I. Bd. 674 ff.

Hardenberg von den Geschäften zurückzog und Haugwitz wieder allein mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut wurde.

Nun schien es, daß die Anhänger der unbedingten Unterwerfung Preußens unter den Willen des französischen Imperators in der Umgebung des Königs dominieren würden. Nur ein Mann gehörte zu den höchsten Beamten des Königs, der sich darüber klar war, was dem Staate vor allem notthue: der Freiherr Karl Friedrich von Stein. Einem reichsritterlichen Geschlechte entsprossen, das seit Jahrhunderten auf dem Steine und in der Nassau residierte, hatte sich dieser freiwillig der preußischen Verwaltung gewidmet, als Oberbergrat und Kammerdirektor in Kleve seine ökonomischen und politischen Kenntnisse, die er durch Reisen nach England und Oesterreich zu erweitern bemüht gewesen war, erfolgreich verwertet und war als Oberpräsident sämtlicher westfälischer Kammern, welche Stelle er seit 1796 bekleidete, in mehrfache Berührung mit dem preußischen Hofe, namentlich mit dem Prinzen Louis Ferdinand, gekommen, dessen geniale Anlagen leider durch ein bisweilen zu ausschweifendes Leben in ihrer Entfaltung gehemmt wurden. Stein beklagte die ungenügende Erziehung Friedrich Wilhelms III. und den Mangel von Persönlichkeiten in seiner Umgebung, die ihm den Anstoß zur Bethätigung seiner trefflichen persönlichen Eigenschaften gegeben hätten. „Kräftigere Männer von höheren Ansichten würden den gesunden Verstand und gemäßigten Willen des jungen Fürsten entwickelt, erhoben, gestärkt, angefeuert haben." In dem Adjutanten des Königs, Generalmajor von Köckeritz, der sein unzertrennlicher Gesellschafter, Freund und Vertrauter war, erblickte er den „Repräsentanten der Gemeinheit und Untergebenheit, der, nur der flachsten Ansichten fähig, nichts wünschte als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, um ungestört seine Spielpartie und seine Tabakspfeife genießen zu können." Die tiefgewurzelte nationale Gesinnung des Freiherrn, die ihn, abgesehen von seiner Befähigung für wirtschaftliche und administrative Aufgaben, über seine Standes- und Berufsgenossen erhob, spricht sich in der an diese Charakteristik angeschlossene Klage aus: „Wie sollte ein solcher Automat Gefühle haben für Nationalehre und Selbständigkeit, begreifen, daß in der Krise, worin unser Zeitalter sich befindet, diese Güter nicht anders als durch Kampf und Anstrengung erhalten werden konnten, und daß Lagen eintraten, wo es Pflicht war, zu einem solchen Kampfe mit Aufopferung seiner Behaglichkeit und Unterbrechung des gewöhnlichen Ganges seiner Vegetation zu raten!" [1]) Nach Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich verkaufte Stein seine Herrschaft Landskron, weil er nicht unter französischer Herrschaft stehen wollte, und erwarb ein Gut an der Warthe. Er schlug den Antrag aus, als Minister in hannoversche Dienste zu treten, folgte jedoch 1804 einem Rufe aus Berlin, das Ministerium für das Accise-, Zoll-, Fabriken- und Kommerzialdepartement zu übernehmen, wozu noch die Bank und die Seehandlung kam. Auf die Gestaltung der äußeren Beziehungen Preußens hatte er als Ressortminister nicht den geringsten Einfluß zu nehmen, dazu waren die Kabinettsräte auserwählt; so lange als irgend möglich glaubte

---

[1]) Pertz, Das Leben des Freiherrn von Stein. III, 172 ff.

und hoffte Stein, daß sich der König zu einer energischen Wahrung der Interessen und der Ehre seines Staates aufraffen werde; um so tiefer ergriff ihn die Schmach des von Haugwitz abgeschlossenen Februarvertrages, und er entschloß sich, unaufgefordert dem Könige ein wahrheitsgetreues Bild der Lage, in die Preußen geraten war, zu entwerfen. So entstand die berühmte Denkschrift vom 27. April 1805, „Darstellung der fehlerhaften Organisation des Kabinetts und der Notwendigkeit der Bildung einer Ministerialkonferenz.“ Mit dieser betrat Stein das Feld der politischen Reform, auf dem er sich die höchsten Verdienste um Preußen und das deutsche Volk zu erwerben berufen war. Nur selten ist einem Fürsten, der sich in gefährlicher Täuschung über den Zustand seines Staatswesens befand, die Wahrheit mit solcher Offenheit und ohne jede Beschönigung vor Augen gestellt worden, wie dem Könige von Preußen durch den Freiherrn von Stein. Er charakterisierte die Thätigkeit der Kabinettsregierung als die einer ungesetzlichen Staatsbehörde, von der die Minister alles Einflusses beraubt werden. „Die Abhängigkeit von Subalternen, die das Gefühl ihrer Selbständigkeit zu einem übermütigen Betragen verleitet, kränkt das Ehrgefühl der obersten Staatsbeamten“ und lockert die Disziplin ihrer Untergebenen, „da ihre Ohnmacht bekannt ist und jeder den Götzen des Tages nahekommen kann . . . Der Monarch selbst lebt in einer gänzlichen Abgeschiedenheit von seinen Ministern, er steht mit ihnen weder in unmittelbarer Geschäftsverbindung, noch in der des Umganges, noch in der der besonderen Korrespondenz; eine Folge dieser Lage ist Einseitigkeit in den Eindrücken, die er erhält, in den Beschlüssen, die er faßt, und Abhängigkeit von seinen Umgebungen.“ Nun folgt eine Beurteilung der beiden Kabinettsräte Beyme und Lombard und des „mit ihnen vereinigten und von ihnen abhängigen Ministers Grafen von Haugwitz“ in entschiedenster Form. „In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft (Lombard), eines Roués, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neuen Staatsgeschichte nicht ihresgleichen findet. Das Leben des mit dem Kabinett affilierten Ministers von Haugwitz ist eine ununterbrochene Folge von Verschrobenheiten oder von Aeußerungen von Verderbtkeit. In seinen akademischen Jahren behandelte er die Wissenschaften seicht und unkräftig, sein Betragen war süßlich und geschmeidig. Er folgte dann den Thoren, die in Deutschland vor dreißig Jahren das Geniewesen trieben, strebte nach dem Nimbus der Heiligkeit, der Lavater umgab, ward Theosophe, Geisterseher und endete mit der Teilnahme an den Gelagen der Rietz, an den Intriguen dieser Frau, verschwendete die dem Staat gehörige Zeit am Lombretisch und seine Kräfte in sinnlichen Genüssen jeder Art. Er ist gebrandmarkt mit dem Namen eines listigen Verräters seiner täglichen Gesellschafterin, eines Mannes ohne Wahrhaftigkeit und eines abgestumpften Wollüstlings. Die Zusammensetzung des Kabinetts ersetzt also nicht durch seine Eigenschaften das Fehlerhafte der Einrichtung selbst, und eine notwendige Folge der Unvollkommenheit der Einrichtung und der Auswahl der Personen ist das Miß-

vergnügen der Bewohner dieses Staates über die gegenwärtige Regierung und die Notwendigkeit einer Veränderung." Stein verlangt die Einrichtung eines Ministerrates aus den Ressortministern, den er „Deputation des Staatsrates" nennt, zu dessen Geschäftskreis alle die Gegenstände gehören würden, die jetzt der unmittelbaren Entscheidung des Königs anheimgegeben waren. Mit dieser Maßregel müsse aber eine Veränderung mit den Personen in Verbindung gebracht werden, denn „die gegenwärtigen Mitglieder des Kabinetts werden sich das untergeordnete Verhältnis, welches ihnen bestimmt ist, entweder nicht gefallen lassen oder es untergraben und hierzu den Einfluß, den Gewohnheit, Kenntnis der Individualität und Geschäftserfahrung gibt, benutzen." „Sollen Seine königliche Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen vorzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Kabinetts zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat entweder sich auflöst oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde. Die Ursachen und die Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hineinstoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle mit unverdienter Schande bedeckt zu verlassen, ohne helfen zu können, oder an denen sich alsdann ereignenden Verworfenheiten teilzunehmen."

Eine Vorhersagung, deren Erfüllung nicht lange auf sich warten lassen sollte, — und trotzdem die Aeußerung einer Gesinnung, aus der man Hoffnung auf die Zukunft schöpfen durfte. Ein Volk, aus dem noch Männer hervorgehen konnten, die im stolzen Bewußtsein der eigenen Tüchtigkeit und Pflichttreue gegen ihren Monarchen eine so ernste und eindringliche Sprache und einen kaum verschleierten Tadel auszusprechen wagten, konnte noch nicht für immer der Unfreiheit verfallen und einer Erhebung unfähig sein. Selbst in unsern Zeiten der konstitutionellen Freiheit klingen uns solche Worte befremdend aus dem Munde eines Staatsdieners, denn wir haben die Erfahrung machen müssen, daß, wenn sie gefallen sind, ihre Urheber des Rechtes enthoben wurden, sie zu wiederholen. Es gibt Staaten mit „liberalen" Verfassungen und „gesinnungstüchtigen" Volksvertretern, in denen man es nicht mehr für möglich halten würde, daß ähnliches an den Stufen des Thrones ausgesprochen werden könnte. Die Denkschrift dürfte wahrscheinlich nur durch die Königin, der sie Stein anvertraute, zur Kenntnis des Königs gelangt sein. [1]) Beachtung fand sie nicht, wenn auch Hardenberg in ihrem Sinne beim Könige thätig war. Die nächste Sorge Friedrich Wilhelms war jetzt, sich für den Fall, als Napoleons Rücksichtslosigkeit noch weitere Akte der Selbsterniedrigung von Preußen verlangen würde, einen Rückhalt zu schaffen. Denn er ahnte bereits, daß der letzte Appell an die Waffen wahrscheinlich nicht mehr vermieden werden könne. Die Sendung des Herzogs von Braunschweig nach Petersburg hatte zu keiner entschiedenen Annäherung geführt, ihre einzige ersichtliche Folge waren die Bemühungen des russischen Gesandten in Paris, Herrn v. Oubril, gleichzeitig aber ohne Einverständnis mit England einen Frieden

[1]) Hüffer a. a. O. 233.

mit Napoleon zu stande zu bringen. Preußens Lage wurde dadurch nicht gebessert. Die Besetzung von Hannover hatte England aufs höchste gereizt, das Manifest, mit dem Preußen diesen Akt zu erklären und zu entschuldigen suchte, erregte Napoleons Mißfallen, die Sperrung der norddeutschen Flußmündungen, zu der sich Preußen von Frankreich zwingen ließ, führte zu Feindseligkeiten mit England und Schweden. Dazu kamen Uebergriffe des neuen Nachbars am Rheine, des Großherzogs von Berg, der Gebiete als zu Kleve gehörig annektierte, die Preußen erst 1802 als Entschädigung für linksrheinische Verluste erworben hatte. In Süddeutschland hatte Preußen seinen Besitz bereits verloren, französische Truppen waren unmittelbar nach dem Februarvertrage in Ansbach eingerückt, Hannover aber, das dafür Ersatz bieten sollte, trug Napoleon in den Verhandlungen mit Lord Yarmouth England an, und Rußland suchte er mit Preußisch-Polen zu locken. Preußen hätte sich als Ersatz mit Fulda, Waldeck und einigen Grafschaften begnügen sollen. Von diesen Absichten Napoleons war das preußische Kabinett jedoch während der Vorbereitungen zur Gründung des Rheinbundes nicht in Kenntnis, es ließ sich vielmehr durch die Aussicht auf Schaffung eines norddeutschen Bundes, die von Frankreich scheinbar gebilligt wurde, über die große Gefahr täuschen, die ihm daraus erwuchs, daß ein gutes Dritteil des alten Reiches der Machtsphäre Frankreichs einverleibt wurde. Graf Haugwitz glaubte durch die Erfüllung eines Wunsches, der selbst Friedrich dem Großen versagt geblieben war, seiner Politik die Krone aufsetzen und dem Könige von Preußen in Norddeutschland eine Stellung schaffen zu können, die der des Kaisers im alten Reiche gleichkam. Es wurde mit Kursachsen und Hessen-Kassel über ein engeres Bündnis verhandelt, dem sich die beiden Staaten nicht abgeneigt zeigten, wenn ihnen namhafte Vergrößerungen dafür gewährleistet wurden. Sie konnten sich mit unleugbarer Berechtigung darauf berufen, daß sie den Lohn für den Beitritt zum Rheinbunde, zu dem sie bereits eingeladen waren, auch nicht gering anzuschlagen hätten. Bedenklich blieb es nur, daß die französische Armee in Süddeutschland noch immer keine Anstalten zum Aufbruche in die Heimat traf und daß General Blücher von Ansammlungen französischer Truppen bei Wesel, an der Lippe und bei Düsseldorf meldete.

Eine Nachricht, die von dem preußischen Gesandten in Paris, Lucchesini, in der Nacht vom 5. auf den 6. August in Berlin eintraf, sollte plötzlich ein grelles Licht auf die Beziehungen Frankreichs zu Preußen werfen und alle Hoffnungen des Königs und seines Kabinetts auf eine friedliche Gestaltung derselben vernichten. Lord Yarmouth hatte in der Weinlaune verraten, daß England Hannover zurückerhalten solle. Lucchesini, der schon seit Mitte Juli auf die Gefahren, die Preußen von Napoleon drohten, aufmerksam gemacht hatte, verständigte seine Regierung von der neuen Treulosigkeit des Kaisers, an deren Thatsächlichkeit er nicht zweifelte. Nun verleitete die Angst vor einer neuen Demütigung die preußische Regierung zu einem übereilten Schritte. Bisher hatte es ihr in den wichtigsten Momenten stets an Selbstgefühl gefehlt, sie hatte vor einem Jahre, als sich Rußland und Oesterreich um die preußische Bundesgenossenschaft bewarben, die Gelegenheit versäumt, die stumpfe Feder ihrer Diplomaten mit dem Schwerte zu vertauschen; jetzt, da sie völlig ohne Zusagen

von Hülfe war, rief sie durch die am 9. August beschlossene Mobilmachung der Armee den Krieg hervor, den Preußen mit seinen militärischen und ökonomischen Mitteln allein zu führen hatte. Der König und Haugwitz tragen die Verantwortung dafür. Hardenberg, der an dem verhängnisvollen Tage von Berlin abwesend war, wurde nicht einmal um seine Meinung gefragt, obwohl die geheimen Unterhandlungen mit Rußland, die auch nach dem von Oubril ohne genügende Vollmacht geschlossenen Frieden fortdauerten, durch ihn vermittelt wurden. Es war übereilt gewesen, daß Preußen nach der Schlacht bei Austerlitz sofort wieder abgerüstet hatte, aber es war noch voreiliger, daß die Rüstungen in einem Zeitpunkte plötzlich wieder aufgenommen wurden, in dem es an den diplomatischen Vorbereitungen für einen mit einiger Zuversicht zu führenden Krieg gänzlich fehlte. Statt Frankreich in Sicherheit zu wiegen und die militärischen Vorkehrungen für den unvermeidlichen Krieg in das tiefste Geheimnis zu hüllen, demonstrierte man jetzt mit der Einberufung der Reserven ohne zureichenden Grund in so auffälliger Weise, daß Napoleon allen Anlaß hatte, die Gegenmaßregeln, zu denen er weit besser vorbereitet war, sofort zu treffen.

Der französische Kaiser hat jedoch damals den Krieg mit Preußen nicht vom Zaun brechen wollen, er wurde durch die Nachricht von den preußischen Rüstungen, die am 20. August in Paris eintraf, hauptsächlich deshalb so erbittert, weil er davon überrascht wurde; weil er ferner an den Abschluß des von Oubril angenommenen Friedenstraktates glaubte und mit Recht voraussetzen mußte, daß die Irrungen mit Preußen den Frieden mit Rußland hindern könnten. Er leugnete jede feindliche Absicht, erklärte die Mitteilungen Lucchesinis für Ausgeburten einer Phantasie, die durch blinde Furcht gereizt sei, und verlangte die Abberufung desselben. In Berlin ging man darauf ein und sandte den General v. Knobelsdorf nach Paris, der daselbst von der französischen Kaiserkrönung her bekannt und wohlgelitten war. Die Aufklärungen, die der französische Gesandte Laforest aus Berlin gab, genügten Napoleon jedoch ebensowenig als die Versicherung Knobelsdorfs, daß sich der König nur gegen einen Ueberfall habe sichern wollen und noch immer zu einer Verständigung mit Frankreich bereit sei. Der ganze August wurde von beiden Seiten dazu verwendet, den Gegner über die wahren Absichten, die man hegte, zu täuschen. Erst als in den ersten Tagen Septembers die Nachricht aus Petersburg eintraf, daß der Zar den Friedensentwurf Oubrils verworfen hatte, wurden Maßregeln zur Einreihung von 50000 Rekruten in die 3. und 4. Bataillone der noch in Deutschland stehenden „großen" Armee angeordnet und erhielt Berthier die Weisung, auf der Straße von Bamberg nach Berlin heimlich Rekognoszierungen vornehmen zu lassen.

In den patriotisch gesinnten Kreisen Berlins war die Mobilmachung als ein Zeichen der im Könige erwachenden Thatkraft und Selbstachtung mit Befriedigung aufgenommen worden, weil man die Ungunst der Verhältnisse, unter denen der Krieg begonnen werden konnte, nicht erkannte. Die Meinung am Hofe und in der Armee ging jedoch dahin, daß die militärischen Maßregeln nicht die gewünschte Bedeutung haben würden, wenn die Leitung der äußeren

und inneren Politik nicht in andere Hände gelegt werde. Graf Haugwitz hatte alle Achtung verloren, Beyme und Lombard hielt man für Verräter. Der Generallieutenant Rüchel, der junge Prinz von Braunschweig-Oels und der Prinz von Oranien äußerten nacheinander teils schriftlich, teils mündlich ihre Bedenken gegen den Fortbestand der Kabinettsregierung gegenüber dem Könige, Hardenberg suchte durch die Königin auf ihren Gemahl zu wirken; es war jedoch kein nachhaltiger Eindruck zu erzielen, obwohl sich die hohe Frau, der sich das Vertrauen und die Hoffnung aller zuwandte, denen die Gefahr des Staates zu Herzen ging, mit allem Ernste bemühte, den Ratschlägen, die sie für richtig erkannte, beim Könige Gehör zu verschaffen. Endlich vereinigten sich die Prinzen Heinrich und Wilhelm, Brüder des Königs, der Prinz Louis Ferdinand, der Prinz von Oranien mit Stein, Rüchel und dem General Phull zu einer neuen Denkschrift, die von Johannes v. Müller verfaßt worden war. In derselben wird die Lage des Staates mit wahrem Freimute geschildert. „Was geschehen," wird darin gesagt, „ist nichts im Vergleiche des Bevorstehenden ... Die Augen von ganz Deutschland suchen Eure Majestät. Man kann nicht begreifen, wie das schöne, unüberwundene Heer Friedrichs, das durch so viele große und schwere Schlachten so herrlich hervorleuchtet und welchem Euere Majestät selbst die größte Aufmerksamkeit schenken, für die Erhaltung so heiliger Interessen nicht verwendet wird ... Eure königliche Majestät werden bemerkt haben, und wir können alle Denselben auf das teuerste versichern, daß alle preußischen Völkerschaften und alle Corps der Armee in voller Begeisterung dazu bereit sind, für die Ehre Eurer Majestät, für die Fortdauer des glorreichen preußischen Thrones und Ihres Hauses und für die fernere Freiheit und Glückseligkeit des gemeinschaftlichen Vaterlandes alles zu wagen und auch das Leben freudig hinzugeben. Mit Unruhe denkt man sich die Möglichkeit, auch diese Nationalanstrengung, diesen großen Aufwand, diese allgemeine Erwartung durch die Leichtgläubigkeit oder Heuchelei eines anderen Unterhändlers und eben desselben Kabinetts getäuscht und vereitelt zu sehen ... Die ganze Armee, das ganze Publikum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Kabinett Eurer Majestät, wie es gegenwärtig organisiert ist. Dies Kabinett, welches nach und nach zwischen Eure Majestät und das Ministerium sich so eingedrungen hat, daß jedermann weiß, es geschehe alles durch die drei oder vier Männer, hat besonders in Staatssachen alles Zutrauen längst eingebüßt ... Die öffentliche Stimme redet von Bestechung. Dies wollen wir ununtersucht lassen, denn auch Vorurteile und andere persönliche Neigungen und Verhältnisse können zu eben so schlechten Handlungen verleiten wie das Geld. Genug, die allgemeine auf notorische Thatsachen gegründete Ueberzeugung ist, daß es mit Bonaparte auf alle Weise kolludiert und entweder den Frieden durch die schändlichste Nachgiebigkeit erkaufen, oder im Kriege äußerst schwache Maßregeln ergreifen, oder wenn Eure Majestät kräftige vorschreiben und ehrenvolle Generale sie auch herzhaft ausführen wollen, dieselben lähmen, wo nicht verraten und hierdurch über Eure Majestät, über Dero ganzes Haus und getreue Unterthanen das äußerste Unglück bringen wird ..." Schließlich wird geradezu die Entfernung des Grafen Haugwitz, der Kabinettsräte Beyme und Lombard verlangt,

da nur auf diese Weise die allgemeine Furcht, durch das Kabinett an Bonaparte verraten zu werden, zerstreut werden könne.

Der König nahm diese Eingabe, die ihm durch den Adjutanten Rüchels zugemittelt wurde, höchst ungütig auf, und gab dies den Unterzeichnern des Schriftstückes teils mündlich, teils schriftlich in ziemlich harten Ausdrücken zu wissen. Auch Hardenbergs gleichzeitige Vorstellungen, daß von Rußland keine bindenden Zusicherungen zu erwarten seien, wenn Haugwitz im Amt bliebe, wurden nicht berücksichtigt. Die von Hardenberg geführten geheimen Unterhandlungen wurden abgebrochen, obwohl Rußland einem festen Bündnisse nicht abgeneigt gewesen wäre. Kaiser Alexander hatte den von Oubril geschlossenen Friedenstraktat verworfen und den voreiligen Diplomaten aus seinem Dienste entlassen; er machte große Rüstungen zum Kriege und sah mit Spannung einer Uebereinkunft mit Preußen entgegen. Aber erst am 18. September ging der Oberstlieutenant v. Krusemarck mit der Bitte um ein Hülfscorps von 60000 Mann nach Petersburg ab. „Die Schlachten von Jena und Auerstädt waren geliefert, ehe die Antwort darauf eingehen konnte,“ bemerkt Hardenberg mit vollem Rechte. Ebensowenig als mit Rußland befliß sich die preußische Regierung der Unterhandlung mit Oesterreich und jenen Mächten, die für den nordischen Bund unter Preußens Führung gewonnen werden sollten. „Der hessische und der sächsische Minister konnten selbst gar nicht begreifen, warum man eine so dringende Angelegenheit nicht ernster betrieb.“ Graf Haugwitz bemühte sich aber trotzdem nicht um den Frieden, sondern gab sich, um seine Stellung zu retten, den Anschein, als wenn er unter den gegebenen Verhältnissen zum Kriege fest entschlossen sei. Er war es jedoch so wenig als der König, der bis zum letzten Augenblicke an den Ausbruch der Feindseligkeiten nicht glaubte. Napoleon that seinerseits alles, um den König über seine eigenen Absichten zu täuschen, er ließ seinen Gesandten in Berlin absichtlich in Unkenntnis über dieselben, damit der Gesandte um so unbefangener dem Könige gegenübertreten könne. Die den Krieg im größten Umfange vorbereitenden Befehle ergingen jedoch schon seit dem 5. September ohne Unterbrechung, ihre Ausführung war am Ende des Monates nahezu beendet. Die Waffen konnten zu Worte kommen.

Die preußische Armee bestand im Jahre 1806 [1]) aus 174 Feldbataillonen und 2 Compagnien, 58 dritten oder Ersatzbataillonen Infanterie, 255 Eskadronen, 36 Fußbatterien und 20 reitenden Batterien zu je 6 zwölfpfündigen und sechspfündigen Geschützen und 2 zehnpfündigen und siebenpfündigen Haubitzen. Die Gesamtstärke wird auf 210000—240000 Mann berechnet, wenn sämtliche Ansätze erreicht worden wären. Da jedoch in Ostpreußen, Südpreußen und Schlesien 33—38000 Mann gar nicht mobilisiert wurden, so

[1]) Hauptwerke über den Feldzug sind die von Höpfner, 4 Bde., 1. Aufl. 1849, 2. Aufl. 1855. Lettow-Vorbeck, 3 Bde. 1891—93. Clausewitz, herausg. in den kriegsgeschichtlichen Einzelschriften 1888. Hohenlohe-Ingelfingen, Strategische Briefe I, 1887. Binder-Kriegelstein, Zur Psychologie des großen Krieges, II, 1893. Max Lehmann, Scharnhorst, 2 Bde. 1886.

blieben nach Clausewitz, der 186000 Mann Feldtruppen des vollen Etats berechnet, für das Kriegstheater 148000 Mann, und nach Abzug der Truppen in Westfalen und der Festungsbesatzungen 130000 Mann, die sich aber thatsächlich beim Aufmarsche auf 110000 reduzierten. Dazu kamen etwa 18000 Sachsen, die jedoch erst am 10. September mobilisiert wurden, so daß sie erst kurz vor den Entscheidungsschlachten auf dem Kriegsschauplatz erschienen. Der Kurfürst von Hessen, Mecklenburg, Braunschweig, Anhalt und die sächsischen Herzogtümer mit Ausnahme von Weimar, das ein Schützenbataillon und 40 Husaren stellte, blieben neutral. Preußen hat nichts gethan, diese Staaten, die doch als Mitglieder des norddeutschen Bundes gedacht worden waren, zur Hülfeleistung zu zwingen, obwohl dies in seiner Macht gestanden wäre. von Lettow-Vorbeck, der neueste fachmännische Beurteiler des Krieges von 1806, setzt die Gesamtheit aller nichtmobilisierten preußischen und sächsischen Truppen und die der Kontingente aller neutral gebliebenen norddeutschen Staaten mit 71000 Mann an.

Der Charakter und der Geist der Armee, die nun dazu berufen war, gegen die sieggewohnten Truppen Frankreichs zu kämpfen, die sich Napoleon herangezogen hatte, vielleicht der erfindungsreichste Feldherr aller Zeiten, gewiß der größte Organisator, berechnete die Hoffnung auf Erfolge nicht. Es war die Armee Friedrichs des Großen — aber ohne diesen; seit seinem Tode fehlte ihr die Seele, von der das Leben ausgeht. Die meisten militärischen Einrichtungen gingen auf den großen König, manche noch auf Friedrich Wilhelm I. zurück. Noch dienten viele Ausländer neben den Söhnen des eigenen Landes, noch beruhte die Heeresergänzung auf dem Kantonsysteme, das zwar von dem Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht ausgegangen war, aber durch die zahlreichen Befreiungen die wohlhabenden und intelligenten Klassen dem Kriegsdienste entzog und die größte Last auf den ärmsten Teil der Bevölkerung wälzte; noch war der Adel, der kleine Landadel und der Militäradel, einseitig bevorzugt, waren fast alle Offizierstellen in seinen Händen, noch wurde musterhaft exerziert und paradiert, wie es vor siebzig Jahren in Potsdam zum Staunen von Europa eingeführt worden war. Aber es fehlte der gewaltige Wille des Königs, der alle Kräfte zu wecken und zu leiten, der Meister, der das Werkzeug zu handhaben verstand. Es waren zwar genug Generale vorhanden, die an der Seite und unter dem Kommando des königlichen Feldherrn den preußischen Staat in so vielen Schlachten gerettet hatten, aber sie bedeuteten für sich allein nichts, sie waren nicht geschaffen zu befehlen, weil sie nur zu gehorchen und das auszuführen gelernt hatten, was ein andrer für sie ersonnen hatte. Die Nachfolger Friedrichs des Großen hatten sein Erbe nicht zum Gemeingut des Volkes zu machen gewußt, das Nationalgefühl war nicht gepflegt, die Kriegsehre nicht ein kostbares Gut aller Staatsbürger geworden. Noch weniger aber war man in Preußen beflissen gewesen, sich die Erfahrungen der letzten Feldzüge zu nutze zu machen, die Vorzüge der Revolutionsarmeen zu studieren und die eigene Heeresmacht derselben teilhaftig zu machen. Es gab keine geschlossenen Verbände, in denen die drei Waffengattungen zu organischen Einheiten verbunden gewesen wären, kein anderes Verpflegungssystem, als das auf der Er-

richtung von großen Armeemagazinen beruhende; man verpönte prinzipiell die Requsitionen, machte dadurch die Operationen von bestimmten Punkten abhängig, an denen die Vorräte aufgespeichert waren, sorgte weder für feldmäßige Uniformierung, noch für zeitgemäße Bewaffnung. Die thatsächliche Dienstzeit genügte nicht zur Ausbildung der Truppen für den Felddienst, nur für die Parade konnte geübt werden, kriegsmäßige Kommandos zu erlernen, gab es für den Offizier keine Gelegenheit. Und was das schlimmste war: durch die Einrichtung der sogenannten „Freiwächter", 26 Mann bei jeder Infanteriecompagnie, die noch von dem geringen Friedensstande beurlaubt werden konnten, war die Friedenszeit die den materiellen Interessen der Compagniecommandanten am günstigsten; denn diese durften die Löhnungen der Beurlaubten für sich behalten und fanden darin ein Mittel zur Erhöhung ihrer ungenügenden Bezüge, deren sie zur Erhaltung ihrer Familien bedurften. In dem Augenblicke des Ausmarsches, wenn Weib und Kind versorgt werden sollten, versagten diese Aushülfen, ein Umstand, der nicht dazu beitragen konnte, eine freudige Stimmung in den Männern hervorzurufen, die im Begriffe standen, ihr Leben dem Könige zu opfern. Das Soldatenmaterial konnte auch bescheidene Ansprüche nicht befriedigen; die geworbenen Ausländer gehörten meistenteils der Hefe des Volkes an. „Höchstens die eine Hälfte derselben," sagt General Boyen, „waren leichtsinnige, aber nicht durchaus verderbte Menschen, während die andre Hälfte aus nichtsnutzigen Wesen bestand, die das Desertieren von einem Dienst zum andern zum Gewerbe ihres Lebens machten, um sich mit dem neuen Handgeld berauschen zu können, sich aber in der Zwischenzeit durch Betrug und Diebstahl eine Zulage in ihrer Garnison zu erhaschen suchten." Gegen die mit besonderer Virtuosität gehandhabte Desertion waren drakonische Strafbestimmungen notwendig, die jedoch unter dem milden Regimente Friedrich Wilhelms III. fast niemals zur Anwendung kamen. Es war zwar über eine neue Heeresorganisation auf Grundlage einer ernst gemeinten allgemeinen Wehrpflicht verhandelt worden. Major von Knesebeck hatte eine Vorlage dazu ausgearbeitet, sie war aber von den maßgebenden Kreisen, in denen die Unübertrefflichkeit des preußischen Heerwesens als Dogma feststand, verworfen worden. Auch die Reformbestrebungen Scharnhorsts waren fast ohne Erfolg geblieben. Dieser außerordentliche Mann, an dessen Namen sich die Wiedergeburt des kriegerischen Geistes der deutschen Nation knüpft, war als Sohn eines niedersächsischen Kleinbauern am 12. November 1755 geboren worden und zuerst in die Dienste des Grafen Schaumburg-Bückeburg getreten, der seine Unterthanen insgesamt wehrhaft gemacht und auf dem Wilhelmstein eine Musterschule für die Artillerie errichtet hatte. Seine weitere Ausbildung erhielt er an der Artillerieakademie zu Hannover, machte als Kapitän die Feldzüge von 1793 und 1794 mit und kam als Aidegeneralquartiermeister ins Hauptquartier; 1801 ging er nach Preußen, dozierte als Oberstlieutenant an der Berliner Militärschule und kam 1804 in den preußischen Generalstab. Er hatte schon 1801 in drei Denkschriften auseinandergesetzt, in welcher Weise die Kriegführung nach den Erfahrungen der Revolutionskriege umgestaltet werden müsse, und war insbesondere für die Errichtung von Armeedivisionen aus allen Waffengattungen eingetreten; gestützt auf

die traurigen Beobachtungen bei der Mobilisierung im Herbst 1805 entwarf er nunmehr den Plan für die Bildung einer Reservearmee und einer Miliz, deren Stärke er auf 300000 Mann veranschlagte. „Nur die ganze Macht kann imponieren und zu großen Thaten führen", war sein Grundgedanke. Die Miliz sollte bei richtiger Verwendung beinahe so viel wie Feldtruppen leisten können, doch dürfe sie niemals allein operieren, sondern immer in Verbindung mit Feldtruppen. „Sie soll die durchschnittenen Gegenden besetzen und diejenigen Feldtruppen verstärken, welche zum Figurieren bestimmt sind, welche falsche Angriffe zu machen, den Feind in Respekt zu erhalten, gewisse Posten zu verteidigen haben. Ihr fallen die Verrichtungen zu, welche bei den Römern die Leichtbewaffneten hatten. Sie geht die Nebenwege, besetzt die vorliegenden Gehölze und Gebüsche, fällt dem Feinde in die Flanke und agiert überall da, wo es mehr auf die geschickte Benutzung der Umstände, mehr auf das zerstreute Gefecht, weniger auf das regelmäßige Gefecht ankommt." [1]) Die Miliz sollte also die Feldarmee nicht verdrängen, sondern ergänzen; durch sie hoffte er den moralischen Wert der gesamten Kriegsmacht zu erhöhen, auf den er das größte Gewicht legte. Mit den unfähigen Befehlshabern wollte er aufgeräumt sehen, die Zahl der hohen Kommandos sollte verringert, den Inhabern derselben aber die höchste Verantwortung auferlegt, dafür aber ihre tüchtigen Leistungen sofort belohnt, ihre Unterlassungen bestraft werden. Nicht die ungewöhnliche Begabung eines Führers sichere den Sieg, sondern vor allem die Charakterfestigkeit des Volkes. „Ist die Notwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke erkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Thaten erfordert, als der Entschluß des Anführers, zu siegen oder zu sterben. Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen. Dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten. Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes; wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren, auch selbst im Laufe der großen Siege."

Die Denkschrift, in der Scharnhorst diese Gedanken niederlegte, hatte dasselbe Schicksal, wie die des Freiherrn von Stein, mit der sie fast zu gleicher Zeit dem Könige mitgeteilt wurde; sie konnte von den Männern, auf die der König zu hören gewohnt war, unmöglich verstanden werden, in ihr wehte der Geist einer neuen Zeit, deren Morgenrot auf den Schlachtfeldern anbrach, in denen Napoleon die Werkzeuge des alten Regimes in den Staub getreten hat. Als Scharnhorst seine Ideen entwickelte, wußte er wohl auch nicht, daß der Ausbruch des Krieges so nahe bevorstehe, am wenigsten nahm er an, daß ihn Preußen werde allein führen müssen. Gleichzeitig mit der Mobilisierung war die Organisation, die er verlangte, wohl nicht mehr durchführbar. Ihr den nötigen Spielraum zu schaffen, wäre die Aufgabe der Diplomatie gewesen. Charakterlose Diplomaten werden aber immer überrumpelt, weil sie den Mangel der Entschlußfähigkeit, an dem sie leiden, auch beim Gegner annehmen. Dies mußten die preußischen im Jahre 1806 erfahren, die zuerst die Vorbereitungen

[1]) Lehmann. Scharnhorst, I, 378 ff.

für den Krieg und den Abschluß wertvoller Allianzen für unnotwendig erklärten, weil sie überzeugt waren, den Krieg durch Unterwürfigkeit gegen Napoleon vermeiden zu können: dann aber, als sie die Angriffsfront des neuen Cäsar demaskiert vor sich sahen, keinen Ausweg fanden, um Zeit zu gewinnen und der bewaffneten Macht die Gelegenheit zur ausreichenden Rüstung zu verschaffen. Die Notwendigkeit des Krieges wurde ganz plötzlich vor aller Welt ausgerufen, ehe irgend eine Verständigung über die Mitwirkung Rußlands erzielt war und ohne auch nur die geringste Bürgschaft für eine parallele Aktion Oesterreichs zu besitzen.

Die ersten Kabinettsbefehle für die Versammlung der preußischen Streitkräfte wurden vom Könige am 25. August ausgegeben. Sie beruhten auf einem Gutachten des Herzogs von Braunschweig, das wesentlich von Scharnhorst beeinflußt war. Der Grundgedanke dabei war die Aufstellung einer Hauptarmee in Thüringen. Scharnhorst hatte ursprünglich eine zweite Armee an der Weser und zwei Reservearmeen bei Magdeburg und Torgau verlangt; als jedoch die Rechtsschiebung der französischen Streitkräfte den Schluß gestattete, daß von Holland und dem Niederrheine aus kein Angriff zu besorgen sein werde, trat der Herzog von Braunschweig, wahrscheinlich im Einverständnisse mit Scharnhorst, für die Vereinigung aller Streitkräfte in Thüringen ein. Dieser, der napoleonischen Krieführung angepaßte, durchaus richtige Vorschlag, durch den die gesamte Macht Preußens zusammengehalten worden wäre, wurde jedoch nicht durchgeführt, sondern der Plan des Generalstabsmajors Rauch angenommen, der zwar seine Hauptmacht bei Naumburg beibehielt, jedoch die selbständige Verwendung von Flügelcorps zur Deckung von Hessen und Kursachsen verlangte. Der Herzog von Braunschweig hatte nicht die Kraft, auf der Anerkennung seiner ursprünglichen, so richtigen Meinung zu beharren. Damit hat er bereits die Stellung, die einem Feldherrn vor allem zukommen muß, aufgegeben, und das Ansehen, das auf der Verwertung seiner Macht zu einer bewußten, selbständigen und freien Entscheidung liegt, verloren. Die Rauchschen Ideen führten zu der Zersplitterung der Kräfte, die im Augenblicke der Gefahr nicht mehr gutgemacht werden konnte. Die Vorschiebung der preußischen Truppen an die Weser und nach Thüringen hätte Bedeutung haben können, wenn man dadurch die Hülfe der norddeutschen Staaten erzwungen und rücksichtslos darauf hingearbeitet hätte, nicht nur das ganze sächsische Kontingent in voller Kriegsstärke und die hessischen Truppen, sondern jeden waffentragenden Mann in Anhalt, Braunschweig und Mecklenburg vor den Feind zu rufen; dazu konnte man sich jedoch nicht entschließen, man gestattete den vorsichtigen kleinen Nachbarn, unter dem bequemen Mantel der Neutralität, mit dem ja Preußen selbst so lange seine Blößen bedeckt hatte, die Wendung der Dinge abzuwarten, und verzichtete, nicht aus Stolz oder Uebermut, sondern aus Mangel an Energie, auf die Mitwirkung von Tausenden von Streitern, die man dringend benötigt hätte, um gegen die Ueberzahl des Gegners aufkommen zu können. Bei Napoleon haben sich die neutralen Schlauköpfe nicht jenen Stein im Brette erworben, den sie sich zu schaffen beabsichtigt hatten, er wurde durch ihre unpatriotische Haltung nur in der Ueberzeugung bestärkt, daß auch er auf sie nicht zählen könne und

am besten über sie zur Tagesordnung übergehe. Er hatte auch nicht vorausgesetzt, daß Preußen sich um ihretwillen in eine gefährliche Stellung begeben werde, sondern angenommen, daß er die preußische Armee erst hinter der Elbe finden werde, wo sie die russischen Kolonnen aufnehmen könnte. Er war nicht darauf vorbereitet, daß die Fehler der Oesterreicher vom verflossenen Jahre so gänzlich spurlos an den preußischen Generalen vorübergegangen waren, daß ein seichter Schwätzer, wie der Oberst von Massenbach, der sich in ähnlichen Ratomontaden erging, wie der General Mack, mit seinen unsinnigen Phrasen Beachtung finden könne. Der Inhalt seines Operationsplanes ist zu bezeichnend für die Geistesrichtung, die im preußischen Hauptquartier herrschend war, als daß wir sie übergehen könnten. „Sobald die Armee bei Magdeburg," doziert Massenbach, „versammelt ist, werden zwei Flügelcorps auf einen Tagemarsch Abstand von der Hauptarmee formiert. Die Armee sucht den Feind auf, er stehe wo er wolle; hat sie ihn an der niederen Weser gefunden und geschlagen und es steht eine zweite feindliche Armee an der oberen Weser, so marschiert sie nach gewonnener Schlacht dahin links ab; sie überschreitet diesen Fluß und die Ems, um überall den Feind aufzusuchen und zu schlagen. Sie schlägt, was vor ihr steht, unbekümmert um das, was ihr der Feind in die Flanken geworfen haben kann; wir haben keine Flanken und keinen Rücken, da wir leben, wo wir stehen. Wie ein reißender Strom wirft sie alle Dämme, die der Feind ihr in der Front entgegensetzt, nieder; die Flankenmanöver des Feindes werden bald wie ein Nebel zertreten . . . Man fasse eine große Idee; ich habe diese Idee hingeworfen. Diese Idee muß jeden ansprechen, der sich nicht ewig im engen Kreise bewegen will; man führe das, was ich seit Monaten kalt und ruhig überdachte, mit Feuergeist aus!" Der Mann, der dies schrieb, stammte zwar aus dem württembergischen Franken, aber daß er es zum preußischen Generalstabschef bringen konnte, war doch nicht allein seine Schuld, noch weniger, daß er auf die Art des Aufmarsches in Thüringen einen hervorragenden Einfluß nehmen durfte.

In den Tagen vom 21. bis zum letzten September rückte die Hauptarmee unter dem unmittelbaren Befehle des Herzogs von Braunschweig in die Saalegegend zwischen Naumburg, Querfurt und Merseburg; sie bestand aus der Avantgardedivision unter Karl August von Sachsen-Weimar, den Divisionen Schmettau, Wartensleben und Oranien und der Reserve unter General Kalckreuth, der ebenfalls zwei Divisionen formierte, zusammen 62 Bataillone, 90 Eskadronen, 18 Batterien mit 58300 Mann.

Zwischen Chemnitz und Zwickau sammelte sich die Armee des Fürsten Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen: die Avantgardedivision unter dem Prinzen Louis Ferdinand, die Divisionen Zezschwitz und Grawert, die Reservedivision Prittwitz und das aus Bayreuth zurückgezogene schwache Corps Tauentzien, zusammen 50 Bataillone, 77 Eskadronen und 15 Batterien mit 46500 Mann. General Rüchel mit 12 Bataillonen, 25 Eskadronen und 2½ Batterien stand zwischen Wanfried und Tennstedt bei Mühlhausen; Blücher, der nach Hessen bestimmt gewesen war, wegen der Neutralitätserklärung des Kurfürsten aber die Grenze nicht überschreiten durfte, mit 12 Bataillonen, 15 Eskadronen und

3 Batterien bei Göttingen. Beim Herzoge von Braunschweig war Scharnhorst, beim Fürsten Hohenlohe Massenbach Generalstabschef. Im Gefolge des Königs, der mit der Königin am 23. September in Naumburg eingetroffen war, befanden sich noch der 81jährige Feldmarschall Möllendorf, die Generale Phull, Köckeritz, Oberst Kleist und Major Rauch vom Generalstab. Der König übernahm das Oberkommando nicht, seine Anwesenheit beim Heere trug jedoch dazu bei, den kommandierenden General von Verantwortung zu entlasten, da der König an den Beratungen über die Operationen teilnahm. Sein Verhalten im



Feldzuge selbst war also ein ebenso unentschiedenes als die Politik, die zu diesem Feldzuge geführt hatte.

Napoleon war seit dem 5. September zum Kriege entschlossen, er mußte ihn in ähnlicher Weise, wie 1805, damit beginnen, die Preußen aufzusuchen und zu schlagen, bevor die Russen ihnen zu Hülfe kommen konnten; es war ihm daher sehr erwünscht, daß sie ihm entgegenrückten. Er hat mit der Ausgabe der Marschbefehle für die Corps, die bereits in Süddeutschland darauf warteten, solange als möglich gezögert, um die Preußen ja nicht durch vorzeitigen Anmarsch seiner Streitkräfte an die Elbe zurückzuschrecken; vielleicht auch, weil er einen Stillstand in den preußischen Rüstungen zu erreichen glaubte. 6 Corps und 6 Kavalleriedivisionen standen ihm zur Verfügung; sie langten

insgesamt am 3. Oktober in den ihnen zugewiesenen Stellungen an: das IV. Corps Soult von Braunau in Amberg, das III. Corps Davoust von Nördlingen in Bamberg, das I. Corps Bernadotte von Ansbach in Bamberg, das VI. Corps Ney von Altdorf in Ansbach, das V. Corps Lefevbre von Dinkelsbühl in Königshofen, das VII. Augereau von Dietz in Frankfurt. Die Kavalleriedivisionen waren an demselben Tage längs des Mains gegen Würzburg vorgerückt. Es waren insgesamt 160000 Mann, ohne das bei Mainz in Bildung begriffene VIII. Corps Mortier und ohne die Kontingente von Baiern, Württemberg, Baden und den kleineren Rheinbundsfürsten, von denen zunächst eine bairische Division auf den Kriegsfuß gesetzt war.

Napoleon langte am 28. September in Mainz an und leitete von dort am 29. die Operationen ein, deren Plan bis dahin noch niemandem, auch nicht seinem Generalquartiermeister Berthier, bekannt geworden war; der Kaiser hat ihn wahrscheinlich erst auf der Reise von Paris nach Mainz in allen Einzelheiten durchdacht. Die Hauptrichtung war für ihn von vornherein offenbar völlig klar gewesen, es konnte nur der nächste Weg von der bairischen Donau nach Berlin sein, und dieser führte über Thüringen. Diversionen, die zur Teilung seiner Armee führen mußten, waren niemals nach seinem Geschmacke, er wollte seine ganze Kraft beisammenhalten und damit jeden Augenblick selbst handeln können, ohne von der mehr oder minder geschickten Mitwirkung eines andern abhängig zu sein. Am 30. September schrieb er seinem Bruder Louis, der bei Wesel mit seinem kleinen holländischen Corps möglichst demonstrativ aufzutreten hatte, ohne sich jedoch irgend einer Gefahr auszusetzen: „Meine ersten Märsche bedrohen das Herz der preußischen Monarchie und die Entwickelung meiner Kräfte wird so imposant und schnell sein, daß wahrscheinlich die ganze preußische Armee aus Westfalen auf Magdeburg gehen und sich alles in Bewegung setzen wird, um die Hauptstadt zu verteidigen." [1]) Drei Straßen waren für den Vormarsch bestimmt: Bayreuth-Hof, Bamberg-Kronach-Saalburg und Bamberg-Koburg-Saalfeld; die Stärke des rechten Flügels betrug 50000, der Mitte 70000, des linken Flügels 40000 Mann. „Mit dieser so bedeutenden Ueberlegenheit auf engem Raume vereinigt," schreibt der Kaiser am 5. Oktober an Soult, „fühlen Sie wohl, daß ich nichts dem Zufall überlasse, sondern in der Lage bin, den Feind überall, wo er standhalten will, mit doppelter Stärke anzugreifen."

An demselben Tage, an welchem Napoleon mit der größten Zuversicht und einem beispiellosen Vertrauen auf die Richtigkeit und den Erfolg seiner Maßnahmen

---

[1]) Man hat in neuester Zeit diesen Operationsplan ungünstig beurteilt. Prinz Hohenlohe findet, daß Napoleon nicht die Heeresmacht des Gegners, sondern zwei geographische Punkte, Berlin und Dresden, zum Ziele seiner Operationen gemacht habe und Herr v. Sybel (im 5. Bde. seiner „Begründung des Deutschen Reiches") tadelt es, daß Napoleon seinen Unterbefehlshabern zu wenig Spielraum für eigene, den Verhältnissen angepaßte Entschließungen gelassen und zu sehr auf die Unfähigkeit der Gegner gerechnet habe. Die Parallele, die Sybel zwischen Napoleon und Moltke herstellt, zeigt, daß er nicht militärisch zu denken gewohnt ist. v. Lettow-Vorbeck weist ihm das treffend nach und führt auch die Ansicht Hohenlohes auf einen Irrtum desselben zurück.

den Feldzug einleitete, wurde in Erfurt großer Kriegsrat der preußischen Generale unter Mitwirkung des Königs gehalten. Man hatte zwar am 25. September beschlossen gehabt, eine allgemeine Vorwärtsbewegung der Hauptarmee und der Armee Hohenlohes einzuleiten, der zufolge am 11. und 12. Oktober der Thüringer Wald überschritten werden sollte. Rüchel hätte von Eisenach gegen Fulda vorgehen und sein Corps dabei für die Avantgarde der gegen den Rhein marschierenden Hauptarmee ausgeben sollen, ein auf 10 Bataillone und 10 Eskadronen zu setzendes linkes Flügelcorps unter Tauentzien hätte gegen Hof, Amberg, Nürnberg demonstrieren sollen. Man glaubte den Feind überraschen, „in seinen Quartieren überfallen zu können". Nachdem aber im Hauptquartier zu Naumburg am 3. Oktober die Nachricht eingetroffen war, daß bereits 70000 Franzosen bei Königshofen nahe an den Fuß des Gebirges herangekommen seien, wurde die schon begonnene Bewegung eingestellt und der Kriegsrat nach Erfurt berufen. Hier gewann nach langwierigen Verhandlungen die Ansicht Massenbachs die Oberhand, daß Napoleon mit seiner Hauptmacht von Bayreuth aufbrechen, daß demnach eine Stellung am rechten Ufer der Saale zu beziehen sein werde. Bis man genaue Erkundigungen über den Feind eingezogen habe, sei eine Bereitschaftsstellung auf der Linie Gotha-Erfurt von der Hauptarmee und Hochdorf-Magdala vom Hohenloheschen Corps einzunehmen. Diese solle alle Vorteile einer Flankenstellung gewähren und es dem Armeekommando freistellen, entweder ans rechte Ufer der Saale zu gehen, um sich dem Feinde entgegenzustellen, oder ihn während des Vorbeimarsches in der Flanke anzufallen. Clausewitz vertritt die Ansicht, daß ein Vorbeimarsch Napoleons unmöglich gewesen sein würde, und erklärt, daß eine Zentralstellung bei Erfurt einer in der Verteidigung begriffenen Armee die günstigste Gelegenheit bieten mußte, den durch den Thüringer Wald oder Frankenwald vorgehenden Gegner erfolgreich anzugreifen.

Aus dem Hauptquartier von Naumburg war am 26. September ein Schreiben Friedrich Wilhelms III. an den Kaiser Napoleon abgegangen — eines der unwürdigsten Schriftstücke, das je von einem deutschen Fürsten unterzeichnet worden ist. Wir dürfen mit einiger Befriedigung den Ausdruck „unterzeichnet" gebrauchen, denn an dem Inhalte des Schreibens hat der König so gut wie keinen Anteil, er war der gewandten Feder Lombards entsprungen, der bei seiner anerkannten Fähigkeit, sich in die Stimmung und den Gedankengang andrer zu versetzen, doch eines nicht erlernt hatte: deutsch zu fühlen! Es war eine Rechtfertigung der Kriegserklärung, deren es dem Werkzeuge der streitbaren Revolution gegenüber nicht bedurft hätte. Ein preußischer König konnte von dem Feldherrn des neuen Frankreich geschlagen werden, aber er mußte sich nicht dadurch vor ihm erniedrigen, daß er sich auf alle jene Handlungen berief, durch die er keineswegs seinen nationalen Pflichten entsprochen hatte. „Consultez l'Europe entière," hieß es darin, „et voyez partout quel est le genre de partialité dont on m'accuse. Je vous ai reconnu le premier. J'ai été insensible aux menaces comme aux promesses toutes les fois qu'on a voulu me faire manquer à nos rapports." Und weiter: „Ainsi, dans tous les temps, mon langage et mes procédés ont été ceux d'une amitié loyale et franche.

Toutes les autres puissances m'ont cru des torts. Savez-vous quels ont été mes motifs? D'abord je tenais, par raison et par conviction, à un rapport heureux avec la France. Dans l'ancien ordre des choses, et jusqu'à ce que l'Allemagne bouleversée eut fait disparaître entre nos deux empires ces États intermédiaires, gages de nos longs rapports, la Prusse et la France avaient de grands intérêts communs, et n'en avaient que peu qui les divisassent. En second lieu, je voulais à tout prix éviter la guerre du continent, pour en épargner les horreurs à mes peuples, pour atteindre sans de plus grandes calamités l'époque de la paix maritime. Alors votre génie, me disais-je, se tournerait de lui-même sur ses objets différents et plus glorieux. Il y avait tout à faire pour le bonheur de la France, que le héros devait se plaire enfin à des travaux plus paisibles. S'il était possible que j'évitasse une explosion précoce, je ne craignais plus les suites de mes éternelles condescendances. Car, dans mon idée, l'ambition même chez vous devait être grande, et il semblait qu'avec tant de gloire il dût en coûter peu de se borner. Voyez comment vous avez justifié mon attente et quels ont été en retour vos procédés envers moi.“ Nach der Aufzählung aller Uebergriffe und Treulosigkeiten, die sich der „Heros“ hatte zu schulden kommen lassen, schloß das merkwürdige Aktenstück mit einer Huldigung, die fast einer captatio benevolentiae gleichkam. „J'y applaudirai d'autant plus que mon estime pour notre brave nation dans aucun temps ne s'est démentie. Plaise au ciel, que nous puissions nous entendre sur des bases qui vous lessent toute vôtre gloire, mais qui laissent aux autres peuples leur honneur et qui fassent finir enfin pour l'Europe cette fièvre de crainte et d'attente au millieu de laquelle personne ne peut compter sur l'avenir ni calculer ses devoirs.“ Napoleon nannte das Aktenstück in einem Briefe an Talleyrand ein schlechtes Pasquill, das er nur oberflächlich gelesen habe, und stellte es seinem Großkämmerer anheim, darauf eine Antwort vorzubereiten, wenn der König von Preußen den Brief drucken lassen würde.

Mit dem Schreiben wurde an den preußischen Gesandten Baron Knobelsdorf eine Note gesendet, die ihn beauftragte, folgende Forderungen als Ultimatum dem Kaiser Napoleon zur Kenntnis zu bringen: 1. Müßten alle französischen Truppen, deren Anwesenheit in Deutschland nicht begründet ist, sofort ihren Rückmarsch über den Rhein antreten, denn dies allein biete dem Könige von Preußen die Bürgschaft seiner Sicherheit. 2. Dürfe von Seite Frankreichs der Gründung eines Norddeutschen Bundes, der alle in der Rheinbundsakte nicht genannten deutschen Staaten umfassen konnte, kein Hindernis entgegengesetzt werden. 3. Seien Unterhandlungen über einen dauernden Ausgleich der zwischen Frankreich und Preußen schwebenden Differenzen einzuleiten, als deren Basis Preußen die Rückgabe von Wesel und der drei kleveschen Abteien bezeichnete. Der Termin für das Ultimatum lief am 8. Oktober ab. An diesem Tage griffen die französischen Vortruppen das preußische Corps Tauentzien zum erstenmal an. Am 9. Oktober wurde das Manifest Friedrich Wilhelms verlautbart. Es war von Lombard entworfen und von Gentz redigiert worden. Gentz war über Einladung des Grafen Haugwitz am 3. Oktober abends von Dresden, wo

er sich seit 1805 aufhielt, in Naumburg angelangt und mit dem Hauptquartier von dort nach Erfurt übersiedelt. Sein Tagebuch über den Aufenthalt daselbst enthält eine Reihe der wertvollsten Beobachtungen über die Persönlichkeiten, die jetzt den Kampf mit dem militärischen Bezwinger Europas aufgenommen hatten. General Kalckreuth, mit dem Gentz besonders intim verkehrte, sagte die Niederlage der preußischen Waffen voraus, indem er den Herzog von Braunschweig als gänzlich unfähig für das Oberkommando erklärte. „Er habe weder hinlängliche Voraussicht, noch sei sein Charakter kräftig genug und einer so großen Aufgabe gewachsen; seine Mittelmäßigkeit, Unentschlossenheit, Treulosigkeit, Scheinheiligkeit, Eitelkeit und übertriebene Eifersucht würden selbst das bestmögliche Unternehmen vereiteln. Wenn nicht binnen 8 Tagen (nach deren Ablauf die Operationen beginnen sollten) irgend ein glücklicher Umstand eintrete, der dem ganzen gegenwärtigen Zustande der Angelegenheiten eine andre Gestalt gebe, werde dieser Feldzug zu Ende sein, geschehe dies nun durch einen ähnlichen Rückzug, wie der von 1792, oder durch irgend eine bedeutende Katastrophe, welche die Schlacht von Austerlitz verwischen würde." Kalckreuth, der jedenfalls zu den angesehenen Generalen der preußischen Armee gehörte, fühlte sich allerdings durch die Berufung des Herzogs von Braunschweig persönlich verletzt, sein Urteil war aber, wie die nächste Zukunft lehrte, leider nur allzu begründet. Uebrigens fand es Gentz auch von vielen andern Offizieren bestätigt.

Beim Grafen Haugwitz war von ähnlichen Gedanken nichts zu merken, dieser fand in Erfurt die Situation recht einladend, um mit Gentz eine lange Auseinandersetzung über die zukünftige Gestaltung Deutschlands im Falle preußischer Siege zu pflegen. Gentz hatte sich damit bereits beschäftigt und war sofort bereit, dem Lenker der preußischen Politik seine Meinung darüber zu unterbreiten. „Sollte die Wiederherstellung der früheren Konstitution des Reiches, mit den von den Umständen gebotenen Modifikationen, nicht ausführbar befunden werden, so müsse man Deutschland in zwei große, durch eine immerwährende Allianz vereinigte Konföderationen teilen: eine unter der Protektion Oesterreichs und die andre unter der Preußens, deren Mitglieder jedoch alle ihre Souveränitätsrechte behalten sollten, jedoch unter der Restriktion eines gleichförmigen Militärsystems." Graf Haugwitz erklärte sich mit diesen Grundzügen und mit dem weiteren Vorschlage von Gentz, daß Baiern seine neuen Erwerbungen mit Ausnahme von Bamberg wieder herausgeben müsse, vollkommen einverstanden. Doch setzte er — offenbar in Erinnerung, daß er sich in einem Hauptquartiere befand — hinzu: „Siege sind uns vor allem nötig; erfreuen wir uns deren, so verspreche ich Ihnen, daß Sie nichts mehr vom Rheinbund oder von Murat hören sollen."

Ueber Preußens Verhältnis zu Rußland gab sich der Graf vollkommen beruhigt, er war überzeugt, daß der Zar für die Integrität Preußens seinen letzten Mann daransetzen werde, um so unsicherer fühlte er sich hinsichtlich Oesterreichs, mit dem er keinerlei Fühlung hatte. Er hätte sehr gerne Gentz zu einer Mission nach Wien verwendet, dieser lehnte sie jedoch mit so großer Bestimmtheit ab, daß davon nicht weiter die Rede sein konnte. Dagegen ließ er sich herbei, das von Lombard ausgearbeitete Manifest, mit dem der König

von Preußen die Kriegserklärung einleiten wollte, zu revidieren und ins Deutsche zu übertragen. Das Schriftstück ist nicht ohne Geist verfaßt, aber es macht mehr den Eindruck der Satzschrift eines stilgewandten Rechtsanwaltes, als der Ansprache eines Königs, der es doch nicht nötig haben soll, erst weitwendig zu begründen, daß er sich und sein Volk gegen den Ueberfall eines Usurpators zu verteidigen suche. Allzueifrige Rechtfertigung wird stets zur Anklage gegen denjenigen, der das Bedürfnis zur Rechtfertigung hat. Dafür gibt dies Manifest den sprechendsten Beweis, denn es vermag die Schwäche und die Irrtümer der preußischen Politik nicht zu verbergen. Die Frage, warum eine sich selbst achtende Regierung gegenüber der Unehrlichkeit Napoleons, die mit allem möglichen Eifer nachgewiesen wird, nicht vorsichtiger zu Werke ging, bleibt völlig ungelöst. Gentz hat auch eine Unterredung mit der Königin gehabt, deren tiefen Eindruck auf ihn er in beredten Worten schildert. „Die feinen, erhabenen Eigenschaften, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie beratschlagte mit Präzision, Selbständigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte; und doch zeigte sie sich bei allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüt, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenster Harmonie gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Diskussion, so daß eine Kombination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne, das Resultat war."

Der Krieg hatte indessen genau an dem Tage begonnen, den das preußische Ultimatum als den letzten Termin für eine friedliche Auseinandersetzung in Rechnung gebracht hatte. Das erste Bulletin Napoleons vom 8. Oktober enthält die berühmt gewordene Phrase: „Man hat uns auf den 8. zu einer Zusammenkunft eingeladen; niemals hat ein Franzose bei einer Einladung, an der die Ehre beteiligt ist, gefehlt; aber da man sagt, daß eine schöne Königin Zeugin des Kampfes sein will, so wollen wir höflich sein und nach Sachsen marschieren, ohne ins Bett zu gehen." Der Kaiser befand sich in Kronach, vor ihm lagerte dicht an der Grenze bei Nordhalben eine Division des I. Corps (Bernadotte), dessen zweite Division hinter Kronach am Main lag. Das III. Corps (Davoust) stand bei Lichtenfels. Am rechten Flügel hatte das IV. Corps (Soult) Berneck erreicht, das VI. (Ney) war noch einen Tagmarsch zurück. Die Vortruppen des V. Corps (Lannes) waren bereits in Coburg eingebrochen, das Gros desselben stand bei Hemmendorf; das VII. (Augereau) noch südwestlich von Bamberg. Murat hatte 6 leichte Reiterregimenter in erster Linie zur Aufklärung des Terrains zwischen Saalfeld und Hof; zwei schwere Kavallerie-Divisionen und 3 Dragoner-Divisionen waren auf der Marschlinie des Zentrums im Vorrücken.

Durch Meldungen des Generalstabshauptmanns v. Müffling und des Generals Tauentzien war das preußische Armeekommando über die Stellung des Gegners ausreichend unterrichtet. Es konnte nicht mehr daran gezweifelt werden, daß derselbe am rechten Saaleufer vorgehen werde. „Der Abmarsch dahin war

also anzutreten und zwar ohne Aufenthalt, damit man der Möglichkeit, während des Ueberganges angefallen zu werden, entging. Am 10. hätten Stellungen am rechten Ufer bezogen werden können; man glaubte jedoch, bis dahin erst die Armee am linken Ufer versammeln und den Uebergang vorbereiten zu sollen. Aber selbst diese Versammlung war keine vollständige. General Rüchel und der Herzog von Weimar erhielten den Auftrag, mehrere Kolonnen gemischter Waffengattungen in die Gegend von Fulda, Schweinfurt und Meiningen zu entsenden, um die französische Armee im Rücken zu beunruhigen und ihre Verbindung mit dem Rheine zu unterbrechen. Diese von Müffling angeregte Idee war im Prinzipe ganz gut, der Rechtsabmarsch der Franzosen in die Flanke der preußischen Stellung lud zu einem solchen Unternehmen ein, aber man hatte nicht die Mittel, um es wirksam zu gestalten. Es wurden zwar 12500 Mann der Hauptschlacht entzogen, Napoleons Bewegungen jedoch nicht eine Stunde aufgehalten, seine Streitkräfte nicht von ihrem Ziele abgelenkt.

Fürst Hohenlohe ließ sich am 9. durch Massenbach verleiten, die bereits auf dem rechten Saaleufer stehenden Sachsen in der Richtung von Mittel-Pöllnitz vorgehen zu lassen, er hatte die Absicht, auch mit den übrigen Abteilungen seines Corps den Uebergang über die Saale zu beschleunigen und das Nachrücken der Hauptarmee nicht abzuwarten. Man hat diesen Entschluß auf das Streben Massenbachs zurückgeführt, sich die Gelegenheit zu einer selbständigen Aktion zu schaffen. Die Antwort Braunschweigs auf die Anzeige dieses Vorhabens war nicht entschieden genug, um das Festhalten an demselben als Ungehorsam bezeichnen zu können, nur hinsichtlich des Corps Tauentzien, das den Befehlen Hohenlohes unterstellt war, hat sich dieser der Nichtbeachtung höherer Anordnungen schuldig gemacht, da Braunschweig den Rückzug Tauentziens in der Richtung nach Dresden befahl. Tauentzien stand noch am 9. vormittags bei Schleiz, zog sich erst vor der anrückenden Uebermacht zurück und setzte seine Nachhut einem Gefechte mit Bernadotte und Murat aus, das für dieselbe sehr ungünstig endete. Am Abende stand er bei Neustadt, Triptis und Mittel-Pöllnitz, hatte die Verbindung mit den Sachsen hergestellt, litt aber wie diese an Proviantmangel. Seine eigenen Truppen dirigierte Hohenlohe am 9. nach Jena, Kahla, Orlamünde und Rudolstadt, wo sie am Morgen des 10. den Uebergang über die Saale ausführen sollten. In Rudolstadt und Umgebung befand sich Prinz Louis Ferdinand mit 9000 Mann und 16 Geschützen. Der Prinz hielt sich verpflichtet, den Uebergang Hohenlohes über die Saale am 10. zu decken und glaubte dies durch das Festhalten der Stellung von Saalfeld erreichen zu können. Er berichtete darüber an den König und verlangte die Vorschiebung einer Abteilung der Hauptarmee nach Rudolstadt zur Sicherung der rechten Flanke der Hohenloheschen Armee. Weder vom Könige noch von Hohenlohe langten Nachrichten ein; letzterer hatte aber noch am Abende des 9. den Uebergang über die Saale für den nächsten Tag infolge einer Abmahnung Braunschweigs sistiert. Es ist ungewiß, ob der Prinz noch am 10., als er sich bei Saalfeld in ein Gefecht einließ, von der veränderten Sachlage Kenntnis erlangt hat. Er scheint die Verteidigung des wichtigen Punktes für notwendig gehalten zu haben, und wollte dem Kampfe nicht ausweichen, den ihm der Feind anbot.

Er besaß aber nicht Erfahrung und Uebung genug, um die Verteidigung von Saalfeld entsprechend einzuleiten, sondern meinte, durch kühnes Draufgehen den Feind vertreiben zu können. Bei einer Attacke der französischen Kavallerie, der er sich an der Spitze von 5 sächsischen Schwadronen entgegenwarf, fand er selbst den Heldentod. Die Sachsen waren zurückgeschlagen worden, des Prinzen Pferd verfing sich in einen Zaun, stürzte, und der Prinz, der sich dem auf ihn eindringenden Sergeanten nicht ergeben wollte, wurde von diesem erstochen. Das völlig nutzlose Gefecht hat große Verluste herbeigeführt: 1700—1800 Mann und 29 Offiziere waren gefallen, die ganze Avantgarde des Prinzen zersprengt, 34 Geschütze in die Hände des Feindes gefallen, der selbst nur 14 ins Feuer gebracht hatte. Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand, dessen Leichnam der Feind in Saalfeld beisetzen ließ, konnte nur den nachteiligsten Einfluß auf die moralische Verfassung der ganzen Armee machen, denn in dieser rechnete man auf die glänzende Tapferkeit und den schwunghaften Patriotismus des „preußischen Alcibiades", der als Gegner des allgemein verhaßten Kamaschendienstes und der Kabinettsregierung populär geworden war.

Fürst Hohenlohe war an dem Morgen des unheilvollen Tages bei Kahla über die Saale gegangen, um sich vom Stande der Dinge zu überzeugen; seine Truppen hielten jedoch mit dem Uebergange noch zurück, da die steilen Uferböschungen der schwerfälligen preußischen Artillerie Schwierigkeiten bereiteten. Die französische hat sie bald danach mit Leichtigkeit bewältigt. In Neustadt erfuhr der Fürst erst die Niederlage Tauentziens bei Schleiz und die Nähe der französischen Vortruppen, die ja bereits in Pösneck angelangt waren; man hörte den Kanonendonner von Saalfeld, konnte aber nicht begreifen, warum Prinz Louis Ferdinand das Gefecht angenommen habe. Gegen Abend kamen die ersten Meldungen von dem unglücklichen Ausgange desselben nach Kahla, wohin der Fürst von Neustadt zurückgekehrt war, bald trafen auch zahlreiche Versprengte in übelster Verfassung ein. Nun erschien die eigene Stellung dem Fürsten bereits höchst gefahrvoll. Die Sachsen und die Trümmer des Tauentzienschen Corps, die mit ersteren bei Mittel-Pöllnitz zusammengetroffen waren (20 Bataillone, 25 Eskadronen und 5 Batterien) mußten schleunigst an die Saale zurückgerufen werden. Da sie aber fast aller Lebensmittel entbehrten, wurden ihre Marschleistungen durch Erschöpfung wesentlich beeinträchtigt. In der Nacht kam ein Befehl Braunschweigs, der die Versammlung der Hohenloheschen Armee bei Jena verlangte, während für die Hauptarmee Weimar als Sammelpunkt bezeichnet wurde. Hohenlohe war für eine vereinigte Aufstellung am Ettersberg bei Weimar gewesen, brachte aber auch schon den Abmarsch an die Elbe in Vorschlag, die er noch vor dem Feinde erreichen zu können vermeinte.

Napoleon war den 10. über in der Meinung befangen, die preußische Hauptarmee stehe bei Gera, der Aufklärungsdienst wurde von den Muratschen Reiterregimentern so mangelhaft besorgt, daß ihnen das Vorhandensein der Sachsen in Mittel-Pöllnitz und deren Abmarsch nach Roda, der erst nachmittags vollzogen wurde, vollständig entging. Auch das Gefecht bei Saalfeld brachte den Kaiser von seiner Ansicht noch nicht ab; er vermutete, daß Lannes und Augereau auf eine schwache preußische Abteilung gestoßen seien und dieselbe

nach kurzem Gefechte vertrieben hätten. Augereau war jedoch mehr als einen Tagemarsch hinter Lannes zurück, dessen V. Corps erst am Abende in Saalfeld versammelt war, während Augereau vorwärts Coburg stand. Auch das IV. Corps Soult war zurückgeblieben; es stand bei Plauen, Ney bei Tanna südlich von Schleiz, wo Davoust eingerückt war. Noch am 11. vormittags vermutete Napoleon seinen Gegner in Gera, erst als er selbst dort angelangt war und vom Feinde nichts als eine Trainkolonne vor sich gesehen hatte, mußte er zum Bewußtsein kommen, daß er einen Luftstoß zu machen im Begriffe war. Ob er sich dies eingestanden hat, entzieht sich unsrer Beurteilung; seinen Marschällen gegenüber hat er behauptet, es sei alles so eingetroffen, wie er es vorausgesehen.[1]. Er nahm nun an, daß sich die feindliche Stellung bei Erfurt befinde, und führte den bereits begonnenen Flankenmarsch konsequent fort, indem er Naumburg so rasch als möglich zu erreichen strebte, um sich auf die natürliche Rückzugslinie des Gegners — Erfurt-Berlin — zu setzen. Die Truppen, die bisher das Zentrum seiner Marschordnung gebildet hatten, wurden, da sie am weitesten nach Norden vorgekommen waren, mit dieser Aufgabe betraut. Davoust und die Kavalleriedivision Sahne gingen direkt von Mittel-Pöllnitz, Bernadotte mit Murat von Zeitz gegen Naumburg vor. Davousts leichte Kavallerie traf schon um 3½ Uhr nachmittags des 12. Oktober daselbst ein, der Marschall mit seiner Avantgarde um 8 Uhr abends und setzte sich sofort in den Besitz der großen preußischen Magazine, die sich daselbst befanden. Das III. Corps bildete jetzt den äußersten rechten Flügel der französischen Armee, die eine vollständige Linksschwenkung durchgeführt hatte. Bernadotte stand zwischen Zeitz und Naumburg, Soult in Gera, Ney in Auma, Lannes und Augereau am linken Ufer der Saale, ersterer etwa 8 km südlich von Jena, letzterer bei Kahla. Die Verbindung zwischen diesen Positionen war eine sehr mangelhafte, die ganze Situation im Augenblick nichts weniger als ungefährlich und nur einem Gegner gegenüber möglich, dem man keine Energie zuzuschreiben brauchte.

Fürst Hohenlohe hatte am 11. bei Jena Lager beziehen sollen, nur ein kleiner Teil seiner Truppen war indes dazu gelangt; eine falsche Meldung, daß der Feind in der Nähe sei, hatte in und um Jena eine Panik hervorgerufen, die ganz unglaubliche Störungen hervorrief. Ganze Kavallerieregimenter und Batterien rasten durch die Stadt, die Regimentsverbände der Infanterie wurden zerrissen, die Straßen durch ineinander gefahrene Geschütze und Packwagen versperrt. Die Mannschaften benutzten die Gelegenheit, die Bagage zu plündern. Und das waren preußische Truppen! Die Armee Friedrichs, des Großen der Auflösung nahe, weil die Franzosen in ihre Nähe gelangt sein sollten!

Der 12. Oktober, an dem es nur zwischen den Spitzen des Corps Lannes

---

[1]) v. B. K. (Freiherr v. Binder-Kriegelstein) meint in der „Psychologie des großen Krieges", Napoleon habe aufrichtig gesprochen, er habe durch das Nichtvorhandensein des Gegners bei Gera den Eindruck empfangen, daß derselbe „rat- und thatlos, bösen Gewissens voll, nicht mit Hintergedanken, sondern aus bitterm Mangel etwas Besserem, irgendwo den Angriff des Kaisers erwarte." Das ist jedenfalls eine sehr kühne Hypothese. Napoleon wußte damals durchaus nicht, ob die preußische Armee ihn irgendwo in guter Stellung erwarte, oder ob sie im Abzug an die Elbelinie begriffen sei. Er zog das letztere sogar in Rechnung.

und einigen Bataillonen von Tauentzien im Süden von Jena zu einem kurzen, unbedeutenden Gefechte kam, reichte nicht hin, die Ordnung bei der Hohenlohe'schen Armee wieder herzustellen; die Verpflegung konnte nicht geregelt werden, die Truppen hungerten. Die Kommandierenden aber hielten lange Beratungen, ohne zu einem Entschlusse zu gelangen. Sie waren noch immer ohne genügende Nachricht von den Bewegungen des Feindes. Erst in später Nachtstunde wurde im Hauptquartiere Hohenlohes das Vorhandensein eines 16—18000 Mann starken feindlichen Corps im Nordwesten von Jena jenseits der Saale konstatiert, um 11 Uhr wußte man erst in Weimar, daß der Feind Naumburg besetzt habe, daß man also bereits umgangen sei. Der Tag also, der noch hätte Rettung bringen können, wenn man ihn entweder zum Abmarsch an die Elbe oder zu einem allgemeinen Uebergang über die Saale und zum Angriff auf die im Marsche befindlichen, getrennten französischen Corps benützt hätte, war verloren worden. Selbst als die Wegnahme von Naumburg zur Gewißheit geworden war, hielt der Herzog von Braunschweig nochmals Kriegsrat, worüber auch der Morgen des 13. verging, so daß Scharnhorst erst um 10 Uhr vormittags den Befehl zum Rückzug an die Elbe ausgeben konnte, zu dem man sich endlich entschlossen hatte.

Fast hoffnungslos sah man in Weimar die Preußen scheiden. Aus einem Briefe des Professors Ludwig Fernow klingt uns die traurige Resignation entgegen, die bei den kritikfähigen Beobachtern der preußischen Kriegführung vorwaltete: „Von den Affairen bei Saalfeld und zwischen Jena und Kahla erfuhren wir im ganzen so viel, daß die Franzosen immer näher kamen, obgleich die Preußen ihrem Vorgeben nach immer gesiegt hatten. Mir, der nie an den glücklichen Stern dieser letzteren glauben konnte, war daher die ganze Sache schon sehr verdächtig. Uebrigens lagen hier in Weimar die sämtlichen preußischen Garden, prächtige, aus dem Ei geschälte Leute, wert, die schönste Königin zu bewachen, aber nicht tapfer und kriegserfahren genug, um einen guten König zu schützen und den Siegern von Marengo und Austerlitz die Stirn zu bieten. Sie gaben uns hier treffliche Paraden und das unabsehliche Lager auf dem weiten Felde gab einen imponierenden Anblick. Aber mein Vertrauen wollte immer noch nicht wachsen, selbst auch da nicht, als am Abende vor der Schlacht auf dem Felde neben dem Webicht die ganze Garde des Königs aufmarschiert war, Rüchel die Fronte auf- und abritt, die Leute haranguierte und von ihnen mit einem gewaltigen Freudengeschrei empfangen wurde, das die ganze Reihe hinablief." [1]) Noch ungünstiger urteilte Gentz, der freilich auch mehr Gelegenheit hatte, die Hauptakteurs in dem unglücklichen Drama in der Nähe zu beobachten. Er berichtet über die Wirkung der ersten Nachrichten von dem Treffen bei Saalfeld im Hauptquartier: „Ich erfuhr, daß Weimar jetzt zum Hauptquartier bestimmt sei ... Den ferneren Marsch der Truppen hatte man aufgeschoben, und der Herzog von Braunschweig beabsichtigte, hier ein Lager aufzuschlagen. Alle Welt war in der größten Bestürzung. Als ich solche Nachrichten

---

[1]) Nach Böttiger, „Litterar. Zustände und Zeitgenossen", mitgeteilt bei Keil, „Goethe, Weimar und Jena im Jahr 1806".

vernahm, schwand auch jeder Hoffnungsschimmer wie ein täuschendes Traumgebild, und vor meinen Füßen öffnete sich im Geist ein tiefer dunkler Abgrund ... Ich wußte, — und daß dies auch aller andern Ansicht war, galt mir als Beweis, daß das bereits eingetroffene Unglück nur das Vorzeichen von noch weit größerem sei, — daß der Herzog von Braunschweig gleich bei der ersten unglücklichen Nachricht von einem panischen Schrecken ergriffen, bei dieser seiner retrograden Bewegung, und der Eile, hier ein Lager aufzuschlagen, keinen andern Zweck hatte, als für sich selbst eine kleine Spanne Zeit zu gewinnen ... Auf allen Gesichtern malte sich Unzufriedenheit und Mißtrauen, und ruhelose Aufgeregtheit herrschte überall." [1])

Dem Armeebefehle vom 12. Oktober zufolge hatte die Hauptarmee am 13. den Marsch in die Gegend von Auerstedt anzutreten, die Division Rüchel aus Erfurt in die von der Hauptarmee verlassene Stellung bei Umpferstedt einzurücken und dort den von Ilmenau zurückberufenen Herzog von Weimar aufzunehmen, den man am 14. oder auch erst am 15. erwarten konnte. Die Armee Hohenlohes sollte bei Jena den Rückzug der Hauptarmee decken. Man glaubte nicht, daß sie von starken Kräften angegriffen werden würde, da man die Ueberschreitung des Saalethales durch größere Heeresmassen für schwierig und zeitraubend hielt. Nicht einmal die Besetzung von Camburg und Dornburg an der Saale nördlich von Jena wurde dem Fürsten Hohenlohe damals aufgetragen, obwohl ein Einbruch des Gegners in dieser Richtung die Verbindung der beiden Armeen unterbrechen mußte.

Napoleon hatte am 12. von Gera aus ein Schreiben an den König von Preußen gerichtet, das ihm Antwort auf seine Note vom 25. September geben sollte. Er sprach darin die Gewißheit des Sieges aus und kündigte ihm an, daß er (der König) innerhalb eines Monates genötigt sein werde, unter viel schlimmeren Verhältnissen mit ihm zu unterhandeln als gegenwärtig. Frankreich fühle kein Bedürfnis, vor Europa seine Ueberlegenheit über das kleine Preußen zu erweisen, er, der Kaiser, habe die Wechselfälle der Schlachten nicht zu fürchten, denn er stehe nicht im Anfange seiner Feldherrnlaufbahn und könne daher des sicheren Sieges entraten, um Blutvergießen zu vermeiden. Der König möge einer Nation, die geographisch nicht sein Feind sein könne, die bittere Reue ersparen, zu sehr jenen flüchtigen Gefühlen Gehör geschenkt zu haben, die unter den Völkern eben so leicht erregt als wieder beschwichtigt werden. Das Schreiben, dem neuerlich große Aufmerksamkeit geschenkt wurde, [2]) konnte keinen politischen Zweck verfolgen, denn es war undenkbar, daß der König sich ohne Schlacht der Diktatur Napoleons unterwerfen würde, und ebensowenig kann letzterer selbst

---

[1]) Gentz, „Beitrag zur geheimen Geschichte des Anfangs des Kriegs von 1806.

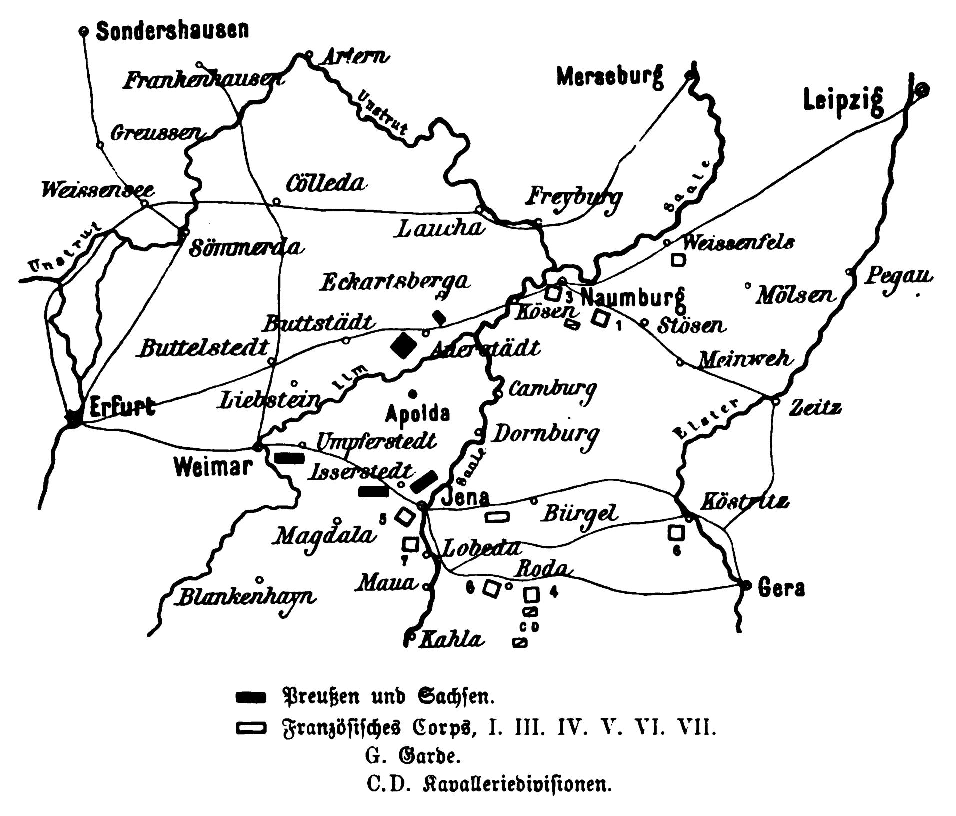
[2]) Baron Binder-Kriegelstein hat es im zweiten Teile seiner „Psychologie des großen Krieges", den er den „Krieg ohne Chancen" nennt, zum Ausgangspunkte einer sehr weitschichtigen Erörterung gemacht, die sich im wesentlichen mit dem Abwägen der moralischen Eigenschaften des Feldherrn im Verhältnis der ihm zu Gebote stehenden Mittel beschäftigt.

gewünscht haben, daß ihm ein in seinen Augen bereits feststehender Triumph entgehe. Es war nichts weiter als der Ausdruck des Gefühles der Ueberlegenheit, das sich in dem kriegserfahrenen Kaiser während der ersten Oktoberwochen noch befestigt hatte. Als er es verfaßte, war Napoleon noch nicht über den Weg im Klaren, der ihn zum Siege führen sollte, er kannte die Absichten seines Gegners so wenig, als seine Aufstellung; dennoch glaubte er an den Erfolg, wie er an den von Austerlitz geglaubt hat.

Erst am 13. vormittags erfuhr er durch Davoust die Bewegung der feindlichen Hauptarmee nach Norden, aus der er schloß, daß sich dieselbe der von ihm eingeleiteten Umfassung entziehen wolle. Sofort beauftragte er Davoust, den bereits vorher angeordneten Marsch gegen Auerstedt auszuführen, während Bernadotte und Murat gegen Camburg dirigiert wurden. Die Garde, das IV. und VI. Corps schwenkten rechts ab in der Richtung nach Jena. Er selbst ritt sofort dahin ab und langte gegen 4 Uhr nachmittags an der Saale an. Jenseits derselben, in Jena und auf den nächstgelegenen Höhen fand er sein V. und VII. Corps, denen es Hohenlohe gestattet hatte, sich fast kampflos derselben zu bemächtigen. Napoleon ließ noch während der Nacht eine für seine Artillerie fahrbare Straße auf den Landgrafenberg anlegen, nachdem er sofort die Wichtigkeit einer Geschützaufstellung auf demselben erkannt hatte. Er selbst übernachtete auf der Höhe, die heute noch durch den Napoleonstein gekennzeichnet ist, inmitten des V. Corps, da die Garde noch nicht herangekommen war. Er fand wenig Ruhe, zweimal durchschritt er die vordersten Posten, vielleicht nicht ohne Sorge, daß dem Gegner noch in letzter Stunde ein rettender Gedanke kommen und ihn bestimmen könne, sich der Umklammerung zu entziehen, solange es noch Zeit war. Doch ihm gegenüber standen die Wachen des alten Tauentzien, der nicht nur ohne Ahnung von der Nähe des Imperators war, sondern auch keinen Befehl erhalten hatte, sich von Zahl und Stellung der ihm gegenüberliegenden Feinde zu überzeugen.

Hohenlohe war zwar, wie er in seiner Verteidigungsschrift behauptet, am Vormittage des 13. nahe daran gewesen, den Landgrafenberg durch Tauentzien von den vorgeschobenen französischen Truppen räumen zu lassen, er soll sich jedoch durch einen in demselben Augenblicke ihm von Massenbach überbrachten Befehl Braunschweigs, jeden ernsten Kampf zu vermeiden, davon haben abhalten lassen. v. Lettow-Vorbeck anerkennt diese Verantwortung nicht, sondern führt die Unterlassung der Vorwärtsbewegung Tauentziens auf den Umstand zurück, „daß die Bedeutung des Thalrandes als Beobachtungsposten zur damaligen Zeit gar nicht erkannt worden ist“. Lannes war bis zum Herankommen Augereaus in solcher Minderzahl gegen die Hohenlohesche Armee, daß er den Landgrafenberg gewiß nicht zu behaupten vermocht hätte. Setzte sich Tauentzien auf demselben fest, so konnte er das Saalethal vollständig einsehen und den Anmarsch dreier französischer Corps, ja die Ankunft des Kaisers beobachten. Am Morgen des 14. aber mußten dann die französischen Streitkräfte die Höhen mit gewiß schweren Opfern erkämpfen, die sie infolge der Versäumnisse auf preußischer Seite mühelos besetzen durften. Wir wollen nicht behaupten, daß Hohenlohe Herr der Situation geblieben und den Angriff Napoleons abgeschlagen hätte;

aber es ist nicht zu bezweifeln, daß er sich einen geordneten Rückzug wahren konnte. Der Fürst befand sich aber thatsächlich bis zum Morgen des 14. in völliger Unkenntnis über seine Lage; er wußte nicht, daß der größere Teil der französischen Armee mit dem Kaiser ihm bereits gegenüberstand. Er war am 13. nachmittags mit 4 Bataillonen, 16 Schwadronen und 2 Batterien nach Camburg gerückt, in der Erwartung, die dort eingerückten Franzosen vertreiben zu können. Als er den Feind nicht vorfand, kehrte er in sein Hauptquartier zurück, nachdem er zwar nicht die Flußübergänge bei Dornburg und Camburg



▬ Preußen und Sachsen.
▭ Französisches Corps, I. III. IV. V. VI. VII.
G. Garde.
C.D. Kavalleriedivisionen.

Stellungen am Abende des 13. Oktober.

besetzt und verschanzt, aber in zwölf umliegenden Ortschaften die Infanterie und eine Batterie unter General v. Holtzendorff zurückgelassen hatte. In Dornburg fiel ihm der Kammerherr Napoleons in die Hände, der den Brief des Kaisers an Friedrich Wilhelm zu überbringen hatte. Trotzdem er ihn mit sich ins Hauptquartier nahm und ihn bei der Abendtafel neben sich hatte, vermochte er ihm keine Mitteilungen über die Bewegungen der feindlichen Armee zu entlocken.

Die Hauptarmee brach am 13. etwa um 11 Uhr vormittags aus ihrem Lager auf und setzte sich in der Stärke von fünf Divisionen in nordöstlicher Richtung in Marsch. Die Division Schmettau bildete die Avantgarde und erhielt die Aufgabe, „den Paß bei Kösen" zu besetzen und gegen allfällig

angreifende feindliche Truppen am 14. so lange zu verteidigen, bis die andern vier Divisionen hinter ihr vorbeimarschiert wären und die Unstrut erreicht hätten, die bei Freyburg und Laucha überschritten werden sollte. Graf Schmettau glaubte seinem Auftrage zu genügen, wenn er vorwärts von Auerstedt an der von Eckardsberga nach Kösen führenden Straße ein Biwak bezog, während es mindestens des Vormarsches nach dem um 30 m höher gelegenen Hassenhausen bedurft hätte, um Kenntnis vom Feinde zu erlangen und schon am Morgen des nächsten Tages im Besitze einer verteidigungsfähigen Stellung zu sein. Sämtliche Heereskörper gelangten infolge des späten Abmarsches und wegen eines mehrere Stunden währenden Aufenthaltes, den man zu einer Rekognoszierung der Gegend von Dornburg und Camburg gebraucht hatte, erst in der Dunkelheit in die Biwaks, die nicht ohne erhebliche Unordnung und Ausplünderung der umliegenden Dörfer bezogen wurden.

Die Doppelschlacht von Jena und Auerstedt begann am 14. Oktober, wie sich aus der bisherigen Darstellung ergibt, bei beiden preußischen Armeen, ohne daß man darauf vorbereitet war, ohne Kenntnis von der Stellung und Stärke des Gegners. An beiden Orten hatte man es von Anfang an nicht mit einer Uebermacht zu thun, die Möglichkeit, den aufgedrungenen Kampf mit Ehren zu bestehen, war nicht ausgeschlossen, wenn eine energische Führung die günstigen Momente auszunutzen verstanden hätte. Gerade an dieser aber gebrach es. Im dichten Nebel eröffneten um 6 Uhr morgens die Kolonnen von Lannes vom Landgrafenberge aus den Angriff auf die Truppen Tauentziens. Hohenlohe legte diesem Gefechte keine Bedeutung bei, leitete keinen Vorstoß ein, um sich von der Ausdehnung und Tiefe der feindlichen Aufstellung zu unterrichten, gab auch den übrigen Divisionen keine Weisungen für den bevorstehenden Kampf. Erst gegen 9 Uhr rief er den bei Weimar stehenden Rüchel herbei. Dieser brauchte jedoch 4 Stunden, um die 8 km zurückzulegen, die ihn vom Mittelpunkte des Gefechtsfeldes trennten. Mittlerweile war eine von den Hohenloheschen Divisionen nach der andern mit den allmählich anrückenden französischen Truppen der Corps Ney, Soult und Augereau einzeln ins Feuer gekommen. Die Division Grawert, die im Vordringen begriffen war, wurde in dem Augenblicke, als sie zum Bajonettangriff gegen Lannes einsetzen wollte, von Hohenlohe selbst zurückgehalten und zu einem aussichtslosen Feuergefecht gezwungen. Um 11 Uhr konnte der Fürst sich überzeugen, daß er sich gegen den konzentrisch von der Weimarer Straße und von der Saale aus gegen ihn wirkenden Feind auf keinen Fall werde halten können, er entschloß sich jedoch nicht zum Rückzuge, sondern wartete auf die Ankunft Rüchels. Als dieser endlich um 1 Uhr mit 18 frischen Bataillonen am Wahlplatze erschien, waren die Verbände der Hohenloheschen Heereskörper durchweg in der Auflösung begriffen, die sächsische Division von ihm getrennt und außer stande, sich mit den Preußen in Verbindung zu setzen. Das Eingreifen Rüchels hätte Rettung bringen, die Flucht aufhalten, einen anständigen Rückzug erzwingen können. Der ungestüme Hitzkopf, der auf die Ueberlegenheit der Friedericianischen Taktik pochte, ließ jedoch sein Corps sofort zu einem Sturme auf steiler Böschung antreten, bei dem er sich verblutete und in Verwirrung geriet. Die Ueberzahl an Reiterei, über die Hohenlohe verfügte, kam

nirgends zur Anwendung, es wurden keine geschlossenen Attacken versucht, sondern im besten Falle 5—6 Schwadronen gegen den Feind gehetzt, der sie ins Kreuzfeuer nehmen konnte. Rüchel fiel, schwer verwundet, 5 Bataillone Sachsen mußten die Waffen strecken, der Zusammenhang der Truppenkörper löste sich und in ungeordneten Haufen drängten die geschlagenen Massen in der Richtung nach Weimar zurück, nachdem sie von der Straße nach Apolda bereits abgedrängt waren. Am Webicht bei Weimar konnte Hohenlohe nochmals einige Brigaden sammeln und über die Ilm führen. Er wußte sich jedoch nicht zu fassen und beriet so lange über die einzuschlagende Richtung, bis von zwei Seiten wieder die Kugeln in die Reihen der Bataillone einschlugen, die sich bereits in Sicherheit gewähnt hatten. Nun gab es auch hier kein Halten mehr, der Fürst jagte mit 400 Reitern planlos von dannen und traf mit 60 um 10 Uhr nachts in Schloß Vippach ein, von wo ihn zwei Stunden danach die falsche Nachricht von dem Herannahen feindlicher Kavallerie wieder verscheuchte. Seine Armee bestand nicht mehr.

Die Hauptarmee hatte sich von Auerstedt um 6 Uhr morgens in Bewegung gesetzt. Der Vortrab der Division Schmettau gelangte bis zu dem an der Straße nach Kösen gelegenen Dorfe Hassenhausen, außerhalb dessen sie zuerst von der Avantgarde Davousts beschossen wurde. Auch hier hinderte der dichte Nebel die Einsicht in die Stellung des Gegners, auch hier wurde die Stärke desselben unterschätzt, weshalb man nicht rechtzeitig die Kräfte einsetzte, die man hätte in Verwendung bringen können. Die Unordnung, die bei dem Train im Dorfe Auerstedt eingerissen war, hinderte außerdem die Entwickelung der aneinander gedrängten Bataillone und das Zusammenfassen der in großer Ueberzahl vorhandenen Reiterei, die nicht einen einzigen namhaften Erfolg zu erzielen vermochte.

General Blücher, der schon zu Beginn des Gefechtes mit Scharnhorst in die Feuerlinie vorgegangen war, brachte nicht die nötige Anzahl Schwadronen zusammen, mit der er die Attacke hätte ausführen können, deren Wirkung er mit Recht als außerordentlich günstig annahm. Scharnhorst war in den letzten Tagen mit seinem Chef, dem Herzog von Braunschweig, in offenen Widerspruch geraten, er blieb bei der Division Schmettau statt beim Höchstkommandierenden, so daß er auf die eigentliche Leitung der Schlacht keinen Einfluß gewonnen hat. Daß er an Stelle des schwerverwundeten Schmettau die verwaiste Division kommandierte, konnte den Entgang seines Rates bei der Armeeleitung nicht ausgleichen. Die Lage der Armee war noch keine ungünstige, sie konnte sogar zu einem Siege über das ganz vereinzelte Corps Davoust ausgebeutet werden, als durch die schwere Verwundung des Herzogs, der einen Schuß durch beide Augen erhielt, die einheitliche Führung aufgehoben wurde. Der König hat sie weder selbst übernommen, noch hat er sie einem andern General erteilt. Seine Unschlüssigkeit ist die Hauptursache der Niederlage, für die man kaum einen andern Erklärungsgrund zu finden weiß. Denn auch die drei Davoustschen Divisionen waren in weiten Abständen angerückt, ihr Zusammenwirken konnte erst um 1 Uhr nachmittags durchgesetzt werden. Bis dahin hatte die weit überlegene preußische Armee Zeit genug, die ihr im Wege stehende Minderzahl zurück-

zuwerfen. Die intakten Bataillone waren aber niemals an der Stelle, wo man ihrer bedurfte. Der rechte Flügel wurde an die Ilm geschoben und verblieb stundenlang an einem Punkte, der vom Feinde gar nicht bedroht war. Die Reserven Kalckreuths standen eine halbe Stunde weit hinter dem Kampfplatze, als der König sie endlich nach vorwärts berief, war die kämpfende Linie nicht nur erschüttert, sondern fast aufgerieben, und konnte von ihr kein Mann mehr ins Feuer geführt werden. Um das Unglück voll zu machen, wählte der König um 4 Uhr nachmittags, da er jeden weiteren Versuch, den Gegner zu überwältigen, aufgeben zu müssen glaubte, die Richtung des Rückzuges nach Weimar. Es scheint, daß auch Scharnhorst diesem Beschlusse zugestimmt hat. Man konnte allerdings von der Schlacht bei Jena und ihrem Ausgange nicht unterrichtet sein; durfte man aber annehmen, daß Napoleon mit dem größeren Teile seiner Streitmacht völlig unthätig geblieben war, daß Hohenlohe und Rüchel unbehelligt bei Weimar stehen würden, um die geschlagene Hauptarmee aufnehmen zu können, und durfte man, selbst wenn dies zutraf, erwarten, daß man der vereinigten französischen Macht in einer neuen Schlacht widerstehen werde, nachdem man gegen ein einzelnes Corps nicht aufgekommen war? Der Rückzug vollzog sich nur am rechten Flügel, der nicht bedrängt wurde, in guter Ordnung, der linke wurde vom Gegner flankiert und in ein mörderisches Feuer genommen. Graf Kalckreuth, dem der König die Veranstaltung des Rückzuges übertragen hatte, war seiner Aufgabe nicht gewachsen und überließ die am meisten bedrängten Truppenteile ratlos ihrem Schicksale. Dieses hätte sich für die ganze Armee noch trauriger gestalten können, wenn Bernadotte in die Schlacht eingegriffen hätte. Dieser war mit seinem Corps von Napoleon nach Dornburg dirigiert worden, da der Kaiser die Möglichkeit vor Augen hatte, die preußische Armee werde am 14. im Abmarsche gegen Auerstedt begriffen sein. Bernadotte kam nach Camburg und Dornburg, hörte den Kanonendonner zur Rechten und Linken, entschied sich aber nicht für ein Einschwenken nach dieser oder jener Richtung, sondern bewegte sich am Nachmittage sehr langsam nach Apolda, wo ihm wohl einige versprengte preußische Bataillone ins Garn liefen, ihm aber keine Gelegenheit geboten war, an der Vernichtung des Gegners mitzuwirken. Er hat von Davoust die Aufforderung erhalten, sich am Kampfe zu beteiligen und die Verfolgung der weichenden preußischen Armee aufzunehmen, zu welcher Davousts Divisionen nicht mehr geeignet waren. Er hat darauf nicht reagiert. Lettow-Vorbeck hält es für erwiesen, daß er den Sieg Davousts nicht vergrößern helfen wollte.

Friedrich Wilhelm ritt, seinen Divisionen voran, mit dem alten Marschall von Möllendorf und Blücher in dunkler Nacht dem Ettersberge bei Weimar zu, als man plötzlich auf eine feindliche Patrouille stieß. Sie wurde gefangen genommen, und von ihr erfuhr man, daß Weimar vom Feinde besetzt war. Man befand sich vor der Front der französischen Armee. Wo befanden sich Hohenlohe und Rüchel? Der König gedachte mit seinen Truppen nach Erfurt gelangen zu können. Als man schon den Weg dahin eingeschlagen hatte, geriet man in das Biwak eines preußischen Bataillons. Es hatte die Schlacht bei Jena mitgekämpft, die Vernichtung der Hohenloheschen Armee und des Rüchelschen

Corps miterlebt. Jetzt erst übersah der König seine Lage und erkannte zugleich, daß er selbst in Gefahr stand, gefangen zu werden. Niemand konnte entscheiden, ob die Wachtfeuer, die man da und dort aufflammen sah, Freunden oder Feinden dienten. Zugleich mußte es klar werden, daß man nicht nach Erfurt gehen durfte, sondern daß Magdeburg das einzige Ziel der geschlagenen Heerhaufen sein konnte. Der Befehl wurde gegeben, aber wer erhielt ihn? Im Dunkel der Nacht zogen die Bataillone ohne Verständigung aneinander vorüber, die übermüdeten Soldaten schleppten sich kaum mehr weiter. Jeder Zusammenhang hörte auf, es gab nur noch zersprengte Scharen, aber keine Divisionen, keine Regimenter, keine Bataillone mehr.

Nach 14stündigem Ritte gelangte der König mit Blücher nach Sömmerda an der Unstrut. Sie waren fast allein, erst nach ihnen kamen 3½ Bataillone der Reserve nach. Möllendorf war doch nach Erfurt geritten, Kalckreuth bei Buttelstedt geblieben; der Herzog von Weimar, der noch 10 Bataillone, 20 Eskadronen und 2 Batterien intakte Truppen bei sich hatte, befand sich im Anmarsche von Arnstadt nach Erfurt, von wo er durch Möllendorf die Nachricht erhielt, der König habe Langensalza zum Sammelplatz bestimmt.

Napoleon hatte sich vom Schlachtfelde bei Kapellendorf nach Jena zurückbegeben und dort die Nacht zugebracht. Am frühen Morgen des 15. richtete er ein Schreiben an die Kaiserin, in welchem er noch von der Anschauung ausging, er habe am Tage vorher die Hauptarmee mit dem Könige vor sich gehabt. Erst im Laufe des Vormittags erhielt er die Meldungen Davousts über die Schlacht bei Auerstedt, die ihm den wahren Zusammenhang der Ereignisse des 14. Oktobers aufklärten. Der Kaiser hatte von seinen Truppen die nächtliche Verfolgung des geschlagenen Gegners nicht verlangt, Bernadotte, der mit seinem Corps, das gar nicht ins Feuer gekommen war, am besten zur Aufnahme derselben geeignet gewesen wäre, sich dazu nicht berufen gefühlt. Er hatte wohl auch zu geringe Einsicht in die in seiner nächsten Nähe sich entwickelnden Verhältnisse. Schon in den Frühstunden des 15. aber begann die Jagd nach den zersprengten Scharen, die kaum mehr Zeit zu kurzer Rast fanden und fast nirgends zu Lebensmitteln gelangten. Napoleon traf alle Anstalten, um noch vor oder wenigstens gleichzeitig mit dem fliehenden Gegner die Elbe zu erreichen.

„Gegen Abend traf er im Schlosse zu Weimar ein. In edler, bescheidener Weise empfing ihn die Herzogin oben an der großen Treppe mit allen gebührenden Zeremonien und sagte ihm ein paar Worte über den heißen Tag und über die ausgestandenen Fatiguen, er aber antwortete ihr kurz: ces sont les suites de la guerre, nahm von ihr weiter keine Notiz und ließ sich in sein Zimmer führen." [1]) Nach dem Berichte in den „Napoleon Anecdotes" soll der Kaiser, etwas zurücktretend, die Herzogin gefragt haben: „Wer sind Sie?" und als sie antwortete: „Ich bin die Herzogin von Weimar," soll er gesagt haben: „Es ist mir leid um Sie, ich werde Ihren Mann zu Grunde richten." Die Stadt war schon am Abende der Schlacht von den Truppen Neys und Murats besetzt

---

[1]) Keil, Goethe, Weimar und Jena, 1806.

und teilweise geplündert worden. Goethe hatte zu den ersten gehört, die mit den eindringenden Franzosen in Berührung kamen, indem er einigen Chasseurs Wein und Tabak reichte. In seinem Hause beherbergte er 16 elsässische Reiter; spät nachts drangen noch zwei Tirailleurs in dasselbe ein und excedierten darin. Sie verlangten nach dem Hausherrn. Obgleich schon ausgekleidet und nur im weiten Nachtrock (dem Prophetenmantel, wie er ihn scherzend nannte), schritt Goethe die Treppe herab und frug die Tirailleurs, was sie von ihm wollten, und ob sie nicht alles erhalten, was sie billigerweise erlangen könnten, da das Haus bereits Einquartierung habe und noch einen Marschall mit Begleitung erwarte? Seine würdige Gestalt, seine geistvolle Miene flößten diesen Achtung ein, höflich schenkten sie ein Glas ein und ersuchten ihn, mit ihnen anzustoßen. Bald entfernte er sich wieder. Sie tranken weiter. Später aber eilten sie, vom Wein erhitzt, die Treppe hinauf, um eine bequeme Ruhestatt zu erobern. Sie stürzten in das Zimmer Goethes und drangen mit ihren Waffen auf ihn ein. Sie hätten ihn vielleicht getötet oder doch verwundet, wenn nicht Christiane Vulpius mit Geistesgegenwart und Mut ihn gerettet hätte. Rasch warf sie sich dazwischen, rasch rief sie auf der in den Garten führenden Treppe einen der in das Hinterhaus Geflüchteten zu Hülfe, befreite mit ihm Goethe von den Wütenden und jagte sie aus den Zimmern, deren Thüren sie nun verschloß und verriegelte. Die beiden Unholde wurden den nächsten Morgen durch den Adjutanten des Marschalls Augereau, für den in Goethes Hause Quartier bestellt war, davongejagt. Christiane Vulpius aber hat sich durch ihre Unerschrockenheit und Aufopferung, an welche die Anwesenheit der Franzosen in Weimar die höchsten Anforderungen stellte, das Glück verdient, Goethes angetraute Frau zu werden, nachdem sie ihm ja längst im Hause unentbehrlich und seinem Herzen von Jahr zu Jahr vertrauter geworden war. Am 19. Oktober fand in der Garnisonkirche die Trauung statt, die den Klatschbasen und eifersüchtigen Frauen, vor allen der Frau von Stein, den Anlaß gegeben hat, in unwürdiger Weise ihrem Grimm darüber Luft zu machen, daß Goethe sich dauernd an die längst Beneidete gebunden hat. — Die Plünderung war eingestellt worden, nachdem die Herzogin in einer einstündigen Unterredung mit Napoleon die politische Haltung ihres Gemahls mit edlem Eifer verteidigt und dem Kaiser, der ihr gegenüber zuerst den Uebermut des Siegers und die Ungezogenheit des Emporkömmlings hervorkehrte, die Achtung abgerungen hatte, die einer ihrer Stellung und ihrer Würde bewußten deutschen Fürstin gebührte. Der Eindruck, den Napoleon von der Herzogin erhielt, drückt sich in den Worten aus, die er nach der Unterredung mit ihr an General Rapp gerichtet hat: „Voilà une femme à laquelle pas même nos deux cents canons ont pu faire peur." und in der am 5. November an Fr. von Müller fast feierlich gegebenen Erklärung: „Machen Sie es Ihrem Herzog recht einleuchtend, daß er sein Land und seine politische Existenz einzig und allein der hohen Achtung, ja innigen Freundschaft verdankt, die ich für seine Gemahlin, die Frau Herzogin, gefaßt habe."

———

Die Folgen der Schlachten von Jena und Auerstedt gehen weit über die einer einfachen Niederlage hinaus. Die Auflösung der preußischen Armee war nicht nur eine augenblickliche Wirkung der französischen Taktik, sie war ein nicht mehr verbesserungsfähiger Zustand geworden, an dem jeder Versuch, die Heerestrümmer wieder zu vereinigen und zu sichern, scheiterte. Die Ursache lag nicht allein in dem moralischen Verfall der Truppen und in dem Mangel einer geschickten Führung, sondern hauptsächlich in der unglücklichen Situation des Schlachtfeldes im Verhältnisse zu der territorialen Eigentümlichkeit des preußischen Staates. Die Ueberflügelung war am Schlachttage nicht bis zur völligen Einschließung des einen streitenden Teiles gediehen, es war Napoleon nicht gelungen, seinen Gegner sofort zu fesseln und ihn an jeder weiteren Bewegung zu hindern; aber es war doch nur eine Galgenfrist, deren sich die aus der Schlacht Entkommenen zu freuen hatten, ihre Bewegungsfreiheit reichte nicht so weit, daß auch die schnellste Flucht sie vor dem Verfolger retten konnte. Es kam innerhalb der nächsten Tage zu einer ganzen Reihe von Kapitulationen, die eigentlich als fortgesetzte Ausnutzung der durch die Schlacht hervorgerufenen Verhältnisse betrachtet werden müssen. Bezeichnend genug ist es, daß die Verluste der verbündeten Armeen in beiden Schlachten niemals festgestellt werden konnten, weil die Verbände jenen Grad der Ordnung, der hierzu erforderlich ist, bis zu ihrer gänzlichen Vernichtung oder Gefangennahme nicht mehr erreicht haben. Von Jena kennt man die Zahl der gefallenen und verwundeten Offiziere (49 und 263), auch weiß man, daß 6000 Mann Sachsen auf einem Flecke gefangen, daß von 106 sächsischen Geschützen nur 11 gerettet worden sind. Von 56 preußischen Batteriegeschützen gingen 24 verloren. Bei Auerstedt zählte man 47 Offiziere tot, 221 verwundet und 3000 Gefangene. Davoust gibt seinen eigenen Verlust auf 7000 Mann mit 270 Offizieren an.

Schon am 15. Oktober nachmittags wurden Möllendorf und Prinz Oranien, die mit 10 000 Mann nach Erfurt geraten waren, von dem nachdrängenden Murat erreicht; da der Herzog von Weimar mit frischen Truppen in der Nähe war, so hätte der Abzug bei einigem guten Willen wohl erzwungen werden können. Der alte Feldmarschall war jedoch durch die Strapazen der Schlacht und der darauf folgenden Nacht so herabgekommen, daß er sich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochte, der Prinz hatte längst alle Fassung verloren, um an seiner Statt das Kommando zu führen, jenen persönlichen Mut aber, der ohne Ueberlegung von selbst zu den äußersten Schritten drängt und die Massen immer mächtig ergreift, besaß er nicht. Der Herzog von Weimar harrte vergebens, daß ihm, nachdem er bereits die Straße nach Langensalza gewonnen hatte, die in und bei Erfurt gesammelten Bataillone folgen würden; die Generale hatten sich zur Kapitulation entschlossen, die noch in der Nacht ausgefertigt wurde und 10 000 Mann zu Kriegsgefangenen machte. Nicht anders würde sich Graf Kalckreuth benommen haben, als er am 16. bei Weißensee von der Kavalleriedivision Klein und dem Corps Soult angefallen wurde, wenn nicht Prinz August, des bei Saalfeld gefallenen Louis Ferdinand jüngerer Bruder, mit Blücher dagegen protestiert und das Beispiel gegeben hätte, daß man sich auch durchschlagen könne. Leider hatte der König diesen Kalckreuth, der sich noch vor

wenigen Tagen in seinen Unterredungen mit Gentz als den einzigen möglichen Retter der preußischen Monarchie gegeben hatte, jetzt aber ebenso wie bei Auerstedt seine vollständige Unbrauchbarkeit offenbarte, zum Kommandanten der in Sömmerda gesammelten Truppen gemacht, es gebrach eben an besseren Männern in höheren Stellen und deshalb half es nichts, wenn sich da und dort einige Schwadronen mit altpreußischer Tapferkeit schlugen; damit war das hereingebrochene Unheil nicht aufzuhalten. Der einzige General, der mit seinem ganz unberührten Corps von 13 Bataillonen und 20 Schwadronen die Aufgabe gehabt hätte, die Elbeübergänge so lange zu halten, bis die Trümmer der anderen Armeen über Magdeburg in Sicherheit gekommen waren, der Herzog Eugen von Württemberg, ließ sich in seinem jammervollen Unverstand bei Halle in ein ganz sinnloses Gefecht mit Bernadotte ein, das ihn schließlich 5000 Mann und die Haltung seines nunmehr ebenfalls schwer erschütterten Corps kostete. Der König, der in diesen schweren Tagen keinen einzigen Mann von Standhaftigkeit, sondern nur diese Köckeritz und Zastrow, Haugwitz und Lucchesini um sich hatte, schrieb Briefe an Napoleon, um diesem den Waffenstillstand und Gebietsabtretungen anzutragen. Die Erniedrigungen, über deren Fruchtlosigkeit niemand, als diese Bedientenseelen im Zweifel sein konnten, waren nicht geeignet, Napoleon zu einer entgegenkommenden Haltung zu bewegen. Je deutlicher sich ihm der Verfall der preußischen Machtmittel darstellte, je verlegener und verzweifelter er den Gegner sah, desto mehr reizte es ihn, einem dieser Monarchen alter Ordnung, der sich auf glorreiche Traditionen stützen konnte, seine Ohnmacht zu beweisen, ihn vor seinem Volke und vor ganz Europa zu mißhandeln und ihm den Fuß auf den Nacken zu setzen. Der Artillerielieutenant zur Disposition war ja ein recht großer Herr geworden, aber in seinen Manieren und in seiner Gesinnung ließen sich die Einflüsse der Gesellschaft nicht verkennen, aus der er hervorgegangen war. Er ließ dem Könige durch den Grafen Dönhof mündlich ausrichten, daß die erfochtenen Vorteile zu groß seien, um sie nicht nach Dresden und Berlin zu verfolgen. Er werde seinen Marsch nicht aufhalten und seine Maßregeln so treffen, um früher als die preußischen Truppen an der Elbe zu sein. Es war das Recht des Siegers, das er rücksichtslos zur Anwendung brachte; seiner früheren Versicherungen, daß er kein Interesse habe, den preußischen Staat zu schädigen, brauchte er nicht zu gedenken. Der Schlüssel seiner Politik war die Gewalt, sie bis zu den letzten Konsequenzen auszunützen, war das Bedürfnis seiner Natur, das sich immer mehr zur Leidenschaft steigerte.

Der Energie, mit welcher der Imperator der revolutionierenden Nation im Kriege gegen Preußen sein Ziel verfolgte, kann man die Bewunderung nicht versagen. Er jagte seine Marschälle wie auf Sturmesflügeln hinter den flüchtenden Feinden her. Mit Sachsen gedachte er nicht lange zu grollen, die Unterwerfung des Kurfürsten war ihm sicher, er sollte die Zahl seiner deutschen Vasallen vermehren und zu diesem Zwecke geschont werden. Noch von Weimar aus entließ er dessen gefangene Offiziere und 6000 Soldaten, nachdem er ihnen erklärt hatte, daß er die Unabhängigkeit Sachsens sichern und dessen Einverleibung in Preußen verhindern wolle. Wenige Tage danach trennte sich Zeschwitz mit seinem auf 4000 Mann zusammengeschmolzenen Corps von der preußischen Armee und

suchte auf eigene Verantwortung bei Napoleon um einen Waffenstillstand an. Der Kurfürst, der schon im Begriffe gewesen war, von Dresden nach Breslau zu fliehen, ließ sich von seinen Ministern bestimmen, die eigenmächtige Handlungsweise seines Generals zu sanktionieren und die von Napoleon angebotenen Bedingungen anzunehmen. Der Entschluß dazu kann ihm nicht schwer gefallen sein, denn er hatte dem überlegenen Nachbar doch nur deshalb Heeresfolge geleistet, weil dessen Armee das Bündnis hätte erzwingen können, ehe Napoleon Hülfe bringen konnte. Das geschlagene Preußen konnte Sachsen keinen Schutz mehr gewähren, damit entfiel eine Voraussetzung des Bündnisses, die der Kurfürst anzunehmen berechtigt war. Mit Recht wendet v. Lettow gegen Treitschkes hartes Urteil ein, daß man es dem Kurfürsten nicht als Verrat anrechnen dürfe, die Existenz seines Staates durch ein Abkommen mit Napoleon gerettet zu haben, dessen Herrschaft über Deutschland unter den damaligen Verhältnissen von keiner Seite beschränkt werden konnte. Wenn in der Umgebung des Königs von Preußen von den höchsten Regierungsorganen die Ansicht geäußert wurde, daß man um den Frieden „betteln“, daß man jede, auch die härteste Bedingung des Siegers annehmen müsse, wäre es auf Seite Sachsens ein Akt kaum faßbaren Heroismus gewesen, sein Schicksal an das des stets mißtrauisch beobachteten Nachbars zu knüpfen, der sich selbst verloren gab.

Am 20. Oktober war Fürst Hohenlohe, dem der König das Oberkommando über die Armee, die keine mehr war, anvertraut hatte, nach Magdeburg gekommen. Graf Kalckreuth verließ auf Befehl des Königs die Armee, um das Kommando in der Provinz Preußen zu übernehmen; er hatte auf dem Rückzuge durch den Harz neue Beweise seines Ungeschicks gegeben, seinem Abgange kann daher gewiß keine Schuld an den nachfolgenden Unglücksfällen beigemessen werden. Hohenlohe war zwar moralisch gebrochen, auch von ihm durfte man kein energisches Eingreifen in die immer trostloser sich gestaltenden Verhältnisse bei den rückziehenden Truppen erwarten, aber er bewies noch immer größere Umsicht, als Kalckreuth. In Magdeburg betrug die Zahl der dort zusammengebrachten Streiter etwa 45 000, sie befanden sich jedoch in einem Zustande der Zerrüttung und Unordnung, dem nur bei einer mehrere Tage andauernden Ruhe hätte gesteuert werden können. Die Mannschaft hatte alles Vertrauen zu einer Besserung ihrer Lage verloren. Sie war nun seit Wochen fast ohne Nahrung geblieben, die regelmäßige Zuleitung von Proviant hatte gänzlich aufgehört, jede Abteilung war auf Requisition angewiesen und diese artete bei der Kürze des Aufenthaltes in den Ortschaften meistens zur Plünderung aus. Auf den schlechten Wegen im Harz waren die letzten Verbände gelöst worden, in losen Scharen waren die Leute nach Magdeburg gelangt. Wie sehr die Disziplin gelitten hatte, beweist das Verhalten jener bei 4000 Mann starken Kolonne, die zu den Gefangenen von Erfurt gehört hatte, durch den kühnen Ueberfall des Lieutenants v. Hellwig auf die sie begleitende Eskorte jedoch befreit worden war. Hellwig glaubte sie nicht allein der Armee nachführen zu können, er entließ sie mit dem Auftrage, sich in Göttingen zu sammeln. Nur einige Hunderte kamen dort an, ließen sich speisen und kleiden und verschwanden dann wieder, so daß nicht ein Mann zur Armee stieß. Sie hatten den Begriff ihrer Fahnenpflicht verloren

und glaubten sich bei dem allgemeinen Zusammenbruche berechtigt, den Weg in die Heimat einschlagen zu dürfen.

Die Corps von Soult, Ney und Bernadotte und die Reiter Murats befanden sich kaum mehr auf einen Tagmarsch von Magdeburg entfernt, als Hohenlohe sich entschloß, von Magdeburg wieder aufzubrechen. Er wollte 12000 Mann zur Verteidigung der Festung zurücklassen, es stellte sich jedoch später heraus, daß 24000 daselbst verblieben waren; mit andern 24000 setzte er am 21. Oktober, also gerade eine Woche nach den verhängnisvollen Schlachten, den Rückzug an die Oder fort. Zu diesem Zwecke bildete er drei Kolonnen, von denen die mittlere, die aus der gesamten Infanterie bestand, über Rathenow und Ruppin zu gehen hatte, während die Hauptmasse der Kavallerie den Umweg über Havelberg zu nehmen, eine rechte Seitenkolonne von 35 Schwadronen unter General Schimmelpfennig aber den Marsch der Hauptkolonne gegen den von Süden zu erwartenden Feind zu decken hatte.

Napoleon war an demselben Tage in Dessau und entschied sich dafür, mit seiner Hauptmacht, nämlich mit dem III., V., VII. Corps, den Garden und einer Kavalleriedivision nach Wittenberg und von dort nach Berlin zu gehen. Er hat nach v. Lettows Ansicht den Abmarsch Hohenlohes von Magdeburg nicht für wahrscheinlich und vorläufig das IV. und VI. Corps für genügend gehalten, um den Gegner bei Magdeburg zu beobachten, bis er nach der Besetzung Berlins zu dessen völliger Einschließung noch Truppen zur Verfügung stellen könne. Murat und Bernadotte, die bei Barby die Elbe übersetzten, hatten die Verbindung zwischen beiden Heeresmassen aufrecht zu erhalten. Die Hohenlohesche Armee blieb deshalb vier Tage hindurch unverfolgt und konnte ihren Marsch in der Richtung nach Stettin unbehelligt fortsetzen. Hätten die französischen Corps nicht den Umweg über Berlin gemacht, so hätten sie wohl schon am 23. oder 24. den Preußen den Weg verlegen, sie nach Magdeburg zurückdrängen und ihnen dort dasselbe Schicksal bereiten können, das die Oesterreicher ein Jahr vorher bei Ulm erlitten hatten. An die Stelle der gleichzeitigen allgemeinen Kapitulation traten diesmal mehrere einzelne. Das Schicksal ereilte zuerst den Fürsten Hohenlohe am 28. Oktober bei Prenzlau (50 Kilometer von Stettin), wo er von den Muratschen Reitergeschwadern und der Avantgarde des V. Corps eingeholt wurde. Es wäre noch immer möglich gewesen, die noch schwachen Vortruppen der Franzosen mit Erfolg anzugreifen, zurückzuwerfen und dann den Paß von Löckenitz zu gewinnen. Die falschen Beobachtungen des Oberst Massenbach, der die französischen Stellungen eingesehen, mit Murat und Lannes gesprochen und sich von ihren Behauptungen hatte täuschen lassen, brachten den Fürsten aus der Fassung. Er glaubte das Leben seiner Leute höher anschlagen zu müssen, als seinen Ruhm, den er zu opfern bereit war. Als ob es sich nur um diesen gehandelt hätte! „Fürst Hohenlohe hat nicht nur sich, sondern auch den preußischen Namen und sein tapferes Heer mit Schimpf bedeckt. Eine Kapitulation auf freiem Felde darf niemals stattfinden. Man kämpfe mit den Waffen in der Hand! Tod oder ehrenvolle Gefangenschaft können doch nur die Folge davon sein" (Lettow). Die Kapitulation, deren Bedingungen den Offizieren und Unteroffizieren den Vorteil gewährten, daß ihnen ihre Bagage gelassen werden

sollte, lieferte 10 000 Mann, 1800 Pferde und 60 Geschütze dem Feinde aus, sie gab das Beispiel gänzlicher Mutlosigkeit, um nicht zu sagen offener Feigheit, das in den nächsten Wochen seine demoralisierende Wirkung auch auf die Kommandanten der festen Plätze ausgedehnt hat. Major v. Benckendorf in Spandau hatte übrigens schon am 25. Oktober die Reihe der pflichtvergessenen, feigen Festungskommandanten, an deren Spitze sich Oberst v. Trüschenk in Erfurt gestellt hatte, mit seinem Namen vermehrt, indem er den ihm anvertrauten Platz ohne den Versuch einer Verteidigung dem Feinde übergab. Der französische General Bertrand, der die Unterhandlungen eingeleitet hatte, war der Ansicht, daß Spandau „eine Belagerung aushalten könne, wenn es sich nicht auf den Kanonendonner (au bruit de l'artillerie) ergebe". Major v. Benckendorf verschmähte es, den Franzosen Unannehmlichkeiten zu bereiten und sie in der Verfolgung der eigenen Waffenbrüder, die er doch in Gefahr wissen mußte, aufzuhalten. Er empfahl dem zusammenberufenen Kriegsrate die Kapitulation, die gegen eine einzige Stimme, die des Ingenieurhauptmanns Meinert, angenommen wurde. Es ist zu bedauern, daß der König den Herrn v. Benckendorf und seine zahlreichen Nachahmer, die später von den Kriegsgerichten zum Tode verurteilt wurden, nicht erschießen ließ. Es ist doch das Mindeste, was König und Staat von den zur Verteidigung des Landes erhaltenen und bezahlten Leuten verlangen können, daß sie die Beschießung einer Festung ertragen lernen und ihr dem Kriegsherrn verfallenes Leben am Zahltage auch wirklich einsetzen. Die Handlungsweise eines Kommandanten, der eine Festung noch vor begonnener Belagerung übergibt, erscheint uns noch weit verachtungswürdiger, als die einer im offenen Felde umzingelten Truppe, welche die Waffen streckt, weil sie sich nicht mehr durchschlagen zu können glaubt.

Ein einziges Beispiel soldatischen Heldenmutes hat am Tage von Prenzlau Prinz August mit seinem Grenadierbataillon gegeben, das sich freiwillig von der Kapitulation ausschloß, nach Norden zu entkommen suchte und in einer Stärke von 300 Mann drei Stunden lang die Angriffe von 5 Kavallerieregimentern, von denen es wiederholt attackiert wurde, zurückschlug. Erst als es in einen Morast geraten war, in dem mehr als die Hälfte der Leute stecken blieb, und als der Feind Artillerie in Verwendung bringen konnte, mußte sich der Rest von etwa 100 Mann, der um den Prinzen geschart war, gefangen geben. Der Adjutant des Prinzen, der nachmals so berühmt gewordene Kriegstheoretiker v. Clausewitz, erklärt als persönlich Beteiligter, „daß die Kapitulation von Prenzlau nicht zu entschuldigen sei, da man sich hinter einem Defilé befand und noch nicht wirklich umgangen war. Freilich hatte die Idee, mit diesen Truppen noch vier Meilen bis Löckenitz im Angesicht der feindlichen Kavallerie zurückzugehen, etwas Furchtbares, allein ich selbst habe erfahren, daß in der Ausführung die Sache sich weniger schwierig gemacht haben würde. Die Truppen waren aufs äußerste ermüdet, aber die Gefahr gibt den Lebensgeistern und den Kräften einen Anstoß, den man sich kaum denken sollte. Das Bataillon des Prinzen August, welches die Arrieregarde hatte und so ermüdet war, wie irgend ein anderes, und von dem ich geglaubt hatte, daß es sich keine Viertelmeile weiterschleppen könnte, wurde in dem Augenblick, als es sich abgeschnitten und von

feindlicher Kavallerie umgeben sah, wieder zur ordentlichen Truppe. Es bildete sein Karree und setzte seinen Weg auf dem linken Ufer der Uker unter beständigen Anfällen der Dragonerdivision Beaumont während drei Stunden fort, so daß es reichlich die Gegend von Bandelow schon erreicht hatte, als es durch tiefe Wassergräben so in Unordnung kam, daß nur etwa noch 150 Mann übrig blieben, die in einen ungeschlossenen Haufen genommen wurden. Ich bin überzeugt, wenn statt eines Bataillons sich zwanzig nebeneinander und ihre Artillerie zwischen sich habend, zurückzogen, so hätte man in dieser Ordnung die vier Meilen nach Löckenitz zurückgelegt, ohne von der feindlichen Kavallerie überwunden zu werden."

Als eine unmittelbare Folge der Vorgänge von Prenzlau müssen die Kapitulationen der Kolonne Bila bei Anklam und der Kolonne Hagen bei Pasewalk betrachtet werden. Dagegen gelang es dem General Blücher, der am 28. Boitzenburg erreichte, sich für kurze Zeit noch dem Schicksale Hohenlohes zu entziehen. Er hatte mit Scharnhorst, der mit ihm zusammengetroffen war, einen Park von hundert Geschützen glücklich über die Elbe gebracht und war der Hohenloheschen Armee in einem Abstande von drei Meilen gefolgt, hatte sie aber unmöglich erreichen können. Er zog das Corps des Herzogs von Weimar an sich, nachdem dieser auf Befehl des Königs die Armee verlassen und das Kommando dem General v. Winning übergeben hatte. So brachte er es zu einer Macht von 21 000 Mann. Mit diesen wollte er, da ein Durchschlagen nach Pommern undurchführbar erschien, in entgegengesetzter Richtung abmarschieren, indem er ganz richtig annahm, daß er auf diese Weise einen Teil der französischen Armee von der Oder abziehen könne. Dadurch sollte der König Zeit gewinnen, mit den ihm noch gebliebenen Truppen unangefochten Preußen zu erreichen und die zu erwartende russische Armee an sich zu ziehen. Er marschierte unter stetigen Kämpfen mit Bernadotte und Soult, die ihm folgten, durch Mecklenburg an dem Nordrande des Müritzsees vorüber nach Schwerin und Gadebusch. Zu einer Schlacht im offenen Felde hielt er sich zu schwach, da er die ihm folgenden Kolonnen der Gegner überschätzt hat. In Gadebusch gab er seinen ursprünglichen Plan, bei Lauenburg die Elbe zu übersetzen, auf und schlug die Richtung nach Lübeck ein, das am 5. November erreicht wurde. Die Zahl seines Corps war bereits auf die Hälfte herabgesunken, so sehr hatten die Leute durch die angestrengten Märsche, den Mangel an Nachtruhe und an Nahrung gelitten. Der Uebergang von Lübeck auf dänisches Gebiet, auf den Blücher gerechnet hatte, wurde ihm verwehrt, da die Dänen entschlossen waren, was immer für eine bewaffnete Macht, die ihre Grenze überschreiten würde, anzugreifen. Es blieb also nichts übrig, als Lübeck so lange als möglich zu halten und sich, wenn Gelegenheit dazu geboten würde, nach Travemünde durchzuschlagen. Trotzdem Scharnhorst selbst die Verteidigung an den drei Thoren, zu denen allein Zugänge möglich waren, eingeleitet hatte, fand doch am Burgthore eine Ueberrumpelung der vom Herzog von Braunschweig-Oels und v. Oswald befehligten Regimenter statt. Die Franzosen gelangten zugleich mit den zurückweichenden Mannschaften dieser Regimenter in die Stadt, aus der sich nach heftigem Straßenkampfe Blücher nur mit acht Bataillonen und einem Teil der Kavallerie retten konnte. Scharnhorst wurde in der Stadt gefangen. Blücher aber hatte auch keinen

Ausweg mehr, um dem Feinde zu entkommen. Auch er mußte am 7. November in Ratkau kapitulieren. Er ließ es sich nicht nehmen, seinem Namen auf der Kapitulationsurkunde die Worte anzuschließen: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition habe.“ Scharnhorst wurde gegen den vom Blücherschen Corps gefangenen französischen Oberst Gerard ausgewechselt, mußte aber in Lübeck noch die Greuelscenen mit ansehen, die von den siegreichen Soldaten verübt wurden. Diese waren durch die rastlose Verfolgung und die Entbehrungen der letzten Woche in einen Zustand ungewöhnlich gesteigerter Erbitterung geraten, die Disziplin war, wie Bernadotte in einem Berichte an den Kaiser selbst eingesteht, „durch die Schwierigkeit, während der raschen und forcierten Märsche den Schuldigen zu ermitteln und zu bestrafen, bedeutend geschwächt“. Offiziere aller Rangklassen waren ernstlich bemüht, den Schändlichkeiten Einhalt zu thun, es gelang aber erst nach mehreren Tagen, die militärische Ordnung und Haltung der Truppen wieder herzustellen, die in der reichen Hansestadt allen ihren lange zurückgehaltenen wilden Trieben die Zügel schießen ließen.

Der Zug Blüchers und Scharnhorsts nach Lübeck, durch den drei französische Corps drei Wochen von der weiteren Verfolgung ihrer Aufgabe, den Krieg in die östlichen Provinzen von Preußen zu tragen, abgehalten wurden, hat bei den Zeitgenossen Bewunderung erweckt und den Charakter einer Heldenthat erlangt, obwohl er nur aus der richtigen Anwendung militärischer Pflicht hervorgegangen ist. Seine Bedeutung wird in einem wenige Monate danach erschienenen Aufsatze „über die großen Kriegsereignisse im Oktober 1806“ [1]) bereits gewürdigt und anerkannt: „An das Schicksal des General Blücher und seines Corps brauche ich bloß zu erinnern, denn ich wüßte ihnen nichts darüber zu sagen, da die Operationen dieses kleinen Corps einfach und ruhmvoll sind, so daß man dabei nichts auseinanderzusetzen hat. Nur eine Bemerkung will ich mir erlauben. Menschen von Gefühl lassen sich wohl verleiten, den General Blücher zu tadeln, daß er in der Schlacht bei Lübeck so viel Menschen und das Glück einer blühenden Handelsstadt in Gefahr setzte, ohne etwas gewinnen zu können, weil er der Gefangenschaft nicht mehr entrinnen zu können schien. Dieses Urteil ist verzeihlich, seit der Philanthropismus, der es erzeugte, so allgemein geworden ist, daß man ihn keinem Einzelnen mehr zum Vorwurf machen kann. Wenn ich auch gar keine Rücksicht darauf nehme, daß der General Blücher 60 000 Mann während vierzehn Tage noch beschäftigte und dadurch dem Könige eine kostbare Zeit gewann, so denke ich doch, diese Schlacht war in ihrer Wirkung auf den Geist der Nation und der Armee gar nicht zu berechnen. . . . Ich werde daher den Namen Blücher stets als einen solchen betrachten, an welchem sich der Mut der Nation in dem gefährlichsten Augenblicke wieder aufgerichtet hat.“ Leider sind seinem Namen aus jener Zeit keine andern an die Seite zu setzen, die Zahl der feigen Verräter aber nahm so rasch zu, daß man für Schmach und Schande das Gefühl zu verlieren begann. Ohne daß die Franzosen einen Schuß abzugeben brauchten, gingen dem Könige von Preußen Stettin und Küstrin ver-

[1]) Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts. Herausgegeben von J. W. v. Archenholtz. 1807. 2. Bd

loren. Beide waren in verteidigungsfähigem Zustande, mit Munition und Proviant auf Monate versehen. General Baron von Romberg übergab Stettin, wo sich 100 Offiziere, 5184 Mann und 187 brauchbare Geschütze befanden am 29. Oktober an die Kavalleriebrigade Lassalle, die nicht mehr als 800 Pferde zählte. Die Belagerung des Platzes würde ein volles Armeecorps monatelang beschäftigt haben und ohne schweres Geschütz kaum zu beendigen gewesen sein. Am 1. November unterzeichnete Oberst v. Ingersleben die Kapitulation von Küstrin mit 2400 Mann und 80 Geschützen auf den Wällen. Der Ingenieur-Lieutenant Thynkel weigerte sich, seinen Namen unter das schändliche Schriftstück zu setzen. Eine Woche später wurde auch Magdeburg übergeben, einer der stärksten Waffenplätze der Monarchie, der im Laufe des Sommers mit bedeutendem Aufwande in allen wesentlichen Fortifikationen ausgebessert und instand gesetzt worden war. Die Besatzung bestand aus 24 000 Mann, hatte 6563 Pferde und 577 Geschütze zur Verfügung, sie war also stärker als das Corps Ney, das zur Belagerung zurückgelassen worden war und konnte, da die Lebensmittel mit Ausnahme von frischem Ochsenfleisch reichlich vorhanden waren, nicht nur alle Posten genügend besetzen, sondern auch durch Ausfälle die Belagerer in große Verlegenheit setzen. Zum mindesten wäre das Corps Ney mehrere Monate beschäftigt gewesen, wie auch Stettin und Küstrin ohne Zweifel mehrere Divisionen an sich gefesselt hätten. Der Gouverneur General v. Kleist und General Graf v. Wartensleben, der den größten Einfluß auf ersteren genommen zu haben scheint, warteten nur so lange, bis die Festung notdürftig eingeschlossen war und die Franzosen aus vier von Erfurt herbeigebrachten Mörsern zwölf Schüsse abgegeben hatten, um die Kapitulation, über die sie schon seit dem Abzuge Hohenlohes verhandelt hatten, zu unterzeichnen. Die vorgeschriebene Entscheidung durch einen Kriegsrat wurde nicht eingeholt; General Alvensleben, der den Gouverneur aufmerksam gemacht hatte, daß es ihnen an nichts fehle, wurde mit barschen Worten zur Ruhe verwiesen. 20 Generale, 800 Offiziere, 22 000 Mann aller Waffen wurden in Magdeburg gefangen, riesige Vorräte von Kriegsmaterial, darunter 1 Million Pfund Pulver, 80 000 gefüllte Bomben, 54 Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Sieger. Das Ereignis war so ungeheuerlich, daß man selbst in den Kreisen der preußischen Offiziere offen die Behauptung aufstellte, im gegebenen Falle hätten die Untergebenen, namentlich die in Magdeburg anwesenden aktiven Generale die Verpflichtung gehabt, sich der Ausführung des von dem Gouverneur rechtswidrig abgeschlossenen Vertrages zu widersetzen, wie es dann später in Hameln (10. November) thatsächlich, wenn auch ohne Erfolg, versucht worden ist. Mit berechtigtem, wenn auch einen auffallenden Mangel an patriotischem Gefühle erweisendem Spotte schreibt Archenholtz in seiner „Minerva“[1]) unter dem Schlagworte „Zur Zeitgeschichte“: „Man stelle doch ein Genrebild auf von einem kriegerischen Volk, das mächtige Heere im Felde hat, das sich bei einem selbst angefangenen, selbst gewünschten Kriege, fast gar nicht schlägt und wo die Befehlshaber der Truppen, bei lange genährten Begriffen von Ehre, dennoch sowohl im Felde als in den Festungen

[1]) 1807. 1. Bd.

auf nichts so eifrig denken, als auf Kapitulationen, um ihre Koffer und die Tornister ihrer Soldaten in Sicherheit zu setzen!"

Kaiser Napoleon befand sich seit 27. November in Berlin. Am 24. hatte er bereits Potsdam erreicht gehabt und an demselben Tage war Davoust in Berlin einmarschiert. So große Mühe sich die Berliner gaben, in möglichst freundlicher und entgegenkommender Aufnahme der Feinde womöglich noch die Wiener zu übertreffen, so trug ihnen dies doch nur die rücksichtsloseste Behandlung ein, die bei dem korsischen Gewalthaber zum System geworden war und seinem eigensten Geschmack entsprach. Ja, die durch Glück verwöhnten und deshalb um so fassungsloseren Spree-Athener kamen noch schlimmer weg, als die Wiener. [1]) Der Stadtkommandant Graf Schulenburg, der Erfinder des berühmt gewordenen Spruches „die erste Bürgerpflicht sei Ruhe", war mit allen Truppen und den meisten Beamten abgezogen, ohne das vorhandene Kriegsmaterial zu bergen, wozu er Zeit gehabt hätte; sein Schwiegersohn, Fürst Hatzfeld, ließ die Brücken, die dem Feinde die Verfolgung Hohenlohes erleichterten, nicht abbrechen, weil sonst die Versorgung Berlins gelitten hätte; man sammelte bereits für die Kontribution, bevor der Feind sie ausschreiben konnte. Ein von einem Professor Lange neu gegründetes Blatt „Der Telegraph" suchte Napoleons Beifall zu gewinnen, indem es sich in Beschimpfungen der Königin erging. Fürst Hatzfeld benahm sich als französischer Gouverneur, ehe die Franzosen noch in Berlin eingerückt waren, trotzdem wollte ihm Napoleon wegen eines Briefes, in dem er Meldungen an den König erstattet hatte, den Prozeß machen und ihn erschießen lassen. Er ließ sich von der Fürstin einen Fußfall machen und lieferte ihr mit echter Komödiantengröße den beanstandeten Brief zum Verbrennen aus, der — sieben Stunden vor der Ankunft der Franzosen geschrieben war und daher dem Fürsten, der ohnehin an Kriecherei vor der grande nation das möglichste leistete, nicht zum Vorwurf gemacht werden konnte.

Sehr begreiflich ist es, daß die Niedertracht, die Feigheit und der Egoismus, der sich in den leitenden Kreisen Preußens sehr aufdringlich bemerkbar machte, den Kaiser nicht bewegen konnten, dem niedergeworfenen Gegner wieder eine anständige Existenz zu ermöglichen. Er fand die Gelegenheit, einen für unerschütterlich gehaltenen Staat vollständig zerrütten und vernichten zu können, zu lockend, um sie ungenützt zu lassen; er wollte beweisen, daß ihn keine Scheu

---

[1]) Graf Ségur, aus dessen „Histoire, Mémoire et Mélanges" neuerlich die persönlichen Erlebnisse von 1800—1812 unter dem Titel „Un aide de camp de Napoléon" herausgegeben wurden (Paris, 1894), bemerkt, daß sich der Kaiser in Wort und That seit einem Jahre sehr verändert hatte. „L'année précédente, en abattant la troisième coalition, modéré dans sa victoire, il avait épargné au peuple vaincu le spectacle d'une entrée triomphale à Vienne. Mais ici, dans cette défaite d'un quatrième coalition, d'un allié nouveau de celle Angleterre devenue plus que jamais sa rivale implacable, tout en lui fut menaçant, tout sentit la conquête." Die Geschichte mit dem Briefe des Fürsten Hartzfeld wird auch in der neuesten Ausgabe Ségurs als ein Akt der Großmut berichtet, obwohl es seit 1829 feststeht, daß Napoleon damit nur eine wohlberechnete Komödie gespielt hat.

vor den gesalbten Monarchen beherrsche, daß er vor keinem Zerstörungswerke zurückschrecke. Die Forderungen, die er bei den Waffenstillstandsverhandlungen aufstellte, steigerten sich dermaßen, daß die Annahme derselben für jedermann ausgeschlossen erschien, bis auf die preußischen Unterhändler, Herrn Marquis v. Lucchesini und den General v. Zastrow, die den ihnen von Duroc vorgelegten Vertrag am 17. November unterzeichneten. Am 22. Oktober war noch die Elbelinie als Grenze für den preußischen Staat zugestanden, Magdeburg demselben belassen worden. Seit der Kapitulation dieser Festung war von der Elbelinie nicht mehr die Rede. Napoleon ließ sich überhaupt zu gar keinen Zugeständnissen für die künftige Gestaltung Preußens herbei, er verlangte die Auslieferung von Danzig, Glogau, Graudenz, Praga bei Warschau, die Zurückziehung der preußischen Truppen hinter die Weichsel und die Zurückhaltung der russischen Armeen auf russischem Boden, dann wolle er die Feindseligkeiten gegen zehntägige Kündigung des Stillstandes ruhen lassen und über den Frieden in Verhandlung treten. Der General Duroc wurde an den König nach Osterode in Preußen abgeschickt, um dessen Zustimmung zu dem von seinen Bevollmächtigten abgeschlossenen Waffenstillstande zu erlangen. Der König befragte die Räte, die er um sich versammelt hatte, um ihre Meinung und erhielt von den militärischen, unter denen Graf Kalckreuth die erste Stimme hatte, die Erklärung, daß der Waffenstillstand angenommen werden müsse. Die Minister Freiherr v. Stein und v. Voß waren dagegen, indem sie mit Recht geltend machten, „daß ein Waffenstillstand, wie der vorgeschlagene, ihm gegen den Feind keine Sicherheit gewähre und ihn seiner letzten Hilfsmittel, des noch übrigen Vertrauens der Nation, des russischen Kaisers und Englands berauben würde." Der König war derselben Ansicht und lehnte den Waffenstillstand ab. Dieser Entschluß war von großer Tragweite; er hat den König vor der gesamten Nation wieder erhoben, sein Mut hat bei vielen Getreuen, die nach den unerhörten Pflichtverletzungen der letzten Wochen alles Vertrauen auf die Erhaltung des Staates verloren hatten, wieder eine kräftigere Stimmung hervorgerufen, er hat den Gedanken der Notwendigkeit des Widerstandes bis zum Aeußersten verbreitet. Leider war Friedrich Wilhelm aber noch immer nicht davon überzeugt, daß dieser Widerstand von einer durchgreifenden Läuterung des Regierungssystemes begleitet sein müsse, daß er nur dann eine tiefe Wirkung auf die Bevölkerung ausüben und sie zu großen Opfern bestimmen könne, wenn ihr die Bürgschaft geboten würde, daß an höchster Stelle mit den Einrichtungen, die den Staat an den Abgrund geführt hatten, gründlich und unwiderruflich gebrochen werde. Graf Haugwitz nahm seine Entlassung, an dessen Stelle wurde Stein berufen. Der König hat selbst erkannt, daß er keinem treueren und keinem fähigeren Manne in dieser schweren Zeit dies ebenso schwierige als verantwortungsvolle Amt der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten anvertrauen könne; aber er stand dem selbstbewußten, mit tiefer Ueberzeugung sein Ziel verfolgenden Manne doch zu fremd gegenüber, um mit ihm allein und direkt verkehren zu können. Er wollte seine Kabinettsräte und von diesen vor allen Beyme nicht missen, der sich wieder in den Mittelpunkt der Geschäfte zu drängen verstanden hatte. Stein berief sich auf seine Auseinandersetzungen vom April und erklärte, daß er die Berufung

zum leitenden Minister nur dann annehmen könne, wenn der König auf den Kabinettsrat verzichte und den direkten Verkehr mit den Ministern, die über die Staatsangelegenheiten in einem Conseil zu beraten hätten, herstelle. Beyme schlug dem Könige darauf den Mittelweg vor, die Vereinigung der drei wichtigsten Minister, für die Finanzen, den Krieg und die auswärtigen Angelegenheiten, zu einer Konferenz zwar zu gestatten, daneben jedoch den Kabinettsrat, der in der Entwickelung der preußischen Verwaltung begründet sei, beizubehalten. Stein lehnte ab und richtete mit dem General Rüchel, der nach seiner raschen Genesung von der bei Jena erhaltenen Brustwunde zum Generalgouverneur von Preußen ernannt worden war, und mit Hardenberg, der ohne offizielle Stellung in Königsberg lebte, nochmals eine Denkschrift an den König, in der sein Antrag auf Einsetzung eines Kabinettsministeriums, das sich stets um den König zu befinden und die Gesamtheit der Verwaltung zu besorgen habe, erneuert wird. „Alle Gegenstände ohne Ausnahme," heißt es darin, „müssen en dernier Ressort vor das Kabinettsministerium gehören. Die Hauptzweige der Verwaltung: Kriegswesen, innere und Finanzangelegenheiten, auswärtige Angelegenheiten, müßten von allen drei Ministern gemeinschaftlich erwogen werden, und zwar zuerst in Konferenzen unter sich. Diejenigen, welche die allerhöchste Genehmigung erforderten, würden hierauf Seiner Majestät zu den von Ihnen zu bestimmenden regelmäßigen oder außerordentlichen Zeiten von demjenigen vorgetragen, in dessen Departement sie einschlagen, in Gegenwart der anderen, wenn nicht notwendige Abwesenheit diese behindert; dann wird den höchsten Befehlen gemäß das weitere besorgt, auch die Vollziehung Seiner königlichen Majestät bewirkt. Hierher gehört alles, wo es auf die Grundsätze ankommt, nach denen verfahren werden soll, also eigentlich die Gesetzgebung und die allgemeinen wichtigen Vorschriften, die das Geschäft des Regenten selbst sein sollen. In allem, was zur Vorbereitung desselben gehört oder als Folge der Sache nicht an die eigentliche ausführende Behörde überwiesen, sondern noch von der höheren Behörde besorgt werden muß, sowie in Abwesenheit Seiner königlichen Majestät, wo Gefahr auf dem Verzug haftet, verfügt das Kabinettsministerium auf seine Responsabilität an jede Behörde und jedes Departement des Staats nach gemeinsamer Beratung." In einem Schreiben an General Rüchel begründete Stein sein Festhalten an diesen Grundsätzen und die Notwendigkeit der Entfernung der beiden jetzigen Kabinettsräte von der Person des Königs, „weil alles darauf ankommt, das Vertrauen der auswärtigen Höfe zu heben, von denen wir allein Rettung hoffen können, weil alles darauf ankommt, das Volk an den König und den König an das Volk durch Vertrauen fest zu knüpfen."

Der König erklärte seinerseits, daß er der Errichtung eines Kabinettsministeriums im Sinne Steins zwar aus Ueberzeugung zustimme und sich an die ihm gemachten Vorschläge halten wolle, daß er jedoch in die Entlassung des Kabinettsrates Beyme nicht willige. Er sah in dem Zwange, den ihm Stein damit auferlegen wollte, eine Demütigung, der er sich nicht aussetzen dürfe. Er wollte auch von einer Berufung Hardenbergs, auf der Stein bestand, nichts wissen, weil ein Nebeneinanderwirken Beymes und Hardenbergs unmöglich geworden war. Durch Beyme ließ er sich bestimmen, am 19. Dezember den General

von Zastrow neben Rüchel und Stein zum Kabinettsminister zu ernennen, denselben, der sich eben in den Verhandlungen mit Napoleon zur Annahme des schädlichen Waffenstillstandes herbeigelassen hatte und für die völlige Unterwerfung unter den Willen des Kaisers durch den Anschluß an den Rheinbund eintrat. Weder Rüchel noch Stein gingen auf die neue Kombination des Königs ein; Stein äußerte jedoch seine Meinung nicht persönlich dem Könige, sondern ließ diesem durch Rüchel melden, daß er zwar unter den gegenwärtigen kritischen Verhältnissen nicht aus den Geschäften treten, „sondern dem König in Glück und Unglück herzlich gern nach allen Kräften nützlich sein wolle“, daß er es jedoch ablehnen müsse, zu der Täuschung beizutragen, als ob ein wirkliches Kabinettsministerium bestehe, was doch nicht der Fall sein werde. Der König scheint die Auseinandersetzung Rüchels nicht ganz erfaßt zu haben, denn er richtete Anordnungen an Stein, die von der Existenz des Kabinettsministeriums Rüchel-Stein-Zastrow ausgingen, und die Weigerung Steins, in dasselbe einzutreten, außer acht ließen. Als nun Stein Gegenvorstellungen machte, brach der König in ganz ungewöhnlicher Erregung gegen diesen los und ließ ihm eine Kabinettsordre zukommen, die das fernere Verbleiben Steins im königlichen Dienste unmöglich machte. Sie gehört gewiß zu den merkwürdigsten Schriftstücken, die von Monarchen an Minister aus eigenem Antriebe erlassen worden sind und wird bei einer Charakteristik der Hohenzollern und ihrer Anschauungen über das Verhältnis der höchsten Staatsbeamten zum Könige nicht zu übersehen sein. Es ist dabei in acht zu nehmen, daß es in dem Augenblicke der größten Gefahr, in der sich Dynastie und Staat von Preußen je befunden haben, unmittelbar vor der Abreise des Königs von Königsberg nach Memel, seinem letzten Zufluchtsorte auf dem ererbten Boden, verfaßt wurde, und daß es den Mann betraf, der damals das größte Vertrauen aller Bürger genoß, von dem allein man die Rettung des Staates aus unsäglicher Verwirrung erwartete.

„Ich hatte ehemals Vorurteile gegen Sie!“ so schrieb Friedrich Wilhelm III. an den Freiherrn von Stein. „Zwar hielt ich Sie immer für einen denkenden, talentvollen und großer Konzeptionen fähigen Mann; ich hielt Sie aber auch für exzentrisch und genialisch, das heißt mit einem Worte für einen Mann, der, da er immer nur seine Meinung für die wahre hält, sich nicht zum Geschäftsmann an einem Flecke paßte, wo es immerfort Berührungspunkte gibt, die ihn bald verdrossen machen würden. Ich überwand diese Vorurteile, da ich mich von jeher bestrebt habe, nicht nach persönlichen Launen die Diener des Staates zu wählen, sondern nach vernünftigen Gründen. . . . Ich überzeugte mich bald, daß Ihre Departementsführung musterhaft war. Schon regte sich bei mir der Gedanke, Sie näher an mich zu ziehen, um Sie dereinst für größere Wirkungskreise zu bestimmen.“ Nun hält der König dem Minister eine unpassende, ironische Aeußerung über die Handelskonjunkturen im vorigen Sommer, sowie seine Mitwirkung an der gegen die Kabinettsregierung gerichteten Denkschrift, seine Weigerung, die auswärtigen Angelegenheiten provisorisch zu leiten, und seine Haltung nach der Ernennung zum Kabinettsminister vor. „Aus allem diesem,“ fährt er fort, „habe ich mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein wider-

spenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Kaprizen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und aus Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrungsart am allernachteiligsten und gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich wehe, daß Sie mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich mit Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitsliebender Mann zu sein, so habe ich Ihnen auf gut deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß wenn Sie nicht Ihr respektwidriges und unanständiges Benehmen zu ändern willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann."

Stein wiederholte in einem ganz kurzen Schreiben von demselben Tage (3. Januar 1807) die von dem König gegen ihn gebrauchten tadelnden Worte und bat mit dem Bemerken, daß auch er „dergleichen Staatsbeamte" dem Ganzen für nachteilig und gefährlich halte, um seine Dienstentlassung. Der König erwiderte am 4. Januar: „Da der Herr Baron von Stein unter gestrigem Dato sein eigenes Urteil fällt, so weiß ich nichts hinzuzusetzen". Stein mußte wegen der sich bald danach in Preußen abspielenden Kriegsereignisse bis Mitte Februar in Königsberg bleiben und begab sich dann über Danzig, Stettin und Berlin auf seine Güter in Nassau.

Indessen hatte sich der Krieg bereits an und über die Weichsel gezogen. Als Napoleon von der Ablehnung des Waffenstillstandes durch den König von Preußen Kenntnis erlangt hatte, war er davon nicht unangenehm berührt. Er konnte nun seinen Siegeszug ohne Aufenthalt fortsetzen, konnte seine große Armee in Feindesland verpflegen und, mit den ungeheuren Massen erbeuteter Ausrüstungsstücke, Kanonen und Pferde versehen, nun den Kampf mit Rußland unter den günstigsten Bedingungen aufnehmen. Er hatte es nämlich durch seinen Botschafter in Konstantinopel, den General Sebastiani, dahin gebracht, daß der Zar gleichzeitig auch mit der Türkei in Mißhelligkeiten geriet und eine Armee von 80000 Mann in die Donaufürstentümer einmarschieren ließ. Wenn daraus vorläufig auch keine ernste Verwickelung entstand, so war doch ein wesentlicher Bestandteil des mobilen russischen Heeres in Gegenden gebunden, wo sie für Frankreich gänzlich unschädlich blieben. Selbst wenn sich der Zar entschließen sollte, die Position an der Donau wieder aufzugeben, so mußten viele Monate vergehen, ehe die dort verwendeten Truppen auf den nördlichen Kriegsschauplatz gebracht werden konnten. Die orientalischen Wirren blieben aber auch auf die Haltung Oesterreichs nicht ohne Einfluß. Der französische Gesandte in Wien, General Andréossy, konnte auf das bedenkliche Wachsen der russischen Macht an der Ostgrenze Ungarns hinweisen und dadurch die Stimmung der leitenden Kreise gegen eine engere Verbindung mit dem Zaren beeinflussen. Seine Absicht gelang ihm in dieser Richtung vollkommen, dagegen blieben die Versuche der französischen Diplomatie, auch eine Spannung zwischen Oesterreich und Preußen hervorzurufen, erfolglos.

Kaiser Napoleon hatte nämlich beschlossen, den polnischen Staat unter

seiner Protektion wiederherzustellen. Der Gedanke lag nahe genug und ließ sich sehr praktisch ausgestalten. Durch die Wiederherstellung von Polen wurden gleichzeitig Rußland, Preußen und Oesterreich geschwächt und wurde ein Kampfterrain geschaffen, auf dem man ganz nach Bedarf Bewegungen hervorrufen und damit die Kontinentalmächte beschäftigen konnte. Napoleon gewann dabei den Nimbus des Befreiers eines unterdrückten Volkes, mit dem Frankreich von jeher in sympathischen Beziehungen gestanden war, eines Volkes, dessen Adel mehr wie irgend ein anderer zur Intrigue und Kabale neigt und dessen ausgesprochene Vorliebe für den kleinen Parteikrieg es ganz besonders befähigten, einer Großmacht, die sein Schicksal in der Hand hielt, zu jeder Zeit politische Dienste zu leisten. Er begab sich daher von Berlin nach Posen und entwickelte in einer Ansprache an die Deputierten der Woiwodschaft die Grundsätze, von denen er sich bei der Behandlung der polnischen Frage leiten lassen werde. Vor allem verlangte er, daß Polen für seine Freiheit selbst eintrete, d. h. seine Unterdrücker, Preußen und Rußland, bekämpfe. Er könne ihnen die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit nicht versprechen, weil diese nur von ihnen abhängen dürfe; wenn eine große Nation, wenn mehrere Millionen Menschen unabhängig sein wollen, gelinge ihnen ihr Unternehmen immer. Wenn Priester, Adel und Bürger gemeinschaftliche Sache machen und fest entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben, so sage er ihnen voraus, daß sie siegen würden; aber unfruchtbare Reden und Wünsche genügten nicht; Frankreich habe die Teilung Polens niemals anerkannt, auf seinen mächtigen Schutz könne daher das polnische Volk immer zählen, wenn es zur allgemeinen nationalen Erhebung schreiten werde.

Zunächst handelte es sich für den gegen Rußland vordringenden Heerführer um Vermehrung seiner Kavallerie, für die ihm die polnische Insurrektion aufkommen sollte. Die Leistungen der „berühmten polnischen Nation" blieben jedoch weit hinter den Erwartungen des Kaisers zurück. Es kamen einige tausend leichte Reiter mit schlechter Bewaffnung und ohne strenge Gliederung zusammen, die sich den Kosaken nicht annähernd gewachsen zeigten; an Infanterie vereinigte Dombrowski in seiner polnischen Division, die zu dem neugebildeten VIII. Armeecorps des Marschall Mortier gehörte, nicht mehr als sechs Bataillone. Der militärische Effekt der polnischen Bewegung war kein hervorragender; in politischer Beziehung hat er sich in einem starken Druck auf Rußland geäußert, der sich bei den späteren Friedensverhandlungen bemerkbar machte, in Oesterreich aber hat die polnische Angelegenheit die Bestrebungen Napoleons einigermaßen gehemmt, weil sich Oesterreich neuerlich an einer Stelle bedroht fühlen mußte, wo es sich bisher ganz sicher hielt. Es lag aber nicht in dem Plan Napoleons, das Wiener Kabinett in diesem Augenblick mißtrauisch zu machen.

Sowohl von russischer als von preußischer Seite wurden nach der Ablehnung des Waffenstillstandes unter den von Napoleon diktierten Bedingungen Versuche gemacht, Oesterreich zur Teilnahme am Kriege zu bewegen. Die Verhältnisse lagen wohl ähnlich, wie im verflossenen Jahre vor der Schlacht bei Austerlitz, aber sie waren doch ungünstiger. Die französische Armee war, allerdings ganz ebenso in ihrer Operationsbasis gefährdet, wenn Oesterreich, auf die noch unerschütterten preußischen Festungen in Schlesien gestützt, an der oberen

Oder mit einem Heere erschien und gegen Berlin vorrückte, als wenn Preußen damals von Sachsen aus nach Böhmen und an die Donau marschiert wäre. Oesterreich hatte aber keine mobilisierte Armee zur Verfügung, seine Kriegskassen waren nicht wie 1805 die preußischen für einen Feldzug ausgestattet. Es litt noch unter den Wunden, die ihm der unglückliche Krieg der dritten Koalition geschlagen hatte und durfte sich auf ein opfermutiges Festhalten Rußlands an dem neuen Bündnisse, das dieses beantragte, kaum verlassen. Preußen aber besaß nicht annähernd die Machtmittel, die Oesterreich selbst nach Austerlitz noch hätte aufwenden können. Graf Philipp Stadion, der nach dem Preßburger Frieden ernannte Minister des Aeußern, war zwar nicht abgeneigt, den Kampf mit Napoleon wieder aufzunehmen, er hielt die Gelegenheit dazu für günstig und fand in der Umgebung des Kaisers mehrfache Unterstützung seiner Ansicht, aber Erzherzog Karl stellte derselben einen so ungünstigen Bericht über die militärische Verfassung des Kaiserstaates entgegen, daß er die Verantwortung für den Ausgang eines Krieges doch nicht zu übernehmen wagte. Weder der russische Gesandte Pozzo di Borgo, der Landsmann und leidenschaftliche Gegner Napoleons, der im Dezember in Wien erschien, noch der Adjutant Friedrich Wilhelms, Graf Götzen, den man nur bis an die Grenze gelangen und dort mit einem österreichischen Bevollmächtigten unterhandeln ließ, vermochten die Gesinnungen des Wiener Hofes umzustimmen. Man hielt an der Neutralität fest, aber man entzog sich auch den Werbungen und Anträgen Napoleons, sich von ihm ein preußisches Beutestück zuwenden zu lassen. Der französische Gesandte Andréossy stellte im Auftrage seines Herrn, der wegen der Haltung Oesterreichs nicht ohne Besorgnis war, Stadion den Antrag, Schlesien gegen Galizien in Tausch zu nehmen, wenn letzteres einem neuen polnischen Staate angegliedert werden sollte. Kaiser Franz wollte nichts davon wissen und wies jede Verhandlung darüber zurück.[1]) Er beschränkte sich darauf, den General Vincent an Napoleon abzuordnen, um sich einerseits zur Friedensvermittelung anzubieten und anderseits eine Verständigung Frankreichs und Rußlands auf Kosten Oesterreichs zu verhindern. Napoleon betrachtete diese Sendung als einen loyalen Akt Oesterreichs. Vincents Mission blieb aber völlig bedeutungslos.

Im Anfange des Jahres 1807 kamen die Waffen wieder zur Sprache. Graf Kalckreuth hatte hinter der Weichsel ein Corps von nahezu 20 000 Mann gesammelt, zu seiner Hülfe erschien in den ersten Novembertagen ein russisches Heer unter General Bennigsen in der Stärke von 60 000 Mann, dem ein zweites unter General Graf Buxhövden von ungefähr 50 000 Mann in nächster Zeit folgen sollte. Den Oberbefehl über sämtliche russische Truppen führte anfangs der 76 Jahre alte Feldmarschall Kaminskoi, der als Nationalrusse und Kriegsgenosse Suwarows bei der Armee sehr populär, jedoch so hinfällig war, daß er seine Thätigkeit bald einstellen mußte, worauf die beiden genannten Generale ihre Kommanden selbständig ausübten. Es fehlte leider an Verständigung unter ihnen, da Buxhövden als der im Range ältere General die Oberleitung beanspruchte, Bennigsen dagegen sich derselben so lange zu entziehen suchte, bis er

[1]) Wertheimer, Geschichte Oesterreichs und Ungarns. 2. Bd., S. 163.

durch einen Erfolg den Zar bestimmt haben würde, ihn damit zu betrauen. Dagegen unterstellte der König von Preußen sein Corps, das nach Kalckreuths Ernennung zum Festungskommandanten von Danzig der General Lestocq führte, der russischen Heeresleitung. Dieser wackere Mann aus alter Schule, dem der durch Auswechselung aus der Gefangenschaft befreite Oberst Scharnhorst zur Seite stand, war der erste preußische General, der den Ruf des preußischen Offiziercorps wieder zu Ehren brachte und seine Pflicht gewissenhaft und geschickt erfüllte. Indem er sich auf Thorn stützte, wo sich sein Hauptquartier befand, verteidigte er mit den 19 Bataillonen, 55 Eskadronen und 92 Feldgeschützen, über die er verfügen konnte, die Weichsel von Plock bis Danzig, während Bennigsen bei Praga, gegenüber von Warschau, Stellung nahm und dort die Ankunft Buxhövdens zu erwarten hatte. Marschall Lannes war mit seinem Corps zuerst vor Thorn angelangt und glaubte mit den erprobten Mitteln der Täuschung und Ueberredung Lestocq zum Aufgeben dieses Platzes bewegen zu können. Der General ließ sich jedoch nicht bethören und erklärte, daß er nur auf Befehl seines Königs unterhandeln dürfe, und bei Ermangelung eines solchen dem Angriff des Feindes ruhig entgegensehe. Lannes konnte den breiten Strom, solange er keine sichere Eisdecke hatte, nicht überschreiten, das Kanonieren auf weite Entfernung fruchtete nichts und deshalb sah er sich genötigt, seinen Abzug in der Richtung auf Warschau zu nehmen. Dadurch wurde der Plan Napoleons, den rechten Flügel der preußisch-russischen Aufstellung von der Weichsel abzudrängen und sich den Weg nach Königsberg frei zu machen, vereitelt und für den Aufmarsch der Russen Zeit gewonnen. Bennigsen nützte jedoch den Vorteil nicht aus, sondern entschloß sich ohne zwingenden Grund zum Verlassen der Weichsellinie, wodurch auch Lestocq zur Freigebung von Thorn gezwungen wurde. Nun konnten Davoust, Lannes und Augereau bei Warschau das rechte Weichselufer gewinnen, Ney Thorn besetzen. Praga wurde befestigt und zum Stützpunkt für die französische Armee eingerichtet. Als Bennigsen, nachdem er mit dem im Anmarsche befindlichen Buxhövden Fühlung genommen hatte, wieder eine Vorwärtsbewegung einleitete, war Thorn so wenig mehr zu gewinnen, wie Praga; nach verlustreichen Kämpfen bei Pultusk und Golymin am 26. Dezember traten die Russen den weiteren Rückzug hinter den Narew an. Feldmarschall Kaminskoi, dessen ganz sinnlose Anordnungen die fast herbeigeführte Niederlage der Corps Lannes und Davoust bei Pultusk verhindert hatte, wurde in einer am 28. Dezember abgehaltenen Generalversammlung für unfähig erklärt, ein Kommando zu führen und verließ endlich die Armee. Bennigsen und Buxhövden einigten sich hierauf, den Kriegsschauplatz nach Preußen zu verlegen und hinter den Defiléen des Spirding- und Löwentinsees ihre Armeen in einer gemeinsamen Aufstellung zu vereinigen. Diese fand nach mancherlei Hindernissen zwar am 8. Januar statt, da nun aber Bennigsen den lange erstrebten Oberbefehl thatsächlich erhielt, verließ Buxhövden ebenfalls das Hauptquartier und begab sich nach Riga, nicht zum Vorteile der weiteren Unternehmungen, da er durch seinen, allen Intriguen abholden Charakter und vor allem durch die ernste Absicht, zu Gunsten Preußens zu wirken, den Anforderungen, die an die oberste Leitung der gemeinsamen Streitkräfte gestellt werden mußten, besser

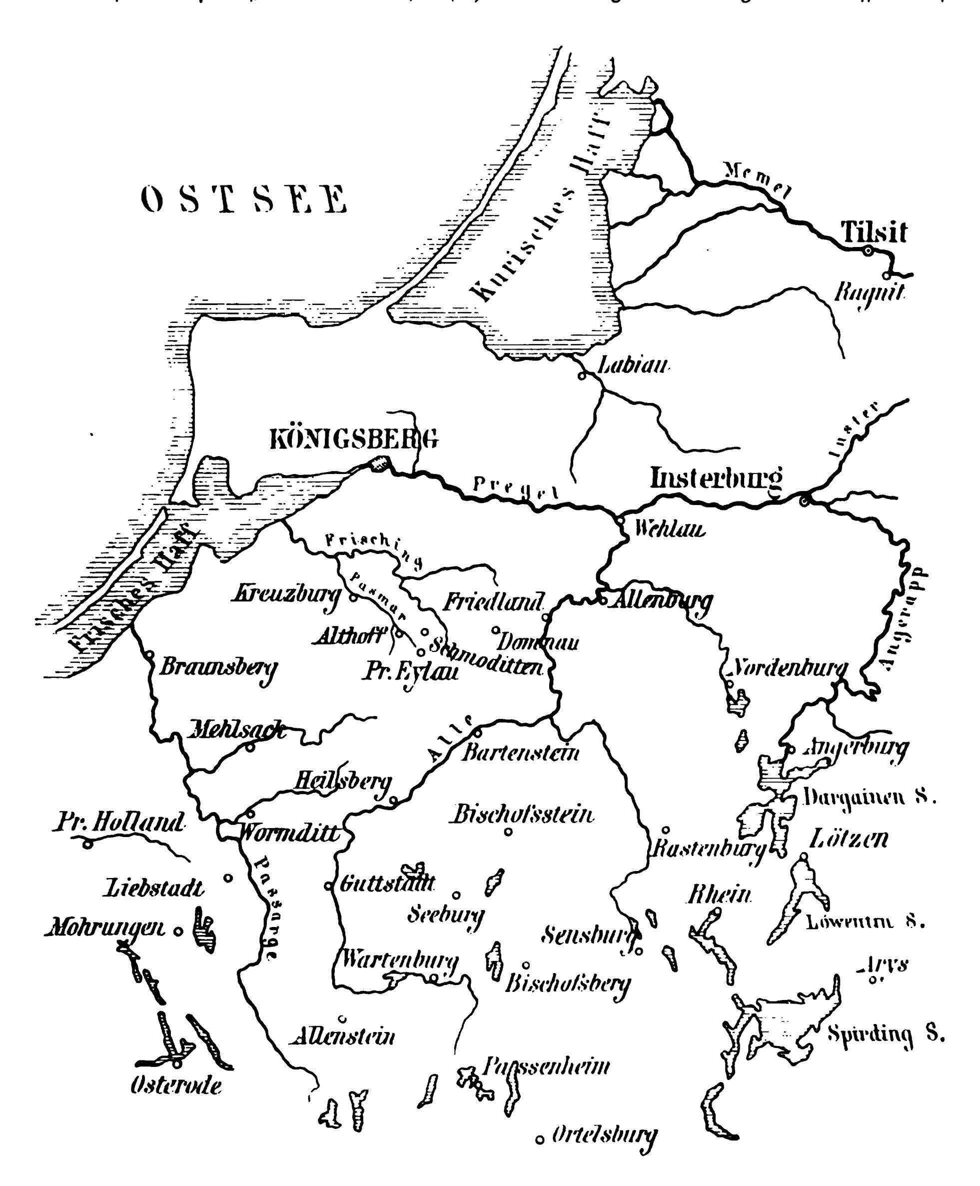
entsprochen haben würde, als der eitle und seine Entschlüsse rasch wechselnde Bennigsen.

Das preußische Corps hatte mittlerweile bei Biezun und Soldau selbständige Gefechte gegen die Dragonerdivision Grouchy und das Corps Ney bestanden. Als General L'Estocq von dem Rückzuge der Russen in Kenntnis kam, ging er über Neidenburg, Rheinswein, Sensburg nach Rastenburg und Angerburg zurück, stand also im Anfange des Jahres 1807 nördlich von den Russen, hinter den von der Angerapp durchflossenen Seen. Napoleon ließ Bennigsen seine Rückwärtsbewegung vollkommen ungestört ausführen; würde er nachgedrängt haben, so wäre damals eine Katastrophe kaum vermeidlich gewesen, denn die russischen Corps verloren ihren Zusammenhang und kamen auf elenden Straßen und mit großen Umwegen erst am 16. Januar bei Arys wieder in eine schlagfertige Verfassung. Aber auch die französischen Truppen waren in hohem Grade der Erholung bedürftig, es konnte ihnen nach den schwierigen, unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen vorgenommenen Bewegungen an der Weichsel nicht zugemutet werden, sich sofort in einen Winterfeldzug einzulassen. Sie wurden daher vorläufig in Kantonierungen gelegt, die sich von Ostrolenka am Narew bis Neidenburg erstreckten. Am rechten Flügel befanden sich die Corps Lannes, Davoust und Augereau, etwas zurück bei Makow stand Soult; Ney und Bernadotte bildeten den linken Flügel. Bernadotte erhielt die Aufgabe, sich von Osterode bis an das Frische Haff auszubreiten und die Einschließung von Graudenz und Danzig zu decken. Zu diesem Zwecke wurde die bisher von Murat befehligte Kavalleriereserve zerlegt und den Marschällen Ney und Bernadotte zugeteilt. Letzterer ließ am 21. Januar Elbing besetzen, wo er in den Besitz großer Getreidevorräte kam und bezog dann ebenfalls Kantonierungen hinter der Linie Braunsberg—Preußisch-Holland—Mohrungen—Osterode. Die Schwäche dieser übermäßig ausgedehnten Stellung beunruhigte Ney und bewog ihn zu einer Vorwärtsbewegung in der Richtung gegen Königsberg, bei der er um die Mitte des Januars bis Heilsberg und Bischofstein vorgedrungen war. Wäre damals die preußisch-russische Armee aktionsfähig gewesen, so würde sie durch einen Vorstoß von der Linie Arys—Nordenburg nach Westen das Corps Ney in vollkommener Isolierung getroffen und dieses sowohl, wie Bernadotte von der französischen Hauptarmee abgeschnitten haben. Napoleon bemerkte die Gefahr jedoch früher als seine Gegner und rief den voreiligen Marschall schleunigst in die ihm vorgeschriebene Stellung bei Neidenburg zurück. Zur Verstärkung seiner noch auf 138 000 Mann zu veranschlagenden Armee zog er Rheinbundtruppen von Baden und Hessen-Darmstadt heran, die samt den polnischen Freischaren ein besonderes Corps unter Lefebvre zu bilden und die Belagerung von Danzig zu übernehmen hatten. General Oudinot befehligte eine bei Kalisch zusammengestellte Grenadierdivision, die Kürassierdivision d'Espagne hatte Posen erreicht.

Bennigsen beobachtete am 21. Januar von Bischofstein aus die Rückzugsbewegungen Neys und schloß daraus, daß die ganze französische Armee hinter die Weichsel zurückgehen wolle. Trotzdem blieb er zwei Tage unthätig stehen und kam erst dann auf den Gedanken, über Bernadotte herzufallen, als es schon

wieder zu spät war. L'Estocq mißverstand die vor ihm bei Preußisch-Holland und Liebstadt eingetretene Bewegung unter den Vortruppen Bernadottes, begann für Königsberg zu fürchten und zog sich deshalb in die Gegend von Mehlsack zurück. Jene Bewegung war aber nur durch die Vereinigung der Divisionen Bernadottes hervorgerufen worden, die sich ihrerseits durch das Erscheinen der Russen bei Heilsberg mit Recht beunruhigt fühlten. So ward der günstigste Augenblick für eine Ueberraschung des linken Flügels der französischen Stellung versäumt und Napoleon zur Offensive genötigt. Er hatte lange an dem Ernste des russischen Angriffs gezweifelt und die Hauptmacht des Feindes vor seinem rechten Flügel vermutet, wo ihm jedoch nur ein Corps unter General Essen mit etwa 18000 Mann gegenüberstand. Als er sich nunmehr davon überzeugte, daß Bennigsen die Absicht habe, sich mit Uebermacht auf seinen linken Flügel zu werfen, stellte er diesem Plane sofort einen Gegenplan gegenüber, der darin bestand, an seinen beiden Flügeln defensiv zu bleiben und mit der Hauptmacht einen Zentralstoß auszuführen, durch den die russische Armee gesprengt und wenigstens teilweise von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten werden sollte. Marschall Lefebvre hatte mit 16000 Mann am linken Flügel Thorn, Bromberg und das linke Weichselufer zu sichern, General Savary mit 20000 Mann bei Brok am Bug Warschau zu decken, der Kaiser selbst ergriff mit 115000 Mann die Offensive. Die Richtung derselben wurde der russischen Heeresleitung durch ein Schreiben Napoleons an Bernadotte verraten, das von den bei der Avantgarde des Fürsten Bagration stehenden Kosaken aufgefangen wurde. Bennigsen gewann Zeit zum Rückzuge in den Terrainabschnitt zwischen Passarge und Alle. Da dort jedoch die Vereinigung mit dem Corps L'Estocq, das bei Mohrungen und Waltersdorf in Gefechte mit dem ihm überlegenen Corps Ney verwickelt wurde, nicht erreicht werden konnte, ging der russische Feldherr bis Preußisch-Eylau zurück. Von den Franzosen hart gedrängt, langte er dort am Abend des 6. Februar an, während das Corps L'Estocq, auf dem Marsche von Eichholz nach Engelswalde begriffen, das Corps Ney auf sich lenkte. Am 7. Februar griff Napoleon mit Ungestüm das russische Heer an, als es im Begriffe war, hinter Eylau zur Schlacht aufzumarschieren; es gelang Bennigsen zwar, im Laufe des Tages, den Ort Eylau zurückzuerobern, er gab ihn jedoch abends freiwillig wieder auf, angeblich um seinen Gegner dadurch zu einem Angriffe auf das Zentrum zu verleiten, der ihm weniger gefährlich schien, als wenn er an beiden Flügeln umfaßt worden wäre. Thatsächlich gewann die russische Armee am zweiten Schlachttage, den 8. Februar, schon vor 10 Uhr morgens einen großen Vorteil infolge eines mißlungenen Vorstoßes des Corps Augereau, den es, während eines heftigen Schneetreibens in der Dunkelheit von seiner Richtung auf den linken russischen Flügel abkommend, gegen das Zentrum unternahm. Augereau und die ihn unterstützende Division St. Hilaire vom Corps Soult wurden mit furchtbaren Verlusten zurückgetrieben und erst durch eine großartige Attacke der französischen Kavallerie von der Verfolgung durch die Russen befreit. Aehnlich wie bei Austerlitz hatte Davoust auch bei Eylau die wichtige Aufgabe, durch einen Flankenangriff den linken Flügel der Russen zu erschüttern. Er traf um 1 Uhr auf dem Schlachtfelde ein und vollführte die

ihm zugewiesene Aufgabe mit gewohnter Sicherheit und Schnelligkeit. Der russische linke Flügel wurde über den Kreegeberg bis nach Kutschitten zurückgedrängt, so daß er zum Zentrum einen spitzwinkligen Haken bildete. Nur die Ankunft der Preußen unter L'Estocq hat die völlige Niederlage der Russen auf-



gehalten; denn das Zentrum, das sich in bewunderungswürdiger Unerschütterlichkeit gehalten hatte, als es den Kanonendonner Davousts bereits in seinem Rücken vernehmen mußte, war in der äußersten Gefahr, von der Straße nach Königsberg abgeschnitten zu werden. L'Estocq hatte um halb 4 Uhr morgens den Befehl Bennigsens erhalten, von Hussehnen über Althoff nach Preußisch-Eylau zu marschieren; trotzdem seine Truppen spät abends, ja zum Teil erst um

6 Uhr morgens bei Hussehnen angekommen waren, traten sie doch nach kurzer Rast den Marsch an, auf dem sie von Ney angefallen wurden. Es entspann sich bei Wackern ein Gefecht, währenddessen es dem General L'Estocq gelang, mit 3 Divisionen abzuziehen, nachdem die Generale v. Prittwitz und v. Plötz mit der Arrieregarde das ganze Corps Ney auf sich gelenkt hatten. Um 1 Uhr Mittag kam L'Estocq mit nicht mehr als 6000 Mann bei Althoff an und überblickte sofort die Situation. Hinter dem rechten Flügel der Russen rückte er über Schmobitten in 3 Kolonnen gegen Kutschitten und kam eben zurecht, um Davousts Siegeslauf zu hemmen. Es zeigte sich, welche große Wirkung von dem Eingreifen frischer Truppen in den Verlauf einer schon lange währenden Schlacht ausgehen kann! Die etwas auseinandergekommenen Linien Davousts wurden von den drei Regimentern, mit denen L'Estocq seinen Angriff ausführte, rasch geworfen, Kutschitten und das davor gelegene Birkenwäldchen genommen und dadurch dem russischen linken Flügel wieder die Möglichkeit der Entwickelung gegeben. Als die Sonne ihre letzten Strahlen über die blutgetränkten Schneefelder sandte, war die Schlacht wiederhergestellt. Es wurde jedoch auch in der Dunkelheit noch fortgekämpft, um halb 8 Uhr abends langte Ney auf dem Schlachtfelde an, bemächtigte sich noch des Ortes Althoff und ging bis in die Nähe von Schlobitten vor. Um 10 Uhr verstummte der Kampf, die Kräfte versagten, nachdem auf beiden Seiten fast übermenschliche Anstrengungen gemacht worden waren. Bennigsen glaubte sich nach dem Eingreifen Neys einem erneuten Angriffe nicht mehr aussetzen zu dürfen und hielt es geraten, sich der drohenden Umklammerung durch einen nächtlichen Abmarsch zu entziehen. Dieser begann um Mitternacht und ging glücklich von statten, da auf französischer Seite kein Versuch gemacht wurde, ihn zu stören. L'Estocq bildete die Arrieregarde und zog sich dann auf Scharnhorsts Rat gegen den Willen Bennigsens, der ihm ebenfalls die Direktion Königsberg gegeben hatte, über Domnau nach Friedland zurück, um die Verbindung der russischen Armee mit dem Heimatlande zu sichern.

Die Schlacht bei Eylau gehört zu den verlustreichsten des Jahrhunderts. Es waren etwa 85 000 Franzosen und 65 000 Preußen und Russen im Kampfe. Das 58. Bulletin der großen Armee (das erst am 5. März in der Allgemeinen Zeitung erschien) gibt auf französischer Seite 1900 Tote und 5700 Verwundete, auf russischer Seite 7000 Tote, 12—15 000 Verwundete und ebensoviel Dienstuntaugliche an. Die Russen berechneten unmittelbar nach der Schlacht ihren eigenen Verlust auf 12 000 Tote und 7000 Verwundete, den der Franzosen auf 30 000 Tote und 12 000 Verwundete. Man wird mit Jähns [1]) gut thun, für beide Teile je 20 000 Tote und Verwundete anzunehmen, was für die Verbündeten ein Drittel, für die Franzosen ein Viertel des Standes ausmacht. Die unmittelbare Folge war eine so große Erschütterung der beiden sich gegenüberstehenden Gegner, daß keiner von ihnen sich die Möglichkeit zutraute, den Kampf noch weiter fortzusetzen. Auch Napoleon durfte nicht daran denken. Er blieb in der Nähe des Schlachtfeldes, nachdem er sich am Morgen des 9. Februar von dem Abzuge der Russen überzeugt hatte, um sich einen Sieg zuschreiben zu

[1]) Die Schlacht von Königgrätz. 2. Betrachtungen, S. 484.

können, die Stimmung bei der Armee aber war eine äußerst gedrückte und ohne eine gründliche Erholung weder auf die physische noch die moralische Kraft zur Fortsetzung des Feldzuges zu rechnen. Das Corps Augereau war nicht mehr leistungsfähig, es wurde aufgelöst, die Truppen unter die anderen Corps eingereiht. Der Marschall kehrte schwer verwundet nach Frankreich zurück, wo er längere Zeit ganz zurückgezogen lebte. Dafür wurden die Grenadierdivision Oudinots und zwei Reiterdivisionen herangezogen, um durch die Ankunft ungeschwächter Truppen den Geist der übrigen wieder zu beleben. Am 16. Februar begann der Rückzug der „großen Armee" hinter die Passarge, nach Liebstadt, Wormditt, Guttstadt und Osterode, wo Winterquartiere bezogen wurden. Die Verbündeten, durch einige in Königsberg angelangte frische russische Regimenter verstärkt, machten eine entsprechende Vorwärtsbewegung, durch welche die Hauptmacht bis Frauendorf und Heilsberg gelangte, wo sie durch eine vom linken Flügel herangezogene Division unter Tolstoi verstärkt wurde. General v. L'Estocq bezog den äußersten rechten Flügel an der Meeresküste. In diesen Stellungen blieben die beiden Armeen bis Ende Mai. Bis dahin hielt sich auch Danzig, das regelrecht belagert werden mußte. Ein preußisch-russisches Corps behauptete die Frische Nehrung und stellte dadurch die Verbindung mit der belagerten Festung her, die durch Inundationen im Osten unangreifbar gemacht war. Der Verlust des „Holms", einer von den beiden Weichselarmen gebildeten Insel, entschied über das Schicksal der Stadt, für deren Erhaltung auch England, auf dessen Hülfe zur See man gerechnet hatte, nicht die genügenden Anstrengungen machte. Graf Kalckreuth kapitulierte am 27. Mai, da er bereits Mangel an Pulver litt, nachdem ihm dieselben Bedingungen gewährt worden waren, die er 1793 der französischen Besatzung von Mainz zugestanden hatte: Freier Abzug unter der Verpflichtung, innerhalb Jahresfrist nicht gegen Frankreich und seine Verbündeten zu fechten.

War schon die Haltung Danzigs gegenüber den Vorgängen bei den märkischen Festungen ehrenvoll gewesen, so erregte der Widerstand, den das weit schwächere Kolberg gegen den General Teulié und den Marschall Mortier entfaltete, die Bewunderung aller patriotisch fühlenden Menschen. Ferdinand v. Schill, der hier zum erstenmal ein Freicorps bildete, mit dem er die kühnsten Streifungen und Ueberfälle außerhalb der Festung unternahm, Joachim Nettelbeck, der Seefahrer, durch dessen Ansehen und tapfere Gesinnung der Mut der Bürgerschaft aufrecht erhalten wurde, endlich in den letzten Monaten der Major v. Gneisenau, der zum Kommandanten ernannt worden war, erwarben sich hier, wie General v. L'Estocq auf dem preußischen Kriegsschauplatze das große Verdienst, den preußischen Namen bei Freund und Feind wieder zu Ehren gebracht zu haben; ihr Beispiel erweckte neuen Glauben an die Treue und Aufopferungsfähigkeit des Volkes, dem von denjenigen, die berufen gewesen wären, seine Bereitwilligkeit zum Ausharren zu unterstützen, von den meisten Leitern der Zivil- und Militärbehörden nichts als feige Ergebung in ein unabwendbares Schicksal empfohlen worden war. In Schlesien wirkte der neu ernannte Gouverneur, Prinz Anhalt-Pleß, noch mehr aber sein Stellvertreter, der Adjutant des Königs, Graf Götzen, für eine möglichst zähe Verteidigung jedes Fleckes Land gegen die rhein-

bündnerischen Landsleute, die in dieser Provinz zur Ehre des Imperators preußische Festungen belagerten. Seine Bemühungen fanden einen starken Anklang in der bürgerlichen Bevölkerung, die in höchst ehrenvoller Entschlossenheit alle von ihr geforderten Opfer auf sich nahm, während die hohen Militärpersonen, wie die Kommandanten von Glogau, Breslau und Schweidnitz, dem Beispiele ihrer Amtsgenossen in Küstrin, Stettin und Magdeburg folgend, es verschmähten, die Gefahren und das Ungemach einer Belagerung auf sich zu nehmen, und die Zahl der entehrenden Kapitulationen neuerdings erheblich vermehrten. Nur Kosel und Glatz thaten ihre Pflicht und blieben ihrem Kriegsherren erhalten, bis der Friedensschluß sie aus der Bedrängnis erlöste. Graf Götzen bereitete in der Stille eine allgemeine Volkserhebung vor, er organisierte einen Landsturm aus verabschiedeten Soldaten und Forstleuten für den Augenblick, in dem Oesterreich, wie er zuversichtlich hoffte, doch die Partei der Verbündeten ergreifen und mit seiner Armee in Schlesien einrücken würde. Die Stimmung in Wien war, seitdem Napoleon an und jenseits der Weichsel stand, einem Eingreifen in die Situation nicht ungünstig. Man konnte sich nicht verhehlen, daß für Oesterreich der Augenblick gekommen sei, auf die Gestaltung der europäischen Verhältnisse wieder Einfluß zu gewinnen. Die Sympathien der Bevölkerung und selbst des Kaisers, wenn letzterem überhaupt Sympathien zugeschrieben werden können, neigten sich den Verbündeten zu. Als die Nachricht von der Schlacht bei Eylau in Wien eintraf, schrieb der Kaiser unter den ihm hierüber erstatteten Vortrag die Worte „Gott gebe, daß die Nachricht wahr sei“ [1]), und die Franzosenfeinde in der Donaustadt konnten ihren Jubel kaum verbergen. Aber es war schwierig, eine Handhabe zur Friedensvermittelung zu bekommen, ohne sich für einen oder den anderen der streitenden Teile zu entscheiden. Napoleon ließ durch Talleyrand, der von Warschau aus die diplomatischen Geschäfte betrieb, wiederholt Bündnisanträge machen, die Verbündeten aber verlangten ihrerseits, daß Oesterreich, wenn es die Verhandlungen über den Frieden einleite, darüber Aufklärung gebe, was es zu unternehmen gedenke, wenn seine Vorschläge von Frankreich nicht angenommen würden.

Napoleon fühlte sich nach der Schlacht bei Eylau nichts weniger als befriedigt; seine Lage fing an unsicher zu werden. Der Siegeslauf, der ihn vom Main an die Weichsel geführt, in dem er den preußischen Staat mit Sturmesgewalt niedergeworfen hatte, war aufgehalten; es bedurfte großer Anstrengungen, um die errungenen Vorteile zu behaupten. Der Krieg mußte in fast verödeten Gegenden geführt werden, die der großen Armee die Mittel zur Existenz nicht gewähren konnten. Wenn man die preußischen Magazine in Elbing nicht so außerordentlich reich bestellt gefunden hätte, würde man schon jetzt genötigt gewesen sein, das rechte Weichselufer wieder preiszugeben. Wozu sollte weiter gekämpft werden, wenn er den Frieden auf einem anderen Wege in einer für ihn ehrenvollen Fassung erlangen konnte. Dazu galt es nur, Preußen von Rußland zu trennen. Am 16. Februar erschien General Bertrand bei Friedrich Wilhelm in Memel, um ihm im Namen Napoleons Eröffnungen zu machen.

[1]) Adolf Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik 1801—1810.

Der Kaiser fand es mit einemmal sehr ruhmvoll, den König in seine Staaten und seine Rechte zurückzuführen, ohne sich dabei eines Vermittlers zu bedienen, er wollte einsehen gelernt haben, daß die polnische Nation einer selbständigen Existenz nicht fähig sei und er daher keinen Grund habe, diese zur Vorbedingung des Friedens zu machen. Der König von Preußen sandte zwar sofort seinen Adjutanten, Oberst von Kleist, an Napoleon ab, weil dieser eine Vertrauensperson bei sich zu sehen verlangt hatte, aber er war bereits entschlossen, keinen Separatfrieden einzugehen und sein Geschick von dem Rußlands nicht zu trennen. Er fühlte sich dazu unter allen Umständen verpflichtet, weil er die Teilnahme Rußlands am Kriege auf sein persönliches Freundschaftsverhältnis zum Zaren zurückführte und sich mit seiner Ehre gebunden erachtete, dem Freunde unter allen Umständen die Treue zu bewahren. Diese Auffassung war durch die politische Erfahrung nicht begründet, aber sie war nicht zu bekämpfen, um so weniger als die Hoffnung auf den Anschluß Oesterreichs an die Koalition damals noch nicht ganz aufgegeben werden durfte. Hardenberg, mit dem sich der König beriet, hat ihn in seinem Entschlusse bestärkt und dem Einflusse der für eine Verständigung mit Napoleon eintretenden Partei, an deren Spitze Zastrow stand, kräftigst entgegengewirkt. Er war gewiß berechtigt, die Friedensbestrebungen Napoleons als Zeichen der Ermüdung und der Enttäuschung über den Fortgang des Feldzugs aufzufassen, aber es war unverzeihlich, daß man sich Illusionen über die Hülfsmittel Rußlands hingab, die richtig zu beurteilen bereits Gelegenheit genug vorhanden gewesen war. Preußen war durch die verbündeten Truppen damals schon mehr geschädigt als durch den Gegner; die Russen hausten so barbarisch in den Landesteilen, die sie besetzten und durchzogen, daß die Einwohner bereits in das größte Elend gestürzt, ja dem Hungertode preisgegeben waren. Wie durfte man voraussetzen, daß sich diese Zustände ändern würden, daß die russische Armee, wenn sie auch Verstärkung an Mannschaft erhielt, monatelang aus ihren weit entfernt liegenden Magazinen mit Lebensmitteln versehen werden und daß sie überhaupt in den Stand gesetzt werden konnte, mit gutem Willen den Feldzug fortzusetzen?

Als Napoleon seine Rechnung mit Preußen nicht fand, bewarb er sich neuerdings in Wien um eine Allianz, ließ es aber anderseits an den umfassendsten Vorkehrungen zur Fortführung des Krieges nicht fehlen. Talleyrand benachrichtigte den General Vincent, daß der Kaiser von Frankreich bereit sei, den Besitzstand der Pforte zu garantieren, „den größten Teil Preußens zurückzugeben“ und seine Truppen über den Rhein zurückzuziehen, er wolle auch Oesterreichs Vermittelung zur Herstellung des Friedens in Europa gerne annehmen, wenn es Bürgschaften seiner unbedingten Verläßlichkeit gebe, namentlich seine Armee nicht verstärke. Graf Stadion befürwortete dagegen die bewaffnete Neutralität, indem er mit voller Berechtigung die Ansicht vertrat, Oesterreich könne bei den nächsten Friedensverhandlungen nur dann auf Berücksichtigung seiner Interessen Ansprüche machen, wenn es auch für den Frieden etwas gethan habe. Erzherzog Karl vermochte ihm nicht beizustimmen, er hielt jede Art von Rüstung für eine ausgesprochene Gefahr, denn man fordere dadurch die Rache Napoleons heraus, der sich an der Weichsel auf die Defensive verlegen und auf Oesterreich

stürzen könne. Die Armee könne in drei Wochen auf 40 000, in sechs Wochen auf 100 000 Mann gebracht werden. Könne sie aber bis dahin die Stellung an den Ausläufern der Karpaten, zwischen Teschen und Pilsen, nicht erreichen, so müsse sie den Feind hinter den Karpaten erwarten und den Krieg noch einmal an der Donau führen. „Hier könne sie den Feind schlagen, aber der Krieg werde im Lande geführt, und kommen die Verbündeten herbei, so haben die Erbländer, im Glück oder Unglück, das Schicksal von Brandenburg, Schlesien oder Preußen.“ [1]) Kaiser Franz mochte sich angesichts dieser Erklärungen seines Bruders, dem doch die größte Einsicht in das österreichische Kriegswesen zugestanden werden mußte, nicht entschließen, sich auf eigene Füße zu stellen und eventuell sein Schwert in die Wagschale zu werfen, er blieb bei der Rolle des Vermittlers, der die Befolgung seiner Vorschläge von dem guten Willen der Streitenden abhängig macht. Die Verbündeten zeigten für dieselbe wenig Interesse, sie verlangten von Oesterreich eine bündige Erklärung darüber, was es zu thun gedenke, wenn seine Vermittelung mißlinge, indem sie gleichzeitig die am 26. April zwischen ihnen geschlossene Konvention von Bartenstein vorlegten. Man schwankte jedoch in Wien so lange hin und her, bis keine diplomatische Entscheidung mehr notwendig war, da dieselbe in einer für Oesterreich wenig vorteilhaften Weise auf dem Kriegsschauplatze erfolgt war.

In Bartenstein war nicht nur zwischen Preußen und Rußland verhandelt worden, auch England und Schweden waren dort vertreten gewesen. Der Friede zwischen Preußen und England war endlich zu stande gekommen, indem ersteres auf Hannover verzichtete, letzteres Subsidien für den Krieg gegen Napoleon, Waffen- und Munitionssendungen in Aussicht stellte. Rußland verpflichtete sich, alle seine Kräfte zur Wiederherstellung der preußischen Monarchie anzuwenden, für die Gebietsverluste derselben Ersatz zu schaffen und eine Grenze herzustellen, die mehr Sicherheit gewähren könne, wie die jetzige. Deutschlands Verfassung solle den neuen Verhältnissen angepaßt, eine Konföderation der ehemaligen Reichsstände mit Einschluß Oesterreichs angestrebt werden. Jeder Anlaß zur Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen solle beseitigt, zwischen beiden Mächten eine dauernde Eintracht hergestellt und die Leitung des deutschen Bundes zu gemeinsamer Verteidigung in ihre Hand gegeben werden. Kaiser Alexander, der sich seit 2. April auf dem Kriegsschauplatze befand und mit dem Könige von Preußen im freundschaftlichsten Verkehr stand, bemühte sich auch, einen Operationsplan für die Fortsetzung des Feldzuges zu stande zu bringen, es wurden auch viele Konferenzen darüber gehalten und Gutachten abgegeben, derjenige aber, dessen Entscheidung am wichtigsten gewesen wäre, der Oberkommandant Bennigsen selbst, hielt mit seiner Meinung zurück und suchte den Wiederbeginn der Feindseligkeiten möglichst lange aufzuhalten. Auf Alexanders dringenden Rat wurde Hardenberg wieder an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Preußens gestellt und es dauerte nicht lange, daß ihm der König auch die Leitung der inneren Verwaltung überließ. General von Zastrow zog sich unwillig zurück, obwohl ihm der König einen Teil der Geschäfte vorbehalten hatte; daher

---

[1]) Beer, a. a. O.

kam es, daß Hardenberg, damals als erster Kabinettsminister, fast ausschließlich mit Friedrich Wilhelm verkehrte. Die Bartensteiner Konvention war sein Werk; sie blieb aber völlig unfruchtbar, wenn der Krieg nicht mit Ernst wieder begonnen und das Vertrauen Englands und Oesterreichs in die Leistungsfähigkeit der Verbündeten gehoben wurde. Die Zustände bei der russischen Armee waren leider die trostlosesten. „Sie grenzten," wie Hardenberg selbst berichtet, „an eine gänzliche Desorganisation, die bis zum Frieden immer mehr zunahm und so arg wurde, daß es noch nach dem Friedensschlusse die unsäglichste Mühe und Strenge kostete, die Armee wieder in Zucht und Ordnung zu bringen. Nicht ein Schatten von Mannszucht war bei der Armee des Generals von Bennigsen zu finden. Die abscheulichsten Plünderungen und Exzesse fanden so zu sagen unter den Augen des Kaisers statt, auf dem Markte zu Bartenstein sah man täglich geraubte Sachen feilbieten. Haufenweise schwärmten ganze Abteilungen weit hinter der Armee herum, verheerten das Land und raubten die Mittel zur Subsistenz." Das Geld, mit dem der König von Preußen aus dem durch Stein geretteten Vorrate unverdrossen aushalf, wanderte in die Taschen der Generale, Armeeoffizianten und jüdischen Händler, denen die Armeeversorgung anvertraut war. Dafür wurde jedoch der Haushalt des kommandierenden Generals von den letzteren bestritten, die Wohnung der Frau von Bennigsen in Königsberg neu eingerichtet und mit einem silbernen Service ausgestattet. Kaiser Alexander, der auf dieses Unwesen durch Hardenberg wiederholt persönlich aufmerksam gemacht wurde, hatte nicht die Kraft zu steuern, konnte es nicht über sich bringen, das Oberkommando der Armee einem ehrlicheren und entschlossenen Manne zu verleihen, er entzog sich aber auch dem Rate jener einsichtsvollen Persönlichkeiten seiner Umgebung, die für den Frieden eintraten, weil ihnen bei der herrschenden Verwirrung der Krieg ganz aussichtslos erschien. Obwohl die russische Finanzverwaltung ganz unvermögend war, den Anforderungen der Armee zu entsprechen, that sie nicht einmal die nötigen Schritte, um von England Subsidien zu erhalten, sondern half sich immer von neuem dadurch aus der Verlegenheit, daß sie den preußischen Kredit in Anspruch nahm. Angesichts dessen konnte den sentimentalen Deklamationen Alexanders, daß er sich niemals von seinem königlichen Freunde trennen werde, keine nachhaltige Wirkung zugeschrieben werden.

Nach dem Falle von Danzig mußte Bennigsen den Angriff der gesamten Macht des Gegners gewärtigen, die nahe auf 200 000 Mann verstärkt worden war. Er selbst hatte alles in allem 120 000 und durfte daher nicht auf einen Sieg in offener Feldschlacht rechnen. Seine Absicht ging dahin, sich defensiv zu halten, nötigenfalls bis an den Pregel zurückzugehen, um Königsberg zu decken, und dort die Ankunft der aus Rußland zu erwartenden Verstärkungen sowie den Beginn der beabsichtigten Operationen eines kombinierten preußisch-schwedisch-englischen Corps unter Blücher in Pommern, ja allenfalls auch die Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich, auf die man noch immer hoffte, abzuwarten. Um Terrain zu gewinnen und seinen Rückzug verzögern zu können, wollte er aber noch vor der vollständigen Konzentrierung der französischen Armee einen Vorstoß machen und womöglich das vereinzelt stehende Corps Ney zurück-

werfen. Am 4. Juni begann der Sommerfeldzug von 1807, dem nur eine sehr kurze Dauer bestimmt war, mit dem Vorgehen der Russen in der Richtung von Guttstadt. Es ging jedoch, wie im Januar, wieder so langsam von statten, daß die beste Gelegenheit zu Ueberraschungen versäumt wurde. Nach den Gefechten bei Spanden, Lomitten und Deppen am 4., 5. und 6. Juni trat Bennigsen den Rückmarsch nach Heilsberg an, wo er am 10. die Schlacht gegen die Corps Murat und Soult annahm, die trotz ihrer unverkennbaren Minderzahl zum Angriff übergingen. Es standen 70000 Russen gegen 50000 Franzosen. Von Preußen waren nur einige Reiterregimenter in Thätigkeit, die jedoch mit unvergleichlicher Bravour fochten. L'Estocq war auf dem Rückzuge nach Königsberg begriffen. Die Franzosen wurden bei Heilsberg geschlagen, auch die Ankunft des Marschalls Lannes auf dem Schlachtfelde konnte die Niederlage nicht mehr aufhalten, das Corps Soult war nahezu in Auflösung begriffen. Die Franzosen verloren 12000 Mann, darunter 864 Gefangene und 3 Adler, die Angaben über den Verlust der Russen schwanken zwischen 7 und 9000. Trotz des taktischen Erfolges war die strategische Lage der Verbündeten durch diese Schlacht nicht geändert. Bennigsen glaubte, die Position bei Heilsberg nicht halten, sich einem erneuerten Angriffe am 11. Juni nicht aussetzen zu dürfen.[1]) Er zog sich über Preußisch-Eylau nach Bartenstein zurück und schlug dem Zaren vor, man solle Königsberg durch das Corps L'Estocq, mit dem die russische Division Kaminskoi verbunden war, decken, mit der Hauptarmee aber die Pregellinie so lange halten, bis die Verstärkungen aus dem Inneren herangekommen seien. Die Lage der französischen Armee war keine besonders günstige, wenn sie in der Richtung nach Königsberg vorrückte; sie hatte dann zur Linken das frische Haff, vor sich den Pregel und das wohlverteidigte Königsberg, in der rechten Flanke aber die russische Armee, die mit einem einzigen Tagemarsch in den Rücken ihrer Aufstellung gelangen konnte. Bennigsen erkannte die Verhältnisse ganz gut, fürchtete aber die Uebermacht Napoleons und meinte, gegen dieselbe nicht aufkommen zu können. Er war des Krieges müde und wollte seinen Herrn zum Frieden zwingen. Vom Schlachtfelde von Heilsberg weg begab sich der Großfürst Konstantin zu seinem Bruder nach Tilsit, um ihm die Zwecklosigkeit weiterer Kriegführung vorzustellen. Bennigsen aber ließ sich am 14. Juni in die Schlacht bei Friedland verwickeln, um sich eine entscheidende Niederlage zu holen. Er gesteht selbst zu, daß er zum weiteren Rückzuge nach Wehlau vollkommen freie Hand hatte und dazu entschlossen gewesen war. Die falsche Nachricht, daß Napoleon mit der Hauptmacht gegen Königsberg marschiere und er nur einer schwächeren Abteilung gegenüberstehe, habe ihn verleitet, die Schlacht anzunehmen. Er wartete in einer äußerst ungeschickten Anordnung seiner Truppen so lange, bis Napoleon am Nachmittage bei 86000 Mann vor Friedland vereinigt hatte, während seine eigene Armee nur 46000 Mann stark war. Als er um 3 Uhr nachmittags die französischen Kolonnen zum Angriff vorgehen sah, wollte er den Abmarsch einleiten, es war

---

[1]) Die Beurteilung der Heerführung Bennigsens ist keine übereinstimmende. Während ihn Hardenberg entschieden verurteilt, seiner Neigung zum Rückzuge sogar unlautere Motive unterschiebt, sucht Höpfner ihn vom militärischen Standpunkte zu rechtfertigen.

jedoch zu spät; seine Generale weigerten sich geradezu, angesichts eines anrückenden Feindes ihre Stellungen zu verlassen. Napoleon hatte sich lange besonnen, ob er noch an diesem Tage die Schlacht beginnen solle, er sandte an Murat, der nach Königsberg marschiert war, er solle Soult und eine Kürassierdivision dort zurücklassen, mit dem Rest seiner Reiter jedoch nach Friedland aufbrechen. In einen am nächsten Tage sich fortsetzenden Kampf konnte er noch eingreifen. Der Sieg der Franzosen wurde aber noch am 14. entschieden. Der linke Flügel der Russen wurde mit Uebermacht gefaßt und in das Städtchen Friedland geworfen, worauf auch der in guter Stellung befindliche rechte Flügel, der sogar zum Angriffe gegen Lannes und Mortier übergegangen war, den Rückzug antreten mußte. Der furchtbare Artillerieangriff, den General Sernamont mit allen verfügbaren Geschützen des I. Corps (seit kurzem von General Victor kommandiert) auf die sich in und um Friedland stauenden Massen der zurückgehenden Russen ausführte, brachte denselben noch am Abende des heißen Schlachttages die schwersten Verluste bei. Es dürften auf beiden Seiten an Todten und Verwundeten je 12000 gerechnet werden, da auch die Franzosen als die Angreifenden und namentlich wieder das Neysche Corps, viel gelitten hatten.

Bennigsen marschierte an den Pregel, übersetzte ihn bei Wehlau und beschleunigte, von der französischen Hauptmacht stark gedrängt, den Rückmarsch hinter die Schillup, wo sich am 18. Juni auch das Corps L'Estocq mit ihm vereinigte. Dieses hätte Königsberg wohl längere Zeit halten, jedenfalls auch zwei oder drei französische Divisionen daselbst beschäftigen können. Wenn von Seite der russischen Armee in kürzester Zeit ein Zusammenwirken zu erwarten gewesen wäre, hätte sich die Verteidigung der preußischen Hauptstadt auch empfohlen; Bennigsen ließ jedoch melden, daß man vor acht Tagen auf ihn nicht rechnen könne. L'Estocq und Rüchel glaubten nun unter keiner Bedingung die letzten preußischen Truppen der Gefahr einer Kapitulation aussetzen zu dürfen, die ohne russischen Entsatz nicht abzuwenden war, und gaben daher Königsberg preis. Der Rückmarsch an die Memel war bei sengender Hitze sehr beschwerlich und wirkte demoralisierend auf die Truppen, bei denen zahlreiche Desertionen stattfanden. Die Leute sahen voraus, daß sie den heimischen Boden verlassen und nach Rußland übergehen müßten, sie fürchteten, dort in russische Regimenter eingereiht zu werden, und trachteten, diesem Schicksale um jeden Preis zu entgehen. Bennigsen gab sich den Anschein, als wenn er noch am linken Ufer der Memel (Niemen) eine letzte Entscheidungsschlacht annehmen wolle, änderte seine Ansicht aber sofort, als die französischen Avantgarden bei Tilsit in Sicht kamen. Es wäre wohl selbst bei unerschütterten kriegerischen Gesinnungen der russischen Generale kaum zu verantworten gewesen, sich in einen neuen Kampf einzulassen, ehe nicht die zu erwartenden frischen Truppen, die aus dem Inneren des Reiches im Anzuge waren, verwendet werden konnten. Gewiß war aber auch der moralische Zustand bei den Russen so gedrückt, daß man ihnen im gegenwärtigen Augenblicke keine Heldenthaten zutrauen konnte. Die [illegible] gingen daher am 18. und 19. bei Tilsit über den F[illegible] Stellungen ein, in denen man den Ang[illegible]

fanden jedoch keine Feindseligkeiten mehr statt, am 25. Juni wurde der Waffenstillstand abgeschlossen, der bald danach zum Frieden führte.

Rußland hatte eigentlich seinen kriegerischen Absichten bereits entsagt, als es seine letzte Schlacht lieferte;[1]) Bennigsen, der krank und während der Schlacht von Friedland am Kommando gehindert gewesen war, hatte eine starke Partei in der Umgebung des Zaren, die in seinem Sinne den Friedensschluß als unvermeidlich darstellte und mit allen Kräften gegen den preußischen Einfluß beim Zaren wirkte. Großfürst Konstantin fand den Boden für seine Sendung schon vorbereitet und in den täglichen Begleitern und Ratgebern Alexanders in Czartoryski und Nowosilzow seine besten Verbündeten. Hardenberg hatte sich schon in den ersten Tagen des Juni in Tilsit überzeugen müssen, daß die Einwirkung der Stimmung in der Armee auf die Diplomaten unaufhaltsame Fortschritte machte und daß der Zar sich derselben kaum mehr zu erwehren vermochte. Auch General Buddberg, der die auswärtigen Angelegenheiten zu leiten hatte und zu den Gegnern der Partei Bennigsen gehörte, ließ nur geringe Widerstandskraft erwarten. Schon der Rückzug der Armee nach dem Gefechte von Heilsberg verstärkte die Friedensströmung, die Mission Konstantins verlieh ihr eine Macht, deren der Zar nicht mehr Herr wurde. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Brüdern wurden sehr erregt, Konstantin soll den Zaren an das Schicksal seines Vaters erinnert und ihm vorgeworfen haben, daß er durch die Fortsetzung des Krieges seine ganze Armee dem Untergange preisgebe. Wie es um die Macht und das Ansehen des Zaren im eigenen Hause bestellt war, konnte das Gefolge des Königs von Preußen in Tilsit daraus entnehmen, daß der Großfürst den Befehl, sofort zur Armee zurückzukehren, unbeachtet ließ und gegen den Willen seines kaiserlichen Bruders in Tilsit blieb.

Am 14. trennten sich die beiden Monarchen. Alexander ging nach Olitha, einer russischen Grenzstadt am Niemen, um die vom Fürsten Lobanoff aus Litauen herbeigeführten Reservetruppen zu besichtigen, Friedrich Wilhelm nach Memel. Am 16. waren beide bereits von dem neuen Unglück von Friedland unterrichtet. Auf Alexander wirkte es niederschmetternd. Jetzt gab er auch jede Hoffnung auf und bevollmächtigte den Generalissimus Bennigsen, zunächst im eigenen Namen mit dem Feinde über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Darin lag bereits der Bruch des Bartensteiner Vertrages. Alexander suchte jedoch den Schein des Bündnisses noch dadurch aufrecht zu erhalten, daß er seinen königlichen Freund sofort von allen Schritten, die er einleitete, in Kenntnis setzte. Was konnte dies aber Preußen nützen? Es war ja nicht in der Lage, an dem Geschehenen irgend etwas zu ändern. Die Mitteilungen des Zaren an den König waren übrigens nicht vollständig; über den Inhalt der

---

[1]) Eine dankenswerte Zusammenstellung der in letzter Zeit veröffentlichten Mitteilungen über den Tilsiter Frieden hat Max Lenz in dem Artikel „Tilsit“ (Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, 6. Bd. I) geliefert. Er benützt darin namentlich Sergei Tatistcheffs und Albert Vandals Werke über „Napoléon et Alexandre“.

Sendung des Fürsten Lobanoff, der schon am 16. in das Hauptquartier Bennigsens abging, um zu den Unterhandlungen mit den Franzosen verwendet zu werden, war Friedrich Wilhelm nicht unterrichtet.

Fürst Lobanoff entledigte sich seines Auftrages in einer Unterredung mit Berthier, der ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit empfing, jedoch zur Bedingung des Waffenstillstandes die Räumung von Kolberg, Pillau und Graudenz machte, jener drei preußischen Festungen, die sich bis jetzt standhaft gegen die französischen Belagerungstruppen verteidigt hatten. Lobanoff erklärte, sich darüber nicht äußern zu können, Bennigsen, mit dem noch denselben Abend der Großmarschall Duroc unterhandelte, erklärte die Zustimmung für eine Erniedrigung, auf die Rußland nicht eingehen könne, verhehlte aber im übrigen die Stimmung nicht, die ihn und seine Offiziere erfüllte, und ließ durchblicken, daß man ja den Waffenstillstand auf die Front der beiden Armeen beschränken könne, so daß es den Franzosen noch immer frei stehe, Kolberg und Graudenz, die sich in ihrem Rücken befänden, zur Unterwerfung zu zwingen. Zar Alexander, der sich mittlerweile in das 17 Meilen von Tilsit entfernt liegende Schloß Sczawl zurückgezogen hatte, ließ sich von seinem Bruder Konstantin nochmals über die Zustände bei der Armee unterrichten und gab dann seine Zustimmung zum Abschlusse des Waffenstillstandes mit der Bestimmung, daß durch denselben der Friedensschluß vorbereitet werden solle. Die Auslieferung der Festungen lehnte auch der Zar ab, indem er darauf hinwies, daß er keine Truppen in denselben besitze, daher auch nicht berechtigt sei, seine Zustimmung zu ihrer Abtretung zu geben.

Als Hardenberg und bald nach ihm der König in Sczawl eintrafen, mußten sie sich sofort davon überzeugen, daß von den Russen der Bartensteiner Vertrag nicht mehr in Rechnung gezogen werde, daß Preußen überhaupt nur mehr darauf angewiesen sei, das anzunehmen, was ihm durch Alexander und Napoleon zugedacht werde. Hardenberg unterhielt sich mit der Aufstellung eines Friedensprogrammes, durch welches an Stelle Preußens eigentlich die Türkei die Kosten des Ausgleiches zu tragen haben sollte, aber er fand keinen Anklang damit, um so weniger, als gerade in diesen Tagen die Nachricht von dem Sturze Sultan Selims aus Konstantinopel anlangte und dadurch eine Annäherung der Türkei an Rußland in Aussicht kam. Nicht nur Hardenberg, auch sein Herr fand sich am Hoflager des Zaren immer weniger beachtet. Alexander empfand eine große Befriedigung über das ausgesucht höfliche Benehmen, das Napoleon den russischen Bevollmächtigten gegenüber an den Tag legte, und als der Kaiser gar die Weichsel als die natürliche Grenzlinie für Rußland bezeichnete, gab er seiner ungestümen Freude darüber ganz unverhohlen Ausdruck.

Am 21. Juni wurde der Waffenstillstand zwischen Rußland und Frankreich unterzeichnet. Preußen war nicht einbezogen. Napoleon behielt sich vor, mit diesem besonders zu unterhandeln. Man ist gewohnt, das Vorgehen Alexanders als einen Treubruch zu bezeichnen. Dem Wortlaute des Bartensteiner Vertrages zufolge kann allerdings davon gesprochen werden; es ist aber doch auch die Frage zu erwägen, ob es in Alexanders Macht lag, den Vertrag aufrecht zu halten. Dies scheint eben nicht der Fall gewesen zu sein. Die vielberufenen Verstärkungen, die zur Hauptarmee stoßen konnten, machten gewiß

nicht mehr als 40 000 Mann aus; rechnet man die Narew-Armee Tolstois ebenso hoch, so kommt die Gesamtstärke der russischen Armee doch nicht höher als 120 000 Mann, von denen die bei Friedland geschlagenen Brigaden in der allerschlimmsten Verfassung waren. Mit den 12—15 000 Preußen, die L'Estocq vielleicht im günstigsten Falle zusammenbringen konnte, stand man hinter der französischen Armee um mindestens 30—40 000 Mann zurück. Es wäre also nur bei einer unvergleichlichen Opfermutigkeit der Kommandanten und bei sehr geschickter Führung möglich gewesen, Napoleon so lange zwischen Weichsel und Memel festzuhalten und zu beschäftigen, bis ihn Bewegungen in seinem Rücken zu größeren Detachierungen oder zum Rückmarsch aus Preußen gezwungen hätten. Im russischen Offiziercorps, namentlich unter den Generalen herrschte jedoch das Gegenteil von Opfermut und die Mannschaft war so elend versorgt, daß ihr das Ertragen neuer Leiden und das Einsetzen der letzten Kräfte nicht zuzumuten war. Die englische Hilfe war in weiter Ferne, auf Oesterreich nicht zu rechnen. Gerade die letzten Nachrichten aus Wien dürften bestimmend auf Alexander eingewirkt haben. Man hatte sich dort im Mai zwar in neuen Erwägungen bewegt, es war beschlossen worden, den General Stutterheim an die kriegführenden Mächte zu senden, die Einleitung allgemeiner Friedensverhandlungen zur Herstellung der Ruhe Europas zu verlangen, ja sogar, „sich unter gewissen Bedingungen auf die Seite der Verbündeten zu stellen."[1] Aber man zog die Abfassung der Instruktion für den Gesandten so lange hin, bis sie gegenstandslos geworden war. Als Stutterheim im russischen Hauptquartier anlangte, gab es für ihn nichts mehr zu thun, der Friede war in allen Punkten bereits festgestellt.

Am 25. Juni hatte auch Graf Kalckreuth im Namen Preußens eine Waffenruhe abgeschlossen, an demselben Tage fand die schon lange von Napoleon in Aussicht genommene persönliche Begegnung mit Alexander statt. Und von dieser erst kann man den völligen Bruch der russischen Politik mit ihrer bisherigen Richtung feststellen, jetzt erst wurde der Zar ein Abtrünniger, ein Verräter an dem Freundschaftsbunde, den er mit Friedrich Wilhelm geschlossen hatte, indem er sich nicht mehr von der eisernen Notwendigkeit von Verhältnissen leiten ließ, die mächtiger waren, als er, sondern sich freiwillig in eine Abhängigkeit von Napoleon begab, die ihn zum Feinde seines Verbündeten und Waffengenossen machte. Alexander wurde ein Opfer der Schlauheit des Korsen, der durch Schmeicheleien und prahlerische Anerbietungen die leicht erregbare Seele des jungen Zaren ganz und gar gefangen nahm. Es war die Macht einer gewaltigen Willenskraft, eines hinreißenden, von Leidenschaft getragenen Benehmens, der Alexander sich widerstandslos ergab. Der Haß gegen England, von dem sich der Zar hintergangen und im Stich gelassen hielt, war die Grundstimmung für die Verständigung mit Napoleon. Auf dieser baute sich der Plan einer Teilung der Herrschaft in Europa zwischen dem Reiche des Ostens, Rußland, und dem Reiche des Westens, Frankreich, auf; alle andern Mächte sollten nur geduldet und selbständiger Entschließungen unfähig gemacht werden.

[1] Beer, Zehn Jahre, S. 287.

Den ersten Zusammenkünften, die auf der Memel in zwei aneinander geketteten, reich gezierten Schiffen abgehalten wurden, folgte ein intimes Zusammenleben der beiden Monarchen in Tilsit, wo der Zar auf Napoleons Einladung seinen Hofhalt aufschlug. Sie waren fast unzertrennlich, speisten täglich zusammen und besichtigten die französischen Truppen, die aller Art militärische Schaustücke aufzuführen hatten. Der König von Preußen, der bei der zweiten Zusammenkunft auf dem Flusse zugegen war, mußte es hinnehmen, dabei eine wenig bedeutende Nebenrolle zu spielen. Napoleon ließ es ihn fühlen, „daß er ihn weder fürchte noch brauche“, sein ganzes Interesse widmete er dem Zaren, den er vollständig umgarnte und für sich einnahm. Mit Hardenberg über den Frieden zu unterhandeln lehnte er ab und verlangte dessen Entlassung aus den preußischen Diensten. Hardenberg war sofort bereit, sich zurückzuziehen, der König wußte jedoch keinen Ersatz für ihn und stellte Napoleon vor, daß er des Freiherrn nicht entraten könne. Der Kaiser erklärte sich und die französische Nation durch denselben beleidigt, bestand auf der Entfernung des ihm widerwärtigen Mannes und schlug dem Könige als Ersatz Schulenburg, Zastrow und Stein vor. Zar Alexander gab sich den Anschein, als wenn er für Hardenberg eintreten wolle, er war aber weit davon entfernt, seine Ansicht ernstlich bei Napoleon zu vertreten. Im Gegenteil opferte er der Laune des rachsüchtigen Korsen auch seinen eigenen Minister, General von Budberg, der ebenfalls von der Verwaltung des auswärtigen Amtes enthoben wurde. An seine Stelle trat der Fürst Kurakin. Für Preußen verhandelte Graf Kalckreuth, der sich jedoch bald ganz unverläßlich erwies; auf Hardenbergs Rat stellte ihm der König den Grafen Goltz an die Seite. Auch dieser besaß jedoch nicht die Fähigkeiten, die notwendig gewesen wären, um Preußen erträgliche Friedensbestimmungen zu erwirken. Es handelte sich nicht mehr allein um Gebietsabtretungen, in dieser Hinsicht wagte man keinen Widerspruch mehr; doch hinsichtlich der Kontributionen und der Befreiung der preußisch bleibenden Provinzen von feindlichen Garnisonen hätte noch manches Uebel abgewendet werden können, wenn die preußischen Vertrauensmänner Energie und Klugheit entwickelt hätten. Der König blieb vollkommen einflußlos. Er ritt zwar täglich von Picktupöhnen, wo er inmitten seiner Truppen Wohnung genommen hatte, nach Tilsit, um in der Gesellschaft der beiden kaiserlichen Freunde zu speisen und in ihrer Gesellschaft einige Stunden zuzubringen, er besaß jedoch die Gabe nicht, sich bei Napoleon in Respekt zu setzen oder ihm Zugeständnisse abzuzwingen; er trug sein Unglück und die Schmach einer demütigenden Behandlung mit der Ruhe eines Märtyrers; eben dadurch wurde er Napoleon, der für diese Tugend kein Verständnis hatte, immer unangenehmer. Einer besonderen Erniedrigung setzte er die Königin Luise dadurch aus, daß er sie nötigte, von Memel, wo sie sich bis dahin aufgehalten hatte, nach Tilsit zu kommen, um den rücksichtslosen Sieger zu bewillkommnen. Die Einfalt des Grafen Kalckreuth war die Urheberin dieses Planes gewesen, von dem man sich eine Besserung der Friedensbedingungen für Preußen versprach. Napoleon bezeugte der Königin, die sich bei aller ihr zur Pflicht gemachten Demut doch edel und vornehm benahm, viele Aufmerksamkeit; die Begegnung, die am 6. Juli stattfand, scheint auch auf den Korsen nicht ohne Eindruck geblieben zu sein.

Kalckreuth meldete am 7. an den König, daß Napoleon „laut Berichten aus seinen Zimmern den ganzen Morgen nur von Ihrer Majestät der Königin gesprochen habe." [1]) Aber Magdeburg hat sie ihm doch nicht, wie sie geglaubt hatte, abschmeicheln können. Galanterien gegen Damen, ließ sich der Gewaltige vernehmen, hätten keine politische Bedeutung. Es geschehe nur aus Rücksicht für den Zaren, daß das Haus Hohenzollern überhaupt im Besitze des Königreichs Preußen verbleibe, er habe dasselbe eigentlich seinem Bruder Hieronymus (Jerôme) zugedacht gehabt.

Am 7. Juli wurde der Friede mit Rußland geschlossen. In dem Friedensvertrag waren auch die für Preußen festgesetzten Bedingungen aufgenommen, die vier Tage später den preußischen Bevollmächtigten diktiert wurden. Dem Verbündeten Rußlands gab der Kaiser von Frankreich die Länder zurück, die von nun an das Königreich Preußen zu bilden hatten: die Mark Brandenburg mit Ausschluß der am linken Elbeufer gelegenen Teile desselben, das Herzogtum Pommern, Ober-, Nieder- und Neu-Schlesien mit der Grafschaft Glatz und das Königreich Preußen. Von den Bestandteilen des ehemaligen Königreichs Polen, die seit 1772 an Preußen gekommen waren, behielt es das Ermeland, das Gebiet zwischen Altpreußen, Pommern und der Neumark nördlich der Linie, die von der Weichsel über Waldau nach Schneidemühl und Driesen geht, samt Graudenz und einigen benachbarten Dörfern. Der Kottbuser Kreis mußte an Sachsen, der Distrikt Bialystock an Rußland abgetreten werden. Aus den polnischen Landesteilen wurde ein Herzogtum Warschau gebildet, das dem neu ernannten Könige von Sachsen überlassen wurde, Danzig und seine Umgebung ward zur Republik, als deren Protektoren Sachsen und Preußen genannt werden. Das Herzogtum Warschau sollte von dem neuen Souverän „nach einer Verfassung regiert werden, welche die Freiheiten und Privilegien der Völker dieses Herzogtums sichert und sich mit der Ruhe der benachbarten Staaten verträgt." Die Herzöge von Sachsen-Koburg, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin wurden in den Besitz ihrer Staaten wieder eingesetzt, doch hatten die Häfen von Oldenburg und Mecklenburg so lange durch französische Garnisonen besetzt zu bleiben, bis die Ratifikationen des „künftigen Defensiv-Friedensvertrages zwischen Frankreich und England" ausgewechselt seien. Zur Herstellung dieses Friedens nahm Kaiser Napoleon die Vermittelung Rußlands an, vorausgesetzt, daß sie auch von England angenommen werde. Rußland und Preußen anerkannten Joseph Napoleon als König von Neapel und Louis Napoleon als König von Holland, ferner den rheinischen Bund, die gegenwärtigen und zukünftigen Mitglieder desselben. In geheimen Artikeln wurde noch festgesetzt, daß Cattaro und die Jonischen Inseln an Napoleon abzutreten seien, daß König Joseph von Neapel auch Sizilien zu erhalten habe, sobald eine Entschädigung für die Bourbonen ausgemittelt sei. Falls Hannover den Franzosen verbleibe, solle Preußen ein Gebiet an der Elbe mit 3—400 000 Einwohnern erhalten.

Zwischen Rußland und Frankreich wurde außerdem ein besonderer Allianz-

---

[1]) Bailleu, Urkunden, Nr. 447.

vertrag geschlossen,[1]) dessen wichtigster Artikel das Verhältnis der beiden Reiche zu England betraf. Diesem wurde vorgeschrieben, unter Anerkennung der freien Schiffahrt auf allen Meeren und Rückgabe aller seit 1805 gemachten Eroberungen den Frieden mit Frankreich zu schließen. Wenn es sich dessen weigerte, so war der Zar aller Reußen verpflichtet, mit Frankreich gemeinsame Sache zu machen. Gebe das Kabinett von St. James bis 1. Dezember nicht eine entschiedene und ausreichende Erklärung, so müßte der russische Geschäftsträger aus England abberufen werden. In diesem Falle sollten Dänemark, Schweden und Portugal von beiden Monarchen aufgefordert werden, den Engländern ihre Häfen zu verschließen und ihnen den Krieg zu erklären. Dasselbe von Oesterreich zu erreichen, sollten sich die beiden Mächte gemeinsam bemühen. Im Falle England sich den von Napoleon aufgestellten Friedensbedingungen unterwerfe, würde ihm Hannover wieder eingeräumt werden. Auch der Pforte wurde eine Frist von drei Monaten gestellt, innerhalb der sie die von Frankreich gestellten Bedingungen anzunehmen habe. Rußland genehmigte die Vermittelung des Kaisers von Frankreich bei dem Friedensschlusse mit der Pforte und verpflichtete sich zur Räumung der Donaufürstentümer.

Preußen verlor durch den Frieden von Tilsit 3061 Quadratmeilen und 4808117 Einwohner, es behielt 2795 Quadratmeilen und 4310582 Einwohner.[2]) Es war ein Mittelstaat geworden, der nur um ein Drittel größer als Baiern war, denn dieses umfaßte mit seinen Erwerbungen, zu denen auch Tirol gehörte, 1636 Quadratmeilen und 3231750 Einwohner. Aber auch dieses kleine Königreich, das unter den europäischen Mächten keine hervorragende Stellung mehr einnehmen konnte, sollte nach Napoleons Absicht sich von den schweren Schlägen, die es erlitten, nicht so bald erholen, seine geringen Kräfte nicht sammeln dürfen. Es sollte noch geraume Zeit in einer wirtschaftlichen und militärischen Abhängigkeit von Frankreich bleiben. Das Mittel, dies zu erreichen, bot ihm die Konvention über die Räumung des preußischen Gebietes, die von der Zahlung der Kontributionen abhängig gemacht wurde. Am 20. August sollte die Provinz Preußen bis zur Weichsel, am 1. Oktober alles übrige mit Ausnahme von Stettin, Prenzlau, Pasewalk und dem am rechten Elbeufer gelegenen Teile des Herzogtums Magdeburg geräumt werden, wenn bis dahin die vom 1. November 1806 bis zum Friedensschlusse aufgelegten Kontributionen bezahlt oder nach der Ueberzeugung des französischen Generalintendanten genügende Sicherungen für deren Eingang geboten waren. Diese Bestimmungen hatte Graf Kalckreuth am 12. Juli unterzeichnet, ohne die Höhe der noch von Frankreich geforderten Summen bestimmen zu lassen. Es war nun Sache der von Napoleon bestimmten Beamten, die Rechnung so anzustellen, daß Preußen die Zahlungen nicht leisten konnte, und das verstanden sie, wie wir noch erfahren werden, ganz meisterhaft.

Am 12. Juli nahm Napoleon von seinem neuen Freunde und Bewunderer Alexander in Tilsit Abschied, auch der König von Preußen durfte nochmals vor

---

[1]) Abgedruckt bei Fournier, Napoleon, 2. Bd., S. 250 ff.

[2]) Allgem. Zeitung vom 3. August 1807.

dem gewaltigen Sieger seine Aufwartung machen; am 13. besichtigte dieser in Königsberg das Corps Soult und dann ging es ohne Aufenthalt über Dresden, Frankfurt und Mainz nach Paris zurück, wo er am 27. Juli um 5 Uhr morgens eintraf.

Die Stimmung, die in den deutschen Landen herrschte, nachdem man den ganzen Umfang des Unglücks, das über Preußen hereingebrochen war, übersehen hatte, war noch nicht die der allgemeinen Niedergeschlagenheit und der größten Verzweiflung; es gab Leute, die auch den durch den Tilsiter Frieden geschaffenen Verhältnissen noch eine gute Seite abzugewinnen verstanden. Ihre Ansicht war in einer Bemerkung der Allgemeinen Zeitung vom 4. August wiedergegeben, die sich an die Nachricht von der Bekanntgabe des Friedensvertrages in Berlin anschließt. „Insbesondere," heißt es da, „fanden die Berliner bemerkenswert, daß ein Bundesgenosse, der vorher alles angewandt hatte, um Preußen zum Bruche mit Frankreich zu vermögen, nun selbst eine preußische Provinz annimmt. Ebenso, daß Sachsen, welches in der neuesten Zeit bekanntlich keine Vergrößerungen gesucht, sondern selbst die dargebotenen abgelehnt hatte, nun eine so beträchtliche Machtvermehrung erhält, wohingegen Preußen, welches bei allen Gelegenheiten sich vergrößern wollte, die Hälfte seiner Besitzungen verliert. Indessen tröstete man sich wieder mit der Betrachtung, daß der König doch seine wichtigsten Besitzungen oder den Kern der Monarchie, und den Sitz ihrer ehemaligen militärischen Kraft, ungeschmälert erhalte, wohingegen die abgetretenen Provinzen derselben teils durch ihre Entfernung und Zerstreuung (wie die in Westfalen, Thüringen und Franken), teils durch ihre Armut und üblen Willen der Einwohner (wie Süd- und Neuostpreußen) mehr zur Last gefallen wären. Man behauptete, daß der preußische Staat in seinen künftigen Grenzen beinahe ebenso stark und bevölkert und besser konzentriert und arrondiert sein werde, als er es 1756 bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges gewesen." Derselbe Gedanke ist im 3. Bande der „Minerva" in dem Aufsatze „Unvorgreifliche Gedanken eines Preußen auf Veranlassung des Tilsiter Friedens" noch weiter ausgeführt und zu folgender Schlußparabase verschärft: „Preußens Verlust ist Gewinn und seine Verkleinerung nach außen Vergrößerung nach innen. Die Natur tritt somit wieder in ihre Rechte, aus deren Handhabung sie durch die künstlichste Schöpfung verdrängt war. Ein schönerer Tag bricht für den geretteten Staat an, der, in sich trefflich geschlossen, alle jene Provinzen gern entbehrt, deren Entlegenheit ihn in tausendfache und oft unangenehme Beziehungen setzte, und das Streben nach Rundung, folglich nach Occupation der dazwischen bestehenden Länder stets und unwiderstehlicher empfahl. Immer bleibt Preußen gegen 720 Quadratmeilen größer und über vierthalb Millionen Menschen volkreicher, als zur Zeit da Friedrich der Einzige den Thron bestieg. Der Tilsiter Frieden ist folglich nicht nachteilig für den preußischen Staat, vielmehr stellt ihn jeder Artikel fester in der Ordnung der benachbarten Reiche, und bringt ihn in regelmäßigere und natürlichere Verhältnisse mit dem Ganzen, das aus dem Osten und Westen, Frankreich und Rußland, aus dem Bunde des Nordens und dem Bunde des Südens zur Aufrechterhaltung eines beständigen Friedens besteht." An

dieser Stelle kann sich der Herausgeber der „Minerva", Archenholtz, dem man gewiß keinen einseitig preußischen Standpunkt vorwerfen darf, der Bemerkung nicht enthalten: „Dies ist eine gewaltige Hyperbel, die nach allem oben Gesagten als Wahrheit wohl nur sehr wenigen einleuchten dürfte." Ob die Meinung seines Mitarbeiters auf patriotischer Selbsttäuschung beruhte oder einen bestimmten Zweck bei den französischen Machthabern bezweckte, läßt sich nicht mehr erkennen; dagegen ist sie sehr wohl geeignet, uns über die Schwäche der Empfindungen aufzuklären, von denen die Erschütterungen, denen das deutsche Volk ausgesetzt war, begleitet waren. In den Zeitungen stehen auch ähnliche Meinungsäußerungen nur sehr vereinzelt zwischen den trockenen Berichten über Begebenheiten in allen Ländern und gleisnerischen Darstellungen der Feste und Paraden, die zu Ehren Napoleons und seiner Armee veranstaltet wurden. Abfällige Urteile über die Gewaltmaßregeln und Bedrückungen der französischen Behörden durfte kein Blatt aufzunehmen wagen, nur wenige hatten den Mut, die traurigen Zustände, das politische und wirtschaftliche Elend, das über Deutschland hereingebrochen war, wahrheitsgetreu zu schildern. Um so mehrere fanden sich, die sich in der Verherrlichung des allmächtig erscheinenden Imperators kaum ein Genügen leisten konnten und die ekelhaftesten Lobhudeleien über ihn verbreiteten. „Des Kaisers Reise von Tilsit nach Mainz," schrieb ein Journal des linken Rheinufers, „war ein ununterbrochener Triumphzug. Allenthalben kam ihm der Dank von Millionen entgegen und ihre Segenswünsche und ihre Bewunderung begleiteten ihn. Er hat der in ihren Grundfesten erschütterten, an tiefen Wunden blutenden Welt den Frieden gegeben. So wäre denn in Erfüllung gegangen, was über die hohe Bestimmung dieses außerordentlichen Menschen so oft war verkündet worden: er hat das endliche Schicksal von Europa befestigt. Auf den Schlachtfeldern von Marengo, Austerlitz, Jena und Friedland hatte er sich das Recht erobert, der Welt Gesetze zu geben; und er gab ihr den Frieden. Alle seine Feinde hat der Blitz seiner Waffen niedergedonnert, alle ihre geheimen Pläne und verborgenen Machinationen hat seine vorsehende Klugheit vereitelt und beschämt."

Ganz vereinzelt hatte die Stimme Ernst Moritz Arndts erklungen, als er in seinem „Geist der Zeit" die Empfindungen und Gedanken wiedergab, die „Der jetzige Krieg" [1]) in einem Patrioten hervorrief. „Die Rache bleibt nicht aus, jetzt kommen die Strafen für alte und neue Sünden und das arme zertretene Vaterland büßet für seine Fürsten ... Jetzt wird gesühnt, was vor zehn Jahren und fünf Jahren gesündigt ward, weither und weithin rollt das Rad des Verderbens, wo wird es still stehen? Die Fürsten schieden aus dem Kampfe für das Allgemeine und Deutsche, feig und geizig gewinnend sahen sie nicht was sie verloren, das Volk ward geschändet, das Gold über den Rhein geschickt für das Eisen. Die alten Festungen und Felsen wurden niedergeworfen; unbewahrt, zwieträchtig und blutig lag Germanien da, durch nichts mehr groß und heilig, als durch alte Erinnerungen. Jenseits baute man Festungen und Burgen, legte Brückenköpfe und Zollämter an, tyrannisierte den Rhein und seine

[1]) Ueberschrift des vorletzten Kapitels der zweiten Auflage (1807).

Fürsten, riß mitten im Frieden aus der Sicherheit der Gesetze Männer zur Hinrichtung hinüber, beschied die deutschen Fürsten als Diener nach Paris und Mainz. Die letzte Ehre, der letzte Volkssinn war tot. Der Krieg, der unvermeidliche ist da und der große Verderber wälzt seine furchtbaren Legionen von dem Ozean an den Rhein ... Unglückliche, geblendete Fürsten, konntet ihr mehr leiden, als ihr leidet? Unwürdiger konntet ihr nie leiden ... Ihr rufet Deutschland zu: wir Schutzlosen mußten wohl dem Mächtigeren folgen, wir lagen unter dem schneidenden Schwert seiner Willkür, er würde unser Land rettungslos verheert und verdorben haben; der Not haben wir gehorcht, nicht dem Willen, denn der wollte Frieden. Ich weise euch auf euer Land, zertreten ist es von den Hunderttausenden, ihr habt Gold und Krieger gegeben und euer Bauer und Bürger, geplündert und verjagt, stirbt des Hungertodes. Ja der Freund wird sogar in Sicherheit thun, was der Feind in Unsicherheit nicht thun durfte, unter eurem Schutz darf er das letzte Mark aussaugen, den letzten Silberling erpressen, ihr haltet ihm die Völker in Gehorsam, als Feind mußte er schonen und hüten und durfte ergrimmte Völker nicht siebenzig, achtzig Meilen ohne Aufsicht im Rücken lassen; er übt durch euch das Schlimme ohne Schande, denn ihr nehmt sie ihm ab ... Bonaparte wird besiegt werden, wenn man ihn mit seinen Instrumenten angreift. Er hat unendliche Hülfsmittel, langes Glück, Feldherrenblick, durch Wahn seiner Krieger zum Schicksal erhoben, zahlreiche, geübte Heere; größer wird dies alles durch seine Art. Dieser ehrt bei allen schönen Worten keine Verhältnisse, keine Schonung gegen die Lebendigen, keine Furcht vor dem Urteil der Zeit hält ihn auf, er braucht die großen Mittel, wendet die großen Operationen an, Worte, deren Bedeutung ihr Gebrauch verständlich gemacht hat. Eisern, rasch und blutig wie das Schicksal fährt, schlägt und zerstört er. Ob zehn oder zehntausend mehr oder weniger fallen, ob unter seinem raschen Tritt Länder verderben und das alternde Europa zittert, das ist ihm gleich, er wälzt sich über die Besiegten hin, wie Dschingis und Attila läßt er die Ueberwundenen mitziehen und ist die einzige große würgende Seele in der ganzen furchtbaren Masse, die er forttreibt."

Als das Buch, das diese Charakterschilderung enthielt, gedruckt war und in die Hände der Gesinnungsgenossen kam, da bargen es diese ängstlich in der heimlichsten Ecke ihres Schrankes, denn das Wort war noch wahrer geworden, als sein Verfasser es selbst geahnt hatte. Nun war auch der letzte deutsche Fürst, der zu spät sich als solcher gefühlt und die Waffen zur Entscheidung angerufen hatte, dem Schicksale aller andern verfallen, es herrschte nur ein Wille mehr auf deutschen Boden: der des fremden Eroberers.

Viele Patrioten suchten sich zu trösten, indem sie ihrem Nationalgefühle eine Richtung gaben, auf der sie keiner politischen Schranke begegneten, und seine Befriedigung im Reiche der Ideale suchten. Der Verfasser des Aufsatzes „Ueber Nationalität" (im 4. Bande der „Minerva") legt sich diese Methode mit großer Geschicklichkeit zurecht: „Patriotismus besteht nicht in politischem Raisonnement, in Klagen und Exklamationen, in unzeitigem und übelverstandenem Eifer, in Verleumdung fremder Völker, in persönlichem Interesse, in blinder Anhänglichkeit an allem, was von der Nation herkommt; sondern in Dingen, welche

die kleinherzigen Interessen unserer Tage nur vom Hörensagen und dem Namen nach kennen, in hochherziger Vergessenheit seiner selbst um des Ganzen, in uneigennütziger Teilnahme an dem wahren Interesse der Nation, in großmütiger, thätiger Mitwirkung zum Wohl des Landes, das nicht bloß durch seine Felder uns ernährt, durch seine Flüsse uns tränkt, sondern auch durch seine Staatsverfassung Sicherung der Bürgerrechte, durch seine Staatsverwaltung rationelle Glückseligkeit begründet . . . Hat man nur ein Land, aber kein Vaterland, oder hat man sein Vaterland auf eine Zeitlang verloren, so ist es demjenigen, dessen Seele nicht an dem Schlamm des Eigennutzes, sondern an dem Leben und dem Interesse einer großen Gemeinschaft gebunden ist, erlaubt, den Charakter eines Staatsbürgers nur in den Umgebenheiten der niederen Welt zu behalten, sich mit seiner höheren Natur zum Kosmopolitismus emporzuschwingen, Staaten und Völker als Erscheinungen anzusehen und nach seinem Ideale gleich zu prüfen und unparteiisch zu richten, sich selbst aber, statt der trockenen Wirklichkeit seines Landes, die weite Erde zum Vaterland anzuweisen.“ Wer sich nach diesem einfachen Rezepte mit seinem nationalen Gewissen abfand, der hatte es nicht notwendig, sich, wie jener Professor Arndt in Greifswald, von einem schwedischen Offizier eine Kugel in den Leib jagen zu lassen, der sich in beleidigender Weise über das deutsche Volk ausgesprochen hatte, er brauchte sich auch nicht vor den Verfolgungen der Franzosen in die Fremde zu flüchten und dort das Gnadenbrot der Verbannten zu verzehren, er konnte auch unter dem Scepter eines Rheinbundfürsten national-kosmopolitisch denken; dagegen hat der große Napoleon nie etwas einzuwenden gehabt.

Auch Varnhagen von Ense und seine Freunde, die wir nicht zu den Gleichgültigen und Lauen rechnen dürfen, fanden sich bald mit den neuen Verhältnissen ab; man war zu sehr gewohnt, das geistige Leben der Nation als etwas von ihrer politischen Gestaltung Unabhängiges zu betrachten, um sich auf die Dauer in der ästhetisierenden Lebensanschauung stören zu lassen. Bei allem Schmerze über die verlorene Freiheit, bei aller unerkünstelten Empfindung für die erlittene Schmach konnte der rechte, verzehrende, Thaten erzeugende Grimm, der glühende Haß gegen den Unterdrücker noch nicht aufkommen. Varnhagen, Reimer, Adolf Müller brachten die Nachricht von dem Abschlusse des Tilsiter Friedens zu ihrem Freunde von der Marwitz, auf dessen Landgut bei Frankfurt a. d. O. sich auch Schleiermacher befand. „Wir hatten schon in Berlin die Sache genug verhandelt,“ erzählt Varnhagen in seinen Denkwürdigkeiten, „unsern Schmerz und unsre Wut zur traurigen Fassung hinabgeredet. Nun fanden wir mit unsrer trostlosen Gewißheit uns noch mutigen Hoffnungen, gespannten Erwartungen gegenüber. Marwitz und Schleiermacher waren in Niedergeschlagenheit ganz betäubt, als sie diese schmachvollen Bedingungen der Reihe nach vernahmen, sie hatten keine Gunst des Siegers gehofft, sondern großen Verlust erwartet, aber auf die Herabsetzung Preußens, auf so ungeheure Abtretungen und Verpflichtungen, in welche man willigen gemußt, auf solches Benehmen, wie Feind und Freund jetzt zeigte, waren sie nicht gefaßt. Alle Pläne und Aussichten, die man für den schlimmsten Fall im Sinne gehabt, waren zerrüttet, man sah keinen Boden mehr, denn selbst das unbestimmte Verbleiben der Fran-

zosen auch in denjenigen Ländern, welche Preußen wiedererhalten sollte, war schon ausgemacht und dem kläglichsten Zustande kein Ende abzusehen. Der Eindruck war bis zur Beschämung abschwächend, und drängte sich zwischen allem Zerstreuenden immer wieder vor, für uns Ankömmlinge noch besonders peinlich, die wir uns das Mitgebrachte schon im voraus übel genug hatten schmecken lassen! Geisteskraft und Jugendmut setzten sich aber doch bald wieder so weit ins Freie, daß sinnvolle, forschende Gespräche mit den gewöhnlichen Tagesbarbietungen abwechseln und auch Scherzreden sich wieder einfinden konnten." — Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß sich die neuen Organisationen der französischen Vasallenstaaten ohne Widerspruch ernsterer Art vollzogen, daß das deutsche Volk in seiner Mehrheit sich den Geboten seines neuen Herren ohne den Versuch einer Auflehnung unterwarf.

Der Rheinbund hatte seit seiner Gründung bereits neue Mitglieder gewonnen: schon am 25. September 1806 den Kurfürsten von Würzburg, Erzherzog Ferdinand, Bruder des Kaisers Franz, der als Großherzog königlichen Rang erhielt und sich zu einem Kontingent von 2000 Mann verpflichten mußte; dann den neuen König von Sachsen und Herzog von Warschau, Friedrich August III., der sich mit 20000 Mann an der Bundesarmee zu beteiligen hatte. Die fünf sächsischen Herzöge hatten am 15. Dezember 1806 zu Posen ihren Frieden mit Napoleon gemacht und waren gleichzeitig Mitglieder des fürstlichen Kollegiums geworden. Sachsen-Weimar stellte 800, Sachsen-Gotha 1100, Meiningen 300, Hildburghausen 700, Sachsen-Koburg 400 Mann, die zusammen ein Regiment zu bilden hatten. Die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und Schwarzburg-Rudolstadt, der Fürst von Waldeck, die Fürsten von Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen als Herzöge, die Fürsten von Lippe-Detmold und Lippe-Schaumburg, endlich die vier reußischen Fürstentümer waren durch den Vertrag von Warschau am 18. April 1807 mit Kontingenten von 650, 400, 800, 650 und 450 Mann beteiligt.

Das Königreich Westfalen erhielt am 15. November 1807 eine von Napoleon zu Fontainebleau ausgestellte Konstitution. In derselben wurde die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze und das Recht auf freie Ausübung des Gottesdienstes der verschiedenen Religionsgesellschaften festgesetzt, die ständischen Einrichtungen und Privilegien wurden aufgehoben, dagegen blieb der Adel in seinen Graden und Benennungen bestehen, ohne jedoch den Anspruch auf Aemter und Würden, noch die Befreiung von öffentlichen Lasten zu begründen. Das neue Königreich nahm das französische Maß-, Münz- und Gewichtsystem an, die Grundsteuer durfte ein Fünftel der Einkünfte des Grundbesitzers nicht übersteigen. Der Code Napoléon hatte vom 1. Januar 1808 an in Kraft zu treten. Auch die politische Einteilung in Departements und Distrikte war der französischen nachgebildet. Ein Staatsrat von 25 Mitgliedern beriet die Verwaltungsangelegenheiten, ein Repräsentantenhaus von 100 Mitgliedern (70 Grundeigentümer, 15 Kaufleute und Industrielle, 15 Gelehrte oder um den Staat verdiente Bürger) die Gesetzentwürfe. Die königliche Würde wurde dem jüngsten Bruder Napoleons, dem Prinzen Jerome (Hieronymus) übertragen und blieb in dessen Familie erblich; in Ermangelung von Nachkommenschaft in der-

selben ging sie an die älteren Brüder des Kaisers, Joseph und Louis, über. Später wurde auch noch das neapolitanische Haus (Murat) substituiert. Die Bestandteile des Königreichs waren vorläufig: das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, das Kurfürstentum Hessen-Kassel ohne Hanau und Katzenellenbogen, die Grafschaften Barby und Mansfeld, die hannoverschen Gebiete Göttingen, Grubenhagen, Osnabrück und Hohenstein, das Fürstentum Corvey, die preußischen Provinzen Altmark mit Magdeburg, Hildesheim, Paderborn, Minden, Ravensberg, Halberstadt, Eichsfeld, das Gebiet von Quedlinburg, die Grafschaften Stolberg-Wernigerode und Kaunitz-Rittberg, die Reichsstädte Goslar, Mühlhausen und Nordhausen, zusammen 689 Quadratmeilen mit 1942000 Einwohnern. Die acht Departements, in die das Königreich geteilt wurde, waren das Elbedepartement mit der Hauptstadt Magdeburg, Fuldadepartement mit Kassel, Harzdepartement mit Heiligenstadt, Leinedepartement mit Göttingen, Ockerdepartement mit Braunschweig, Saaledepartement mit Halberstadt, Werradepartement mit Marburg, Weserdepartement mit Osnabrück. Das Rheinbundskontingent betrug 25000 Mann, wurde jedoch vorläufig zur Hälfte von Frankreich gestellt.

Der neue König von Westfalen war erst vor kurzem bei seinem kaiserlichen Bruder zu Gnaden gekommen. Er war, kaum den Kinderschuhen entwachsen, ein sehr lockerer Vogel gewesen, hatte sich so tief in Liebesabenteuer eingelassen und dabei so viele Schulden gemacht, daß er zur Besserung seiner Moral in die Kriegsmarine gesteckt und einige Jahre — fern von Paris — zum Seedienste verurteilt worden war. Um sich vor den Nachstellungen der Engländer zu retten, hatte er jedoch nach Nordamerika ausweichen müssen und sich dort 1803 mit der Tochter des Kaufmanns Patterson in Baltimore vermählt. Für die neue fürstliche Dynastie Bonaparte war diese Mesalliance natürlich unerträglich, Napoleon verlangte die Trennung der Ehe. Jerome machte anfangs zwar Versuche, den strengen Bruder umzustimmen, als er sich aber davon überzeugte, daß Miß Elisabeth in Europa nicht als seine Gattin anerkannt werden, sondern sogar an der Landung auf französischem Boden verhindert werden würde, ließ er sie in Amerika zurück und begab sich allein nach Europa, um seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen. Dies gelang ihm sehr bald, er wurde zuerst wieder in der Marine verwendet, erhielt jedoch 1806 ein Kommando in Schlesien und beschäftigte sich, von Vandamme unterstützt, mit der Belagerung der preußischen Festungen daselbst. Napoleon war bemüht, ihn für den Verlust der schönen Amerikanerin zu trösten, gab ihm die Prinzessin Katharina von Württemberg zur zweiten Frau und machte ihn zum König. Die Instruktion, die er ihm vor Antritt der Regierung am 15. November 1807 von Fontainebleau aus erteilte, ist sehr geeignet, die Ansichten des Kaisers über die Deutschen und wie man sie zu behandeln habe, zu beleuchten.

„Es liegt mir am Glück Ihrer Völker," heißt es in dem beachtenswerten Briefe, „nicht allein wegen des Einflusses, den es auf Ihren und meinen Ruhm haben kann, sondern auch aus dem Gesichtspunkte des allgemeinen europäischen Systems. Schenken Sie denen kein Gehör, die Ihnen sagen, daß Ihre an Knechtschaft gewöhnten Völker gegen Ihre Wohlthaten undankbar sein werden. Man ist im Königreich Westfalen aufgeklärter, als man Sie überreden möchte,

und Ihr Thron wird in der That nur auf dem Vertrauen und der Liebe der Bevölkerung beruhen. Die deutschen Völker wünschen mit Sehnsucht, daß diejenigen, die nicht vom Adel und talentvoll sind, gleiche Rechte auf Ihre Berücksichtigung und auf Anstellung haben, daß jede Art Leibeigenschaft und Mittelglieder zwischen dem Fürsten und der untersten Volksklasse vollständig aufgehoben werde. Die Wohlthaten des Code Napoléon, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Einführung des Geschworenengerichtes werden ebenso viele charakteristische Unterscheidungen Ihres Königtums sein ... Ihre Völker müssen sich einer Freiheit, einer Gleichheit, eines Wohlstandes erfreuen, die den deutschen Völkern unbekannt sind, und diese liberale Regierung muß auf eine oder die andre Weise die für das System des Bundes und für die Macht Ihres Königreichs heilsamsten Veränderungen hervorrufen. Diese Regierungsart wird eine viel mächtigere Schranke sein, um Sie von Preußen zu trennen, als die Elbe, als die Festungen und als der Schutz Frankreichs ... Seien Sie ein konstitutioneller König. Wenn die Vernunft und die Einsicht Ihres Jahrhunderts nicht genügen sollten, würde es Ihnen in Ihrer Stellung die gute Politik befehlen. Sie werden dadurch eine Macht in der öffentlichen Meinung und eine natürliche Ueberlegenheit über Ihre Nachbarn gewinnen, welche absolute Könige sind."

Die Richtigkeit dieser Lehren leuchtet ein. Sie würden bei konsequenter Anwendung vielleicht das erwartete Resultat gehabt haben, einen deutschen Staat herzustellen, dessen Unterthanen sich in einem weit vorteilhafteren Verhältnisse zu ihrer Regierung befunden haben würden, als es bis dahin in irgend einem deutschen Gebiete möglich gewesen war. Jerome war jedoch nicht die Persönlichkeit, um derartigen Grundsätzen Anerkennung zu schaffen und seinen Staat zu einem liberalen Musterstaate zu gestalten, selbst wenn ihm Napoleon hierzu Zeit gelassen hätte. Ihm gebrach es dazu an Ernst und Sittlichkeit. Aehnliche Konflikte, wie sie zwischen Louis von Holland und dem Kaiser bald darauf zu Tage getreten sind und endlich zur Thronentsagung des ersteren geführt haben, konnten seine Beziehungen zu Napoleon nicht stören; denn er betrachtete seine königliche Stellung nur als Gelegenheit zum Wohlleben, zu Luxus und Schwelgereien, für die seine Minister das Geld zu beschaffen hatten. Die Schwierigkeiten seiner Regierung waren vorzugsweise finanzieller Natur; aus diesen ergaben sich dann allerdings weitere Mißstände, entstand Unzufriedenheit und Abneigung des Volkes gegen einen Staat, von dem man sich die Segnungen der Freiheit und Gleichheit erwartet hatte, der jedoch immer nur neue und immer größere Opfer heischte. Leichtfertige und ungebildete Günstlinge standen der Verwaltung vor, die mit den liberalen Ideen bald in schreiendsten Widerspruch geriet. Neben diesen nahm Johannes von Müller, der Renegat, der aus einem glühenden Feinde des Unterdrückers der deutschen Unabhängigkeit ein Verehrer des vermeinten Begründers einer neuen besseren Weltordnung geworden war, eine wenig beneidenswerte Stellung ein. Das Ministerium des Aeußeren, das ihm zuerst übertragen worden war, mußte er sehr bald in die Hände Le Camus', des nachmaligen Grafen von Fürstenstein, abgeben, der die Trennung des Königs von der Patterson vermittelt und sich dadurch die Gunst des Kaisers erworben hatte. Er behielt die Stelle eines Generaldirektors des öffentlichen

Unterrichtes und hoffte als solcher Nützliches schaffen zu können, blieb aber den Präfekten gegenüber, in deren Wirkungskreis alle Entscheidungen in Verwaltungsangelegenheiten gehörten, ganz machtlos und mußte sich die demütigendsten Zurücksetzungen gefallen lassen. Dies war jedoch kein Hindernis für ihn, sich zum Lobredner der neuen Ordnung herzugeben und sich in lächerlichen Schmeicheleien Napoleons zu ergehen. In einer Reichstagsrede am 22. August 1808 ließ er sich über diesen also vernehmen: „Der, von dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hände gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache und Brustwehr von Süd und West, von dem ersten Hauptsitz der Kultur Europas. Also, für gemeine Politik zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit, gab ihm sein Gesetzbuch, das Muster seiner Waffen, die größten Lehren und, statt gedemütigter Soldaten, achtvolle, geehrte Bürger. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich. Konnte er mehr thun?" Die Achtung des leichtlebigen Königs konnte er sich aber mit diesen Schmeicheleien nicht erwerben. Jerome fand an dem eitlen Gelehrten keinen Gefallen, er behielt ihn nur in seinen Diensten, weil er in seiner Berühmtheit ein Mittel erblickte, seinem jungen Staate vor aller Welt einen besonderen Glanz zu verleihen.

Neben dem für den König unentbehrlich gewordenen Camus-Fürstenstein übten der Kabinettssekretär Cousin de Marinville und der Großmarschall des Palastes, Pierre Simon Meyroult, der bald zum Grafen von Wellingerode erhoben wurde, den größten Einfluß auf den König aus. Großstallmeister und Divisionsgeneral war zuerst Lefèbvre-Desnouettes, den jedoch Napoleon als tüchtigen Reiteroffizier bald aus Kassel abberief; ihm folgte Jeromes ehemaliger Adjutant d'Albignac, Graf von Ried. Als Zeremonienmeister und Generalintendant des königlichen Hauses wurde der Kaufmann La Flêche aus Marseille bestellt, dem die Baronie Keudelstein verliehen wurde; seine Herrlichkeit dauerte jedoch nur bis 1811, da seine schöne Gattin, eine Genueserin, die Gunst des Königs infolge einer Liebschaft eingebüßt hatte, die sie mit dessen Schwager, dem Kronprinzen Wilhelm von Württemberg, eingegangen war. Franzosen und Personen aus allen Ländern, meist Abenteurer von der unlautersten Vergangenheit, trieben sich zwischen diesen Größen am Hofe des Königs „Lustig", wie er genannt wurde, herum; mit ihnen bewarben sich aber auch die Träger der vornehmsten deutschen Fürsten- und Adelsfamilien um einträgliche Stellen und Dotationen, deren der König trotz seiner Finanznot stets zu vergeben hatte. Unter diesen fanden sich auch die natürlichen Söhne des vertriebenen Kurfürsten, die Freiherrn von Heimrod und von Haynau, der Landgraf von Hessen-Philippsthal, der Graf Ludwig von Waldburg als Oberkammerherr, dessen Gemahlin, eine Tochter des regierenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, als Oberst-hofmeisterin der Königin, Graf Ludwig Bohlen, ein Graf zur Lippe, Graf Karl Burchard von Merveldt, dann Mitglieder der Familien Hohenlohe-Kirchberg, Löwenstein, Bocholtz, v. Hammerstein, v. Schlotheim, v. Buttlar, Schulenburg u. v. a.[1]) „Es war ein Jagen und Laufen von allen Gegenden Teutschlands her," schreibt der westfälische Minister Graf Wolffradt an den Grafen

[1]) Arthur Kleinschmidt, Geschichte des Königreichs Westfalen.

Mellin, „um das Glück zu erlangen, dem neuen Hofe, den man als ein Filial des französischen ansah, auf irgend eine Weise anzugehören.“ Besonders beflissen waren die deutschen Damen, die Töchter der ältesten Adelsgeschlechter, mit den Französinnen und Italienerinnen zu wetteifern, die bisher den Maitressendienst bei Jerome versehen hatten. Die Fürstin Ernestine zu Löwenstein, die Gräfin Karoline Bocholtz, eine Freifrau von Pappenheim wechselten in der Stellung von Favoritinnen mit den Gattinnen der Minister und Staatsräte, mit Schauspielerinnen und anderen weiblichen Gästen aus Paris ab. Es wird behauptet, der König habe mehr Sorge auf die Wahrung des äußeren Anstandes verwendet, als diese Frauen, die sich ihm aufdrängten. Die Königin Katharina, Tochter König Friedrichs von Württemberg, liebte ihren Mann und war ihm trotz aller Vernachlässigung stets ergeben, sie wußte sich aber keine Stellung am Hofe zu geben und galt für stolz und hochfahrend, weil sie ungeschickt und wenig an höfisches Leben gewöhnt war. Erst im Unglück hat sich ihr tiefes Gemüt und ihr trefflicher Charakter entfaltet.

Der König schien in der ersten Zeit seiner königlichen Thätigkeit Gefallen an den Regierungsgeschäften zu finden und arbeitete mit Lust an der Einrichtung der neuen Verwaltung. Da er nicht ohne natürliche Anlagen war, so machte seine Arbeit guten Eindruck, seine Entscheidungen im Staatsrate waren oft treffend und geistvoll; bald verdroß ihn aber diese Beschäftigung, vielleicht auch deshalb, weil der Mangel an den nötigen Geldmitteln jedes systematische Verfahren in der Verwaltung ausschloß, gewiß aber, weil die Liebesintriguen, in die er verwickelt war, das Theater, die Maskenbälle, Jagden, Spazierfahrten und sonstigen prunkvollen Unterhaltungen ihn ganz in Anspruch nahmen. Kaiser Napoleon hat es seinem jüngsten Bruder, ebenso wie Joseph und Louis, unmöglich gemacht, seine Regentenaufgabe in befriedigender Weise zu lösen, er sah ihn nie als etwas anderes als ein Werkzeug zur Ausführung seines eigenen Willens an, er behandelte ihn mit weniger Rücksicht als einen Präfekten und beraubte seine Regierung der Einkünfte, durch welche der neue Staat den Bürgern nützliche Einrichtungen zu bieten in der Lage gewesen wäre. Bis zum Regierungsantritte Jeromes waren alle Kassen in den westfälischen Gebieten von der französischen Occupationsarmee verwaltet, d. h. von deren Generalintendanz unter Darus Leitung vollständig geleert worden. Als die neuen Behörden ihr Amt begannen, wurden die Einnahmen noch auf Monate hinaus von den Franzosen mit Beschlag belegt und außerdem eine Kriegskontribution von 25 Millionen Franken eingefordert, die im Laufe des nächsten Jahres zu bezahlen war.

Jerome hatte sich in Paris zur Installierung seines Königtums 1 800 000 Franken bei einem Geldinstitute ausgeliehen; er konnte sie nicht zurückzahlen, weil er seine Zivilliste, die 5 Millionen Franken betrug, nicht beheben konnte. Die einzelnen Gebietsteile, aus denen Westfalen zusammengesetzt worden war, hatten außerdem noch besondere Kriegskontributionen auf sich lasten, so Magdeburg allein 12 Millionen Franken. Sie wurden durch eine Anleihe bei den begütertsten Einwohnern des Gebiets gedeckt. Trotzdem belegte Daru auch die Effekten der Magdeburger Bank mit Beschlag, wodurch den Interessenten ein Verlust von 20—24 Millionen erwuchs. Zufolge einer neuerlichen Abrechnung

zwischen der französischen Generalintendanz und der westfälischen Regierung vom April 1808 wurde nach allen schon erfolgten Zahlungen noch eine Schuld Westfalens an Frankreich von nahezu 26 Millionen Franken anerkannt und dem Kaiser ein jährliches Einkommen von 7 Millionen aus den Domänen zugestanden, das für die Armee verwendet werden sollte. Napoleon ruinierte, wie Adolf Rambaud [1]) feststellt, finanziell seine eigene Schöpfung. „Er verurteilte den Musterstaat (den er angeblich schaffen wollte) dazu, von der Hand in den Mund zu leben, zu wehklagen, vergeblich Anleihen zu versuchen, seine Verpflichtungen zu vernachlässigen, beständig am Bankerott hinzustreifen."

Soweit es bei den fast unerschwinglichen Lasten des Staates möglich war, brachte der mit Beginn des Jahres 1808 in Thätigkeit tretende Leiter des Finanzwesens, Ludwig Hans v. Bülow, der früher Präsident der Kriegs- und Domänenkammer in Magdeburg gewesen war, Ordnung in dasselbe, indem er eine einheitliche Staatsschuld, die sich auf 70 Millionen, mit den Departements- und Gemeindeschulden auf 112 Millionen belief, herstellte und die Einnahmen durch Einführung einer gleichmäßig verteilten Grundsteuer, sowie durch eine Personensteuer, durch Konsumtions- und Luxussteuern erhöhte. Das Budget für 1809 wies Einnahmen von 37 Millionen auf, von denen $32\frac{1}{2}$ Millionen zur Deckung der Ausgaben verwendet werden mußten, so daß $4\frac{1}{2}$ Millionen zur Verzinsung und Amortisation der Schuld verblieben. Zur Abtragung der französischen Kontribution sollte eine Anleihe von 20 Millionen gemacht werden, man erhielt das Geld jedoch in Holland, wo man die Anleihe unterzubringen hoffte, nicht und mußte zu einer Zwangsanleihe im eigenen Lande schreiten. Auch diese ergab jedoch nur die Hälfte der benötigten Summe. Die Herstellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte war aber schon deshalb unerreichbar, weil die königliche Zivilliste stets tief verschuldet war. Der König brauchte gewöhnlich doppelt so viel, als er zur Verfügung hatte. [2])

Am fruchtbarsten war die neue Regierung auf dem Gebiete des Rechtswesens, das der Justizminister Siméon im Geiste der französischen Gesetzgebung einrichtete. Der Grundzug derselben war die völlige Entlastung des Bauern von allen feudalen Beschränkungen seines Besitzes an Grund und Boden. Das Lehensband wurde gänzlich aufgehoben, die Fronden wurden allmählich beseitigt, das Jagdrecht kam an die Grundbesitzer. Der Code Napoléon trat schon am 1. Januar 1808 in Kraft, jedes Departement erhielt ein Kriminalgericht, bei welchem vor Geschworenen öffentlich verhandelt wurde. Besonderer Wertschätzung erfreuten sich die Juden, deren Zahl in Westfalen auf 30000 geschätzt wurde; sie wurden den Christen vollkommen gleichgestellt und durften sich nach eigenem Willen organisieren. Von den fünf Universitäten des Landes wurden zwei, Helmstedt und Rinteln, sehr bald aufgelöst. Die Georgia Augusta in Göttingen erfuhr die größte Unterstützung, Marburg war mäßig, Halle sehr schwach besucht.

---

[1]) Le Royaume de Westphalie et Jérôme Bonaparte. Revue des Deux mondes. Bd. 101. Paris 1872.

[2]) Kleinschmidt a. a. O.

Der Verkehr mit dem Protektor, richtiger dem eigentlichen absoluten Souverän des Königreichs wurde im ersten Regierungsjahre von Jerome selbst besorgt; vom September 1808 an stellte ihn der Gesandte Napoleons her, Karl Friedrich v. Reinhard, jener merkwürdige schwäbische Pfarrerssohn, der es vom Hauslehrer in Bordeaux unter Sieyès' Patronat zu einem wohlangesehenen Diplomaten der französischen Republik gebracht und sich durch seine hohe Bildung und gewissenhafte Pflichterfüllung das Vertrauen des Kaisers erworben hatte. Als französischer Resident in den Donaufürstentümern war er beim Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei von den Russen gefangen genommen worden. Zar Alexander gab ihn frei. Reinhard ging zur Erholung nach Karlsbad und lernte dort Goethe kennen, mit dem er seitdem in lebhafter Korrespondenz stand. In Kassel hatte er die Aufgabe, die neue Verwaltung zu überwachen und die Regierung über die Absichten des Kaisers aufzuklären, eine Sendung, die ihn bei Jerome als Spion verdächtigte und ihm große Schwierigkeiten im Verkehr mit der Kasseler Gesellschaft bereitete, durch die er aber auch wiederholt in die Lage kam, sich für die Deutschen nützlich zu machen, indem er namentlich die Universitäten schützte, die Eigentümlichkeiten des studentischen Lebens und Auftretens in Schutz nahm und dem Könige den Weg zeigte, wie er das Vertrauen seiner Unterthanen gewinnen könne. Alle Verdächtigungen, denen er als Deutscher bei Napoleon ausgesetzt war, vermochten seine Stellung nicht zu erschüttern, da der Kaiser nicht nur von der geistigen Bedeutung, sondern auch von der Amtstreue dieses Mannes überzeugt war, der jedenfalls zu den vornehmsten und verläßlichsten Charakteren unter allen seinen Beamten gehörte. Reinhard, der mit dem preußischen Gesandten am westfälischen Hofe, dem Staatsrat Küster, in gutem Einvernehmen stand, hat an der Herstellung freundlicher Beziehungen zwischen Preußen und Westfalen lebhaft mitgewirkt.

In wirtschaftlicher Beziehung sah man den Neugestaltungen in den westfälischen Ländern nicht ohne Hoffnung entgegen; man erwartete von dem erleichterten Verkehr eine Hebung des Handels und der gewerblichen Thätigkeit. Raoul Bosse, Mitglied der Göttinger Akademie, sprach in einer „Skizze der Statistik des Königreichs Westfalen" die Erwartungen aus, die man namentlich in Braunschweig an die Einführung französischer Einrichtungen knüpfte. In seinen Aeußerungen spiegelt sich die Hoffnung ab, die von vielen patriotisch gesinnten Männern auf den Rheinbund gesetzt wurde, der ihnen im Vergleiche zum alten Kaiserreiche „als ein neuer, kräftig zusammengehaltener Staatsverein" erschien, „der den Sinn für Nationalinteresse wieder wecken, mehr Schutz gegen außen und mehr Harmonie im Innern gewähren soll".

„Von weitem Umfange," sagt Bosse, „sind die Wirkungen der neuen Ordnung auf die städtische Gewerbsamkeit. Der Arbeitskreis ist für die Braunschweiger erweitert und es hängt nun großenteils von ihrer Emsigkeit und Thätigkeit ab, ob diese Gelegenheit ihnen bleibende Vorteile gewähren soll. Die Schusterwaren, worin mit Braunschweig nur Kassel, die Tischlerwaren, worin nur Magdeburg wetteifert, die Wagner- und Sattlerarbeit, welche im ganzen Königreich hier am vorzüglichsten geliefert wird, endlich die nur zu Kassel und Magdeburg in gleicher Güte gelieferten Hüte können auf vermehrte Nachfrage

rechnen, da sie nun bis zur Elbe nicht mehr Konterbande sind.“ Die französische Gewerbeordnung wird als eine wesentliche Verbesserung des alten Zunftsystems anerkannt. „Zwar hatte die Revolution, treu den physiokratischen Grundsätzen, daß die Uebung nützlicher Thätigkeit für jedermann völlig frei sein müsse, und daß unbehinderte Konkurrenz die besten und wohlfeilsten Arbeiten und Waren liefere, alle Gildeordnungen aufgehoben. Allein nach den statistischen Berichten der Präfekten war die Folge davon, daß der Handwerker den Kaufmann spielte und verarmte; daß der Hausierhandel der Deckmantel des Diebshandwerks ward, und daß in den Gewerben die heilloseste Betrügerei an die Tagesordnung kam. Es wurde daher die Gildenverfassung zuerst für die Apotheker, Goldschmiede und Bäcker, in der Folge auch bei den übrigen Gewerben wieder eingeführt, und sie besteht wieder, insoferne man das Wesen derselben in die Bestimmung von Arbeitskreisen, Lehrjahren, Gesellenschaft und Meisterrechten und nicht in das gesetzliche Standrecht der Zunftgenossen setzt. Die Meisterschaft und die Einteilung der Gewerbe werden durch die droits de patente erhalten, welche jeder, der Handel treiben, einen Laden oder eine Werkstatt halten will, jährlich mit Gebühren; die sich nach einer angenommenen Bestimmung über die Einträglichkeit jedes Gewerbes richten, lösen muß. Kein Lehrbursche darf von einem andern Meister ohne Vorzeigung des Lehrbriefes, und kein Geselle ohne Kundschaft in Arbeit genommen werden. Streitigkeiten zwischen Meistern und Gesellen, Fabrikanten und ihren Arbeitern werden ohne prozessualische Weiterungen von den Mairen, in größeren Städten von den Generalpolizeikommissären entschieden. Verbindungen gegen die Meister, welche zum Zweck haben, den Arbeitslohn auf eine unrechtmäßige und mißbräuchische Art in die Höhe zu treiben (forcer injustement et abusivement l'abaissement des salaires) werden nach Umständen mit Geldstrafen von 100—3000 Franken, mit ein- bis dreimonatlicher Gefängnisstrafe belegt, wohl auch als Polizeivergehung und Verbrechen behandelt. Damit aber auch das Interesse des Handels und der Gewerbe im großen gehörig besorgt werde, sind in den dreißig großen Städten des Reichs aus Mitgliedern des Handelsstandes, unter dem Präsidium der Präfekten, Handelskammern (Chambres de commerce) errichtet, welche über alles, was die Beförderung oder Verhinderung des Handels und seine Hilfsanstalten betrifft, unmittelbar mit dem Minister des Innern verhandeln, und außerdem über die öffentlichen Arbeiten, welche Bezug auf den Handel haben, z. B. bei der Instandhaltung der Häfen, bei der Flußschiffahrt, sowie über die Vollziehung der Verordnungen gegen Konterbande die Aufsicht haben. Zugleich beschäftigen sie sich mit dem Interesse der ganzen städtischen Gewerbsamkeit und durch sie gehen alle Verhandlungen über die Rechts-, Handels- und Arbeitsverhältnisse der einzelnen Gewerbe.“ Die Einführung dieser Einrichtungen konnte auf Gewerbe und Industrie nicht ungünstig wirken. Sie kamen aber nur bruchstückweise zur Anwendung, obwohl sich Bülow die Förderung der Produktion und des Verkehres auf der Grundlage des Freihandelssystems sehr angelegen sein ließ.

Eine ganz moderne Verfassung erhielt auch das Königreich Baiern. König Max Joseph und sein Minister Graf Montgelas wandten die Ergebnisse der

französischen Revolution, wie sie sich in der Regierungspraxis Napoleons darstellten, fast uneingeschränkt an, um mit Hilfe derselben ein unbeschränktes Fürstenregiment zu begründen, das, mit reichlichen Einkünften ausgestattet, eine möglichst große Macht nach außen und innen entfalten sollte. Dabei durfte dem Volke mancher Nutzen abfallen, namentlich wenn damit der Wohlstand gefördert und in letzter Linie die Steuerkraft vermehrt wurde. Es war eine Revolution von oben herab, die hier mit schrankenloser Willkür an einem nahezu teilnahmslosen Volke vollzogen wurde, das innerlich darauf nicht vorbereitet war. Das Ergebnis konnte daher auch kein andres als ein äußerliches, formelles sein. Der bairische Staat entstand, begünstigt durch die bonapartistischen Umwälzungen in Deutschland, als eine Erweiterung der Wittelsbachischen Hausmacht, ohne daß zwischen den alten und neuen Gebieten lebenskräftige Beziehungen bestanden hätten. Nicht das alte bairische Stammesherzogtum ist in ihm wiederhergestellt worden, seine fränkischen und schwäbischen Bestandteile haben im alten Reichsverbande ein national berechtigtes Sonderleben geführt und würden dem Kurfürstentum ohne die diktatorischen Bestimmungen Napoleons niemals zugefallen sein. Ihre Vereinigung hat die Unhaltbarkeit der alten Verfassung mehr als andere territoriale Neugestaltungen dargethan, sie war durch die Auflösung des Reichskörpers bedingt. Die rasche und energische Anwendung der in Frankreich erprobten Verwaltungsprinzipien hat eine neue deutsche Macht geschaffen, die dem durch den Tilsiter Frieden reduzierten Preußen fast ebenbürtig wurde und Oesterreich die Erweiterung seines Gebietes auf deutschem Boden unmöglich machte. Die Angliederung an den Rheinbund entsprang durchaus nicht dem Wunsche des Königshauses und seiner Regierung, denen der Eintritt Baierns in die Zahl der selbständigen europäischen Mächte als anzustrebendes Ziel vorschwebte, um so besser diente sie dem napoleonischen System, das keinem deutschen Staate eine besonders kräftige Entwickelung gestatten durfte: sie war daher unvermeidlich. „Es bleibt immerhin sehr zweifelhaft," äußert Montgelas,[1]) „ob Baierns Widerstreben gegen die Gründung des Bundes ein entscheidendes Ergebnis herbeigeführt haben würde; wäre dies aber auch zu hoffen gewesen, so hätte es jedenfalls nur mit Verzicht auf die angebotene Gebietsvergrößerung und sehr wahrscheinlich auch auf einen Teil des bereits früher Erworbenen geschehen können. Waren nun aber die gänzliche Unsicherheit, die Verwirkung aller Grundsätze und Machtverhältnisse, zu welchen man auf diese Weise zurückgekehrt wäre, ein solches Opfer wert? Konnte man dasselbe vernünftigerweise von einer Regierung verlangen? War denn — kann man ferner fragen — die neue Gestaltung der Dinge für Deutschland so unvorteilhaft, als man hat behaupten wollen? Konnte sie nicht selbst jenen Personen, welche in ihrem wohlmeinenden Eifer hohen Wert auf eine Einigung legen, die — was immer man dazu sagen mag — doch stets nur auf Gleichheit der Sprache und mancher Lebensgewohnheiten beruhen wird, ein nationales Bindemittel in Aussicht stellen, welches außerdem verloren gegangen wäre? Beseitigte sie nicht durch Vereinfachung der

---

[1]) Denkwürdigkeiten. Im Auszug aus dem französischen Original übersetzt von Freyberg-Eisenberg.

Territorialgrenzen zahllose Mißstände und schuf zugleich die Grundlagen einer Bundesorganisation, zunächst wenigstens einer vermittelnden Behörde, welche Streitigkeiten der Bundesmitglieder ausgleichen und Thätlichkeiten zwischen ihnen verhindern sollte?"

Durch die Konstitution vom 1. Mai 1808 wurde das historische Staatsrecht der in Baiern aufgegangenen vormaligen Reichsgebiete außer Kraft gesetzt. „Alle besonderen Verfassungen, Privilegien, Erbämter und landschaftlichen Korporationen der einzelnen Provinzen," hieß es im § 2, „sind aufgehoben. Das ganze Königreich wird durch eine Nationalrepräsentation vertreten, nach gleichen Gesetzen gerichtet und nach gleichen Grundsätzen verwaltet; demzufolge soll ein und dasselbe Steuersystem für das ganze Königreich sein." Wie in Westfalen wird auch hier der Satz aufgestellt, daß die Grundsteuer den fünften Teil der Einkünfte nicht übersteigen darf. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, an die Stelle der Provinzeinteilung eine Teilung nach Kreisen, soviel thunlich, nach natürlichen Grenzen verfügt. Der Adel behielt seine Titel und, wie jeder Gutseigentümer, seine gutsherrlichen Rechte nach den gesetzlichen Bestimmungen; übrigens aber wurde er in Rücksicht auf die Staatslasten den übrigen Staatsbürgern ganz gleichgestellt. In der Nationalrepräsentation wurde ihm keinerlei Vorrecht eingeräumt. Die Geistlichkeit blieb zwar theoretisch im Besitze der Kirchengüter, doch wurde die Administration derselben im Interesse ihrer Verwendung für Kultus, Unterricht und Wohlthätigkeit vom Staate besorgt. Dieser gewährte allen Staatsbürgern Sicherheit der Person und des Eigentums, vollkommene Gewissensfreiheit und beschränkte Preßfreiheit. Er wurde in fünfzehn Kreise geteilt, die nach dem Muster der französischen Departements ihre Namen nach den Flüssen, von denen sie berührt wurden, erhielten. Aus Tirol wurde der Innkreis mit der Hauptstadt Innsbruck, der Eisackkreis mit Brixen, der Etschkreis mit Trient gebildet. Es sollte Kreisversammlungen, Kreisdeputationen und eine Nationalrepräsentation geben. Die Wahlen dazu sollten aus den Höchstbesteuerten der Landeseigentümer, Kaufleute und Fabrikanten der Kreise vorgenommen werden. Die in der Nationalrepräsentation zu beschließenden Gesetze mußten in Kommissionen von drei, höchstens vier Mitgliedern vorberaten werden. Nur diese Kommissionsmitglieder und die geheimen Räte, die mit der Einbringung der betreffenden Gesetze betraut waren, durften in der Versammlung das Wort ergreifen. Die Justiz wurde durch die Unter- und Obergerichte und die für das ganze Reich eingesetzte oberste Justizstelle verwaltet. Die Richter wurden auf Lebenszeit ernannt und durften nur durch einen „feierlichen Spruch" ihre Stellen verlieren; alle Entscheidungen mußten begründet werden. Ein eigenes bürgerliches und peinliches Gesetzbuch sollte im ganzen Reiche eingeführt werden. Die Ergänzung des Heeres geschah durch Konskription. Außerdem war die Bürgermiliz geduldet. Zur Erhaltung der Ruhe in Kriegszeiten wurde eine Nationalgarde, zur Handhabung der Polizei eine Gendarmerie eingeführt.

Die Konstitution begründete das Recht der Regierung, den Staat mit Verletzung aller bestehenden Rechte nach den liberalen bureaukratischen Gesichtspunkten einzurichten, das Repräsentativsystem war wertlos, die Kreis- und Reichsversammlungen wurden gar nicht einberufen. Die Bevölkerung nahm die Neue-

rungen im allgemeinen ganz teilnahmslos hin, zu ihrer Durchführung mußten vielfach Fremde herangezogen werden, und unter diesen befanden sich Persönlichkeiten von großen Talenten und bedeutendem Rufe, wie F. H. Jacobi, Friedrich Jacobs, der Philologe, Johann Anselm v. Feuerbach, Schlichtegroll, Thiersch. Gegen diese richtete sich jedoch bald der Unwille der Halbgebildeten und der von der katholischen Geistlichkeit fanatisierten kleinbürgerlichen Bevölkerung, die in einem ganz unnatürlich gesteigerten bajuvarischen Selbstgefühl Gefallen fand und dasselbe in Verachtung und Verfolgung aller nicht auf altbairischem Boden geborenen Beamten und Professoren bethätigte. Der bairische Charakter hat dabei nicht gewonnen, da die Ansammlung von Haß und Neid der landesüblichen Roheit Anlaß zu brutalen Ausbrüchen gab. Auf Pöbeltumulte, die gegen Feuerbach und Jacobi angestiftet worden waren, folgte 1811 sogar ein Mordversuch auf Thiersch, dessen Motiv auf die Erbitterung zurückzuführen war, „die man durch Verlästerung der Norddeutschen in den Gemütern der Jugend aufgeregt hatte". Nur das vorurteilslose, auf einer durchaus vornehmen Gesinnung beruhende Benehmen des Hofes, der die Tüchtigkeit der fremden Gelehrten bei jeder Gelegenheit durch Auszeichnung derselben anerkannte, hat deren Verbleiben in ihrer neuen Heimat möglich gemacht. Als Feuerbach vom Könige seine Versetzung aus München erbat, schlug ihm dieser die Bitte mit den Worten ab: „Die Buben, die ich kenne, fürchten sich vor Ihrem Verstande, darum diese Bübereien, das glauben Sie mir! Machte ich Sie zum Präsidenten in Bamberg und erfüllte ich Ihnen alle Ihre Bedingungen und erzeigte Ihnen alle Ehre, so würden doch diese Buben sagen, sie hätten mich gezwungen, Sie auf eine ehrenvolle Weise aus meinem geheimen Rate zu verweisen. Das wäre gegen meine Würde; das werde ich wenigstens jetzt nicht thun." Auf das gegen Thiersch gerichtete Attentat aber erfolgte dessen Ernennung zum Lehrer der königlichen Prinzessinnen in Geschichte und Litteratur. An dem großen Verdienste, das sich die Wittelsbacher des neunzehnten Jahrhunderts durch die mühevolle nationale Erziehung des bairischen Stammes erworben haben, gebührt schon Max Joseph ein hervorragender Anteil, da nur durch seine weise Leitung Verhältnisse angebahnt wurden, unter denen der hochstrebende Geist seines Sohnes und Nachfolgers zur Entfaltung gelangen konnte. Rückgekehrt von dem Feldzuge in Polen und Preußen, wo er, von Wrede begleitet, das Kommando der bairischen Division geführt hatte, beschäftigte sich Kronprinz Ludwig mit der Idee, einen Ehrentempel des deutschen Genius, die Walhalla, zu begründen. Von Berlin aus richtete er an Johannes v. Müller, der ja für einen nationalen Geschichtschreiber galt, die Anfrage, welche deutschen Männer und Frauen er der Ehre, in Walhalla aufgenommen zu werden, für würdig halte. Der Eindruck, den dieses offene Bekenntnis nationaler Gesinnung eines jungen Fürsten, dieses zur That drängende Gefühl auf die Zeitgenossen gemacht hat, darf nicht gering veranschlagt werden.

Die Neugestaltung der bairischen Verwaltung stieß trotz der Energie, die der König dabei entfaltete, auf Hindernisse, die schwer oder gar nicht zu beseitigen waren, denn sie wurzelten in der ungünstigen finanziellen Lage des neuen Staatswesens. Von der eigentümlichen Gebarung mit den Einkünften desselben

geben die Memoiren des Ritters v. Lang eine bei aller Kürze doch sehr belehrende Schilderung. Lang war 1811 mit der Bestimmung, als Reichsarchivar verwendet zu werden, von Erlangen nach München gekommen und lebte dort einige Monate, ohne zum Amtsantritte zu gelangen, mit historisch-topographischen Studien beschäftigt. „Das Schönste in meiner Lage war," berichtet er, „daß wenn ich auf die Kasse nach meiner Besoldung schickte, ich jederzeit nur den Bescheid erhielt, man solle in 14 Tagen wieder anfragen. Die Wirtschaft war die elendeste, zu Hunderten standen die Leute in eine Reihe gestellt, um zur Kasse eingelassen zu werden, Gendarmen und Grenadiere hatten nur zu thun, um das gewaltsame Hineindrängen zu verhüten. Gleichsam nur als Armenrecht erhielten vielleicht unter Hunderten nicht zehn manchmal ein paar Gulden auf Abschlag. Was sonst übrig war, verschlang täglich die Haushaltung des Hofs, das Militär und der wucherische Judenwechsel. Wer recht glücklich war, erlangte Tratten, das ist Anweisungen oder Wechsel auf die Kasse selbst ausgestellt, wozu hernach noch ein zweites Glück gehörte, daß Wucherer oder Juden die Anweisungen zu 50 oder 60 Prozent Verlust auslösten. Die alltäglich bestürmte und belagerte Kasse war am Ende in einer solchen Konfusion, daß man gar nicht wußte, an wen man solche Tratten ausgestellt, oder was darauf bar oder in Abrechnung wieder abbezahlt war. Der Staat nahm Geld auf zu 30 Prozent Abzug und remittierte dann diese Papiere, welche nun im Umlauf abermals 30 Prozent wenigstens verloren." Von der Wirtschaft in den Hofämtern und dem eigentümlichen Haushalt des Königs erzählt Lang recht schnurrige Geschichten, aus denen aber deutlich hervorgeht, warum die Kassen stets in Bedrängnis waren. Der König erhielt täglich früh um 6 Uhr vom Generalkassier 1000 Gulden bar ausgezahlt, außerdem stellte er aber noch eine Menge Wechsel auf den Hofbankier Seligmann, auf die Schuldentilgungskasse, auf die Lottokasse und auf die Kriegsökonomiekasse aus. „Er wurde aufs äußerste erbittert gegen jede Maßregel der Sparsamkeit oder einer Kontrolle, in der Meinung, man wolle ihm allen persönlichen Genuß verpönen. Beim Frühstück genoß der König ein weißes Brötchen und reichte davon einiges seinem Lieblingspudel hin. Für dieses Brötchen berechnete man täglich 5 Gulden. Als nun der Oberrechenkammer diese Aufrechnung befremdend vorkam, und sie glaubte, daß schon um einen halben Gulden ein so unbedeutendes Bedürfnis gedeckt werden konnte, so brachte die Dienerschaft dem König das nächste Frühstück nur mit einem halben Brötchen und erwiderte dem erstaunt fragenden Könige mit Achselzucken: die Oberrechenkammer hätte befunden, daß Seine Majestät sich künftig mit einem halben Brötchen begnügen könnte, worauf der König in einen solchen Zorn geriet, daß er sich im Augenblick dem Rechnungshof zum Trotz bei allen Bäckern in der Nähe für 25 Gulden weiße Brötchen herbeiholen ließ, welche dann der Hund und die höhnische Dienerschaft verzehrten ... Für Kaffee wurden täglich 60 Pfund berechnet. Unter dem Titel der Apothekenfreiheit ließen sich alle Hofdiener und Angestellte der Ministerien ihren jährlichen Bedarf an Zucker und Kaffee und nach Belieben die größten Körbe von Punsch und kostbaren Weinen holen. Nach dem Landhause eines Hofbeamten gingen täglich aus der Hofküche ganze Wagen mit Wildbret, mit Fleisch, Zuckerhüten, Kaffeefässern und Wein-

körben ab, was dem König, wenn er solchen Transporten begegnete, nichts als lustige Bemerkungen über diese Aufräumungsweise ablockte."

Viel schlimmer aber gestalteten sich die Zustände in dem neuen Königreich Württemberg, wo Friedrich I. nach Aufhebung der landständischen Verfassung und aller damit zusammenhängenden Einrichtungen ein absolutes Regiment eingeführt hatte, das sein Volk auf unerhörte Weise unterdrückte. Die Verwaltung folgte zwar auch hier dem napoleonischen Muster, ohne jedoch den wohlthätigen Einfluß auf Recht und Verkehr zu nehmen, der in andern Staaten nicht verkannt werden konnte. Der reichs- und landständische Adel wurde aller seiner Rechte beraubt, sogar die Fideikommisse und Familienverträge wurden außer Kraft gesetzt, die Freizügigkeit seiner Mitglieder so weit beschränkt, daß denselben bei Verlust ihrer Einkünfte nicht einmal Reisen ins Ausland gestattet wurden. Dabei wurden sie jedoch zu persönlicher Kriegsdienstleistung herangezogen und ihre Eheschließungen unter die Kontrolle des Königs gestellt. „Den unteren Volksklassen gereichte diese revolutionäre Energie nicht zum Nutzen, die bäuerlichen Verhältnisse blieben unverändert."[1]) Der König ging in der Auffassung seiner Souveränitätsrechte dahin, daß er sich die Befugnis zuschrieb, auch den Studiengang und die Berufswahl seiner Unterthanen bestimmen zu dürfen; er führte die Konskription nicht nur zur Ergänzung seiner unverhältnismäßig großen Truppenzahl ein, sondern hob sogar Hofbediente, Läufer, Postknechte und Arbeiter für seine Gewehrfabrik aus. Kein Bürger durfte Waffen im Hause haben, das Scheibenschießen war verboten; die Verheimlichung eines Gewehres wurde mit Zuchthausstrafe belegt. Damit sich aber niemand dem gewaltthätigen Drucke durch Verlassen seines Vaterlandes entziehen könne, wurde verordnet, daß Gesuche um die Erlaubnis zur Auswanderung dem Könige vorzulegen, ja selbst kurze Reisen von wenigen Tagen ins Ausland vom Oberamte zu bewilligen seien. Die ökonomischen Verhältnisse des Landes litten nicht nur durch die großen Ausgaben für das Militär, sondern auch durch die zur Verschwendung führende Prachtliebe des Königs und durch seine unsinnige Art, dem Jagdvergnügen zu huldigen.

Auch im benachbarten und stammverwandten Großherzogtum Baden wurde der Wohlstand der Bürger durch die Forderungen, die Napoleon an die militärischen Leistungen des Landes stellte, einigermaßen gefährdet; es mußten die alten Steuern erhöht und neue eingeführt werden, der Landesfürst Karl Friedrich, der nun schon im siebenten Jahrzehnte seiner Regierung stand — er war 1738 nach dem Tode seines Großvaters im Alter von 10 Jahren zur Regierung gelangt — bot jedoch alle Mittel einer weisen, auf reicher Erfahrung begründeten Verwaltung auf, um die Lasten möglichst auszugleichen, und begann die Ersparungen an seinem eigenen Hofe. Er verwandelte die Domänen allmählich in Privatgüter und verwendete den Kaufschilling „zu allgemein anerkannt besseren Staatszwecken". Die Grundzüge der Regierung von Baden sind in einer Kabinettsordnung vom 3. Juli 1808 „über die Organisation der obersten

———

[1]) Häußer III, 255.

Staatsbehörden" ausgesprochen. [1]) „Wir sind entschlossen," erklärt Karl Friedrich, „die Staatsverwaltung auf einfache und pragmatische Grundsätze, welche dem Geiste der Zeit entsprechen, zurückzuführen; Wir wollen, daß nach Inhalt der darüber bereits erlassenen Reskripte die verschiedenen Provinzialgesetzgebungen aufgehoben und der Code Napoléon als das vorzügliche Resultat gesetzgebender Weisheit mit einiger Rücksicht auf die wegen der Landeseigenheiten notwendigen Modifikationen und die in Frankreich wieder neuerdings eingeführten fideikommissarischen Eigentumsverhältnisse eingeführt werde. Wir wollen, daß mit Anfang des Jahres 1809 diese Einführung stattfinde. Wir wollen ferner ein gleichförmiges, auf richtigen Verhältnissen beruhendes Abgabensystem gegründet, durch Tilgung der durch die Kriegsverhältnisse angewachsenen Schuldenmasse den Staatskredit erhoben und mittelst einer Landesrepräsentation, wie sie in Westfalen und Baiern eingeführt worden, das Band zwischen Uns und den Staatsbürgern noch tiefer wie bisher verknüpft wissen. Wir wollen, daß mit dem Geiste der Humanität und des Rechtes, welcher — Wir können es mit einiger Beruhigung sagen — seit sechs Jahrzehnten Unsere Regentenhandlungen geleitet hat, auch in dem Getriebe der Verwaltungszweige mehr Einheit und Zusammenhang, in den Geschäftsformen eine größere Einfachheit und in der Vollziehung die möglichste Schnelligkeit und Kraft hervorgehe." An die Stelle des bisher bestandenen Geheimratskollegiums traten die fünf Ministerialdepartements der Justiz, der auswärtigen Verhältnisse, des Innern, der Finanzen, des Kriegswesens, deren Berichte jedoch einem Kabinettsrat vorzulegen waren, an dessen Spitze ein Kabinettsminister stand. Zur Vorbereitung der Gegenstände von größerer Wichtigkeit, Entwerfung von Grundgesetzen und Hauptverordnungen, besonders Auflagen und Finanzgesetze, Landesverfassung u. s. w. wurde ein Staatsrat konstituiert, in den die Mitglieder des Kabinettsrates, die Staatsminister, die Ministerialdirektoren, der Vorstand des Oberkirchenrates, die Präsidenten der Landeskollegien und ihre Direktoren berufen wurden. Auch die successionsfähigen Mitglieder des großherzoglichen Hauses hatten Zutritt in den Staatsrat, in dem die Mehrheit der Stimmen entschied.

Ganz unberührt von dem Geiste der neuen napoleonischen Verwaltungsgrundsätze, deren sich die meisten Rheinbundstaaten zur Herstellung einer streng zentralistischen Regierung mit verstärkter bureaukratischer Macht bedienten, blieb das Königreich Sachsen. Friedrich August I. bestätigte am 20. Mai 1807 den zu einem Ausschußtage versammelten Ständen ausdrücklich die bisherige Landesverfassung, „die sonach, ein zwar altersgrauer und ehrwürdiger, doch aber unwohnlicher Bau, inmitten einer neugeworbenen Umgebung unangetastet stehen blieb". [2]) An dem schwerfälligen Organismus der inneren Verwaltung wurde nichts geändert; die beiden einflußreichsten Minister, Graf Marcolini und Graf Hopfgarten, harmonierten mit den konservativen Tendenzen des alten Königs, da sie von jeder Neuerung nur eine Vermehrung ihrer Geschäfte oder eine Abnahme ihrer stattlichen Bezüge zu erwarten hatten. Trotz der hohen Anforde-

---

[1]) Winkopp, Rhein. Bund VII, 312.

[2]) Flathe, Geschichte von Sachsen, 1806—1866.

rungen, die wegen der Kriegskontributionen an die Steuerkraft des Landes gestellt werden mußten, blieben die Rittergüter noch immer nahezu steuerfrei, da die Ritterschaft nur zur Leistung der „Ritterpferde“ nach der Rolle von 1632 verpflichtet war und außer den für dieselben zu entrichtenden Geldbeträgen nur freiwillige „Donative“ auf den Landtagen bewilligte. Erst 1811 wurde mit den Beratungen über die gleichmäßige Verteilung der Lasten begonnen, die sich durch die vermehrten Auslagen für die Armee ergaben, sie konnten jedoch wegen der neuen Kriegsereignisse nicht zu Ende geführt werden. Auch die Vereinigung der verschiedenen das Königreich bildenden Gebiete und Landschaften zu einem einheitlich verwalteten Ganzen wurde nicht erreicht, obwohl selbst die Ritterschaft die Notwendigkeit dieser Maßregel einsah. Sie fand jedoch selbst im Ministerium Gegner, Graf Hopfgarten erblickte in der Union nichts als den Umsturz der bürgerlichen Ordnung und allen Staatskredits. Der König sprach sich zwar nach längerem Zögern für die Union aus, sie trat jedoch während der kurzen Friedenszeit nicht aus dem Stadium des prinzipiellen Beschlusses heraus.

Das Herzogtum Warschau besaß bereits seit seiner Gründung seine eigene Verfassung nach dem bekannten französischen Muster. Es zerfiel in 6 Departements mit Präfekten und Unterpräfekten, mit Departements-, Distrikts- und Munizipalräten, und wurde von einem aus 5 Mitgliedern gebildeten Staatsrate regiert, der die Befugnisse eines selbständigen Ministeriums besaß. Diesem zur Seite stand ein Reichsrat, der aus einem Senate und einer Kammer von 60 Landboten und 40 Gemeindeabgeordneten bestand. Baron Senfft, der die auswärtigen Angelegenheiten Sachsens besorgte, setzte auf den Besitz von Warschau große Hoffnungen; er trug sich mit dem Gedanken, eine sächsisch-polnische Zentralmacht mit weiteren Vergrößerungen auf Kosten Preußens zu schaffen und ging zu diesem Zwecke sogar Verhandlungen mit Führern der polnischen Nationalpartei ein; die versuchte Annäherung zwischen den beiden Gebieten machte jedoch keine Fortschritte, da Napoleon die Herrschaft Friedrich Augusts in Polen doch nur als eine vorübergehende Einrichtung auffaßte und den Plan kaum verhehlte, ein noch zu vergrößerndes, selbständiges Polen zur Stütze der französischen Macht im Osten Europas zu bestimmen. Sachsen hatte nur die Aufgabe, mit seinen Mitteln die Organisation einer polnischen Armee zu unterstützen und die Rolle eines Platzhalters für den künftigen napoleonischen Satrapen an der Weichsel zu versehen.

Gegen Preußen wurden auch nach dem Frieden von Tilsit die Feindseligkeiten fortgesetzt. An Stelle des ehrlichen Krieges mit den Waffen in der Hand trat ein wirtschaftlicher Vernichtungskampf, der von Napoleon mit einer wahrhaft tückischen Grausamkeit und Verlogenheit geführt wurde, die den Glauben an eine große seelische Anlage dieses Mannes unmöglich aufkommen läßt und seiner Politik nicht nur den Stempel übermütiger Rücksichtslosigkeit, sondern auch einer unedlen Falschheit und rohen Brutalität aufdrückt. Der Friedensschluß war eine zur Täuschung Rußlands bestimmte Komödie gewesen. Napoleon dachte niemals daran, die Zusagen, die er in demselben gemacht hatte,

zu halten. Preußen war in Tilsit geknebelt worden und sollte nun im wehrlosen Zustande beraubt werden. Die Handhabe dazu bot die unglückselige Konvention vom 12. Juli 1807, in der Graf Kalckreuth zugegeben hatte, daß die Räumung des preußischen Territoriums von den französischen Truppen in den hierfür bestimmten Terminen nur dann stattzufinden habe, wenn die preußische Kriegsschuld gezahlt oder genügende Sicherheit für dieselbe gegeben sei. Weder die Höhe der Schuld noch der Zeitpunkt für die Abtragung derselben waren aber in der Konvention erwähnt. Daru hatte die Summe von 100 Millionen Franken genannt, als es aber zur Aufstellung einer genauen Ziffer kam, brachte er dieselbe auf 154½ Millionen und verweigerte die Einrechnung der von den Landschaften und Gemeinden während des Krieges übernommenen Naturallieferungen. Die auf denselben beruhende Gegenrechnung der preußischen Friedenskommission war jedoch so bedeutend, daß sich dadurch die preußische Schuldsumme auf 19½ Millionen verringerte, die man wegen einzelner mangelnder Belege freiwillig auf 30 Millionen erhöhte. Die französischen Truppen blieben an der Weichsel, die sie am 20. August hätten verlassen sollen, stehen und machten ihren weiteren Abzug nicht nur von der Zahlung der gesamten Kriegsschuld, sondern auch von der Grenzregulierung mit Danzig und dem Herzogtum Warschau und von der Auseinandersetzung mit allen jenen Gemeinden, Korporationen, Gerichten, öffentlichen Instituten und Privatleuten abhängig, die an die preußische Staatskasse Forderungen zu erheben hatten.[1]) Die Ansprüche dazu ergaben sich aus dem Umstande, daß nach der Schlacht bei Jena mit den preußischen Kassen auch zahlreiche Depositen autonomer Körperschaften in Sicherheit gebracht worden waren, die erst nach Feststellung der dabei in Betracht kommenden Rechtsverhältnisse, also nach mannigfachen, langwierigen Untersuchungen herausgegeben werden konnten. Daru behielt die gesamte Zivilverwaltung der durch den Friedensschluß dem Könige zugesicherten Provinzen unter seiner Kontrolle, verbot den Behörden die Korrespondenz mit der Friedenskommission, verlangte Inventare über sämtliche zur Verfügung stehenden Gelder und Depositen und regierte in derselben Weise fort, wie er es während des Krieges gethan hatte.

Friedrich Wilhelm versuchte zuerst direkt und durch eine Sendung Knobelsdorffs nach Paris Milderung des traurigen Zustandes seiner Länder von Napoleon zu erwirken; als dies erfolglos blieb, rief er die Hülfe Alexanders an, mit dem er auch nach Tilsit in den freundschaftlichsten Beziehungen geblieben war. Der Major v. Schöler, der während des Krieges in der Umgebung des Zaren geweilt und sich dessen Gunst erworben hatte, erschien im September am russischen Hofe und bemühte sich, dort nachzuweisen, daß das längere Verbleiben der französischen Truppen in Ostpreußen auch Rußland bedrohe und daß es daher im Interesse dieses Reiches liege, die Ausführung der Friedensbedingungen, die es garantiert hatte, zu verlangen; Alexander gab dies auch zu, aber er erklärte sich außer stand, in anderer Weise als durch freundschaftliche Vorstellungen bei

---

[1]) Als Hauptquelle für diese Darstellung ist Paul Hassels „Geschichte der preußischen Politik 1807—1815" (in den Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven, Bd. 6) benützt.

Napoleon für Preußen etwas thun zu können, noch zurückhaltender verhielt sich der Minister Graf Romanzoff. Der König folgte nun dem Rate Alexanders und willfahrte allen Forderungen Napoleons hinsichtlich der Gebietsabgrenzung von Danzig und Warschau und hinsichtlich der den Sachsen zugestandenen Militärstraße, die durch preußisches Gebiet führte und nicht nur von Sachsen, sondern auch von Frankreich sowohl für den Durchzug von Truppen, als auch für den freien Warenverkehr in Anspruch genommen wurde. Dagegen hoffte er günstigere Bedingungen für die Zahlung der Kriegsschuld erzielen zu können und ordnete seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, zum Zwecke direkter Unterhandlungen mit dem Kaiser nach Frankreich ab.

Die Vorschläge, die der Prinz persönlich zu vertreten hatte, waren unter Mitwirkung des Freiherrn v. Stein beschlossen worden, der wieder in preußische Dienste getreten war. Napoleon selbst soll zu der Rückberufung des Mannes, den er bald danach mit dem wildesten Hasse verfolgte, beigetragen haben, indem er dem Könige von Preußen, der die Unentbehrlichkeit Hardenbergs betont hatte, erwiderte: „Prenez le baron de Stein, c'est un homme d'esprit.“ Die Prinzessin Luise Radziwill, eine Tante des Königs, und General Blücher vereinigten ihre Bemühungen mit denen Hardenbergs, um den schwer gekränkten Patrioten zu einer günstigen Aufnahme seiner Rückberufung zu bewegen. „Sie alle erwarteten von Stein allein die Rettung dessen, was von der preußischen Monarchie geblieben war, und eine Erleichterung der drückendsten Leiden, und bauten auf seine Großmut, das Vergangene zu vergessen und dem von jedem Beistande verlassenen König zu Hülfe zu eilen.“ [1]) Und sie hatten sich nicht in ihm getäuscht. Stein lag an einem hartnäckigen Fieber, das ihn sehr geschwächt hatte, in Nassau darnieder, als er Anfang August die Briefe erhielt, die ihm seine neue Bestimmung ankündigten. Er nahm dieselbe ohne Bedenken an. „In diesem Augenblicke des allgemeinen Unglücks,“ schrieb er an den König, „wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr da Eure Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.“ Er bezeichnete die Befriedigung der französischen Forderungen als das Dringendste und setzte sich in Berlin, wo er eben ankam, als Daru im Auftrage Napoleons die Beschlagnahme sämtlicher preußischen Kassen angekündigt hatte, dafür ein, daß man dem Generalintendanten die Zahlung von 60 bis 100 Millionen Franken anbot, wovon die Hälfte sogleich entrichtet werden sollte. Zu dieser Zahlung gedachte man die 16 Millionen Thaler zu verwenden, die nach der dritten Teilung Polens auf die Güter des Großherzogtums Warschau eingetragen worden waren. Daru antwortete auf diesen Antrag nach einer besonderen Instruktion seines Kaisers mit einem neuen Projekte. Er gab zu, daß von den 154 Millionen der Kriegsschuld, die er verlangt hatte, bereits 42 Millionen seit dem Abschlusse der Konvention vom 12. Juli hereingebracht worden seien. Der Rest von 112 Millionen sollte getilgt werden: durch eine Barzahlung von 12 Millionen, durch 50 Millionen in Promessen oder Pfandbriefen und durch Domänen im Werte von weiteren 50 Millionen, die von Preußen

---

[1]) Pertz, Leben Steins.

an Frankreich abgetreten werden sollten. Bis zur Einlösung der Wertpapiere hatte Preußen drei Festungen, Stettin, Glogau und Küstrin, mit je 6000 Mann Besatzung an Frankreich als Pfand auszuliefern. Diese Bedingungen waren unannehmbar, namentlich die Abtretung der Domänen, die voraussichtlich an französische Spekulanten verkauft worden wären, begründete die Gefahr einer dauernden wirtschaftlichen Ausbeutung Preußens. Stein schlug nun vor, man solle die verlangten 112 Millionen völlig bezahlen, indem Preußen selbst seine Domänen für eine Anleihe von 50 Millionen als Hypothek gegeben, die Verwaltung derselben behalten, die weiteren 50 Millionen aber durch Wechsel zahlungsfähiger Handelsfirmen aufgebracht hätte. Die Einräumung der Festungen meinte er auf diese Weise verhindern zu können. Noch während der Beratungen der preußischen Minister über die Gegenvorschläge hatte Daru die Forderungen Frankreichs verschärft; Napoleon wollte sich nicht mehr mit drei Festungen und 18000 Mann Besatzungstruppen begnügen, er verlangte auch noch Graudenz und Kolberg und Besatzungen in der Gesamthöhe von 40000 Mann, deren Unterhalt, nämlich Verpflegung, Löhnung und Ausrüstung, ganz von Preußen übernommen werden sollte.

Prinz Wilhelm hatte die Aufgabe, dem Kaiser von Frankreich nicht nur 12 Millionen bar, 50 in Wechseln und 50 in Domänenpapieren anzubieten und in die Einräumung von drei Festungen bis zur vollständigen Erfüllung aller preußischen Verpflichtungen zu willigen, er sollte auch den Abschluß einer Defensiv- und Offensivallianz in Vorschlag bringen, durch welche Preußen in allen kontinentalen Kriegen an Frankreich gebunden und zur Stellung von 30—40000 Mann Hülfstruppen verpflichtet würde, ja im äußersten Falle den Eintritt Preußens in den Rheinbund zugestehen. Damit gab die Monarchie Friedrichs des Großen ihre politische Selbständigkeit auf. Was davon nach dem Tilsiter Frieden noch bestand, war übrigens kaum mehr der Beachtung wert und konnte ohne Bedenken hingegeben werden, wenn damit ein namhafter wirtschaftlicher Vorteil zu erkaufen war. Die Forderungen, die Daru im Namen Napoleons erhob, bedeuteten aber den finanziellen Ruin, die Ueberlassung der Domänen an Frankreich die dauernde wirtschaftliche Unterwerfung unter den Feind. Wenn schon das preußische Königshaus auf seinen großen Grundbesitz, der es mächtig und von den ständischen Bewilligungen unabhängig gemacht hatte, zu Gunsten des Staates verzichtete, so mußte es damit auch den Erfolg erzielen, die fremden Unterdrücker und Blutsauger aus dem Lande zu entfernen. Das Opfer, das die königliche Familie zu bringen entschlossen war, schien vielen Patrioten zu groß: sie meinten, der König sei eher zur Abtretung einer Provinz als zur Veräußerung des Besitzes berechtigt, auf dem das Ansehen des königlichen Hauses beruhe. Die pommerschen Stände nahmen die Verpfändung der Domänen überhaupt nicht an, sondern standen für 12 Millionen Franken auf eigene Gefahr gut. Der Grundgedanke Steins, den der König vollkommen billigte, war die Befreiung Preußens von dem Drucke der französischen Verwaltung und Occupation um jeden Preis. Mochte man mit noch so bescheidenen Mitteln den Staatshaushalt wieder beginnen, man mußte wieder Herr im eigenen Lande werden, von Spähern befreit sein und sich für den Tag der Wieder-

aufnahme des Kampfes nach eigenem Ermessen vorbereiten können. In welche Beziehungen man vorübergehend zu Frankreich trat, war ganz gleichgültig. Gegen einen tückischen Feind, der auf die Vernichtung des gesamten Staatswesens ausging und weder Verträge noch eingegangene Verpflichtungen mehr achtete, war jede Täuschung erlaubt.

In den ersten Monaten nach dem Tilsiter Frieden war der Handelsverkehr mit England noch aufrecht erhalten worden, seit der Katastrophe von Kopenhagen war das nicht mehr möglich. England hatte in der denkbar schroffsten Weise die Möglichkeit einer Verständigung mit Frankreich aufgehoben. Es glaubte den Versicherungen von Friedensliebe nicht und handelte nur im Interesse seiner Verteidigung. Die dänische Flotte sollte dazu bestimmt sein, Frankreichs und des mit ihm verbündeten Rußland Machtmittel im Seekriege gegen England zu verstärken. Das englische Ministerium wollte sich für alle Fälle die Durchfahrt durch den Sund und den Verkehr mit den Ostseeländern sichern und verlangte daher von Dänemark, daß es sich mit ihm alliiere und seine gesamte Kriegsflotte in englische Häfen zur Aufbewahrung stelle. Als sich der Kronprinz Friedrich, der an Stelle seines geistesgestörten Vaters Christian VII. die Regierung führte, dessen weigerte, erschien eine englische Flotte am 2. September 1807 vor Kopenhagen, zwang die Stadt durch Bombardement zur Uebergabe und führte 18 Linienschiffe, 15 Fregatten und eine Anzahl Kanonenboote kriegsgefangen ab. Nun warf sich Dänemark durch den Vertrag von Fontainebleau ganz in die Arme Frankreichs und gestand diesem den Einmarsch seiner Truppen in die jütische Halbinsel zu, aber es konnte doch keine nennenswerte Macht mehr aufbieten, und England hatte Napoleon die Gelegenheit genommen, es mit dänischen Schiffen zu bekämpfen. Rußland nahm das völkerrechtswidrige Verfahren Englands zum Anlasse der Kriegserklärung an das Kabinett von St. James und Preußen konnte nicht anders, als seine Häfen nunmehr den Engländern zu verschließen und das freundschaftliche Verhältnis mit dem Königreich aufzugeben.

Preußen war dadurch von dem letzten seiner Freunde durch Verhältnisse, die zu ändern nicht in seiner Macht lag, getrennt; es blieb ihm nicht andres übrig, als durch Annäherung an den Beherrscher des europäischen Kontinents eine Verbesserung seiner Lage zu suchen. Dies zu erreichen war die Aufgabe des Prinzen Wilhelm, dem sein Bruder auftrug, auch dafür zu sorgen, daß bei Gelegenheit der Teilung der Türkei zwischen Frankreich und Rußland, mit der man zu rechnen begann, auch für Preußen eine kleine Entschädigung, womöglich durch Rückgabe einiger am linken Elbeufer befindlichen Gebiete, abfallen möge. Napoleon war jedoch gar nicht gewillt, den Plänen des Zaren Alexander in Bezug auf die Erwerbung türkischer Provinzen so bald Vorschub zu leisten. Er hatte in Tilsit des orientalischen Projektes bedurft, um den Zaren an sich zu fesseln, seiner begeisterungsbedürftigen Seele Nahrung zu geben; nachdem er ihn gewonnen hatte, ließ er seinerseits das Projekt wieder fallen. Es war ihm nicht angenehm, daß Rußland die nach der Ermordung Selims III. vom Diwan angebotenen Friedensbedingungen abgelehnt hatte, und er war entschlossen, die Besetzung der Donaufürstentümer durch Rußland an eine Bedingung zu knüpfen, die Alexander kaum annehmen konnte. Die neue Kombination lieferte einen

sehr merkwürdigen, aber unumstößlichen Beweis dafür, daß sich Napoleon niemals an Verträge gebunden erachtete, sobald sie seinen Absichten nicht mehr entsprachen. Der Großbotschafter Conlaincourt, Herzog von Vicenza, wurde an den Zaren entsandt, um diesen über die neuen Ansichten seines Gebieters in der orientalischen Angelegenheit zu unterrichten. Der Kaiser finde den gegenwärtigen Zeitpunkt nicht für geeignet, um an dem Besitzstande der Türkei zu rütteln, da eine Einmischung Englands nicht hintanzuhalten sein werde; er würde es daher am liebsten sehen, wenn der Zar vorläufig auf die Fürstentümer an der Donau ganz verzichten würde. Bestehe derselbe aber auf ihrer Besetzung, so verlange Napoleon zum Ausgleiche dafür — Preußisch-Schlesien. Werde ihm dieses nicht zur Wahrung der französischen Interessen im Osten Europas eingeräumt, so werde er die preußischen Gebiete zwischen der Weichsel und Elbe so lange besetzt halten, als Rußland die Moldau und Walachei.

Die Antwort Alexanders auf die ersten Andeutungen in dieser Richtung waren rückhaltlos ablehnend, nicht nur wegen der intimen Beziehungen zu Preußen, dem er seine Intervention in der Frage der Tilgung der Kriegsschuld zugesagt hatte, sondern mehr noch, weil er in dem Ansinnen, das Napoleon an ihn stellte, ein höchst bedenkliches Abweichen von den Tilsiter Vereinbarungen erblickte. Der Besitz der Donaufürstentümer war ihm ja dort bereits in Aussicht gestellt worden, und nun sollte er dafür die Errichtung eines militärischen Beobachtungspostens Frankreichs unmittelbar an den Grenzen seines Reiches in den Kauf nehmen. Er mußte sich sagen, daß das Verweilen der französischen Truppen an der Weichsel, die Besetzung von Graudenz und Colberg, weit mehr gegen Rußland, als gegen das ohnehin machtlose Preußen gerichtet sei. Während er früher den König von Preußen gedrängt hatte, alle Bedingungen, die ihm Napoleon stellte, widerspruchslos anzunehmen, begünstigte er jetzt ein zurückhaltenderes Benehmen, namentlich die Weigerung, die Domänen an Frankreich abzutreten. Lieber wollte er selbst als Garant der preußischen Zahlungen auftreten. Napoleon aber fand in dem Benehmen des Zaren Anlaß zum Mißtrauen, fürchtete ein Abkommen zwischen diesem und England in der orientalischen Angelegenheit und wirkte in Konstantinopel durch seinen Gesandten Sebastiani der Abtretung der Fürstentümer entgegen. Daru trat plötzlich in Berlin mit neuen Vorschlägen zum Abschlusse der finanziellen Vereinbarungen hervor und verlangte eine rasche Entscheidung, um mit Preußen ins reine zu kommen, ehe Rußland seine Stellung an der Donau befestigt habe. Friedrich Wilhelm und Stein gingen nicht in die Falle, sondern antworteten auf die dringenden Anerbietungen Darus ihrerseits mit neuen Anträgen, denen zufolge die ganze Kriegsschuld, die zu Ende des Jahres 1807 noch mit 110 Millionen Franken berechnet wurde, im Laufe eines Jahres abgetragen werden sollte. Dafür sollte aber mit Ausnahme der Festungen Stettin, Küstrin und Glogau, in denen man 5200 Mann französischer Besatzung gestatten wollte, nach sechs Wochen kein französischer Soldat mehr auf preußischem Boden stehen.

Am 8. Januar 1808 hatte Prinz Wilhelm, in dessen Begleitung sich der schon damals in Paris hochangesehene Alexander v. Humboldt befand, seine erste Audienz bei Napoleon. Er trat mit großer Wärme für sein Vaterland

ein und beschwor den Kaiser, durch Annahme der preußischen Vorschläge den Leiden des Volkes ein Ende zu machen. Napoleon lenkte das Gespräch sehr bald von diesem Gegenstande ab und ging auf das Verhältnis Preußens zu England über, dessen Antwort auf die französische Kriegserklärung den Sympathien des englischen Volkes für das von Napoleon mißhandelte Preußen Ausdruck gegeben hatte. Er werde sich nie auf Preußen verlassen können, sagte er dem Prinzen, er wisse sehr gut, daß alle Preußen ihn haßten; immer werde er gezwungen sein, gegen Preußen unter den Waffen zu stehen und eine hinreichende Truppenmacht in der Nähe von Berlin in Bereitschaft zu halten. Das ihm angebotene Bündnis lehnte er ab. Der Prinz griff nun zu einem Mittel, das er sich als letztes aufgespart hatte und das er nun, vom Eifer für seine Sache erfüllt und von der Bedeutung des Augenblicks hingerissen, vielleicht zu früh in Anwendung brachte, er bot sich selbst, seine Person, als Bürgschaft für die richtige Einhaltung der von Preußen eingegangenen Verpflichtungen an, indem er sich bereit erklärte, so lange der Gefangene des Kaisers zu bleiben, bis die Kriegsschuld bezahlt sei. Aus den Briefen seiner Gemahlin, der Prinzessin Marianne, die sie an Stein gerichtet hat, geht hervor, daß beide diesen Schritt bereits in Memel verabredet hatten und daß sie bereit war, das Schicksal ihres Gatten zu teilen. Napoleon war überrascht, aber er faßte sich sofort und sagte, indem er den Prinzen umarmte: „Das ist sehr edel, aber es ist unmöglich!" Er wich jeder Zusage aus, verwies den Prinzen an Champagny und dieser versicherte ihn, daß die Entscheidung über die Räumung der preußischen Provinzen in den Händen Darus liege, dem der Kaiser die Ordnung der finanziellen Angelegenheiten in Deutschland allein überlassen habe. Der Prinz erkannte bald, daß der Kaiser mit der preußischen Frage noch ganz andre politische Pläne verbinde, daß daher die Erlösung seines Vaterlandes vom französischen Joche von dem Verlaufe der großen europäischen Verwickelungen abhänge. Daru ging auf die Gedanken seines Herrn und Meisters bereitwilligst ein und wußte auch den weitestgehenden Zugeständnissen Preußens immer neue Forderungen entgegenzustellen, die der französischen Regierung die Handhabe boten, die Räumung des Landes zu verzögern. In den abgetretenen Provinzen wurden alle erdenklichen Ansprüche an die frühere Regierung gestellt, Südpreußen (Polen) allein hat eine Rechnung von mehr als 100 Millionen Franken aufgestellt, deren Anerkennung mit der Zahlung der französischen Kriegsschuld in Verbindung gebracht wurde. Champagny beklagte sich gegen den preußischen Gesandten Brockhausen, daß Darus Nachrichten über die Haltung der preußischen Behörden die ungünstigsten seien, und gab auf die Frage, welchen Erfolg denn die Sendung des Prinzen haben werde, die stets gleich bleibende Antwort, daß der Kaiser über ein Bündnis mit Preußen nicht verhandeln könne, solange die Friedensbedingungen nicht erfüllt, d. h. die Kriegsschulden nicht bezahlt seien.

Napoleon war zu Anfang des Jahres 1808 neuerlich durch England in eine sehr gereizte Stimmung versetzt worden; er mußte sich von den englischen Ministern im Parlamente die herbsten Vorwürfe über sein tyrannisches und völkerrechtswidriges Verfahren gegen Preußen machen lassen, ohne seinem Rachebedürfnisse augenblicklich Genüge leisten zu können. Es ist eine Eigenschaft ge-

meiner Naturen, daß sie ihre Wut an dem Nächstbesten auslassen, wenn ihre Macht nicht ausreicht, den Schuldigen zu treffen. Napoleon wurde durch die Ohnmacht, in der er sich England gegenüber befand, zu den gröbsten Ungerechtigkeiten verleitet. Er ließ durch Champagny äußern, daß die Rede Cannings im englischen Parlamente den Verhandlungen des Prinzen Wilhelm zum größten Nachteil gereichen werde, und zum Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz ließ er sich vernehmen: „Wie kann ich mich auf das preußische Gouvernement verlassen, nach allem, was ich gesehen habe! Wenn es seinen Sitz wieder in Berlin nimmt, wird es Intriguen gegen mich spinnen, seine Häfen werden den Engländern geöffnet werden, und ich kann nicht immer eine Armee dagegen in Bereitschaft halten."

In der zweiten Audienz des Prinzen am 23. Februar machte Napoleon die Räumung Preußens direkt von der Räumung der Donaufürstentümer von seiten Rußlands abhängig und sprach die Absicht aus, die Reduktion des preußischen Heeres auf 40000 Mann zu verlangen. Auch der russische Gesandte, Graf Tolstoi, erhielt sofort nach der Unterredung mit dem Prinzen den Auftrag, an den Zar zu melden, daß der Räumung Preußens nichts im Wege stehen werde, wenn die russischen Truppen ihre Stellungen an der Donau aufgeben würden. Um seinerseits zu zeigen, daß er keine weitere Verzögerung wünsche, wenn die Gegenleistung Rußlands eintrete, ermächtigte der Kaiser Daru, der eben mit dem Freiherrn v. Stein in neuen Unterhandlungen über die Tilgung der Kriegsschuld begriffen war, zum Abschlusse der Konvention vom 9. März, in der fast alle Anerbietungen Preußens angenommen waren. Die noch zu zahlende Summe war auf 110 Millionen Franken berechnet worden, die Zahlung in Barem, Wechseln und Pfandbriefen auf die Domänen in Aussicht genommen. Daru hatte eingesehen, daß es für Frankreich weit vorteilhafter sei, die von der Ritterschaft der einzelnen Provinzen garantierten Pfandbriefe anzunehmen, als Domänen zu erwerben, deren Verwaltung aller Voraussicht nach sehr umständlich und hinsichtlich der finanziellen Ergebnisse zweifelhaft sein würde. Die Auseinandersetzung mit den abgetretenen Provinzen sollte von dieser Konvention getrennt bleiben; dagegen wurden die Festungen Stettin, Küstrin und Glogau bis zur Einlösung der Pfandbriefe von französischen Truppen in der Gesamtstärke von 9000 Mann besetzt. Alles übrige preußische Land aber mußte 40 Tage nach dem Abschlusse der Konvention geräumt sein. Napoleon, der eben im Begriffe war, zur Einleitung des Hauptschlages gegen Spanien nach Bayonne abzureisen, sprach sich gegen den Prinzen Wilhelm im allgemeinen günstig über den neuen Vertrag aus, die letzte Entscheidung wollte er jedoch noch nicht fällen. Er glaubte gleichzeitig den Westen Europas gänzlich in seine Gewalt bekommen und im Osten freie Hand behalten zu können. Die preußische Regierung hatte aber doch den Eindruck empfangen, daß die Stunde der Erlösung von der französischen Armee, die noch immer die Herrschaft Napoleons in Preußen aufrecht hielt, nicht mehr ferne sei, und sorgte eifrigst für die Aufbringung der zur Ausführung der Konvention notwendigen Barmittel. Es sollten aber noch ganz unvorhergesehene Ereignisse eintreten, gewaltige Schwankungen die Politik der europäischen Staaten in Bewegung setzen, ehe die Verhandlungen

zwischen Preußen und Frankreich zu Ende geführt werden konnten. Wir dürfen den Begebenheiten hier noch nicht im einzelnen folgen, denn sie sind wichtiger als Elemente neuer Konflikte, denn als begleitende Erscheinungen einer im Ablaufen befindlichen geschichtlichen Periode. Nur in einigen Zügen kann ihr Einfluß auf die preußischen Angelegenheiten angedeutet werden.

Während ihr immer tiefer in die Vorstellungen von einem neuen Imperatorentum sich verstrickender Gebieter das Schicksal der spanischen Bourbonen mit einem klug ersonnenen Gaunerstückchen ein für allemal abthun zu können glaubte, gingen seine Vertreter in Berlin, Daru und Bignon, mit neuen Maßregeln gegen Staat und Volk in Preußen vor, unbekümmert um die tröstlichen Aussichten, die der preußischen Gesandtschaft in Paris von Napoleon eröffnet worden waren. Die Berücksichtigung der preußischen Forderungen in den abgetretenen polnischen Provinzen kam ebensowenig mehr zur Sprache, als eine ehrliche Anrechnung der seit dem Friedensschlusse geleisteten Lieferungen an die Armee; dagegen wurde zuerst in Brandenburg, dann aber auch in den andern Provinzen die Errichtung von Barackenlagern für eine Konzentration der einzelnen französischen Corps verlangt, für deren Kosten die Landschaften aufzukommen hatten. Der Kredit der Großgrundbesitzer, auf den man bei Beschaffung der Kontributionsgelder angewiesen war, sollte nun auch für diese neue Belastung in Anspruch genommen werden. Was konnte dies anders zur Folge haben, als eine Entwertung der bereits im Umlaufe befindlichen, hypothekarisch sichergestellten Papiere und die Erschwerung der Ausgabe neuer Pfandbriefe. Die ständischen Kommissionen wehrten sich, solange es anging; als aber die französischen Gewaltträger ohne Bedenken die Absicht äußerten, sich nötigenfalls an die einzelnen Personen halten und sie für den Aufwand, den die Unterbringung und Verpflegung der großen Armee erfordern würde, haftbar machen zu wollen, gaben sie nach und leisteten, was verlangt war. Der Präsident der Friedenskommission, der Geheime Oberfinanzrat Sack, der die Ritterschaften zum Widerstande gegen die französischen Forderungen aufgemuntert hatte und denunziert worden war, mußte über Darus Verlangen von seiner Stelle enthoben werden, einer der Begleiter des Prinzen Wilhelm in Paris, De Roux, hatte sich durch seine vielleicht nicht ängstlich genug erwogenen Aeußerungen über die napoleonische Politik mißliebig gemacht — er mußte sofort Paris verlassen. Die Gewaltthaten häuften sich, seit dem Ausgange des Intriguenspieles von Bayonne konnte sich kein Monarch und kein Mitglied eines alten Fürstenhauses mehr sicher fühlen: in den Augen des gekrönten Vollstreckers des revolutionären Volkswillens war jeder von ihnen vogelfrei.

In den Kreisen der preußischen Patrioten wie der preußischen Regierung befestigte sich allmählich die Ueberzeugung, daß jede weitere Nachgiebigkeit vergeblich sei, daß es in kurzem zu einem Kampfe um die Existenz kommen müsse und daß man sich auf denselben so schnell als möglich vorzubereiten habe. Man rechnete mit einer entschiedenen Wendung der österreichischen Politik nach dem Sturze des spanischen Königshauses, man glaubte auch Rußland von seinen Illusionen über die französische Freundschaft geheilt und zur Wahrung seiner wichtigsten staatlichen Interessen zur offenen Stellungnahme gegen Napoleon

genötigt. Die Förderung des nationalen Geistes sollte der „Tugendbund" bezwecken. Ueber Anregung des Justizassessors Heinrich Bardeleben hatten sich einige Mitglieder der Königsberger Freimaurerloge, Gelehrte, Lehrer, Offiziere und Beamte, in einer „Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden", die sich auch „Sittlich-wissenschaftlicher Verein" nannte, zusammengethan und sich die „Verbesserung des sittlichen Zustandes des preußischen und hiernächst des deutschen Volkes durch Einheit und Gemeinschaft des Strebens tadelloser Männer" zur Aufgabe gesetzt.[1]) Auf Grund eines Statutes von 405 Paragraphen sollte eine über ganz Deutschland verbreitete Organisation geschaffen werden, die aus dem „Stammverein", „Haupt-, Neben- und Provinzialkammern", einem „hohen Rat", „einem „Gewalthaber", einem „Generalzensor", einem „Oberrichter", zwei „Vollziehungsräten" u. dergl. bestand. Die Geschäfte des Bundes erstreckten sich auf „Erziehung, Volksbildung, Litteratur, Ackerbau, Handel- und Gewerbewesen, öffentliche Schulden, Polizei und Ausbreitung." Stein, den man lange Zeit für den Gründer und das Haupt des Bundes angesehen hat, gehörte demselben nicht nur niemals an, er riet dem Könige sogar von der Genehmigung desselben ab, denn „er schien ihm unpraktisch und das Praktische sank ins Gemeine", ja, er hielt ihn nur für eine unbedeutende Spielerei. In einer schriftlichen Kritik des Bundes, der sich unter dem Präsidium des Prinzen von Hohenzollern-Hechingen über mehrere Provinzen ausdehnte und die Errichtung „öffentlicher Unterrichtsanstalten in körperlichen Fertigkeiten" durchführen und den Staat bei der Aufsuchung von Verbrechern unterstützen wollte, erklärte Stein: „Es ist eine unglaubliche Anmaßung, welche die Idee zu der Inlage (dem vorgelegten Statutenentwurf) und deren Inhalt diktiert hat. Es war der sprechende Beweis von der Erbärmlichkeit des Mittelalters, daß eine Privatjustiz und Privatpolizei die Stelle der öffentlichen vertreten mußte. So tief sind wir noch nicht gesunken, daß wir uns wieder unter eine geheime Privatpolizei stellen dürften, um ehrsüchtigen und anmaßlichen Menschen eine Vormundschaft einzuräumen, wozu sie durchaus nichts berechtigt. Der Staat ist stark genug, in dem öffentlichen, verfassungsmäßigen Wege seine Reform und Wiederherstellung zu bewirken; wer dazu beitragen will, erfülle nur seinerseits unverbrüchlich seine Pflichten als Mensch, Staatsbürger und Offiziant, ohne sich eines geheimen Einflusses und einer geheimen Aufsicht über seine Mitbürger anzumaßen. Es gibt nur einen rechtmäßigen Einfluß und das ist der, den die freimütig, schicklich und unbefangen geäußerte Wahrheit unwiderstehlich hat. Der Staat bedarf nicht der Pfuscherei, welche der Tugendverein in beinahe allen Zweigen der Administration zu treiben beabsichtigt, und seine Regeneration muß auf einem andern als dem vorgeschlagenen Wege beginnen."

So wenig als Stein hat sich Scharnhorst persönlich am Tugendbunde beteiligt. Gneisenau hat einzelnen Versammlungen beigewohnt und die Wirkung

---

[1]) Fournier, „Zur Geschichte des Tugendbundes" (Historische Studien und Skizzen, Prag-Leipzig, 1885). Die Quellen zu diesem für die Kenntnis des Tugendbundes wichtigen Au[illegible] sind Abschriften aus den Papieren des Polizeipräsidenten von Berlin und späteren Ch[illegible] im Departement der Staatspolizei, Julius Gruner, der 1812 in Oesterreich gefangen g[illegible]

begeisterter Ansprachen und patriotischer Lieder — Schenkendorf wurde damals in Königsberg zuerst gesungen — an sich erprobt. Zu den entschlossensten Teilnehmern im In- und Auslande gehörten die brotlos gewordenen Beamten, zahlreiche Offiziere auf halbem Sold, welche allenthalben im Lande auf den Gütern zerstreut lebten. Die Stimmung, die durch diese Elemente hervorgerufen wurde, erhielt einen mächtigen Aufschwung durch die im August 1808 anlangenden Nachrichten von dem Widerstande der Spanier gegen die französische Herrschaft und von den ersten nachhaltigen Erfolgen des Volkskrieges auf der Pyrenäischen Halbinsel. Auch Stein neigte jetzt zu entschlossenem Handeln, er leitete Verbindungen mit Oesterreich ein und suchte die Kräfte, die in der Bevölkerung für den Kampf auf Leben und Tod geweckt waren, in eine Verbindung mit der Regierung zu bringen. Von diesem Streben geleitet, schrieb er am 15. August einen Brief an den Fürsten von Sayn-Wittgenstein in Dobberan, in dem er diesem empfahl, „Verbindungen in Hessen und Westfalen zu erhalten, damit man sich dort auf gewisse Fälle vorbereite". In demselben Briefe war auch auf den bevorstehenden Krieg Oesterreichs hingewiesen, der über das Schicksal Europas, also auch über das Preußens entscheiden müsse. Herr Koppe, ein zu ähnlichen Sendungen schon mehrfach gebrauchter Beamter, Sohn eines Göttinger Professors, sollte den Brief an den Fürsten überbringen. Durch ein noch nicht völlig aufgeklärtes Spioniersystem hatten die französischen Agenten in Berlin davon Kenntnis erlangt. Koppe wurde auf der Reise durch französische Gendarmen überfallen und seiner Papiere beraubt.

Napoleon konnte von dem Geiste, der aus dem Steinschen Briefe sprach, nicht überrascht werden, er hatte längst gefühlt, daß er die Widerstandskraft Preußens und der Deutschen überhaupt noch nicht ganz gebrochen habe, daß ihm ein schwer definierbares und schwer faßbares moralisches Element die politische Rechnung störe, das mit der Erhebung in Spanien in einer gewissen inneren Beziehung stehe. Er glaubte Maßregeln ergreifen zu können, um auch dieses Element unschädlich zu machen. Er durfte Preußen nicht zum Aeußersten treiben, nicht einen Verzweiflungskampf entfachen, der ihm doch unbequem werden konnte, aber er mußte es in Ketten legen, an denen es so lange zu tragen hatte, als er zur Niederwerfung seiner übrigen Feinde bedurfte. Die Bedingungen der Räumung neuerdings zu erschweren, dazu kam ihm die unvorsichtige und unzeitgemäße Aeußerung des deutschen Patrioten und preußischen Ministers gerade recht. Steins erstes Gefühl nach der Veröffentlichung des unglückseligen Schreibens drängte ihn, seine Entlassung vom Könige zu verlangen, weil er ahnte, daß Napoleon den preußischen Staat dafür verantwortlich machen und mit harter Behandlung büßen lassen werde. Der König nahm den Antrag nicht an, erklärte seinen Minister, der eben die Reform der Verwaltung in Angriff genommen hatte, für unentbehrlich und erwartete von der Intervention des Zaren die Beruhigung des zürnenden Imperators. Diese war bereits erfolgt, seitdem er wahrgenommen hatte, daß Oesterreich und Rußland noch nicht gemeinsam vorgingen, daß er hoffen könne, das erstere nochmals zu isolieren und den Zaren durch seine Versprechungen zu täuschen. Der Zar war bereits auf dem Wege nach Erfurt; dort sollte er ein zweites Tilsit erleben. In dieser

Voraussetzung ließ sich Napoleon auf den Abschluß der Räumungsverhandlungen mit Preußen ein, der ihm selbst nicht unerwünscht sein konnte. Er bedurfte seiner großen Armee in Spanien, wo sein Ansehen, der Ruhm der französischen Waffen, diese Wurzel seiner Macht, auf dem Spiele stand.

Am 8. September unterzeichnete Prinz Wilhelm in Paris eine Konvention, die der Kaiser als Ultimatum bezeichnet hatte. Er verlangte nach Abzug der Summen, über die Daru bereits quittiert hatte, noch 140 Millionen. Bis zur Zahlung derselben in barem Gelde oder Einlösung der Wechsel und Domänenpfandbriefe blieben Glogau, Küstrin und Stettin mit zusammen 10000 Mann französischer Truppen besetzt. Militärstraßen von Magdeburg nach Glogau, von Dresden nach Pommern, Danzig und Warschau mußten Frankreich und seinen Verbündeten eingeräumt werden. Preußen wurde verpflichtet, im Falle es zu einem Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich komme, eine Division Hülfstruppen in der Stärke von 12000 Mann aller Waffengattungen zu stellen, es durfte jedoch seine eigene Streitmacht innerhalb der nächsten zehn Jahre nicht über 42000 Mann erhöhen. Die letztere Bestimmung war für den Prinzen die demütigendste, aber alle seine Bemühungen, eine Rücknahme oder Erleichterung derselben zu erlangen, blieben erfolglos. Es wurde ihm nicht gestattet, die Befehle seines Bruders einzuholen, er mußte sich innerhalb 48 Stunden über die Annahme oder Ablehnung der Konvention entscheiden. Er nahm sie endlich schweren Herzens in der Ueberzeugung an, daß nicht eine einzige europäische Macht seinem Vaterlande beistehen würde, wenn es sich weigerte, das Gebot Napoleons zu erfüllen. Er unterzeichnete mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er an der Erfüllbarkeit der Bedingungen von seiten Preußens zweifle. Er meinte dadurch seinem Bruder die Gelegenheit zur Verweigerung oder Verzögerung der Ratifikation bieten zu können. „Denn so sehr der Mißerfolg seiner Sendung den Prinzen niederdrückte, in der Tiefe seiner Seele regten sich doch noch andre Gedanken! Leopold v. Ranke erzählt eine Aeußerung von ihm, die er in späteren Lebensjahren gethan; schon während seiner Anwesenheit in Paris, mitten in dem Anblick der monumentalen Schöpfungen, die das Kaiserreich seiner eigenen Glorie errichtet hatte, sei in ihm die Ahnung aufgestiegen, all diese Herrlichkeit werde nicht von Bestand sein. Anklänge an diese Stimmung finden sich auch in den Briefen des Prinzen: der Glaube an eine bessere Zukunft hatte ihn niemals verlassen!“ [1]) Er gewann übrigens in dem Verkehre mit den französischen Ministern und in der Abschiedsaudienz, die am 14. September in St. Cloud stattfand, die Ueberzeugung, daß man in finanzieller Richtung Preußen nicht weiter drücken wolle, sobald man den guten Willen sehe, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. „Ich achte den König sehr,“ hatte Napoleon zum Prinzen geäußert, „und habe volles Vertrauen zu ihm, — sagen Sie ihm dies! Die glückliche Zukunft seines Königreichs ruht in seinen Händen und wird von seinen eigenen Entschlüssen abhängig sein. Will er mein wahrer und aufrichtiger Freund sein, so werde ich stets der seinige sein, aber dann darf auch nichts ihn davon abwendig machen. Möge er hierin

---

1) Hassel a. a. O.

dem Kaiser Alexander nacheifern, der trotz der Kabalen seines Kabinetts und seines Hofes treu mit mir verbunden bleibt. Sorgen Sie nur dafür, daß alle falschen Berechnungen, alle Intriguen bei Ihnen ein Ende nehmen." Prinz Wilhelm empfahl, bestimmt durch die in solchen und ähnlichen Worten sich äußernde versöhnliche Stimmung des Imperators, seinem Bruder die Ratifikation der unveränderten Konvention. Daß sie gehalten werden müsse, wenn die Lage Europas eine gründliche Aenderung erfahren würde, hat auch er nicht angenommen. Aber weder Stein nach der König waren für die unbedingte Unterwerfung unter das Ultimatum Napoleons, sie glaubten noch Zeit gewinnen und von dem Eintreten Alexanders zu Gunsten Preußens in Erfurt bessere Bedingungen abwarten zu sollen. Die Enttäuschung folgte rasch genug. Alexander bewirkte nichts weiter als eine Ermäßigung der Kontribution um 20 Millionen, dafür ließ Rußland die in Tilsit gestellte Bedingung, daß Preußen eine Gebietserweiterung am linken Elbeufer erhalten würde, sobald Hannover mit Westfalen vereinigt werde, bereitwilligst fallen.

Die Pariser Konvention vom 8. September blieb mit dieser geringen Veränderung aufrecht und wurde vom Könige am 10. Oktober ratifiziert. Die Monarchie Friedrichs des Großen, die ihre Entschlüsse mit einer Armee von 200000 Mann hatte zur Geltung bringen können, war ein verarmter deutscher Mittelstaat geworden, dem Frankreich die Haltung von 42000 Mann im Gnadenwege bewilligte.

Zweiter Abschnitt.

Oesterreichs Aufschwung und Fall 1809.

Seit 1805 hat sich Napoleons Streben und Handeln von der natürlichen Grundlage, aus der seine Macht bis dahin erwachsen war, entfernt, er treibt nicht mehr nationale und staatliche, sondern rein persönliche Politik, er selbst gewinnt als geschichtliche Erscheinung nicht an Größe, sondern an Monströsität. Die Aufrichtung seines Kaisertums konnte einerseits als die notwendige Folge der Revolution angesehen, die Ausdehnung der französischen Grenze an den Rhein als die letzte Konsequenz des von Ludwig XIV. für Frankreich aufgestellten politischen Programmes betrachtet werden, auch die Gründung kleiner, unter Frankreichs Einflusse stehender republikanischer Staatsgebilde an den neu erworbenen Grenzen war im Interesse des französischen Volkes gelegen, man konnte annehmen, daß dessen Stärke, durch die zentralistische Verwaltung gehoben, dazu auslangen werde, die französische Oberherrschaft über diese zu einer selbständigen Politik nicht befähigten Gebiete aufrecht zu halten. Was weiter erfolgte, ging aus einer Ueberschätzung der Leistungsfähigkeit Frankreichs hervor, die auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnte. Napoleon fing an, die Grenzen, die jeder menschlichen Kraft gesteckt sind, zu mißachten, er stellte sich außerhalb der historischen Gesetze und lebte sich immer mehr in die Ueberzeugung ein, daß er zum Begründer einer neuen Weltordnung berufen sei. Durch militärische Gewalt und einen raffiniert eingerichteten Verwaltungsapparat, dessen wirksamstes Mittel schließlich aber doch immer der brutale Appell an die Gewalt war, glaubte er eine ungeheure Menge von Ländern und Völkern ohne Rücksicht auf ihre nationalen und wirtschaftlichen Interessen zu einem Staatenkonglomerat vereinigen zu können, in dem seine Einsicht, sein Wille allein das Wohl der Einwohner begründen sollte. Der Zweck dieser erzwungenen Vereinigung war thatsächlich aber kein anderer, als ihm, der in der kriegerischen Machtentfaltung seine höchste Befriedigung fand, möglichst viel Material für seine Armeen und das zu deren Erhaltung nötige Geld zu beschaffen. Napol[eon] war kein Franzose, er liebte weder Frankreich noch sein Volk, deshalb [...]

sich in Unternehmungen ein, die weder mit der Ehre noch mit dem Wohlstande Frankreichs in Verbindung standen, rührte Fragen auf, an denen die Einwohner seines Staates augenblicklich gar kein Interesse hatten.

Schon die Stiftung des Rheinbundes, die Gründung des Königreiches Westfalen und die Erniedrigung, die Knebelung Preußens waren grobe Fehler einer französischen Politik gewesen. Wie viel geschickter hatte Ludwig XIV. gegen Deutschland operiert! Auch er wußte ganz genau, daß die große Weltstellung Frankreichs von der Schwäche Deutschlands bedingt sei; deshalb versäumte er keine Gelegenheit, die Bande, die noch zwischen den einzelnen Reichsgliedern bestanden, zu lockern, deutsche Fürsten in Bündnisse mit ihm zu verstricken, die religiösen und dynastischen Gegensätze möglichst zu verschärfen. Niemals aber hat er den Deutschen eine neue Verfassung aufzuzwingen versucht, er wußte die Schäden der alten weit besser für Frankreich auszunützen. Der Rheinbund, den er zu schaffen versucht hat, stand formell auf dem Boden der deutschen Verfassung und bot den Mitgliedern thatsächlich Vorteile, ohne daß sie ihren Pflichten gegen Kaiser und Reich völlig abtrünnig zu werden brauchten. Auch nach Marengo und Austerlitz hätte eine zuwartende Haltung auf die Verhältnisse Deutschlands im Sinne einer dauernden Erstarkung des französischen Einflusses mehr gefruchtet, als der plötzliche Umsturz und das verlogene Spiel mit dem angeblich selbständigen neuen Staatenbunde, der nichts als eine Satrapie Napoleons war. Ein französischer Staatsmann konnte es den Deutschen überlassen, sich in vergeblichen Reformversuchen und Neugestaltungen aufzureiben; die deutschen Dynastien hätten lange genug an dem Ausgleiche ihrer Sonderbestrebungen zu thun gehabt! Das geschlagene, aber nicht zertretene Preußen würde für ein Bündnis mit Frankreich gegen England ohne Zweifel zu gewinnen und gut zu verwenden gewesen sein. Es war kein französisches Interesse, die Widerstandskraft der Deutschen durch einen unerhörten Druck, durch Raub und Vernichtung unzähliger Existenzen zu wecken, ihre Energie zu beleben. Sie waren ja ohnehin geneigt, sich die unglaublichsten Zumutungen gefallen zu lassen, selbst einen „König Lustig“ hätten sie ertragen, zu Preußens Verkleinerung an vielen Höfen mit herzinniger Schadenfreude ihre Zustimmung gegeben, — aber leben mußte man sie lassen, nicht bis auf den Grund der Tasche durfte man ihnen greifen, der Glaube an eine Besserung der eigenen Zustände durch das von den Nachbarn in ihrer Revolution erworbene Verdienst mußte geschont werden.

Nun häufte Napoleon auf die Mißgriffe in Deutschland noch das Verbrechen in Spanien. Die Regierung dieses unglücklichen Landes, die in den Händen des Liebhabers der Königin, des sogenannten Friedensfürsten Godoy, lag, hatte sich bisher allen Zumutungen Napoleons unterworfen, sie hatte ihre Häfen den Engländern versperrt, dadurch den Handel geschädigt und Kolonien verloren. Als der Krieg mit Preußen ausbrach, hatte man sich einen Augenblick mit dem Gedanken an Widerstand getragen, die Siege der großen Armee hatten jedoch den kaum geschwellten Mut wieder so tief herabgedrückt, daß selbst der günstigste Augenblick für eine Erhebung, der mit der Festlegung der französischen Streitmacht an den Grenzen Rußlands eingetreten war, unbeachtet blieb.

Spanien stellte ein Bundeskontingent an die Elbe, übernahm die Verpflegung von 25 000 preußischen Gefangenen und stimmte dem Antrage, seine Flotte mit der französischen zu vereinigen, zu. An der Unterwerfung Portugals, das sich von England nicht trennen konnte, nahm es thätigen Anteil und willigte in die Aufteilung dieses Landes und in die Entsetzung des Regenten Kronprinzen Johann, obwohl er der Schwiegersohn Karls IV. von Spanien war. Frankreich erhielt in dem Geheimvertrage von Fontainebleau das Recht, 70 000 Mann durch Spanien nach Portugal marschieren zu lassen. Im Januar 1808 stand Murat mit 50 000 Mann bei Burgos und Valladolid, angeblich um zur Hintanhaltung einer Landung der Engländer verwendet zu werden. Das spanische Volk gab sich der Hoffnung hin, daß Napoleon der unerträglichen Regierung Karls IV. und des Friedensfürsten ein Ende machen und den Kronprinzen Ferdinand auf den Thron erheben wolle. Es verhinderte die Abreise der königlichen Familie nach den südlichen Provinzen, zwang den König zur Abdankung und rief Ferdinand VII. zum Könige aus. Murat, der gleichzeitig in Madrid einzog, fand kein Mittel, dies zu verhindern. Aber Napoleon wußte Rat. Er lockte Vater und Sohn zu einer Besprechung, die einen Ausgleich zwischen beiden herbeiführen sollte, nach Bayonne und nötigte dort durch Androhung von Gewaltmaßregeln beide, das Schicksal Spaniens seiner Entscheidung zu überlassen. Der Kaiser von Frankreich verlieh das Königreich am 6. Juni 1808 seinem Bruder Joseph, der seit dem Mai 1806 König von Neapel gewesen war.

Mochten die spanischen Bourbons auch noch so wenig Achtung verdienen, — was Napoleon jetzt an ihnen verübt hatte, blieb doch ein Schurkenstreich, durch den der Glaube an seine Größe und göttliche Sendung nicht gestärkt wurde. An den Höfen war man überzeugt, daß mit einem Manne, der solchen politischen Betruges fähig war, wie er den beiden Königen von Spanien in Bayonne gespielt worden war, kein Vertrag gehalten werden würde, daß kein Maß von Unterwürfigkeit unter seinen Willen die eigene Existenz zu sichern vermöge. Mit dieser Ueberzeugung setzte sich aber auch der Entschluß fest, den treulosen Tyrannen mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, ihn so lange zu täuschen, bis der Augenblick gekommen sein werde, um alle Kräfte gegen ihn zu vereinigen. In Spanien selbst aber entbrannte eine leidenschaftliche Empörung der Gemüter im gesamten Volke, das sich vor ganz Europa der Schmach ausgesetzt sah, von Napoleon überlistet und lächerlich gemacht worden zu sein. Vom Klerus geleitet, der in Napoleon den Gegner des Kirchenstaates haßte, auf die Hülfe Englands vertrauend, entschloß sich das Volk zum Kriege gegen den Gewaltigen und führte ihn in seiner Weise, nicht mit modern organisierten Heeren, sondern mit eilig zusammengerafften Banden, die aber in der Ausnützung des Gebirgsterrains bald zu einer Meisterschaft gelangten, in der ihnen die besten französischen Offiziere nicht gewachsen waren. Von Asturien ging der Aufstand aus, er verbreitete sich mit Blitzesschnelle, bald stand Spanien in Waffen. Während Saragossa und Valencia sich verzweifelt gegen die Belagerung wehrten, wurde bereits am 22. Juli das französische Corps Dupont (17 000 Mann) bei Baylen umzingelt und zur Kapitulation gezwungen. König Joseph konnte Madrid, wo er kaum eingezogen war, nicht halten, in seiner nächsten Umgebung

riß der Abfall ein. Männer, die an der neuen Verfassung mitgearbeitet und an die Möglichkeit des bonapartistischen Königtums in Spanien geglaubt hatten, wurden von den Erfolgen ihrer Landsleute hingerissen und schlossen sich dem Aufstande an. Englische Truppen landeten in Portugal, geführt von Moore und Arthur Wellesley, einem noch jungen Generale, der sich in Indien eine reiche Kriegserfahrung erworben hatte. Junot konnte Napoleons Befehl, die Engländer ins Meer zu werfen, nicht ausführen; er geriet dagegen selbst in eine Situation, aus der es keinen Rückzug mehr gab, und mußte sich glücklich schätzen, durch die Kapitulation von Cintra wenigstens die ihm anvertraute Mannschaft zu retten. Portugal war seit Ende August vom Feinde befreit und bot den Engländern eine vortreffliche strategische Basis für den Krieg in Spanien, den sie um so energischer zu führen entschlossen waren, je mehr es klar wurde, daß Napoleon die völlige Unterwerfung der Pyrenäischen Halbinsel als Ehrensache betrachtete und derselben sogar andere politische Vorteile zum Opfer zu bringen entschlossen war. Es ist höchst merkwürdig, daß der kluge Korse, der in der Beurteilung der Deutschen ziemlich sicher zu Werke gegangen und den Wert ihres politischen Vermögens annähernd richtig in seine Berechnungen eingestellt hatte, den Spaniern gegenüber, deren Natur seiner eigenen doch näher stand, keinen richtigen Maßstab fand. Er überschätzte zunächst den Einfluß der liberalen Ideen, als deren Träger er sich zahlreiche Anhänger versprach. Es fehlte zwar an denselben nicht, aber ihre Zahl war klein und sie standen außer aller Fühlung mit den Massen, die ausschließlich der Geistlichkeit anhingen. Diese hatte nichts anderes zu thun, als an den nationalen Stolz und an den Lokalpatriotismus der Leute zu appellieren, um über das Volk frei zu verfügen. Sie haßte in Napoleon nicht nur den Zerstörer der päpstlichen Macht, sondern den Zögling der Revolution, zu deren wichtigsten Forderungen die Unterwerfung der geistlichen Gewalt unter die weltliche gehörte; es war ganz unmöglich, eine Versöhnung zwischen den Interessen des spanischen Klerus und dem Bonapartismus zu stande zu bringen, und deshalb war auch eine rasche Beendigung der Volkserhebung nicht zu erwarten. Napoleon irrte aber auch in der Beurteilung der militärischen Schwierigkeiten, die ihm der Krieg in Spanien verursachte. Er hielt den Volkskrieg gegen seine große Armee für ganz aussichtslos und mußte dann die Erfahrung machen, daß seine Bewältigung Anstrengungen erforderte, denen seine kühnsten Generale und seine erfahrensten Mannschaften kaum gewachsen waren.

Als Napoleon die ersten Meldungen über die Unglücksfälle seiner Armee in Spanien erhielt, faßte er sofort den Entschluß, dort mit ganzer Kraft aufzutreten und mit einem einzigen wuchtigen Schlage seine Autorität wieder herzustellen. Er rechnete mit Sicherheit darauf, mit Spanien vollkommen fertig werden zu können, ehe sich seine Gegner in Mitteleuropa, vor allem Oesterreich und Preußen, zu gemeinsamen kriegerischen Unternehmungen vereinigen würden, vorausgesetzt, daß sie an Rußland nicht nur keine Stütze, sondern sogar ein Hemmnis der Koalition gegen Frankreich finden würden. Des Zaren mußte er sich daher um jeden Preis versichern. Schon an dem Tage, an dem die sichere Kunde der Kapitulation von Baylen nach Paris gedrungen war, hatte

der Kaiser die offizielle Einladung zu einer persönlichen Begegnung an Alexander ergehen lassen. Von dessen Entscheidung hing die Gestaltung der nächsten Zukunft ab. Denn es ließ sich nicht übersehen, daß das Uebergewicht Frankreichs an mehreren Punkten Europas in Frage gestellt war. Bedenkliche Ereignisse hatten sich in Konstantinopel vollzogen. Der Pascha von Rustschuk, Mustafa Bairaktar, der mit der türkischen Armee an der Donau gestanden war und die Fahne des Propheten in seinem Hauptquartier mit sich führte, war plötzlich nach Adrianopel gezogen, hatte sich mit dem Großvezier verbunden und am 28. Juli das Serail erstürmt. Sultan Mustafa, der Träger der französisch-türkischen Intimität, war entsetzt und in den Kerker geliefert, sein Bruder Mahmud II. an seine Stelle gesetzt worden. Mustafa Bairaktar, dem jetzt das Großvezierat zufiel, war einem Abkommen mit Rußland geneigt, es war anzunehmen, daß er nicht ohne vorhergegangene Verabredung mit den russischen Generalen den Zug nach Konstantinopel angetreten hatte. Wenn Alexander sich zu einer Verständigung mit der Pforte herbeiließ, näherte er sich der englischen Politik, die dies längst angestrebt hatte, und konnte unmöglich gleichzeitig der Alliierte Napoleons bleiben. Dieser fand es aber angesichts der Verwickelungen im Westen und Osten für nötig, seine Beziehungen zu Rußland als unverändert, das sogenannte Tilsiter System als unerschüttert hinzustellen. Von besonderer Wichtigkeit erachtete er es, in Oesterreich diese Meinung zu befestigen. In der berühmt gewordenen Audienz, die er am Napoleonstage (15. August) dem diplomatischen Corps in St. Cloud gab, warf er dem österreichischen Gesandten Grafen Metternich die Rüstungen Oesterreichs, namentlich die Aufstellung von starken Reserven vor und fragte dann: „Êtes-vous d'accord avec la Russie? Je ne le crois pas, mais dans ce cas vous me présenteriez une ligne de défense respectable. Mais dans la supposition contraire, que pouvez-vous contre la France et la Russie réunie?“ Metternich lehnte mit größter Kaltblütigkeit jede Verdächtigung der Friedensliebe seines Kaisers ab, er versicherte, daß die neuen Formationen nur längst beschlossenen militärischen Reformen entsprächen und niemanden zu bedrohen bestimmt seien. Auch Napoleon beruhigte sich im Laufe der fünfviertelstündigen Unterredung, die vor den versammelten Vertretern Europas geführt wurde, allmählich wieder, er ging sogar auf scherzhafte Wendungen Metternichs ein, aber er hat an die Aufrichtigkeit der Erklärungen des letzteren gewiß nicht geglaubt. Ebensowenig aber konnten Preußen und Oesterreich seine Friedensversicherungen ernst nehmen, es war zu naheliegend, daß sie ihm doch nur für den Augenblick Luft machen sollten, damit die große Armee aus Deutschland gezogen werden könne; war nur erst Spanien gänzlich zu Paaren getrieben, dann durften auch die anderen noch vorhandenen alten Dynastien darauf rechnen, ihrer Selbständigkeit beraubt zu werden.

In Oesterreich war die Wirkung der spanischen Ereignisse eine besonders tiefgehende. Der Minister des Aeußern, Graf Philipp Stadion, dessen Geist selbst Napoleon die Anerkennung nicht versagen konnte, war völlig überzeugt, daß Oesterreichs Bestand in den durch den Preßburger Frieden gegebenen Grenzen von Napoleon nächstens in Frage gestellt werden könne. Die orientalischen Projekte, die in den letzten Monaten zwischen Rußland und Frankreich lebhaft

erörtert worden waren, würden den Anlaß dazu geben. Ueber den Umfang derselben war man in Wien nicht im unklaren; ihr Endziel war die Bekämpfung Englands in Asien. Napoleon wollte die asiatischen Länder der Türkei, sowie die Küsten des Adriatischen Meeres für Frankreich erwerben, Rußland sollte das linke Donauufer bis zur Mündung, Oesterreich Serbien und Bosnien erhalten, Konstantinopel eine neutrale Handelsstadt werden. Oesterreich legte seinerseits großes Gewicht auf die Erhaltung seiner Stellung an der Adria, also auf den Besitz von Triest und Istrien, auch verlangte es außer Bosnien und Serbien noch Saloniki und einen Landstrich, der die Verbindung mit diesem wichtigen Handelsplatze herstellte. Stadion hatte sich wohl schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Oesterreich sich an der Teilung der Türkei werde beteiligen müssen, wenn Frankreich und Rußland dazu entschlossen sei, obwohl ein Grundprinzip seiner Politik die Aufrechthaltung der Integrität des türkischen Reiches war. Wenn diese aber nicht zu erreichen sei, dann mußte für Oesterreichs Besitz auf der Balkanhalbinsel genügend vorgesorgt werden. Was sollten aber Verträge und Abmachungen bedeuten, wenn Frankreich die Methode, die es in Spanien zur Anwendung gebracht hatte, auf den Verkehr mit allen Mächten in Anwendung brachte? In einem Vortrage vom 15. April hatte Stadion dem Kaiser bereits zu erwägen gegeben, welche Folgerungen man aus dem Vorgehen Napoleons gegen die spanische Königsfamilie zu ziehen habe. „Man habe Mühe, sich von dem reellen Staatsinteresse zu überzeugen, welches den französischen Kaiser veranlaßt habe, eine ihm ohnehin ganz unterthänige Macht zu stürzen, und man könne die Beweggründe nur in dem Hasse gegen alle älteren Dynastien, in seinem Eroberungsgeist und seinem Willen suchen, überall Könige seiner Kreation hinzusetzen." [1]) Oesterreich sei sehr geeignet, die Begehrlichkeit des Eroberers zu reizen. Das österreichische Territorium trennt in seinen mittäglichen Grenzen die Besitzungen des Königreichs Italien, nur durch die österreichischen Staaten könne Napoleon sich den Weg nach Konstantinopel versichern und somit auf die glänzendste und zugleich auf die gewisseste Weise seine bekannten Lieblingsabsichten auf den Orient ins Werk setzen. Erzherzog Karl stimmte mit den Ansichten des Ministers überein, nur ging er in den Konsequenzen nicht so weit als Stadion. Dieser hielt es für notwendig, im geeigneten Augenblicke selbst die Offensive zu ergreifen, während der Erzherzog nur an die Vorbereitung einer kräftigen Defensive dachte.

Nach der Scene vom 15. August und nach einer weiteren Unterredung zwischen Napoleon und Metternich am 25. August, in der Napoleon die Versicherung gegeben hatte, daß er zwischen den Häusern Bourbon und Lothringen wohl zu unterscheiden wisse und daß er nach den beruhigenden Erklärungen, die ihm der österreichische Gesandte gegeben, die Differenzen zwischen den beiden Staaten als ausgeglichen betrachte, stimmte Stadion mit Metternich darin überein, daß Napoleon augenblicklich den Krieg mit Oesterreich nicht führen wolle, er hielt ihn aber doch nur für vertagt und verlangte die Fortsetzung der Kriegsvorbereitungen. Auch Kaiser Franz hielt sie für notwendig. Erzherzog Karl

[1]) Beer, Zehn Jahre österreich. Politik S. 309 u. ff.

aber fand den Zeitpunkt, in dem man nochmals unter günstigen Verhältnissen den Waffengang versuchen könne, noch nicht nahegerückt und verhielt sich gegen die zuversichtlichen Erwartungen Stadions von kriegerischen Erfolgen sehr nüchtern und zurückhaltend. Dies hinderte Stadion aber nicht, auf dem ihm zustehenden Gebiete des Verkehrs mit den fremden Mächten seine Zwecke zu verfolgen. Er betrieb die Annäherung an Preußen und fand dort eine seinen Absichten sehr entgegenkommende Stimmung. Sein Geschäftsträger Hrubi gab in Königsberg die Versicherung ab, daß sich Kaiser Franz auf keinen Fall zu einem Widerruf der bereits getroffenen militärischen Maßregeln verstehen werde. Auf die Fortdauer der Sympathien des Königs von Preußen lege der Kaiser das größte Gewicht; der gegenwärtige Augenblick sei zwar nicht dazu angethan, förmliche Verträge abzuschließen, durch welche Preußen in Gefahr geraten könne, sich zu kompromittieren, ohne der allgemeinen Sache Europas Nutzen zu bringen, allein man hoffe, der König werde, wenn er nicht durch die äußerste Gewalt Napoleons dazu getrieben werde, in keine Abmachungen willigen, die den Interessen Oesterreichs zuwider liefen. [1]) Oesterreich fürchtete einen Angriff von Schlesien aus und die Besetzung von Kosel, Silberberg und Glatz durch französische Truppen. Der König von Preußen versicherte, daß er seine Festungen freiwillig keiner fremden Macht überantworten würde, daß er überhaupt allen Verpflichtungen aus dem Wege gehe, die mit seinen politischen Grundsätzen in Widerspruch stehen. Stein sprach sich über die Festigkeit, mit der Oesterreich seine Rüstungen betrieb, äußerst anerkennend aus. „Preußen werde die erste schickliche Gelegenheit ergreifen, um zu dem erhabenen Ziele, das sich Oesterreich stelle, thätig mitzuwirken."

Sowohl von österreichischer, als von preußischer Seite war nach dem Eintreffen der spanischen Nachrichten auf Kaiser Alexander einzuwirken versucht worden. Man meinte, daß auch er bereits genug Enttäuschungen von Napoleon erlebt und sich davon überzeugt haben könne, daß dessen Freundschaftsbezeigungen nur so weit reichten, als sein eigenes Interesse. Hatte doch Napoleon seinen Alliierten in den Krieg mit Schweden getrieben und ihm, als die russische Armee in Finnland gebunden war und mit unerwarteten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die versprochene Hülfe durch eine Landung in Schonen nicht geleistet. Der Zar war jedoch für eine Aenderung seiner Politik noch nicht zu gewinnen, er scheint einerseits den Krieg gegen Napoleon noch für völlig aussichtslos gehalten, anderseits die Erfüllung seiner orientalischen Wünsche für den Augenblick allem andern vorangestellt zu haben. Er schrieb am 11. September an den König von Preußen, „er sehe den Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich als das größte Unglück an, von dem Europa betroffen werden könne, denn die Vernichtung Oesterreichs würde die Folge davon sein. Es müsse alles geschehen, um den Kampf zu verhindern. In den Zeiten der Revolution, unter einem schwachen Regime, sei Frankreich stark genug gewesen, dem Gesamtbunde der europäischen Staaten Widerstand zu leisten; unmöglich könne man annehmen, daß es jetzt nach einem so ungeheuren Zuwachs seiner Macht und von den

---

[1]) Hassel, Geschichte der preuß. Politik 1807—1815. I, 257.

besten Feldherren geführt, durch die Vorgänge in Spanien verhindert werden sollte, sich gegen Oesterreich zu behaupten." Auf der Reise nach Erfurt stattete Alexander der preußischen Königsfamilie einen längeren Besuch in Königsberg ab und entfaltete dabei die an ihm so sehr gerühmte Liebenswürdigkeit im Verkehre mit jedermann, er versprach auch mit aller Bestimmtheit, sich in keine Zusage an Napoleon einzulassen, ehe er nicht von diesem Zugeständnisse zu Gunsten Preußens erhalten habe. Er wollte mit allen Kräften dafür eintreten, daß die Reduktion der Armee und die Verpflichtung Preußens zur Waffenhülfe gegen Oesterreich fallen gelassen werde. Dagegen bot er alles auf, um das Einverständnis zwischen Oesterreich und Preußen zu hintertreiben, für das nicht nur Stein und Scharnhorst und deren Freunde und Gesinnungsgenossen thätig waren, das vielmehr auch vom Könige selbst lebhaft angestrebt wurde. Unmittelbar nach der Abreise Alexanders langten die Nachrichten von dem Abschlusse der Konvention und von der Veröffentlichung des Steinschen Briefes aus Paris in Königsberg an, sie riefen zunächst eine erhebliche Verstärkung der kriegerischen Stimmung am preußischen Hofe hervor, unter ihrem Einflusse ergingen die Weisungen an den Grafen Götzen, der am 6. Oktober auf österreichischem Boden mit dem Grafen Ferdinand Bubna, einem Generaladjutanten des Erzherzogs Karl, eine Unterredung hatte, in der er die von Preußen beim Ausbruche des Krieges zu erwartenden Schritte auseinander setzte. Götzen ließ den Erzherzögen Ferdinand und Maximilian, den Brüdern der Kaiserin, von deren Einfluß man sich eine große Wirkung versprach, ein Memoire vorlegen, das sich mit den Aussichten einer augenblicklichen Erhebung beschäftigte. Preußen könne die ihm von Napoleon diktierten Bedingungen nicht erfüllen, es gehe seinem Untergange entgegen, „wenn nicht, und zwar schleunig, Hoffnung zur Errettung von einer andern Seite kommt. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Rettung unfehlbar sei, wenn Oesterreich sich der Sache Deutschlands annehmen wollte, sind alle Kräfte mit Energie aufgeboten worden, nicht allein in sich selbst eine beträchtliche Macht aufzustellen, sondern auch die vortreffliche Stimmung in ganz Deutschland zu benutzen." Ein beiliegendes Tableau gibt die Stärke der preußischen Armee in Preußen auf 19 700 Mann Infanterie, 6600 Pferde, in Pommern auf 8600 Mann Infanterie und 1000 Pferde an. „Außer diesen sind in Preußen 80 000 Mann schon gediente Leute in der Stille geübt und die Organisation vorbereitet worden, die in 20 Tagen vorrücken können, so wie die Kavallerie sich leicht um ein Dritteil augmentieren kann. Artillerie ist für 100 000 Mann in Bereitschaft. In Pommern, den Marken und Schlesien sind die durch den unleidlichen Druck vermehrte Treue einer nicht unkriegerischen Nation und die Mittel, welche allein 70—80 000 im Lande zerstreute Soldaten darbieten, durch sich der guten Sache ganz aufopfernde Personen zum allgemeinen Zweck bearbeitet und entscheidende Schläge vorbereitet; Gleiches ist im ganzen nördlichen Deutschland, besonders aber in den abgetretenen preußischen Provinzen geschehen, so daß es nur eines Winkes bedarf, um die Kraft des ganzen nördlichen Deutschland von dem Niemen bis zum Rhein zu einem gemeinschaftlichen Zweck zu beleben und zu gebrauchen, welches bei der Schwäche der französischen Truppen in jenen Gegenden zu den entscheidendsten Resultaten führen muß . . .

Aber kein Augenblick ist zu verlieren. Milbert Napoleon seine Bedingungen, so muß wahrscheinlich der Traktat, wenn sich Oesterreich nicht vorher erklärt, in 10—12 Tagen vollzogen werden. Hierdurch wird zwar in den Gesinnungen selbst nichts geändert, und jede künftige Erlösung willkommen sein, allein die Hauptkräfte sind dann gelähmt, der größte Teil, jetzt durch Hoffnung belebt, intimidiert. Es kann nicht fehlen, daß die französische Polizei bald die Haupttriebfedern der Maschine entdeckt, dem Ganzen, welches sie schon ahnt, auf die Spur kommt; die edelsten Männer der Nation werden das Opfer werden, und die vielleicht einst an ihre Stelle treten, Revolution statt Befreiung bewirken, und bis zu diesem Zeitpunkt der größte Teil von Deutschlands Kräften, der jetzt noch der guten Sache zu Gebote steht, durch tyrannische Mittel zum Untergang Spaniens und Oesterreichs benutzt werden."

Es stand mit den kriegerischen Absichten, die in dieser Denkschrift behauptet und begründet wurden, nicht in Widerspruch, daß König Friedrich Wilhelm am 29. September die von seinem Bruder angenommene Konvention ratifizierte. Weder er noch Stein wollten dieselbe zur Ausführung bringen, wenn es noch irgend möglich war, Widerstand zu leisten. Stein hat noch am 12. Oktober dem Könige geschrieben: „Unterzeichnen Eure Majestät den Traktat, um ihn bei Gelegenheit, und zwar wenn ein Krieg mit Oesterreich ausbricht, zu brechen, so bedienen Höchstdieselben sich nur einer List gegen Verruchtheit und Gewaltthätigkeit. Soll es dem Kaiser Napoleon allein erlaubt sein, an die Stelle des Rechts Willkür, der Wahrheit Lüge zu setzen?" So mächtig war damals die Erregung in den patriotisch gesinnten Männern am preußischen Hofe, daß kein Mittel zu gewagt schien, um den Zustand der Wehrhaftigkeit des Vaterlandes, der mit dem Abmarsche der französischen Armee aus Deutschland eintrat, so schnell als möglich herbeizuführen. Preußen war in seiner verzweifelten Lage jeden Augenblick zu schlagen bereit, aber Oesterreich war es nicht, seine Rüstungen waren noch nicht so weit gediehen, als man im Auslande annahm, und Erzherzog Karl, der dies wußte, that alles, um die Entscheidung hinauszuschieben. Dadurch erlangte die Stellung, die der Zar bei seiner Zusammenkunft mit Napoleon einnehmen würde, um so größere Bedeutung.

In der damals unter französischer Verwaltung stehenden Stadt Erfurt, wo die Kaiser des Westens und des Ostens am 27. September 1808 eintrafen, um sich über die nächsten Schicksale Europas zu verständigen, hat Napoleon die Kräfte, die sich infolge seiner politischen Mißgriffe gegen ihn wenden mußten, für kurze Zeit zurückzustauen und zu trennen verstanden. So wie er im Felde den einmal gefaßten Plan mit unerschütterlichem Vertrauen auf sein Gelingen festhielt und seine fast ins Unbegrenzte gesteigerte Energie auf ein Ziel richtete, so erfaßte er diesmal die Aufgabe, sich die Seele des Zaren zum zweitenmal vollständig zu unterwerfen. Nebenbei beabsichtigte er durch ein besonders großartiges Auftreten das neue Imperatorentum als eine Macht zu charakterisieren, neben der alles, was noch von den dynastischen Mächten des alten Europa übrig war, in den Schatten treten mußte. Talleyrand, den er bei den feineren

diplomatischen Kunststücken nicht entbehren konnte, weil sein Nachfolger in den auswärtigen Geschäften, Champagny, sich dazu nicht schickte, hat ihn nach Erfurt begleitet; aus seinen Memoiren[1]) erhalten wir von dem Eifer Kenntnis, mit dem Napoleon dafür sorgte, daß die Kaiserbegegnung auch durch die äußeren Veranstaltungen dazu ein europäisches Ereignis wurde. „Il faut que mon voyage soit très-beau, nous répétait-il chaque jour.“ Die Auswahl seines Gefolges beschäftigte ihn ebensosehr, wie die der Stücke, die von den besten Mitgliedern der Comédie-française dort aufgeführt werden sollten. „Je ne veux que des tragédies,“ antwortete er auf eine Frage des Direktors der Hofschauspiele, Dazincourt, „nos comédies ne serviraient à rien; passé le Rhin on ne les comprend pas.“ Als ihm vorgeschlagen wurde, die „Athalia“ zu geben, rief er entrüstet: „Athalie! fi donc! Voilà un homme qui ne me comprend pas. Vais-je à Erfurt pour mettre quelque Joas dans la tête de ces Allemands?“ Von den Generalen wurden diejenigen nach Erfurt entboten, deren Namen in Deutschland den besten Klang hatten: Soult, Davoust, Lannes, Berthier, Mortier, Oudinot, Suchet, Boyer, Nansouty, Claparède. Die deutschen Fürsten stellten sich — mit Ausnahme des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen — fast vollzählig ein. Napoleon sorgte zunächst dafür, daß der König von Baiern käme. „Si l'un des roys y vient, ils voudront tous y venir.“ Es erschienen außer Baiern die Könige von Sachsen und Württemberg, selbstverständlich auch der König von Westfalen mit seinen Favoriten und Favoritinnen, die Herzöge von Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, Oldenburg, Mecklenburg, die Fürsten von Dessau, Waldeck, Hessen-Homburg, Reuß, Schwarzburg, Hessen-Rothenburg, Hohenzollern-Sigmaringen und -Hechingen, die Erbprinzen von Baden und Hessen-Darmstadt, Prinz Wilhelm von Preußen, der Fürst-Primas Dalberg samt ihren leitenden Ministern und ersten Hofchargen.

Der neue Imperator begnügte sich aber nicht damit, daß sich die Fürsten Deutschlands vor ihm beugten, er verlangte auch, daß ihm die geistigen Größen der Nation die Reverenz bezeigten, und er ging sehr darauf aus, auch ihnen seine Ueberlegenheit zu beweisen. Goethe und Wieland mußten aus Weimar geholt werden, um bei dem großen Spektakelstücke, das Napoleon in Erfurt selbst aufführte, kleine, interessante Episodenrollen zu geben. Es waren nur wenige ausgesuchte Themen, die der Kaiser in den Gesprächen mit den deutschen Dichtern behandelte, er war in denselben gut präpariert und liebte es, seine Ideen, die ihm unendlich genial vorkommen mochten, darin glänzen zu lassen. Mit Goethe behandelte er die Bedeutung der tragischen Kunst, die ihm als die würdigste Schule der Fürsten und Staatsmänner erschien; er forderte Goethe auf, den Tod Cäsars zum Gegenstande eines Dramas zu machen. Von Voltaires Werke zeigte er sich nicht befriedigt. „Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen.“[2]) Von Schiller

[1]) Mémoires du Prince de Talleyrand, publ. avec une préface et des notes par le Duc de Broglie. I. Cinquième Partie Entrevue d'Erfurt.

[2]) Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813.

kannte Napoleon nichts, als die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Er meinte offenbar, daß Schillers Dramen zum größten Teile dem Dreißigjährigen Kriege entnommen seien, denn er fügte, Talleyrands Aufschreibung zufolge, diesem Geständnisse die Bemerkung hinzu: „cela (la Guerre de Trente ans), je vous en demande pardon, ne m'a paru fournir des sujets de tragédie que pour nos boulevards.“ Goethe antwortete sehr freimütig: „Sire, je ne connais pas vos boulevards; mais je suppose, que c'est là que se donnent les spectacles pour le peuple, et je suis faché de vous entendre juger si sévèrement un des plus beaux génies des temps modernes.“ Nach Talleyrands Erzählung [1]) scheinen sich unsre Dichter viel unbefangener benommen zu haben, als man nach den bisher bekannten Mitteilungen annehmen durfte. Das Gespräch über „Werther“, von dem Goethe in seinem knappen Berichte in den „Annalen“ am ausführlichsten spricht, scheint Talleyrand nicht gehört zu haben. Dagegen weiß er manches andre, worüber Goethe geschwiegen hat. Unter anderm, daß Napoleon Goethe empfohlen habe, wenn er etwas über die Erfurter Entrevue schreibe, es dem Kaiser von Rußland zu widmen, worauf Goethe bemerkte, daß er sich seit seiner Jugend an das Prinzip halte, niemals Widmungen zu machen, um es nicht einst bereuen zu müssen. Mit Wieland nahm Napoleon dasselbe Thema wieder auf, durch das er schon Johannes v. Müller in Berlin in Verlegenheit gesetzt hatte: die Frage nach dem glücklichsten Zeitalter der Menschheit. Müller hatte die Regierung der Antonine dafür erklärt, Wieland meinte, daß die Frage schwer zu beantworten sei. Er wies auf die hohe Bildung und bürgerliche Freiheit der Griechen hin, fand aber auch in Rom mehrere vortreffliche Kaiser „die es wohl verdienen, Genien der Menschheit genannt zu werden“. Nun brachte der Kaiser das Gespräch auf Tacitus, dem er den Vorwurf machte, alles ins Schwarze gemalt zu haben. Die Kritik des Tacitus gehörte auch zu den wenigen litterarischen Steckenpferden, deren sich Napoleon gerne bediente, um seine von der gewöhnlichen abweichende Meinung zu äußern. Sie verdient Beachtung, weil sie mit einer sehr treffenden Definition der Aufgaben der Geschichte verknüpft ist. „Tacitus,“ so skizziert Müller die Rede Napoleons, „hat die Ursachen und die inneren Motive der Begebenheiten nicht genugsam entwickelt. Er hat das Mysterium der Handlungen und Gesinnungen, ihre wechselseitige Verkettung nicht tief genug erforscht, um ein gerechtes und unbefangenes Urteil der Nachwelt zu begründen. Ein solches Urteil muß die Menschen und die Völker nur so nehmen, wie sie inmitten ihrer Zeit und aller der Umstände, die ihre Handlungsweise bedingten, sein konnten. Man muß klar sehen können, wie jede Handlungsweise sich unter den gegebenen Umständen

[1]) Diese weicht in manchen Einzelheiten von der Darstellung Fr. v. Müllers, der doch auch Augenzeuge war, so auffallend ab, daß man ihr nicht volles Vertrauen schenken kann. Bernhard Suphan hat darauf im 15. Bande des Goethe-Jahrbuches (Napoleons Unterhaltung mit Goethe und Wieland) bereits hingewiesen, indem er zugleich das Original des von Fr. v. Müller für Talleyrand verfaßten Memoire über die Begegnungen veröffentlichte, an das sich Talleyrands Erinnerung angeschlossen hat. Die Unrichtigkeiten Talleyrands in der Reihenfolge der Begegnungen Wielands mit Napoleon lassen sich durch den Brief, den Wieland am 8. Oktober 1808 an eine deutsche Fürstin (Elisabeth Solms-Utphe) gerichtet hat, sofort konstatieren.

entwickelte und bedingte. Die römischen Kaiser waren lange nicht so schlecht, als Tacitus sie uns schildert." Nach Talleyrand wäre die Absicht des Kaisers, die er mit der Verurteilung des Tacitus verfolgte, noch deutlicher hervorgetreten, indem er von dem Verfasser der Annalen sagte: „Je l'ai entendu louer de la peur qu'il fait aux tyrans, il leur fait peur des peuples, et ce la un grand mal pour les peuples mêmes." Auch über das Christentum wurde gesprochen. Kanzler Müller will gehört haben, daß Napoleon bei dieser Gelegenheit, indem er ganz nahe an Wieland herantrat und die Hand vorhielt, zu Wieland sagte: „Uebrigens ist es noch eine große Frage, ob Jesus Christus jemals gelebt hat?" worauf Wieland rasch und lebhaft erwiderte: „Ich weiß wohl, Sire, daß es einige Unsinnige gab, die daran zweifelten, aber es kommt mir ebenso thöricht vor, als wollte man bezweifeln, daß Julius Cäsar gelebt und Eure Majestät leben." Das hatte der alte Herr sehr gut gemacht, Napoleon war von der schlagfertigen Bemerkung sehr angenehm berührt und hat sich dadurch revanchiert, daß er Wieland die Insignien des Ordens der Ehrenlegion mit einem besonders schmeichelhaften Schreiben übermitteln ließ.

Unsere beiden großen Dichter waren durch die Aufmerksamkeit, die ihnen „der Herr der Welt" erwies, sehr geschmeichelt. Es ist ganz wohl begreiflich, daß sie das Motiv dafür lieber in einem persönlichen oder künstlerischen Interesse des Kaisers suchten, als in einer klugen Berechnung des Eindruckes, den seine Anerkennung und öffentliche Ehrung der vom deutschen Volke hochverehrten Männer auf die Zeitgenossen machen mußte. Wieland hat in dem Briefe an Böttiger seiner großen Befriedigung darüber Ausdruck gegeben, von dem größten Heros aller Zeiten so liebenswürdig behandelt worden zu sein. Goethe hat es nicht unbemerkt gelassen, daß Napoleons „wunderbares Wort: Voilà un homme! oder wie er später citiert: Vous êtes un homme! weiter gedrungen ist", er hat durch Riemer ein Diktat an seine Freunde gelangen lassen, in dem er in überschwenglichen Worten seine Erlebnisse während der Erfurter Begegnung pries: „Ich will gerne gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf solche Weise zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, so kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Zutrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ, und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm genehm sei; wie er mich denn auch mit besonderer Gewogenheit entließ und das zweite Mal in Weimar die Unterhaltung in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß, wo ich ihm auch irgend wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde." Mit Goethes Auffassung seiner Stellung zu Napoleon und der Bedeutung, die er diesem „Höheren" einräumte, haben wir nicht zu rechten, sie liefert uns nur einen sehr wertvollen Beweis dafür, daß das Urteil der Zeitgenossen, und wenn es Männer von der Größe Goethes sind, sich niemals innerhalb richtiger Verhältnisse bewegt; um so nachdrücklicher muß jedoch vor der Ueberschätzung von Nachrichten über Vorkommnisse dieser Art in einer Zeit gewarnt werden, die doch bereits den ent-

sprechenden Maßstab dafür gefunden haben konnte. Die politische Absicht, die Napoleon bei seinem Verkehr mit den Weimarer Akademikern, wie sie Talleyrand nennt, verfolgte, liegt nunmehr ziemlich klar zu Tage. Es war ihm darum zu thun, die Gemüter der Deutschen, deren Erregung ihm damals im Zusammenhalte mit der politischen Konstellation nicht ungefährlich erschien, zu beruhigen, er spielte die Rolle des auf parteiloser Höhe thronenden Genius der Menschheit, dem es gegeben ist, alle wahrhaft großen Leistungen derselben ohne Vorurteil schätzen zu können; er wollte die Wirkung seiner rücksichtslosen Politik durch persönliche Liebenswürdigkeit und Rücksichtnahme auf die nationalen Ansprüche der Deutschen abschwächen, von denen er wußte, daß sie vorläufig unmöglich auf etwas andres als auf ihre Litteratur stolz sein konnten.

Unter den Festlichkeiten, die in Erfurt und Weimar veranstaltet wurden, nahmen die Aufführungen der französischen Schauspielergesellschaft, die Napoleon dahin beordert hatte, das größte Interesse in Anspruch, nicht nur wegen der vortrefflichen Darstellung durch Künstler wie Mr. und Mad. Talma, Mrs. Lafont, Damas, Desprès, Lacave, Varenne, Dazincourt, Mdlles. Rancourt, Bourgoin, Duchesnois, Gros, Dupuis und Patrat, denen man auf deutschem Boden kaum ebenbürtige zur Seite stellen konnte, sondern fast noch mehr durch die Anwesenheit der beiden Kaiser, die stets mit großer Aufmerksamkeit der Handlung und den klassischen Dialogen Racines, Corneilles und Voltaires folgten. Dabei ergaben sich sehr häufig Beziehungen zwischen dem gesprochenen Worte und den Verhältnissen der gekrönten Zuschauer, die von diesen und den übrigen Anwesenden sofort bemerkt und zu Demonstrationen benützt wurden. Wie lehrreich für die deutschen Fürsten war es, die Stelle im „Mahomet“ recitieren zu hören:

Vois l'empire romain tombant de toutes parts,
Ce grand corps déchiré dont les membres épars
Languissent dispersés, sans honneur et sans vie . . .

wie glorreich für Napoleon, die Worte auf sich angewendet zu sehen:

Qui l'a fait roi? Qui l'a couronné? La Victoire . . .

oder

Au nom de conquérant et de triomphateur,
Il veut joindre le nom de pacificateur.

Eine besonders eindrucksvolle Scene ergab sich am letzten Spielabende während der Aufführung des „Oedipe“ von Voltaire bei den Worten:

L'amitié d'un grand homme est un présent des dieux!

Der Zar erhob sich und reichte vor der gesamten Gesellschaft seinem Freunde Napoleon mit einer vielsagenden Gebärde die Hand. „Tous les deux se regardaient alors comme essentiels à leur avenir commun“ (Talleyrand).

Das politische Ergebnis der Tage von Erfurt konnte die beiden zunächst Beteiligten für den Augenblick befriedigen, keiner von ihnen war jedoch bis zu vollem Vertrauen in die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit des andern vorgeschritten,

keiner hatte die Zukunftspläne des andern ganz und gar durchschaut. Die wiederholten Verhandlungen und Besprechungen der beiden Kaiser, zu denen keine andre Macht zugezogen ward, führten zur Aufstellung einer Konvention vom 12. Oktober, deren Inhalt im wesentlichen eine Erneuerung des Tilsiter Friedens ergibt und die Kontrahenten desselben verpflichtet, mit dem gemeinschaftlichen Feinde England weder gesondert zu verhandeln noch einen Separatfrieden zu schließen, dagegen zur Abschließung des allgemeinen Friedens gleichzeitig ihre Vollmachtträger an den von England auf dem Kontinent zu wählenden Ort zu senden. Die Grundlage des Vertrages mit England ist der gegenwärtige Besitzstand (l'uti possidetis); England muß daher auch die Erwerbung von Finnland, der Moldau und der Walachei durch Rußland und die durch Frankreich in Spanien geschaffenen Verhältnisse anerkennen. Der Kaiser Napoleon stimmt seinerseits der Erweiterung der Grenzen Rußlands bis an die Donau zu, der Kaiser von Rußland verpflichtet sich aber, diesen Artikel sowohl in Konstantinopel, als sonst überall geheim zu halten und sich zu bemühen, die Abtretung der Donaufürstentümer durch die Türkei auf gütlichem Wege zu erwirken. Wenn die Pforte sich dagegen ablehnend verhält und der Krieg sich erneuert, wird der Kaiser Napoleon keine Partei ergreifen, sondern sich darauf beschränken, der Pforte seine guten Dienste anzutragen. Sollte jedoch Oesterreich mit der Pforte gemeinsame Sache machen, dann würde auch der Kaiser Napoleon auf die Seite Rußlands treten. Wenn Oesterreich den Krieg gegen Frankreich eröffnet, so verpflichtet sich Kaiser Alexander gegen Oesterreich Stellung zu nehmen und mit Frankreich gemeinsame Sache zu machen. Die Integrität des ottomanischen Reiches ist aufrecht zu erhalten, weder die beiden vertragschließenden Mächte, noch eine andre darf sich irgend eines Teiles dieses Reiches bemächtigen. Lehnt England die Friedensbedingungen, die ihm gemacht werden, ab, so werden sich die beiden Majestäten binnen Jahresfrist über gemeinsame Kriegsoperationen verständigen und dieselben mit allen ihren Reichen zu Gebote stehenden Kräften durchführen.

Napoleon hatte es bei Alexander nicht durchgesetzt, daß dieser vom Kaiser Franz die Abrüstung und die Anerkennung Joseph Bonapartes als König von Spanien verlange. Es war dies weder den Bemühungen des österreichischen Gesandten Grafen Vincent zuzuschreiben, der an beide Kaiser Begrüßungsschreiben seines Hofes nach Erfurt überbracht hatte, noch dem Einflusse Talleyrands, der sich für die Schonung Oesterreichs verwendete, sondern der Erwägung des Zaren, daß Oesterreich, wenn es zum Kriege gereizt würde, den Interessen Rußlands bei der Pforte entgegenarbeiten müßte. Er war durch die immer noch rückhaltende Stellung, die Napoleon in der Frage der Donaufürstentümer einnahm, auf das Entgegenkommen Oesterreichs angewiesen und fand es daher nicht geraten, in dessen Politik hindernd einzugreifen. In einer Unterredung mit Vincent hatte er es geradezu ausgesprochen, daß er die Rüstungsfrage nicht berühren wolle, da niemand befugt sei, „einem fremden Souverän in seine Einrichtungen hineinzusprechen“.[1]) Napoleon schlug gegen Vincent beiläufig denselben Ton,

[1]) Hassel a. a. O.

wie gegen Metternich an. „Ich will keinen Krieg mit euch," sagte er ihm, „aber glauben Sie mir, ich fürchte ihn nicht. Rußland wird seine Verpflichtungen erfüllen, wenn es not thut! Glaubt ihr, daß die Angelegenheiten in Spanien für euch günstig sind? Greift mich an! Vielleicht habt ihr recht; darüber zu urteilen, ist eure Sache. Ich ziehe einen offenen Krieg verdeckten Umtrieben vor." Dabei blieb es, und Vincent konnte sich überzeugen, daß Alexander seinen Bundesgenossen nicht in der von ihm gewünschten Weise sekundierte. Auch in einer andern Frage, die Napoleon sehr am Herzen lag, ließ ihn Alexander über seine Absichten im unklaren. Er brachte, wie Talleyrand versichert, in Erfurt seine Familienangelegenheiten zur Sprache; er stellte die Scheidung von Josephine als eine unabweisbare Notwendigkeit hin und erklärte eine von den Schwestern Alexanders, jedenfalls die ältere, Katharina, als eine geeignete Frau für ihn, um eine Dynastie zu gründen.[1]) Alexander, im Auftrage Napoleons durch Talleyrand ins Vertrauen gezogen, gab eine ausweichende Antwort. Von seiner Zustimmung hänge in dieser Angelegenheit wenig ab; seine Mutter habe sich die Verfügung über die Töchter vorbehalten, er könne ihr wohl eine „Direktion" geben, aber versprechen dürfe er nichts. Es scheint, daß Alexander dann selbst sehr freundschaftlich mit Napoleon über dessen Eheprojekt gesprochen und dadurch den letzteren zu immer wachsender Intimität ermuntert habe; Napoleon erhielt jedoch gar keine Versicherung darüber, ob seine Werbung Erfolg haben werde und mußte sich wohl auch auf eine Abweisung gefaßt machen.

Alexander mußte es seinerseits als eine Mißachtung seiner Wünsche, also auch seiner Bedeutung empfinden, daß Napoleon an dem Inhalte der Konvention mit Preußen keine wesentliche Aenderung vornahm. Der Nachlaß von 20 Millionen Franken war alles, was die russische Intervention erreichte. Es lag aber im russischen Interesse, ein Zusammengehen Preußens mit Oesterreich zu verhindern, und dies war, wie Götzens Denkschrift es ausspricht, nur nach einer Milderung der französischen Forderungen zu erwarten. Die Art, wie Napoleon Preußen in Erfurt behandelte, die barsche Zurechtweisung seines Gesandten, Grafen Goltz, war doch nicht geeignet, die Stimmung in Preußen und Deutschland zu beruhigen. Die Verleihung des Ordens der Ehrenlegion an Goethe und Wieland konnte dazu kaum ausreichen. Kaiser Alexander hätte beim preußischen Hofe gerne auf einen größeren Erfolg seiner Fürsprache hingewiesen, um dafür Rücksichtnahme auf seine friedlichen Bestrebungen verlangen zu können. Napoleon aber zog es vor, Preußen in seiner Gewalt zu haben, statt es an die Protektion Rußlands zu verweisen. Der Nachlaß von 20 Millionen war

---

[1]) „Ma destinée l'exige, dit-il, et la tranquillité de la France me le demande. Je n'ai point de successeur. Joseph n'est rien, et il n'a que des filles. C'est moi qui dois fonder une dynastie; je ne puis la fonder qu'en m'alliant à une princesse qui appartienne à une des grandes maisons régnantes de l'Europe. L'empereur Alexandre a des soeurs; il y en a une dont l'âge me convient. Parlez de cela à Romanzoff, dites lui, qu'après mon affaire d'Espagne finie, j'entrerai dans toutes ses vues pour le partage de la Turquie, et les autres arguments vous manqueront pas; car je sais que vous êtes partisan du divorce." Napoleons erste Eröffnung an Talleyrand. (Mémoires I, 447.)

ein genügender Beweis der freundschaftlichen Gesinnung für den Zaren; was Preußen sonst noch zu erreichen strebte, das sollte es von demjenigen erbitten, der dermalen noch die Gewalt ungeschmälert in Händen hatte. Die Idee von den beiden auf gleicher Machtstufe stehenden Kaiserreichen, die ihren Willen Europa diktieren sollten, hatte in Erfurt nicht an Berechtigung gewonnen. Alexander sollte doch nur das wollen, was Napoleon schon vorher gewollt hatte! Napoleon konnte sich in dem neuen politischen Ehebunde nur als den Mann, als den Herren und Gebieter denken, Alexander aber war nicht Weib genug, um sich aus Liebe völlig zu unterwerfen. Nach außen drang von diesen leichten Verstimmungen nichts; die meisten Teilnehmer der Erfurter Festlichkeiten erhielten den Eindruck, daß die Uebereinstimmung der französischen und russischen Politik eine vollkommene geworden sei und daß das persönliche Verhältnis der beiden Kaiser das Aufkommen eines ernsten Gegensatzes ganz ausschließe. In diesem Sinne sprach sich auch die Diplomatie aus. Champagny schrieb von Erfurt aus an den französischen Gesandten in Wien, Grafen Andréossy: „Der Aufenthalt in Erfurt hat alle Erwartungen erfüllt, die er erregte. Die beiden Kaiser haben von neuem die Bande der Freundschaft geknüpft, die zwischen ihnen bestanden. Sie beschäftigten sich mit dem Wohle Europas, und ihre Wünsche für den Frieden waren die gleichen. Ganz Deutschland, repräsentiert durch seine Fürsten, war Zeuge dieser glänzenden Zusammenkunft." [1]) Es gab aber doch einzelne Persönlichkeiten unter denjenigen, die sich in der näheren Umgebung der beiden Kaiser bewegen durften, in deren Meinung sich die Uebereinstimmung der beiderseitigen Gesinnungen nicht als Dauer versprechend dargestellt hatte. Graf Vincent brachte die Nachricht nach Wien, daß der Zar über die Rüstungen Oesterreichs sich nicht ohne ein gewisses Wohlgefallen ausgesprochen habe, daß er jedenfalls nicht im Sinne habe, Oesterreich irgendwelche Beschränkungen in seiner Politik aufzuerlegen. Vincent, der in Erfurt wiederholt sehr kleinmütig und ängstlich geworden war, hat sich zum Schlusse offenbar einem nicht gerechtfertigten Optimismus hingegeben, indem er geradezu eine Sinnesänderung Alexanders in Aussicht stellte; ein verläßlicher Kern lag seiner Beobachtung doch zu Grunde: der Keim der späteren Entfremdung war in Erfurt bereits ins Leben gesetzt.

Zunächst mußten die Konsequenzen der Verständigung zwischen Frankreich und Rußland gezogen werden: Napoleon mußte seine große Armee aus Deutschland abmarschieren lassen, um sie in Spanien verwenden zu können; damit hing die Ausführung der Konvention mit Preußen zusammen. Daru traf am 24. Oktober in Berlin ein und diktierte sofort eine neue Bedingung für die Abzahlung der Kriegskontribution, die in Erfurt auf 120 Millionen Franken festgesetzt worden war: Preußen mußte dieselbe, soweit nicht Barzahlung eintrat, mit 4 Prozent verzinsen. Davon war bis jetzt noch niemals die Rede gewesen, dennoch überzeugte man sich bald, daß man es mit einem unabänderlichen

[1]) Wertheimer, Geschichte Oesterreichs und Ungarns. 2. Bd.

Befehle Napoleons zu thun habe. Ebenso bestimmt ward es klar, daß Napoleon auf der Entlassung des Freiherrn v. Stein bestand, daß er dieselbe als eine Probe für die Unterwerfung Preußens verlangte und die Ausführung der Konvention in militärischer Hinsicht davon abhängig machte. So war also der König vor eine rasche Entschließung gestellt, die das Schicksal seines Staates, ja vielleicht seines Hauses auf das tiefste berührte. Verweigerte er die Verzinsung der Schuld und behielt er Stein in seinem Dienste, so war der Krieg in nächster Aussicht. Es gab eine starke Partei in seiner Umgebung und in der Bevölkerung, die schon jetzt den Kampf aufnehmen, den Volkskrieg entfesseln wollte. Stein selbst stand an ihrer Spitze, die Männer des Tugendbundes, die bereits in ganz Norddeutschland Verbindungen hatten, waren jeden Augenblick bereit, ihre Agitation zu beginnen. Ein offener Appell an das deutsche Volk sollte die Bewegung einleiten. Es fehlte aber nicht an Stimmen, die dies für verfrüht erklärten und den König vor Uebereilung warnten. Die einflußreichste war die Hardenbergs, mit dem der König und die Königin am 10. und 11. November in der Nähe von Königsberg zusammentrafen. Hardenberg verlangte die Entlassung Steins, er hielt es für geboten, Napoleon über die Haltung Preußens vollkommen zu beruhigen, um für die Sammlung der Kräfte Zeit zu gewinnen, mit denen man bei günstiger Gelegenheit die Befreiung vom französischen Joche versuchen könne. Bis diese nicht gekommen sei, müsse sich der König „jeder provozierenden Maßregel" enthalten und vor allem jede „unzeitige Bearbeitung des Volkes" vermeiden. In demselben Sinne äußerte sich der Staatsrat Freiherr v. Altenstein und der geheime Legationsrat Nagler, einer der heftigsten Gegner Steins.

Die Nachrichten aus Wien waren nicht geeignet, die Behauptung derjenigen, die den Zeitpunkt zum Losschlagen geeignet hielten, zu unterstützen. Götzens Memoire hatte nicht den gehofften Erfolg gehabt; Erzherzog Karl hatte dasselbe zwar zu eingehenderem Studium an sich genommen, der Hauptmann v. Tiedemann, der ihm dasselbe überbracht und ihm über die militärische Verfassung Preußens mündlich Aufklärungen gegeben hatte, erwartete aber vergeblich eine Antwort darauf. Oesterreich war für den Augenblick noch nicht zum Schlagen entschlossen, selbst Stadion, der von der Unvermeidlichkeit des Kampfes überzeugt war, vertrat jetzt die Ansicht, man müsse die Organisierung der von Ungarn bewilligten Streitkräfte abwarten. „Die damaligen Verhandlungen zwischen Preußen und Oesterreich," bemerkt Ranke,[1]) „haben zu keinem Resultat geführt; sie sind aber doch historisch von hohem Wert, inwiefern sie die erste wirkliche Annäherung der beiden Höfe und die Anerkennung eines ihnen gemeinschaftlichen Interesses begründeten. Die preußischen Eröffnungen machten den besten Eindruck auf den Kaiser Franz, zumal sie, wenn sie Napoleon mitgeteilt wurden, dessen Feindseligkeit gegen Preußen verdoppelt hätten, also ein großes Vertrauen bewiesen. Er hat damals gesagt, daß die Existenz des einen der beiden Staaten von der des andern abhänge."

Als man von dem Aufschube der österreichischen Aktion gegen Napoleon

---

[1]) Denkwürdigkeiten des Fürsten v. Hardenberg IV, 173.

in Berlin überzeugt war, blieb dem Könige keine Wahl mehr, er mußte sich allen Forderungen Frankreichs fügen. Am 24. November erfolgte die Entlassung Steins aus dem preußischen Dienste, nachdem der König noch vorher die Organisation der obersten Staatsbehörden nach Steins Entwurf sanktioniert und damit dem Reformwerke, das unter dessen Ministerium begonnen worden war, einen entsprechenden Abschluß gegeben hatte. Wir werden uns mit den Schöpfungen Steins im Zusammenhange mit dem Wiederaufbau des preußischen Staates noch ausführlicher zu beschäftigen haben, beruht doch auf ihnen die Neugestaltung des deutschen Bürgertums, der modernen städtischen Verfassung; es soll hier nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß die großen Verdienste, die sich Stein durch seine innerhalb eines Jahres entwickelte Thätigkeit um den preußischen Staat und die deutsche Nation erworben hatte, schon damals erkannt worden waren. Friedrich Wilhelm hat wahrlich im Namen von Tausenden gesprochen, als er das an Stein gerichtete eigenhändige Schreiben vom 24. November mit den Worten schloß: „Es ist gewiß ein höchst schmerzliches Gefühl für mich, einem Manne Ihrer Art entsagen zu müssen, der die gerechtesten Ansprüche auf mein Vertrauen hatte, und der zugleich das Vertrauen der Nation so lebhaft für sich hatte. Auf jeden Fall müssen Ihnen diese Betrachtungen, sowie das Bewußtsein, den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt zu haben, die größte und zugleich edelste Genugthuung und Beruhigung gewähren.“ Der Ausspruch Friedrich Wilhelms und sein Verhalten beim Abschiede Steins von Königsberg ist um so bemerkenswerter, als er dadurch offen gegen jene Partei in seinem Staate Stellung nahm, die gegen Steins Verbleiben im Amte fast ebenso heftig aufgetreten war, als die Franzosen, die in ihm den „Demokraten“ verabscheuten und ihn dem Könige als eine Gefahr für den Thron denunzierten. Am Königsberger Hofe war diese Partei der „Kakodämonisten“, wie sie Sack nannte, nicht sehr stark vertreten, um so zahlreicher in Berlin, wo die ohnehin schon korrumpierte Gesellschaft von stellenhungrigen Bureaukraten und ungebildeten, halb verblödeten Junkern durch den Verkehr mit den Franzosen durchaus nicht gebessert worden war. Die Brutalität der höheren Beamten und Offiziere, die im Namen Napoleons in der preußischen Hauptstadt Fußtritte austeilten, findet ihre beste Erklärung in der Niedertracht und Erbärmlichkeit der Leute, mit denen sie am meisten zu thun bekamen, die ihnen aber unmöglich Achtung einflößen konnten. Daß man auf dieser Seite kein Verständnis für Steins Reformen haben konnte, ist ja durchaus nicht erstaunlich; Staatsmänner von der Bedeutung Steins sind mit ihren Anschauungen stets um eine Generation vorgerückt; zu bedauern ist nur der Mangel an Nationalgefühl, der sich in den Berliner Adels- und Beamtenkreisen äußerte, das Liebäugeln mit den Franzosen, mit denen sie sich eher zu befreunden verstanden als mit den Anhängern Steins. Der ehemalige Minister v. Voß ging so weit, dem Könige den Tugendbund, der fast unter des Königs Augen entstanden war, als einen „revolutionären Orden“ zu denunzieren, dagegen den Marschall Davoust, dem man die Entdeckung dieser verbrecherischen Gesellschaft zu danken habe, als eine derbe, aber ehrliche Soldatennatur, als den „Freund Preußens“ zu schildern. Mit ihm konnten die

meisten Freunde des alten Regimes zwischen Umsturz und Reform nicht unterscheiden, in den begeisterten Patrioten, die auf ein einträchtiges Zusammengehen aller Stände hinwirkten und die Begründung einer volkstümlichen Heeresorganisation anstrebten, erblickten sie Jakobiner, die auf den Sturz des Adels ausgingen. [1])

Diesen Strömungen gegenüber ist das Verhalten des Königs um so höher anzuschlagen. Es läßt sich nämlich wohl beweisen, daß die Intriguen der Feinde Steins mit den Forderungen der französischen Funktionäre nach dessen Entfernung zusammengetroffen sind: es liegt aber kein Anhaltspunkt dafür vor, daß sie irgend welche Wirkung gehabt hätten. Stein selbst scheint zwar an eine Abnahme der Gunst geglaubt zu haben, die ihm bis dahin die Königin zugewendet hatte, seine Abneigung gegen die Reise nach Petersburg, für welche die Königin sehr eingenommen war, kann ja auch die gute Laune der letzteren getrübt haben; auch hat es gewiß nicht an Verleumdungen und hämischen Bemerkungen über Stein gefehlt, die dem Könige zugetragen wurden; aber den Willen des Königs haben sie nicht bestimmt, und ohne die Rücksicht auf die Drohungen der französischen Beamten und Generale wäre es den Herren Nagler und Altenstein gewiß nicht gelungen, den König zu einem Schritte gegen Stein zu bewegen. Wenn es schon an einer wahren Uebereinstimmung in den Ansichten über die Grundsätze der Verwaltung zwischen den beiden gefehlt haben sollte, so war doch die Sorge um die Finanzen zu dringend, um den Mann von der Regierung zu entfernen, der ohne Zweifel den größten Kredit unter allen preußischen Beamten in Anspruch nehmen durfte. Wenn übrigens das Vertrauen des Königs in seinen ersten Minister erschüttert gewesen wäre, so würde er gewiß nicht unmittelbar vor dessen Abgange, am 22. November, seinen Rat über die Rückkehr nach Berlin und über die Einrichtungen, die am Hofe zu treffen seien, eingeholt und Stein würde, ohne der Gesinnungen des Königs sicher zu sein, sich nicht erdreistet haben, ihm geradezu Ausstellungen über gewisse Zustände, die am Hofe herrschten, und über Personen, die daselbst Zutritt und Aemter hatten, zu machen. „Die Rückkehr des Königs nach Berlin wird in die Seele seiner zwischen Weichsel und Elbe wohnenden Unterthanen nach langem Leiden wieder Ruhe und Zufriedenheit bringen. Sie wird das innere Vertrauen befestigen, sie wird auch dem Fremden mehr Zutrauen auf die Dauer der Regierung einflößen und die Wiederherstellung der Behörden und des Geschäftsganges erleichtern. Der Aufenthalt in Berlin wird aber auch den König in unmittelbare Berührung bringen mit allen jetzt mit so vieler Leidenschaftlichkeit in Bewegung gesetzten Triebrädern in- und ausländischer Kabale, er wird sorgsamer von allen Seiten beobachtet werden, er wird mit weniger äußerer Unabhängigkeit bei den im folgenden Jahre zu erwartenden großen Ereignissen handeln können. Es ist also nötig, daß er sich gegen das Einwirken fremder Kabale sichere, daß er sich der Beobachtung mehr entziehe und daß er seine äußere Unabhängigkeit möglichst erhalte." Stein stellt hierauf die Entfernung des

[1]) Alfred Stern, Der Sturz des Freiherrn v. Stein im Jahre 1808 und der Tugendbund. (Abhandlungen und Aktenst. 1807—1815.)

Generals Köckeritz, den er als ein Hauptwerkzeug der inländischen Kabale bezeichnet, als notwendig dar und fährt in seiner Kritik des Hofes fort: „Um sich der Beobachtung zu entziehen, muß ein größeres Geschäftsgeheimnis beobachtet und der Hof möglichst von zweideutigen und Leuten gereinigt werden, deren Ruf nicht ganz rein und unbescholten ist. Dinge von der größten Wichtigkeit werden im Innern der Familie gelesen und besprochen, sehr vieles von geringerer Bedeutung kommt des Abends beim Theetrinken vor, das Wohnzimmer der Frau v. Voß wird von Besuchern nicht leer, hier erscheinen Gesandte, Soldaten, Geschäftsleute, Menschen aller Art und alles Sinnes — wie ist bei einer solchen Einrichtung ein Geheimhalten möglich, und die wichtigsten Dinge werden zu Stadtgesprächen ..." So konnte und wollte gewiß nur der Mann zum Könige sprechen, der das Bewußtsein in sich tragen durfte, ihm nicht nur im politischen, sondern auch im rein menschlichen Sinne nahe zu stehen. Nicht nur in allen inneren Regierungsangelegenheiten gab Friedrich Wilhelm den Anträgen Steins bis zum letzten Augenblicke seiner ministeriellen Thätigkeit Folge, auch die äußere Politik wurde von diesem für die nächste Zeit noch beeinflußt. „Man darf es wohl als die letzte Einwirkung Steins bezeichnen," meint Hassel,[1]) „daß der König am Tage vor der Abreise desselben dem österreichischen Geschäftsträger in Königsberg Eröffnungen machen ließ, durch welche er das System seiner Politik in der rücksichtslosesten Weise dem Wiener Kabinett darlegte. Er beschränkte sich nicht auf die Mitteilung der Konvention vom 8. September, sondern gestand auch zu, daß Preußen sich in einem geheimen Artikel verpflichten mußte, in einem zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrechenden Kriege ersterem ein Hilfscorps zu stellen. Er werde sein möglichstes thun, um der ihm aufgedrungenen Verpflichtung auszuweichen. Sollte die militärische Lage seines Staates ihn hindern, sich sofort bei Beginn des Krieges von Frankreich loszusagen, so werde er bei der ersten günstigen Gelegenheit seine Streitkräfte mit denen Oesterreichs vereinigen."

Als Stein von seinem Amte schied, ließ er durch seinen Freund Schön die Hauptgedanken, die ihn bei seinen Reformen geleitet hatten, und die nach seiner Meinung auch in Zukunft die leitenden Gesichtspunkte der preußischen Regierung sein sollten, in einem für die obersten Beamten der Verwaltung bestimmten Schreiben zusammenstellen, das später unter dem Namen seines politischen Testamentes bekannt geworden ist. Einige der bedeutungsvollsten Sätze aus diesem Schriftstück dürfen in einer Deutschen Geschichte nicht fehlen; in ihnen ist das Programm für die Entwickelung des preußischen Staates ausgesprochen, der berufen war, der Sammelpunkt für die Wiedervereinigung der zersprengten deutschen Stämme zu werden; nur auf diesen Ideen konnte die Erziehung eines Volkes aufgebaut werden, mit dem die Fürsten und Staatsmänner einer späteren Zeit das damals im Drange der Not, aber auch in festem Glauben an die schlummernde Kraft der Nation begonnene Werk zu Ende führten.

„1. Regierung kann nur von der höchsten Gewalt ausgehen. Sobald das Recht, die Handlungen eines Mitunterthans zu bestimmen und zu leiten, mit

[1]) Geschichte der preußischen Politik 1807—15. I, 301.

einem Grundstücke ererbt und erkauft werden kann, verliert die höchste Gewalt ihre Würde, und im gekränkten Unterthan wird die Anhänglichkeit an den Staat geschwächt. Nur der König sei Herr, insoferne diese Benennung die Polizeigewalt bezeichnet, und sein Recht übe nur der aus, dem er es jedesmal überträgt. — 2. Derjenige, der Recht sprechen soll, hänge nur von der höchsten Gewalt ab. Wenn diese einen Unterthanen nötigt, da Recht zu suchen, wo der Richter vom Gegner abhängt: dann schwächt sie selbst den Glauben an sein unerschütterliches Recht, zerstört die Meinung von ihrer hohen Würde und den Sinn für ihre unverletzbare Heiligkeit. Die Aufhebung der Patrimonialjurisdiktion ist bereits eingeleitet. 3. Die Erbunterthänigkeit ist vernichtet. Es bestehen aber noch in einigen Gegenden Gesindeordnungen, welche die Freiheit des Volkes lähmen. Auch hat man Versuche gemacht, durch neue Gesindeordnungen die Erbunterthänigkeit in einigen Punkten wieder herzustellen ... Es bedarf, meiner Einsicht nach, keiner neuen Gesindeordnungen, sondern nur der Aufhebung der vorhandenen. Das, was das allgemeine Landrecht über das Gesindewesen festsetzt, scheint mir durchaus zureichend. In diesen drei Sätzen ist die Freiheit der Unterthanen, ihr Recht und ihre Treue gegen den König gegründet. Alle Bestimmungen, die hiervon ausgehen, können nur Gutes wirken. Das nächste Beförderungsmittel scheint 4. eine allgemeine Nationalrepräsentation. Heilig war mir und bleibe uns das Recht und die Gewalt unsers Königs. Aber damit dieses Recht und diese unumschränkte Gewalt das Gute wirken kann, was in ihr liegt, schien es mir notwendig, der höchsten Gewalt ein Mittel zu geben, wodurch sie die Wünsche des Volkes kennen lernen und ihren Bestimmungen Leben geben kann. Wenn dem Volke alle Teilnahme an den Operationen des Staates entzogen wird, wenn man ihm sogar die Verwaltung seiner Kommunalangelegenheiten entzieht, kommt es bald dahin, die Regierung teils gleichgültig, teils in einzelnen Fällen in Opposition mit sich zu betrachten. Daher ist der Widerstreit oder wenigstens Mangel an gutem Willen bei Aufopferung für die Existenz des Staats. Wo Repräsentation des Volkes unter uns bisher stattfand, war sie höchst unvollkommen eingerichtet. Mein Plan war daher, jeder aktive Staatsbürger, er besitze 100 Hufen oder eine, er treibe Landwirtschaft oder Fabrikation oder Handel, er habe ein bürgerliches Gewerbe oder er sei durch geistige Bande an den Staat geknüpft, habe ein Recht zur Repräsentation. 5. Zwischen unsern beiden Hauptständen, dem Adel und dem Bürgerstande, herrscht durchaus keine Verbindung. Wer aus dem einen in den andern übergeht, entsagt seinem vorigen Stande ganz. Dieses hat notwendig die Spannung, die stattfindet, erzeugen müssen ... Jeder Stand fordert jetzt, abgesondert, den Beistand der höchsten Gewalt, und jedes Gute, jedes Recht, das dem einen widerfährt, betrachtet der andre als eine Zurücksetzung. So leidet der Gemeingeist und das Vertrauen zur Regierung. Diese Ansicht hat mir die Meinung von der Notwendigkeit der Reform des Adels veranlaßt ... Durch eine Verbindung des Adels mit den andern Ständen wird die Nation zu einem Ganzen verkettet, und dabei kann das Andenken an edle Handlungen, welche der Ewigkeit wert sind, in einem höheren Grade erhalten werden. Diese Verbindung wird zugleich 6. die allgemeine Pflicht zur Verteidigung des Vaterlandes lebhaft begründen,

und auch diese Allgemeinheit muß notwendig gleichen Eifer für die Regierung in jedem Stande erzeugen. Nur der Bauernstand wird deshalb, weil er durch Erbunterthänigkeit so lange zurückgehalten wurde, einiger positiven Unterstützung zur Erhöhung seines persönlichen Wertes noch bedürfen." Hierzu zählt Stein die Vernichtung der Fronen. Zum Schlusse tritt er für die Neubelebung des religiösen Sinnes des Volkes und für die Verbesserung der Erziehung und des Unterrichtes ein. „Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden und werden die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland sorgfältig gepflegt: so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen."

Am 5. Dezember reiste der Freiherr v. Stein von Königsberg nach Berlin; er hatte die Absicht, von dort mit seiner Familie nach Breslau zu ziehen. In den ersten Tagen des Januar 1809 traf der neu ernannte französische Gesandte v. Saint-Marsan in Berlin ein und brachte das berühmt gewordene Dekret mit, das Napoleon am 16. Dezember im Lager von Madrid erlassen hatte: „Le nommé Stein cherchant à exciter des troubles en Allemagne est déclaré ennemi de la France et de la confédération du Rhin. Les biens que le dit Stein posséderait soit en France soit dans les pays de la confédération du Rhin, seront séquestrés. Le dit Stein sera saisi de sa personne partout ou il pourra être atteint par nos troupes ou celles de nos alliés." In der Stunde, in welcher der große Napoleon diese Achtserklärung erließ, die den Mann, den er selbst dem Könige von Preußen zum Minister vorgeschlagen, seiner Freiheit und seines Vermögens berauben sollte, muß er sich selbst sehr klein vorgekommen sein. Ein „großer Mann" sollte doch eigentlich nie ungezogen werden; indem der Korse Bonaparte dem Reichsfreiherrn vom Stein die ihm gebührende Namensbezeichnung verweigerte, benahm er sich so knabenhaft frech, daß man an seiner Befähigung, die Stellung eines Monarchen würdig zu vertreten, notwendig zweifeln mußte. In den Herzen der deutschen Patrioten hat er durch seine ebenso unkluge als unanständige That den Haß verstärkt, der dazu notwendig war, um die Nation von der Notwendigkeit des unausbleiblichen Kampfes auf Leben und Tod zu überzeugen. — Stein reiste am 6. Januar von Berlin ab und traf nach kurzem Aufenthalte in Schlesien, wo er von seinen Freunden vor den französischen Spionen verborgen werden mußte, am 16. d. M. in Prag ein. Der Kaiser von Oesterreich gewährte ihm Aufenthalt in seinen Staaten, wies ihm jedoch anfänglich eine bestimmte Stadt, Brünn, zum Aufenthaltsorte an; erst nach Ausbruch des Krieges wurde ihm die freie Wahl desselben, und zwar auch in Wien, gestattet.

Sowohl in Preußen als auch in Oesterreich waren die Parteien und die Männer, die den Widerstand gegen die immer steigende Gewaltherrschaft Napoleons als notwendig erkannten, von der Ueberzeugung ausgegangen, daß nur

durch das Zusammenwirken dieser beiden Mächte ein Waffenerfolg erzielt werden könne; auf beiden Seiten rechnete man auch auf das Zusammentreffen des Krieges in Mitteleuropa mit dem Aufstande in Spanien; dennoch kam es nicht zu einer gemeinsamen That. Den ganzen Herbst 1808 hindurch, als die Stimmung in Preußen für den Krieg am günstigsten war, als Napoleon die Annahme der Konvention erzwang, als Stein noch an der Spitze der Geschäfte stand und seine Popularität in Deutschland von Tag zu Tag zunahm, als das ganze Volk die Erhebung erwartete, während Napoleon den größten Teil der großen Armee zum Entscheidungskampfe nach Spanien zog, hatte Oesterreich gezögert, dem Könige von Preußen jene Zusicherungen zu geben, ohne die er doch unmöglich den Widerstand gegen Napoleons Forderungen aufnehmen und sich dem Angriffe der noch immer in Deutschland befindlichen französischen Truppen aussetzen konnte. In demselben Augenblicke aber, in welchem die eigentliche Kriegspartei in Preußen abgedankt, Stein entlassen war und die Operationen zur Tilgung der Kriegsschuld begonnen hatten, gleichzeitig aber auch die Nachrichten über die Erfolge Napoleons in Spanien einlangten, trat der Kriegseifer in Oesterreich mit solchem Ungestüm auf, daß eine friedliche Lösung der Spannung zwischen Oesterreich und Frankreich kaum mehr in Aussicht genommen werden konnte.

Die Verhältnisse, die im Herbste 1808 eine plötzliche Kriegserklärung gefährlich erscheinen ließen, waren in den ersten Tagen des Jahres 1809 gewiß nicht beseitigt, weder die Reorganisation der inneren Verwaltung noch die Armeereform hatte jene wesentlichen Fortschritte gemacht, von denen man eine nachhaltige Erstarkung der Monarchie und deren Befähigung zu einem planmäßig ins Werk gesetzten, bis aufs Aeußerste fortgesetzten Widerstande erwarten durfte. Entwickelungen dieser Art sind überhaupt nicht in einigen Monaten, ja kaum in Jahren zu erzielen. Der Krieg im Jahre 1808 wäre bei Oesterreich nur durch die Möglichkeit, ein besonders günstiges Zusammentreffen von Umständen auszunützen, bei Preußen außerdem noch durch die Unmöglichkeit, die Konvention und die Entlassung Steins anzunehmen, gerechtfertigt gewesen; zur Rechtfertigung des Krieges von 1809 läßt sich wenig Stichhaltiges anführen. Napoleon hatte den spanischen Aufstand niedergeworfen: am 5. November war er, von Erfurt kommend, in Vittoria angelangt, hatte den Oberbefehl über die acht Armeecorps, die Garden und ein Reservekavalleriecorps übernommen, die mittlerweile unter den Marschällen Lannes, Soult, Bessières, Ney, Lefèbvre, Moncey, Victor und Berthier zwischen den Pyrenäen und dem Ebro zusammengezogen worden waren, und mit wuchtigen Schlägen die ihm gegenüberstehenden Insurgentencorps auseinander getrieben. Durch die Eroberung von Burgos war der linke Flügel unter General Blake von dem Zentrum unter Castaños getrennt, hierauf Blake bei Espinosa geschlagen und bis Asturien zurückgedrängt worden; am 23. November hatte Lannes bei Tudela die spanische Hauptmacht unter Castaños und Palafox besiegt, Moncey gleichzeitig die Einschließung von Saragossa begonnen; der Kaiser aber war am 4. Dezember nach der glänzend durchgeführten Erstürmung der Somosierra in Madrid eingerückt. Die englische Armee unter Moore, die von Napoleon und Soult in die Mitte genommen und aufgerieben

werden sollte, entkam zwar dem ihr zugedachten Schicksale, sie mußte sich aber in Coruña einschiffen und Portugal dem Einmarsche Soults preisgeben. Napoleon konnte seine eigene Aufgabe in Spanien als beendet ansehen; er hatte seinen Bruder wieder in seine Hauptstadt geführt und ihm sein Königreich als ein durch die Gewalt der Waffen erobertes zum zweitenmal übergeben, er hatte ihm außerdem sieben Armeecorps unter durchaus bewährten Führern in einer Stärke von 150—160 000 Mann zurückgelassen, mit denen er wohl annehmen durfte, die den Widerstand fortsetzenden, vereinzelten spanischen Scharen zerstreuen oder vernichten zu können. Daß dieser Kampf ein langwieriger und verlustreicher werden würde, an dem sich die besten Truppen der Armee verbluten sollten, konnte man in Wien ebensowenig voraussehen, als es Napoleon geahnt hat. Am 17. Januar kehrte dieser daher nach Paris zurück, umstrahlt von der Glorie neuer Siege und kraftvoll genug, um gegen einen Friedensbrecher ausreichende Heeresmassen ins Feld stellen zu können.

Die Teilnahme Preußens an der Erhebung war für einen richtig urteilenden Staatsmann zum mindesten höchst unsicher geworden. Man konnte unmöglich glauben, daß die Thatkraft Friedrich Wilhelms nach der Entfernung Steins sich steigern, daß die nationale Bewegung in Deutschland ohne dessen Mitwirkung zu einem bedeutenden Aufschwunge gelangen werde; man mußte im Gegenteil wahrgenommen haben, daß die neuerdings zu größerem Einflusse gelangten konservativen Kreise die Entfesselung der Volkskräfte in einem Verzweiflungskriege um jeden Preis verhindern wollten, weil sie darin die allergrößte Gefahr für die Staats- und Gesellschaftsordnung erblickten. Endlich war man in Kenntnis, daß bei dem Besuche, den das preußische Königspaar im Anfange des Jahres 1809 in Petersburg gemacht hatte, der Zar sich nicht vergebens bemüht hatte, seinem Freunde auseinanderzusetzen, daß es für ihn augenblicklich keinen andern Weg gebe, um seinen Staat vor gänzlicher Zertrümmerung zu bewahren, als den des engen Anschlusses an Rußland und dadurch auch an Napoleon, den Bundesgenossen des Zaren. Um die Mitte des Februar war man über diesen Gesinnungswechsel in Wien außer allem Zweifel.[1]) Dennoch hielt man auf dem Wege, der zum Kriege führen mußte, nicht zurück; der Kriegseifer machte sich sogar immer unverhohlener bemerkbar.

Der allermerkwürdigste, kaum erklärbare Umschwung war mit Erzherzog Karl vorgegangen. Dieser hatte im Jahre 1807 den Ausschlag gegen die Beteiligung Oesterreichs am preußisch-russischen Kriege gegeben, er hatte im Herbste 1808 der kriegerischen Tendenz Stadions aufs kräftigste entgegengearbeitet und sich dabei auf Gründe gestützt, deren Gewicht nicht zu unterschätzen war. Eine Denkschrift, deren Wortlaut uns zwar noch nicht vorliegt, deren Inhalt aber Wert-

---

[1]) Wertheimer (Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts II, 271) macht hierzu die Bemerkung: „Es war eine bittere Erfahrung, die man da in letzter Stunde, unmittelbar vor Beginn des Krieges machte." Die Anklage, die dadurch gegen den König von Preußen erhoben wird, ist deshalb unberechtigt, weil dieser, als er die Reise nach Petersburg antrat, unmöglich die Ueberzeugung haben konnte, daß Oesterreich unter allen Umständen losschlagen wolle. Er durfte sich in seinen Entschlüssen vollkommen frei und ungebunden erkennen.

heimer nach dem im Archive des Erzherzogs Albrecht befindlichen Originale ziemlich ausführlich bekannt gibt, setzt dieselben überzeugend auseinander: „In dem kurzen Zeitraum von 1805 bis 1809 war allerdings vieles geschehen, um das österreichische Kriegswesen auf einen den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechenden Standpunkt zu erheben. Die Bildung der Offiziere, der Geist, die Zucht und die Beweglichkeit der Truppen waren besser als vor den Unfällen des Krieges von 1805. Aber diese Beweglichkeit beschränkte sich mehr auf den Wirkungskreis einzelner Regimenter und Anführer. Um der Armee größere Schlagfertigkeit zu verleihen, fehlte es noch immer an der genügenden Anzahl tüchtiger Generale. Die meisten derselben erhoben sich selten über das Niveau eines Regimentskommandanten, die wohl fähig waren, ein einzelnes Regiment, aber außer stande, ganze Truppencorps zu führen. Teils wegen der bedrängten finanziellen Lage, teils um Napoleon keinen Anlaß zu Mißtrauen zu geben, hatte man während der Friedenszeit nicht daran denken dürfen, größere Truppenabteilungen zu gemeinsamen Uebungen zu vereinigen. Und wie es den Generalen noch immer an höherer Geistesbildung mangelte, so machten sich die gleichen Nachteile bei den Offizieren des Generalstabs geltend. Die Eignung zum Mappieren war der einzige Maßstab ihrer Fähigkeiten." Dennoch wurden sie von den Generalen als Retter in der Verlegenheit betrachtet. Den technischen Truppen fehlte es an der nötigen Ausbildung. Es hätte eines langen Zeitraumes bedurft, um alle die Neuerungen, die in der Armee eingeführt werden mußten, damit sie mit der französischen auf gleiche Höhe kamen, Wurzel schlagen zu lassen. Die Langsamkeit des Fortschrittes hing mit der „Schwerfälligkeit und Lauheit der Zivilbehörden zusammen, die der geringsten Veränderung Widerstand entgegensetzten". Daß Erzherzog Karl in dieser Beurteilung der Zivilbehörden nicht allein stand, das beweist die Denkschrift seines Bruders Erzherzog Rainer über die Organisation des Staatsrates aus dem Jahre 1808, in der als „die vorzüglichsten Uebel, welche das Publikum der gegenwärtigen Regierungsmethode zur Last legt", aufgezählt werden: „Systemlosigkeit, ungleiche Behandlung der Geschäfte, Einseitigkeit, Kleinfügigkeit, Verzögerung, Mißtrauen von allen Seiten, Unschlüssigkeit, Kraftlosigkeit, Mangel an Belohnungen und Strafen, daher große Immoralität der Beamten, freier Spielraum, welcher den Intriguen, Kabalen, den gewinnsüchtigen Staatsbeamten, den kriechenden Heuchlern und zudringlichen Unverschämten und der ganzen übrigen Zahl verächtlicher Egoisten, Planmacher, Denunzianten, Vielschreiber gegeben wird, zu häufige Versetzung höherer Beamten, wodurch der Dienst außerordentlich gefährdet wird, Mangel an Kenntnis der wahren Lage des Staates in seinen inneren und äußeren Verhältnissen, Uneinigkeit unter den Großen des Reiches, wenn es sich um das Beste Ew. Majestät und des Staates handelt, hingegen Einigkeit, wenn es darum zu thun, Ew. Majestät fortwährend im Dunkeln zu erhalten, um dadurch ihre Privatvorteile höchstmöglichst zu befördern, halbe Maßregeln, welche immer die verheerendsten sind, viel zu wenig Wirkungskreis der Präsidenten und obersten Behörden, wodurch die Kräfte gelähmt werden, nicht nur nichts Böses, aber auch nichts Gutes thun, um die Geschäfte in der kürzesten Zeit abthun zu können, keine Verantwortlichkeit der Beamten und keine eingreifende

Strafe, wenn sich einer erkühnen wollte, das höchste Zutrauen zu mißbrauchen." [1])

Nicht viel anders hatte sich schon ein Jahr vorher ein dritter Bruder des Kaisers, Erzherzog Johann, in einer Denkschrift ausgesprochen, deren Inhalt sich mit dem der eben besprochenen des Erzherzogs Rainer berührt, ja sogar einzelne wörtlich übereinstimmende Sätze aufzuweisen hat. „Bekannt ist jedem," wird darin gesagt, „die langsame, schleppende Art, womit das Administrative der Monarchie geführt wird, die vielfache, zeitraubende Kontrolle, ohne ihren Zweck zu erreichen, die Unordnung, die in den Branchen herrscht, die zahllose Menge Beamter, die doch jetzt kaum hinreicht, die geringe Verläßlichkeit der Arbeiten." [2])

Trotz dieser Uebereinstimmung in der Verurteilung der österreichischen Verhältnisse gewann die Kriegspartei doch die Oberhand, ja Erzherzog Johann gehörte zu den eifrigsten Mitgliedern derselben. Bei ihm war der jugendliche Enthusiasmus und das lebhafte Nationalgefühl, das ihn beseelte, ausschlaggebend; Sache des um zehn Jahre älteren, gereiften und kriegserfahrenen Karl wäre es gewesen, in nachdrücklichster Form auf den Widerspruch aufmerksam zu machen, der zwischen dem Verlangen nach Reformen und einer überstürzten Kriegserklärung bestand. Noch unmittelbar vor der Erfurter Entrevue hatte Karl den Ausbruch des Krieges zu verhindern gesucht; bald nachher jedoch erklärte er seinem Oheim, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, „man scheine sich Frankreich gegenüber thatsächlich in einer Position zu befinden, wo nichts mehr zu schonen und nichts mehr zu gewinnen sei; er kümmere sich gar nicht mehr um Politik; alle Bemühungen, den Krieg hintanzuhalten, seien vergeblich."

Besonderen Eindruck scheint der Bericht über die Zustände Frankreichs gemacht zu haben, den Graf Metternich persönlich in Wien erstattete. Dieser hatte aus dem Verkehre mit Talleyrand und dessen Anhängern die Ansicht gewonnen, daß der spanische Krieg großes Mißvergnügen in Frankreich hervorgerufen habe, daß sich die Unzufriedenheit durch die Aussicht auf einen neuen Krieg mit Oesterreich steigern und gegen Napoleons Eroberungspolitik wenden werde. „Wir sind also endlich an einer Epoche angelangt," schreibt Metternich in einer Denkschrift vom 4. Dezember 1808, „wo sich im Innern des französischen Kaiserreichs selbst Alliierte anzubieten scheinen, und nicht etwa niedrige Intriganten, sondern Männer, die im stande sind, die Nation zu vertreten, verlangen unsre Unterstützung." [3]) Er berechnete die Streitkräfte, mit denen Napoleon den Krieg gegen Oesterreich werde führen müssen, auf nicht mehr als 200 000 Mann; gegen diese Zahl aber hoffte man aufkommen zu können. Allgemein wurde als sicher angenommen, daß Napoleon, sobald er Spanien ganz unterworfen haben werde, mit allen Mitteln, die ihm dann zur Verfügung stehen würden, gegen Oesterreich vorgehen und es vernichten werde. Stadion hielt in diesem Falle eine Verteidigung für fruchtlos und meinte, daß nur der Angriffskrieg, wenn

---

[1]) Wertheimer, Zwei Denkschriften Erzherzog Rainers aus den Jahren 1808 und 1809 (Arch. f. österr. Gesch. 78. Bd.).

[2]) v. Krones, Zur Geschichte Oesterreichs 1792—1816 S. 72.

[3]) Fournier, Napoleon II, 207.

er sofort beschlossen werde, die Rettung bringen könne. Versäume man den hierzu günstigen Zeitpunkt, „so werde der Unterthan dem Landesherrn, und nicht mit Unrecht, vorwerfen, daß er, statt den Feind bei Zeiten zu verhindern, in das Land zu fallen, ihm sozusagen die Thore in seine Provinzen geöffnet habe. Alles Vertrauen in die Regierung wird verschwunden sein, Mutlosigkeit und stumpfe Ergebung in das Schicksal an dessen Platz treten".[1]) Den Abmachungen Rußlands, das sich mit aller Bestimmtheit gegen die Erhebung Oesterreichs aussprach, wurde keine große Bedeutung zugeschrieben; man hoffte, den Zaren im letzten Augenblick umstimmen zu können. Auch diese Ansicht hatte Metternich verbreitet, der sich auf den Ausspruch Talleyrands berief: „Qu'Alexandre n'est plus entrainable par la France contre nous." Wenn schon keine Allianz mit Rußland zu erreichen sei, so könne man sich doch darauf verlassen, daß es Oesterreich gewiß nicht durch seine Teilnahme am Kriege in Verlegenheit setzen werde.[2]) Fürst Karl Schwarzenberg wurde noch im Januar 1809 nach Petersburg gesendet, um den Zaren womöglich zu bestimmten Versprechungen zu veranlassen; er erreichte jedoch nichts, sondern mußte sich durch unzweideutige Erklärungen Alexanders davon überzeugen, daß dieser an der Allianz mit Frankreich im vollen Umfange festhalte. Der Zar erbot sich dagegen, den Bestand Oesterreichs zu garantieren und dafür auch Napoleon zu gewinnen; am 2. März machte er Schwarzenberg sogar die Eröffnung, daß ihn Napoleon zur Anbahnung einer Tripelgarantie der drei Kaisermächte autorisiert habe. Das Wiener Kabinett verlegte sich nunmehr darauf, eine Verzögerung des Vorrückens der russischen Truppen zu erwirken. Schwarzenberg erhielt auch im April, als die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich bereits begonnen hatten, die Zusicherung, daß das Zusammentreffen der Russen mit den österreichischen Truppen so lange als möglich vermieden werden solle. Das war aber auch alles, wozu sich Alexander herbeiließ.

Die Bildung einer neuen Koalition gegen Frankreich war also völlig mißglückt; der einzige Bundesgenosse, auf den Oesterreich rechnen konnte, blieb England. Aber auch dieses entsprach den Erwartungen nicht, die man auf dessen Geldhülfe gesetzt hatte. General Graf Wallmoden war in Verkleidung und unter falschem Namen in London eingetroffen und hatte dort mit dem Ministerium Canning verhandelt. Stadion verlangte für die Vorbereitungen zum Kriege mindestens 2 Millionen Pfund und während des Verlaufes desselben monatlich 4—500 000 Pfund. Dies wurde als gänzlich unerfüllbar erklärt; die Finanzkraft Englands sei durch die Unterstützung der Spanier so weit in Anspruch genommen, daß so große Beträge, wie Oesterreich sie fordere, nicht aufgebracht werden könnten. Erst wenn eine förmliche Allianz beider Staaten geschlossen sei und der Krieg thatsächlich begonnen habe, können dem Parlamente Subsidienanträge gestellt werden. Nur 250 000 Pfund sollten vorläufig in Malta für Oesterreich hinterlegt werden, die ihm während des Krieges allmählich zufließen könnten. Statt durch diese neue Enttäuschung in seinem Kriegseifer

---

[1]) Wertheimer, Geschichte Oesterreichs und Ungarns II, 260.

[2]) Die Denkschrift Metternichs ist abgedruckt bei Beer, Zehn Jahre. Anhang IV.

abgekühlt zu werden, fühlte sich Stadion nur noch mehr zur raschen Eröffnung des Krieges gedrängt, weil er durch Erfolge die Engländer zu größeren Leistungen bestimmen zu können und die Mittel zur Kriegführung außer Landes zu finden hoffte. Denn mit dem österreichischen Staatsschatze war es selbstverständlich schon sehr schlecht bestellt. Der bewaffnete Friedenszustand durfte auf keinen Fall länger währen, er hätte zum Bankrott geführt; entweder mußte losgeschlagen oder abgerüstet werden. Stadion rechnete mit Sicherheit darauf, daß Napoleon im Frühjahre noch nicht Kräfte genug in Deutschland versammeln könne, um den ersten Stoß der in voller Stärke anrückenden österreichischen Armee zu parieren. Durch das Vorgehen der letzteren in Deutschland hoffte er den Volkskrieg entfachen zu können, von dem endlich auch Preußen mitgerissen werden mußte. Durch die unerwarteten Siege der Spanier im verflossenen Jahre war diese Begeisterung für die Massenerhebung entzündet worden, die man mit Aufrufen und Kriegsmanifesten hervorrufen wollte. — Der ungarische Reichstag von 1808 hatte durch seinen unerwartet günstigen Verlauf dazu beigetragen, die österreichische Kriegspartei in diesem Glauben zu bestärken. Der Palatin-Erzherzog Joseph, der sich bereits das Vertrauen der Nation errungen hatte, war bei den Vorbereitungen zu diesem Reichstage so geschickt verfahren, daß die Opposition nur sehr wenige Stimmen erhielt und man es wagen durfte, Forderungen zu erheben, die bisher stets zurückgewiesen worden waren, nämlich: Stellung und nicht Werbung der neuen Mannschaft für die Linienregimenter, Bildung einer Reservearmee und Bewilligung der nationalen Insurrektion, die nur bei Invasion des Landes in der größten Gefahr von Fall zu Fall berufen werden durfte, für einen längeren Zeitraum. Der Reichstag war am 9. September durch die Krönung der Kaiserin-Königin Maria Ludovica, der dritten Gemahlin des Kaisers Franz, sehr glücklich eingeleitet worden. Die reizende Erscheinung dieser liebenswürdigen jungen Fürstin, in deren temperamentvoller Anlage sich das italienische Blut des Hauses Este geltend machte, hatte auf die Magnaten und Deputierten einen mächtigen Eindruck gemacht. Die Anrede des Kaiser-Königs begegnete bereits einer hingebungsvollen Stimmung. Es schmeichelte den Magnaten, zu hören, daß „die Augen aller Völker, ganz Europas, auf sie gerichtet seien, daß ihre Verfassung ihren Ruhm und den Stolz ihres Königs bilde". Sie erwiderten die königliche Begrüßung mit der Bitte, sofort nach der Krönung der Königin die Mittel in Erwägung ziehen zu dürfen, die zur Sicherheit und Verteidigung des Landes nötig seien. Zu diesen Mitteln gehörte, daß dem Könige auf drei Jahre das Recht verliehen wurde, die Insurrektion ohne besondere Bewilligung des Reichstages einzuberufen; für das stehende Heer aber wurden 20000 Rekruten bewilligt.[1]) Das war mehr, als man verlangt hatte, und berechtigte allerdings zu großem Vertrauen auf die Opferwilligkeit des Volkes. Man durfte nur nicht vergessen, daß Bewilligungen noch keine Leistungen sind und daß von einem Reichstagsbeschlusse bis zum Ausmarsche einer schlagfertigen Truppe ein ziemlich großer Zeitraum vergehen muß, in welchem viele und mühevolle Arbeiten zu leisten sind. Es war der größte

[1]) Wertheimer, Geschichte Oesterreichs und Ungarns II, 290 u. ff.

Fehler Stadions, daß er den Verwaltungskörpern und den einzelnen Beamten Fähigkeiten zugemutet hat, die sie durchaus nicht besaßen, daß infolgedessen seine Berechnungen nicht stimmten und das Erreichte hinter dem Gewollten weit zurückblieb.

Erzherzog Karl war sich darüber vollkommen klar, daß die Armee im Frühjahre 1809 noch nicht jenen Grad der Ausbildung, auch nicht den Mannschaftsstand erreicht haben werde, auf den der Kriegsplan gestellt worden war. Auch die Mängel der Bespannung, des Verpflegungswesens waren ihm hinlänglich bekannt; durfte er dann auf jenen ersten Erfolg mit Sicherheit rechnen, ohne den der Krieg im vorhinein für verloren gelten konnte? Der Erzherzog rechnete nicht darauf, er hat in der entscheidenden Konferenz vom 8. Februar gegen die Kriegserklärung gestimmt, dennoch aber den Oberbefehl übernommen und sich zur Führung eines Offensivstoßes bestimmen lassen, der nicht genügend vorbereitet war. Dies ist der erste und vielleicht der größte Fehler, dessen sich Erzherzog Karl schuldig gemacht hat. Er findet aber seine Erklärung in dem ganz eigentümlichen Verhältnisse, in dem sich die Brüder des Kaisers zu diesem selbst befanden. Bei aller Liebe, die von der florentinischen Kinderzeit her die Söhne Leopolds II. verband, war Franz doch nicht frei von Mißtrauen. Dieses wurde genährt durch das Bewußtsein, daß ihn einige der jüngeren Brüder an Begabung übertrafen. Der Kaiser glaubte sich, ohne dabei gehässiger Eifersucht Raum zu geben, verpflichtet, um so genauer auf unbedingten Gehorsam der Brüder bestehen zu müssen, als er befürchtete, daß größere Selbständigkeit derselben zu Sonderbestrebungen führen würde, die dem Staate und dem Gesamthause Schaden bringen könnten. Es kam wohl auch vor, daß er absichtlich auf seiner Meinung bestand, um nicht den Verdacht der Abhängigkeit von dem Urteil eines andern zu erwecken. Die Errichtung eines selbständigen, vom Kriegsministerium unabhängigen Hofkriegsrates sollte die Macht, die dem Erzherzog Karl durch seine Ernennung zum Kriegsminister und Generalissimus gegeben war, wieder einigermaßen einschränken; der Kaiser fand es eben nicht angemessen, das gesamte Kriegswesen nur einem Einzigen anzuvertrauen, noch dazu einem Manne, dem er an Kenntnissen und Erfahrung nicht gewachsen war, den er also nicht zu kontrollieren vermochte. Erzherzog Karl verlangte volles und ganzes Vertrauen und hätte im Bewußtsein desselben freier gehandelt; er wäre dem oft bedeutenden und hochanstrebenden Fluge seines Geistes rückhaltslos gefolgt. Durch die Eigenart des kaiserlichen Bruders fühlte er sich gehemmt, wurde zurückhaltend und schließlich selbst mißtrauisch und empfindlich gegen jede selbständige Regung anderer, die er gerade im Einverständnisse mit dem Kaiser wußte. Es erregt unser aufrichtiges Bedauern, aus den intimen Briefen, die zwischen den Erzherzogen Karl, Joseph, Johann, Rainer und der jungen Kaiserin gewechselt wurden, zu ersehen, daß der beste Wille, die ehrlichste Hingebung an das Staatsinteresse, das in allen diesen Persönlichkeiten lebendig war, vergebens nach Bethätigung rang, weil im entscheidenden Falle eine Schwankung im Willen des Kaisers, das Eingreifen einer nicht in Rechnung gebrachten, vom Kaiser in Anspruch genommenen Kraft alle Ziele verrückte.

Man hat der Kaiserin Maria Ludovica großen Einfluß auf die Politik

Oesterreichs im Jahre 1809 zugeschrieben, man hat auch sie für den Krieg verantwortlich gemacht, man hat auf ihre Einwirkung die Entfremdung zwischen dem Kaiser und dem Generalissimus, die während des Feldzuges eintrat, zurückführen wollen; gewiß nicht ohne einige Berechtigung, aber doch in Ueberschätzung des Wertes, den der Kaiser selbst ihren oft sehr heftigen und leidenschaftlichen Aeußerungen beilegte. Die Kaiserin hing ihrem Gemahl mit rührender Treue an, sie verlangte von ihren Schwägern ebenfalls eine unbeschränkte Hingebung an den kaiserlichen Herrn, aber sie fühlte auch jede Ungerechtigkeit, die dieser gegen seine Brüder beging. Sie mühte sich in rastlosem Eifer ab, die Harmonie zwischen den ihr so nahestehenden Männern herzustellen, alle Kräfte zu einem gemeinsamen Handeln zu vereinigen, und geriet in eine ihr ganzes Wesen erschütternde Aufregung, wenn sie Gegenströmungen gewahrte, wenn sie eifersüchtige Regungen zwischen den Brüdern zum Nachteile des Gemeinwohles wirken sah. Sie hat noch im Sommer 1808 die Erhaltung des Friedens gewünscht, erst seit dem Herbste dieses Jahres ging sie mit der Kriegspartei, wahrscheinlich in demselben Glauben, der auch Stadion erfüllte, daß der Kaiserstaat um seine Existenz kämpfen müsse, bevor Napoleon nach gänzlicher Unterdrückung Spaniens seine ganze Macht gegen Oesterreich wenden könne. Ihre edle Begeisterung für die große Sache des Kampfes gegen den Tyrannen Europas hat sich den empfänglichen Seelen in ihrer Umgebung mitgeteilt und zu dem schönen patriotischen Aufschwunge mitgewirkt, zu dem die Völker Oesterreichs in jenem für dieselben immer denkwürdigen Jahre hingerissen wurden. Erzherzog Johann, der sich nie anders, denn als deutscher Prinz gefühlt hat, war der erste gewesen, der seiner nationalen Stimmung schon zwei Jahre vorher, in einer vom 15. Februar 1807 datierten Denkschrift, Ausdruck gegeben hatte, die er mit den Worten schloß: „Es scheint, als wenn sich der Augenblick nähere, wo die Vorsehung Oesterreich die Mittel reichen wird, die bedrängte Menschheit zu retten; dieser Augenblick werde ja nicht versäumt, alles angewendet, damit die Wahrscheinlichkeit des Gelingens Oesterreich zu teil werde, denn es ist der Augenblick, der das Dasein dieses Staates entscheidet. Nur ernstlichen Willen und Beharrlichkeit, so schlägt dann wohl die Stunde, wo die durch mannigfaches Unglück gebesserten Fürsten und die Nation Deutschlands ihre Selbständigkeit erkämpfen, wo Oesterreich das große Werk vollführen und sich dadurch fester als je mit dem Ersatze verlorener Länder verbinden wird, wo das Verdienst ihm bleiben muß, den Plänen eines selbstsüchtigen Eroberers ein Ende gemacht und Deutschlands Volk seine Freiheit und sein Ansehen wiedergegeben zu haben. Dann allein folgt Ruhe und mit ihr die Zeit innerer Besserung und Regenerierung des Staates."

In der Bevölkerung hatte schon die Errichtung der Landwehr die Gemüter mächtig erregt, bei der Eidesleistung der einzelnen Territorialbataillone wurden patriotische Reden gehalten und es zeigte sich, daß dieselben verstanden wurden, daß die Wehrmänner sich mit Stolz und Opfermut der neuen Fahne gelobten und eifrig die Uebungen mitmachten, wenn sie auch noch keine Uniformen erhielten und mit mangelhaften Waffen ausgerüstet wurden. Die Zumutung Napoleons, daß Oesterreich seine Rüstungen einstelle und auf die Landwehrorganisation verzichte, rief auch in den Kreisen der Bauern und Bürger Unwillen und trotzigen

Widerstand hervor. Damals sang Heinrich von Collin in seinen Wehrmannsliedern:

Feind, ha, du wagst es, und dräust uns verwegen?
Siedend empört sich mein feuriges Blut!
Nieder gebeutst du die Waffen zu legen?
Also nicht, Stolzer! noch hebet uns Mut!
Wenn bald der Feldruf schallet,
Ringsum der Donner hallet,
Zahlst du die Frechheit mit strömendem Blut!

Im März 1809 begann der Aufmarsch der Truppen, die Mobilisierung der Landwehr. Die Zeitungen brachten fast täglich Berichte über die Musterungen und die Festlichkeiten bei Fahnenweihen und Ausmärschen. Am 9. März wurden in Wien die Fahnen von fünf Bataillonen der niederösterreichischen Landwehr in der St. Stefanskirche geweiht, nachdem die Mannschaft vorher besichtigt worden war.

„So beschränkt die Zeit war," schreibt ein Augenzeuge, „in welcher diese Bataillone unter der Leitung ihrer Chefs für den Kriegsdienst gebildet wurden, so erfreulich und überraschend waren die Fortschritte derselben, so trefflich war der Geist, der die Offiziere wie die Mannschaft beseelte, so ruhig und fest der Entschluß, in jeder Gefahr, durch Wort und That ihres schönen und tiefgefühlten Berufs sich würdig zu zeigen. Nur sehr wenige Wehrmänner baten, durch körperliche Gebrechen und besondere häusliche Verhältnisse dazu gezwungen, um ihre Entlassung, aber ebenso schnell wurden ihre Stellen durch andre rüstige junge Männer ersetzt. Hausväter trennten sich von zahlreichen Familien; Fabrikanten, Künstler und Professionisten von ihren Gewerben, um in die stattliche Reihe der Landwehrmänner einzutreten. Es war kein künstlich aufgeregter Enthusiasmus, der ebenso schnell verschwindet, als er herbeigeführt wird. Es war jene stille Gemütsstimmung, die dem Oesterreicher eigen ist und ihn geräuschlos vom Worte zur That treibt."

An allen Orten wurden Sammlungen für die zurückbleibenden Familien der Landwehrmänner eingeleitet und für die Erhaltung der Witwen und Waisen gesorgt. In Wien waren in 5 Tagen 56000 Gulden beisammen, nach 10 Tagen 140000; außerdem spendeten einzelne Bürger, die nicht genannt sein wollten, 30000 und 40000 Gulden für die Ausrüstung der niederösterreichischen Landwehren und die allgemeinen Kriegsbedürfnisse. In Böhmen widmeten die reichen Grundbesitzer Ländereien zur Versorgung jener heimkehrenden Soldaten, die sich im Felde eine Auszeichnung verdient haben; für jeden Mann wurden Aecker mit 9 Metzen Aussaat bestimmt und in kurzer Zeit für 94 Mann die Grundstücke festgelegt. Ueberall traten Freiwillige in die zum Ausmarsche bestimmten Bataillone oder es eiferten die Bürger durch Aussetzung von Prämien zum Eintritt in die Freibataillone an. In Graz traten zwei Grafen Trauttmannsdorff, Vater und Sohn, gleichzeitig in das Freibataillon, ein Herr Fellinger mit drei Söhnen; die Universitätsstudenten, die als Schützendivision des 1. Grazer Landwehrbataillons formiert wurden, jedoch im Lande zurückbleiben sollten, überreichten

dem Erzherzog Johann eine Bittschrift, daß auch sie vor den Feind geführt werden mögen; der Erzherzog lehnte den Antrag jedoch mit dem Hinweise ab, daß die Studenten ihre Ausbildung zu Offizieren in der Heimat vornehmen müßten. Man werde auch sie noch brauchen. In Ungarn stellten die Komitate außer der Insurrektion noch Husarenregimenter und Freibataillone, ebenso wetteiferten die großen Adelsfamilien in der Stellung und Ausrüstung von Reiterabteilungen. Unter den ersten waren die Fürsten Esterhazy, Grassalkovich, Batthyany und eine Gräfin Keglevich, die je eine Husarendivision auf eigene Kosten ins Feld rücken ließen.

Die Idee Stadions, den von Oesterreich begonnenen Krieg in einen allgemeinen Volkskrieg aller Unterdrückten gegen Napoleon zu verwandeln, vor allem aber eine nationale Erhebung in Deutschland hervorzurufen, sollte durch ein Manifest angedeutet werden, das der Kaiser gleichzeitig mit der Kriegserklärung erlassen würde. Zur Abfassung desselben wurde Gentz, der den Winter in Prag zubrachte, nach Wien berufen. Er traf am 24. Februar daselbst ein und arbeitete einen vollen Monat hindurch an diesem Schriftstücke, das nicht nur eine der glänzendsten Leistungen des berühmten Publizisten, sondern ein Muster unsrer rhetorischen Prosa geworden ist. Es bietet einen Abriß der Geschichte Europas seit dem Preßburger Frieden und erörtert die Gründe, die den Kaiser von Oesterreich veranlaßt hatten, die deutsche Kaiserkrone niederzulegen, nachdem ihm zu wissen gethan worden war, „daß der Kaiser Napoleon von der Existenz eines Kaisers von Deutschland und einer deutschen Reichskonstitution fernerhin keine Kenntnis mehr nehmen werde". Der Kaiser sei über das bejammernswerte Schicksal, dem Deutschland entgegenging, nicht im Zweifel gewesen, er habe die verstärkte und dringende Gefahr erkannt, die aus einem System entspringen müsse, „welches alle benachbarte Länder in unmittelbare Abhängigkeit von Frankreich versetze. Das Recht, sich gegen die Einführung eines solchen Systems durch die äußersten Widerstandsmaßregeln zu verwahren, hätte dem Kaiser niemand streitig machen können. Wie mächtig aber auch die Beweggründe sein mochten, die Seine Majestät zur Behauptung dieses Rechtes aufzufordern schienen, eine Rücksicht, die sie alle überwog, gab den Ausschlag für ein andres Verfahren. Die unmittelbare Erhaltung der österreichischen Monarchie war des Kaisers erste und heiligste Pflicht; und unter den eingetretenen trüben Konjunkturen war diese zugleich für alle die Regenten und Völker, die dem Glück einer unabhängigen Existenz noch nicht ganz und auf immer entsagt hatten, ein gemeinschaftliches Interesse geworden. In einer Lage, wie die damalige war, das Schicksal Oesterreichs aufs Spiel zu setzen, wäre zunächst im offenbaren Widerspruch mit dem, was Seine Majestät gegen sich selbst und Ihre treuen Unterthanen oblag, und überdies noch ein bedenklicher Eingriff in die letzten Rettungsaussichten und Hoffnungen aller mitleidenden Staaten gewesen ... Seine Majestät faßten also den Entschluß, jeder zwecklosen und peinlichen Diskussion über eine Sache, deren wahres Verhältnis ohnehin keinem Zweifel unterlag, zuvorzukommen. Erleichtert wurde dieser Entschluß durch die unbedingte Bereitwilligkeit und Unterwerfung, die den Erfolg einer so gewaltsamen Revolution von allen Seiten zu begünstigen schien, durch das Stillschweigen aller

übrigen Mächte, vorzüglich aber durch den auffallenden Kaltsinn, mit welchem ein beträchtlicher Teil Deutschlands dem Untergange der alten Ordnung zusah. Eine Krone, die Seiner kaiserlichen Majestät durch gesetzmäßige Wahl der Reichsstände anvertraut, die jahrhundertelang in Ihrem durchlauchtigsten Hause für den Schutz und die Wohlfahrt des Reiches mit Ruhm getragen worden war, durch Gewalt behaupten zu müssen, würde selbst unter weniger dringenden Umständen die Würde und das Gefühl Seiner Majestät auf eine schmerzhafte Probe gestellt haben. Sie legten diese Krone nieder."

Es folgt eine Darstellung der durch den Krieg Napoleons gegen Preußen, den Tilsiter Frieden und die Kontinentalsperre geschaffenen Verhältnisse, der auf die Teilung der Türkei gerichteten Pläne und der Ueberwältigung Spaniens. „Was zu gleicher Zeit," heißt es weiter, „in Italien vorging, gab diesen drohenden Vorbedeutungen ein neues Gewicht. Jener weite Kreis von Oberherrschaft, der bald mit dem Namen des neuen Föderativsystems, bald mit dem noch ausdrucksvolleren des großen Reiches bezeichnet wurde, umfaßte längst die Totalität der italienischen Staaten. Dies war nicht genug. Die Unterwerfung sollte ins Einzelne gehen, sollte unmittelbarer und vollständiger werden . . . Die Provinzen des Kirchenstaats wurden, wie die Fürstentümer Parma und Piacenza, wie das von Frankreich selbst gestiftete, jetzt plötzlich und eigenmächtig wieder vernichtete Königreich Etrurien, teils Frankreich, teils dem Königreich Italien einverleibt; und Oesterreich erfuhr bei dieser Gelegenheit, durch einen feierlichen Vortrag im französischen Senat: daß der Wille des Kaisers Napoleons sei, die ganze Küste des mittelländischen Meeres entweder mit dem französischen Gebiet oder doch mit dem des großen Reiches zu vereinigen." Angesichts dieser Erscheinungen habe Oesterreich sich in einen wehrhaften Zustand versetzen, es habe seine Armee vervollständigen und verstärken müssen. Daraus habe Kaiser Napoleon für sich das Recht abgeleitet, Oesterreich mit Drohungen zu überschütten und einen Angriff gegen dasselbe vorzubereiten. Was Oesterreich im Verlaufe von drei Jahren gethan habe, um seine friedliche Gesinnung zu bekräftigen, selbst der von Frankreich geforderte Ausschluß der amerikanischen Flagge von den kaiserlichen Seehäfen, wodurch dem österreichischen Handel ein vernichtender Schlag zugefügt wurde, sei vergeblich gewesen, da die französische Regierung endlich sogar die Forderung stellte, daß der Kaiser von Oesterreich die zur Landesverteidigung eingeleiteten Maßregeln zurücknehme. „Um diesen Preis den Frieden zu erkaufen, war unmöglich; die Monarchie war von dem Augenblicke an vernichtet, wo die, welchen die Sorge um ihre Erhaltung oblag, sich bereit finden ließen, mit eigener Hand ihre letzten Schutzwehren niederzureißen." Außerordentlich klar und mit zwingender Logik wird daraus die Notwendigkeit einer Entscheidung durch die Waffen abgeleitet: „Der unmittelbare Zweck Seiner Majestät ist: jenem Zustande gewaltsamer Spannung, worin die österreichische Monarchie seit drei Jahren ununterbrochen geschwebt hat, einem Zustande, der unter dem eitlen Namen des Friedens alle Aufopferungen, Lasten und Gefahren des beschwerlichsten Kriegs über sie verhängt, ein Ende gemacht und den Staat in eine Lage versetzt zu sehen, die ihm die Wohlthat eines wirklichen Friedens und einer

ehrenvollen Ruhe verbürge. . . . Die Sicherheit der österreichischen Armee kann nicht auf einem isolierten Standpunkte gesucht, kann nicht abgesondert von dem Zustande benachbarter Länder, noch von der allgemeinen Verfassung des gesamten europäischen Staatensystems gedacht werden. Nur in dem Grade von Unabhängigkeit seiner Umgebungen, den der Anspruch auf allesumfassende Oberherrschaft, von welcher Seite er auch ausgehen mag, unmöglich machen würde, kann Oesterreich die vollständige Garantie seiner eigenen Unabhängigkeit finden. Das Schicksal dieser Umgebungen, besonders aber Deutschlands und Italiens, kann und darf die österreichische Regierung nicht mit sorgloser Gleichgültigkeit betrachten. Ihr Interesse ist mit dem Interesse dieser Länder zu genau, zu unauflöslich verwebt, die durchaus zentrale Lage dieser Monarchie bildet zu häufige, zu wichtige Berührungspunkte, und der Platz, den sie jahrhundertelang in allen großen Weltangelegenheiten behauptete, hat sie zu fest an das Ganze geknüpft, als daß sie, ohne tödliche Verwundung, davon losgerissen werden könnte." Es ist gewiß nicht zu übersehen und nicht von untergeordneter Bedeutung, daß in diesem Manifeste, das mit großer Ueberlegung die Weltstellung der österreichischen Monarchie darzuthun sucht, die Idee des Dreibundes angedeutet wird, durch den das Ziel erreicht werden konnte, das Gentz der österreichischen Politik gesteckt hat.

Daß Oesterreich, indem es die Waffen gegen Napoleon neuerdings erhob, zugleich für die Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands kämpfen wolle, daß es damit seinem geschichtlichen Berufe folge, und sich ein Anrecht auf die Mitwirkung aller deutschen Patrioten erwerbe, wird in dem Aufrufe erklärt, den Erzherzog Karl bei seinem Einrücken in Baiern erließ. „Wir überschreiten die Grenze nicht als Eroberer, nicht als Feinde Deutschlands, nicht um deutsche Verfassungen, Rechte, Sitten und Gebräuche zu vernichten und fremde aufzubringen, nicht um Throne zu stürzen und damit nach Willkür zu schalten, nicht um Deutschlands Habe uns zuzueignen und deutsche Männer in entfernten Unterjochungskriegen aufzuopfern. Wir kämpfen, um die Selbständigkeit der österreichischen Monarchie zu behaupten — um Deutschland die Unabhängigkeit und die Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren. Dieselben Anmaßungen, die uns bedrohen, haben Deutschland bereits gebeugt. Unser Widerstand ist seine letzte Stütze zur Rettung. Unsre Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Oesterreich war Deutschland selbständig und glücklich; nur durch Oesterreichs Beistand kann Deutschland wieder beides werden. Deutsche! Würdigt eure Lage! Nehmt die Hülfe an, die wir euch bieten! Wirkt mit zu eurer Rettung!"

Leider standen die Mittel, die man zum Kampfe aufgebracht hatte, mit der Kühnheit der Gesinnung nicht im Einklange. Die Hoffnung auf die Mitwirkung des deutschen Volkes war nicht unberechtigt, aber sie durfte nicht in den ersten Abschnitten des Feldzuges erwartet werden, die Erhebung konnte erst beginnen, wenn die österreichische Armee durch entscheidende Schläge sich eine imponierende Stellung auf deutschem Boden errungen hatte. Mit Begeisterung und gefühlvollen Worten lassen sich keine Schlachten schlagen, diese müssen mit kühler Berechnung und ausreichender Kraft vorbereitet werden. Daß es Oester-

reich daran nur zu sehr gebrach, wird der Verlauf des Feldzuges lehren, den wir nun zu verfolgen haben.[1])

Die österreichische Armee zählte zu Beginn des Feldzuges an Infanterie: 46 deutsche Regimenter zu 2 Feld- und 1 Depotbataillon und 1 Grenadierdivision, 15 ungarische Regimenter zu 3 Bataillonen, 17 Grenzregimenter zu 2 Bataillonen, 2 Garnisonsregimenter und 9 Jägerbataillone; an Kavallerie: 8 Kürassier-, 6 Dragoner-, 6 Chevauxlegers-, 12 Husaren- und 3 Ulanenregimenter; dazu 4 Artillerieregimenter zu 4 Bataillonen, von denen eines 6, die andern 4 Compagnien hatten. Diese lieferten die Bedienungsmannschaft, während das Feldzeugamt für Geschütze und Munition zu sorgen hatte und das Fuhrwesenscorps die Bespannung beistellte. Die Sollstärke dieser Heeresbestandteile betrug an Infanterie der Linie 279000 Mann, Kavallerie 36000 Pferde, Artillerie 12800 Mann und 860 Geschütze. Die Landwehr war auf 200000 bis 240000 Mann veranschlagt, es ist aber kaum ein Dritteil davon mobil geworden; denn der Einbruch des Feindes in das österreichische Gebiet verhinderte die Vollendung der Aufstellung, mit der erst kurz vor der Kriegserklärung begonnen worden war. Eine Berechnung der thatsächlich zur Organisation gelangten Bataillone ihrem Effektivstande nach ist noch nicht versucht worden.[2]) Die ungarische Insurrektion, die auf 80000 Mann gebracht werden sollte, bestand beim Ausbruche des Krieges aus 18½ Bataillonen und 107 Eskadronen mit zusammen 35000 Mann, von denen aber noch keine Abteilung schlagfertig war. Die vorhandenen Streitkräfte wurden in 9 Corps und 2 Reservecorps verteilt: I. Graf Bellegarde 25760 Mann, 2100 Pferde; II. Graf Kollowrat 23360 Mann, 2700 Pferde; III. Fürst Hohenzollern 23900 Mann, 1000 Pferde; IV. Fürst Rosenberg 24900 Mann, 2900 Pferde; V. Erzherzog Ludwig 24400 Mann, 2000 Pferde; VI. Freiherr v. Hiller 23400 Mann, 2140 Pferde; VII. Erzherzog Ferdinand 30000 Mann, 5200 Pferde; VIII. Marquis Chasteler 24500 Mann, 2600 Pferde; IX. Banus Graf Giulay 22300 Mann, 2000 Pferde. I. Reservecorps Fürst Johann Liechtenstein 13000 Mann,

---

[1]) Für die Darstellung maßgebend sind: Stutterheim, Der Krieg von 1809 (der einzige erschienene Band reicht nur bis zur Schlacht bei Aspern); Pelet, Mémoires sur la guerre de 1809; Heller v. Hellwald, Der Feldzug des Jahres 1809; Welden, Der Krieg von 1809 zwischen Oesterreich und Frankreich (Fortsetzung von Stutterheim); Das Heer von Innerösterreich (verfaßt von Erzherzog Johann, hrsg. von Hormayr); Marmont, Denkwürdigkeiten; Mémoires et correspondance de Prince Eugène; v. Angeli, Wagram; des Verfassers eigene Quellenstudien, die in dem Werke „Erzherzog Johann von Oesterreich im Feldzuge von 1809" (Graz 1892) zum größten Teile verwertet sind. Aus den Papieren des Erzherzogs Karl, deren Veröffentlichung für 1809 noch aussteht, lassen sich thatsächliche Berichtigungen kaum erwarten.

[2]) Eine unbedingt verläßliche, auf offiziellen Quellen beruhende wissenschaftliche Arbeit über den Krieg von 1809 ist dermalen noch nicht vorhanden; es wäre sehr wünschenswert, wenn die kriegsgeschichtliche Abteilung des österreichischen Generalstabs sich demnächst dieser Aufgabe unterziehen würde. Mit den Werken Höpfners oder v. Lettow-Vorbecks über den Krieg 1806—1807 kann sich das, was von österreichischen Militärschriftstellern vorliegt, nicht messen. Die Naivetät eines Heller von Hellwald äußert sich schon in der für einen Militär gewiß höchst eigentümlichen Ansicht, daß das Losschlagen mit zugestandenermaßen unzureichenden Kräften Bewunderung verdiene.

2560 Pferde; II. Reservecorps 7000 Mann, 2460 Pferde. Davon bildeten die Corps I—VI und die beiden Reservecorps die Hauptarmee unter dem Oberbefehle des Generalissimus Erzherzog Karl, das VIII. und IX. Corps die sogenannte italienische Arme oder das Heer von Innerösterreich unter Erzherzog Johann, das VII. unter Erzherzog Ferdinand sollte in Galizien und im Herzogtum Warschau operieren.

Napoleon hatte, während er in Spanien mit 7 Corps die Aufständischen und Engländer bekämpfte, folgende französische Heeresmassen in Deutschland zurückgelassen: die Rheinarmee unter dem Kommando Davousts, bestehend aus 4 Infanteriedivisionen, 3 schweren und einer leichten Kavalleriedivision, samt den Garnisonen der von Frankreich besetzten preußischen Festungen zusammen 53700 Mann, 14800 Pferde und das Corps Oudinot mit 12000 Mann Infanterie und 2000 Pferden. Davousts Hauptquartier war Erfurt, er hatte 15000 Mann an der Saale, 13000 Mann an der Elbe, 16000 im Bayreuthischen und 3000 in Hannover. Oudinot stand bei Hanau. Als im Januar 1809 der Ausbruch des Krieges mit Oesterreich an Wahrscheinlichkeit gewann, verfügte Napoleon, daß 4 Divisionen, die eben im Begriffe waren, vom Rhein nach Spanien zu marschieren, aufgehalten und an die Iller dirigiert werden sollten. Sie betrugen 25000 Mann und wurden bald durch die ersten verfügbaren Rheinbundtruppen, Badener und Hessen (4000 Mann) verstärkt. Außerdem konnte noch auf 27000 Baiern und 10000 Württemberger im Donauthale gerechnet werden, während 6000 Sachsen und Polen bei Dresden standen, aus welchen mit Heranziehung weiterer Verstärkungen Bernadotte ein Corps zu bilden hatte. Marschall Massena, Herzog von Rivoli, erhielt das Kommando über das neu zu bildende Corps am Iller. Oudinot wurde Davoust untergeordnet. Alles in allem waren es knapp 100000 Mann, die im März gegen die etwa vorbrechenden Oesterreicher zur Verwendung kommen konnten. Die weitere Ergänzung mußte, wenn die alten Truppen in Spanien verblieben, aus Rekruten bestehen. Napoleon hatte sich vom Senate das Recht erteilen lassen, das Kontingent für 1810, das von 80- auf 100000 Mann erhöht worden war, sofort und von den Altersklassen der Jahre 1806 bis 1809 je 20000 Mann durch nachträgliche Stellung auszuheben. Es konnten also nach einigen Wochen, die doch unbedingt zur notdürftigsten Abrichtung verwendet werden mußten, noch 160—180000 Mann auf den Kriegsschauplatz rücken, auf dem endlich auch die kaiserliche Garde, die 25000 Mann zählte, zu erscheinen hatte.

In Italien waren beim Ausbruche des Krieges 50000 Mann verfügbar, während desselben durften noch 10000 Mann zur Verstärkung erwartet werden; die Divisionen Broussier und Desaix — etwa 20000 Mann — standen in Friaul, der Rest im Venetianischen und noch weiter zurück, Marmont konnte aus Dalmatien 10—12000 Mann herbeiführen.

Es konnte nicht daran gezweifelt werden, daß die Oesterreicher im Monate März, wo sie nur immer einfallen wollten, mit Ueberzahl wirken würden. Darauf war ja auch die Hoffnung des ersten Erfolges, dem ja nicht nur eine militärische, sondern auch eine hohe politische Bedeutung beigemessen wurde, begründet. Oesterreich konnte den Kriegsschauplatz bestimmen und suchte ihn

naturgemäß in jenen Gegenden Deutschlands, in deren Nähe Stimmung für die Volkserhebung vorhanden war. General Mayer v. Heldenfeld hatte einen Kriegsplan ausgearbeitet, demzufolge die Armee des Erzherzogs Karl mit ihrer Hauptstärke aus Böhmen an den Main hätte vorrücken müssen, um sich dann gegen Davoust und Oudinot zu wenden, sie zurückzuwerfen und dann eine Zentralstellung zwischen Main und Schwarzwald zu beziehen, in der die Ankunft Napoleons abgewartet werden konnte. Unterdessen wären 2 Corps über den Inn nach Baiern gezogen und hätten, mit der Hauptmacht immer in Fühlung bleibend, Süddeutschland besetzen können. Der Hauptzweck dieses Planes war das Auseinanderhalten der französischen Streitkräfte, die sich, um in Verbindung zu kommen, mindestens bis an den Rhein hätten zurückziehen müssen. Außerdem bot er große Vorteile andrer Art. Im Rücken der vorgeschobenen österreichischen Armee, hinter der sich wohl auch Bernadotte nicht in Sachsen gehalten hätte, konnten die deutschen Gebiete zwischen Elbe und Weser insurgiert werden, konnte Preußen seine Mobilisierung vornehmen und neben Oesterreich ins Feld rücken, ehe noch der gute Freund an der Newa es daran zu hindern vermochte. Der Erfolg des Planes hing jedoch ausschließlich von der raschen Ausführung ab. Als der März einmal versäumt war, konnte er nicht mehr aufrecht erhalten werden. Napoleons Interesse war es, seine Truppen zu vereinigen und dadurch so rasch als möglich eine imponierende Macht zu bilden, die sich so lange halten konnte, bis er selbst mit den Verstärkungen herankam, um den Vorstoß auf der kürzesten Linie auszuführen. Seine Streitkräfte strebten daher der Donau zu: Davoust war schon im März auf dem Marsche von Erfurt nach Würzburg, Oudinot, Massena, Lefèvbre im Begriffe, hinter dem Lech eine starke Stellung zu beziehen, von der man am rechten Ufer der Donau vorgehen konnte. Erzherzog Karl entschloß sich in Berücksichtigung der nicht mehr aufzuhaltenden konzentrischen Bewegung der gegnerischen Kolonnen, den bisher eingenommenen Feldzugsplan aufzugeben und einen andern strategischen Aufmarsch zu wählen. Während nach Mayers Anordnungen fünf Armeecorps und ein Reservecorps in Böhmen versammelt werden sollten und nur ein Armeecorps und ein Reservecorps für den Uebergang über den Inn bestimmt gewesen war, wurde dieses Verhältnis nunmehr umgekehrt. Das I. und II. Corps unter Führung Bellegarde stellte sich bei Saaz und Pilsen auf und hatte von diesen Orten aus über Plan und Frauenberg in die Oberpfalz einzurücken; das III., IV. und V. Armeecorps nebst dem I. Reservecorps schwenkten an die Donau ab, um in Verbindung mit dem VI. Armeecorps und dem II. Reservecorps den Einmarsch in Baiern zu vollziehen. Die Verbindung zwischen den beiden Corps unter Bellegarde mit der Hauptarmee hatte die vom IV. Corps abgezweigte Brigade Vécsay, die Verbindung der Hauptarmee mit der Armee von Innerösterreich die vom VI. Armeecorps abgezweigte Division Jellačič zu besorgen.

Der Feldzug in Deutschland begann also mit der Entlassung des Generalstabschefs, der von der Armee entfernt und als Kommandant einer kleinen Festung nach Slavonien geschickt wurde, mit dem Umsturze aller für den Aufmarsch bestimmten Dispositionen, mit Märschen von 4 Armeecorps, die nicht vorhergesehen waren und mit der Verlegung der Verpflegsdepots für diese Heeresteile, die von

Böhmen an den Inn gebracht werden sollten. Diese vorher nicht in Rechnung gezogenen Leistungen ergaben eine Verzögerung von 10—12 Tagen und einen Ansatz zur Verwirrung im Train und in den Verpflegskolonnen, der nicht mehr auszurotten war. Die französischen Divisionen rückten auf den ihnen vorgeschriebenen Wegen unaufgehalten vorwärts, näherten sich den Vereinigungspunkten Regensburg, Ingolstadt, Augsburg; die Oesterreicher, deren ganze Siegeshoffnung darauf beruhte, die Vereinigung der Franzosen und Rheinbundtruppen zu verhindern und sich der wichtigen strategischen Punkte zwischen Main und Donau zu bemächtigen, sich also zwischen Davoust und Massena einzukeilen, Lefèvbre über den Lech zurückzudrängen, unterhielten sich unterdessen mit Transversalmärschen. Die Grundzüge des Mayerschen Planes wären unbedingt festzuhalten gewesen. Regensburg mußte um jeden Preis Davoust streitig gemacht werden; die Sorge, daß die französische Südarmee am rechten Ufer der Donau zu weit vordringen, alle Brücken zerstören und es dadurch den am linken Ufer befindlichen Oesterreichern verwehren würde, ihren am rechten Ufer befindlichen zwei Corps Hülfe zu leisten, war übertrieben. Die Gefahr des verspäteten Aufmarsches war eine viel größere. Wäre der Aufbruch der in Böhmen zusammengezogenen Corps noch in den letzten Märztagen erfolgt, so konnte Davoust die Donau nicht mehr erreichen und, wenn er es doch versucht hätte, an dem Tage bereits geschlagen sein, an dem die österreichische Hauptarmee sich thatsächlich erst in Bewegung gesetzt hat, am 10. April.

Einen Tag vor dem Einmarsche in Baiern wurde die Kriegserklärung und ein eigenhändiges Schreiben des Erzherzogs-Generalissimus an den König von Baiern in München überreicht. In dem letzteren findet sich die Stelle: „Ich wünsche sehnlich, Sire, daß Sie den Wünschen Ihres Volkes, welches in uns nur seine Befreier sieht, Gehör geben mögen. Die strengsten Befehle sind ertheilt, so lange bis Ew. Majestät Ihre Gesinnungen in dieser Beziehung erklären, nur gegen den Feind aller politischen Unabhängigkeit in Europa Feindseligkeiten auszuüben. Es wäre mir schmerzlich, die Waffen gegen Ew. Majestät Truppen kehren und die Uebel eines Krieges, welcher für die allgemeine Freiheit unternommen ist und dessen Grundsatz jeden Eroberungsplan ausschließt, auf Ihre Unterthanen wälzen zu müssen." Die Voraussetzung einer Schwenkung Baierns auf Seite Oesterreichs war nicht ganz unbegründet. Es gab eine Partei in dem neuen Königreiche, die bereit war, die erste sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, um das französische Protektorat abzuschütteln, und an der Spitze dieser Partei stand Kronprinz Ludwig. Aus den Briefen des österreichischen Gesandten in München, Friedrich Stadion, des Bruders des österreichischen Ministers[1]), läßt sich diese Gesinnung nachweisen. Ludwig soll Oesterreich geradezu aufgefordert haben, die Waffen zu erheben, solange Napoleon noch in Spanien beschäftigt sei; er soll dem Fürsten Paul Esterhazy versprochen haben, wenn die kaiserliche Armee den ersten siegreichen Schlag führe, zu Oesterreich überzugehen. Die bairische Armee war auch nicht so kameradschaftlich gegen die Franzosen gesinnt, als man anzunehmen geneigt ist, General Wrede hatte der Zumutung, die

---

[1]) Herausgegeben von Wertheimer im 63. Bande des Archivs für österreichische Geschichte.

Baiern nach Spanien zu senden, offenen Widerspruch entgegengesetzt. Erst der Aufstand der Tiroler, der mit allen Tücken und Hinterhalten des kleinen Krieges geführt werden mußte, hat den Kampf gegen Oesterreich populär gemacht. Die Antwort Max Josephs auf die Kriegserklärung hätte übrigens bei aller Rücksicht dieses Königs für seinen französischen Beschützer und Wohlthäter doch etwas höflicher und in besserem Deutsch abgefaßt sein können. Ein am 17. April aus Dillingen erlassener Aufruf desselben lautete: „Ohne Kriegserklärung, ohne anderweitige Erklärung wurde Unser Gebiet am 9. d. M. überschritten, und Wir mußten Unsere durch die österreichischen Truppen besetzte (!) Hauptstadt verlassen. Diese Verletzung des Völkerrechtes verdient Strafe. Diese ungerechten und verblendeten Absichten müssen vereitelt werden. Wir wollen durch Siege jenen in Baiern verbreiteten gehässigen Unterstellungen antworten, die nur bezwecken, das Recht der Souveräne zu vernichten und aller Orten einen Schwindelgeist zu nähren, welcher die gesellschaftliche Ordnung zerstört.“

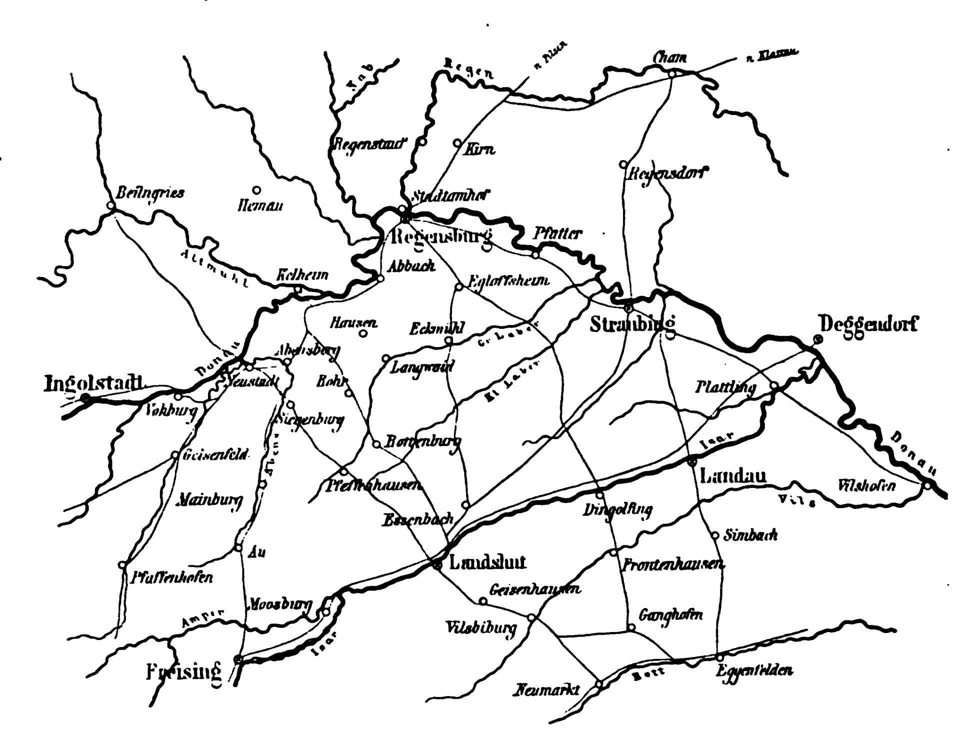
So beklagenswert die durch den Wechsel im Operationsplane hervorgerufene Verzögerung des Einmarsches in Baiern war, der Nachteil derselben hätte noch immer teilweise aufgehoben werden können, wenn vom 10. April an mit möglichster Raschheit und Energie vorgegangen worden wäre. Regensburg konnte mit Gewaltmärschen sowohl vom Inn als von der böhmischen Grenze aus in vier Tagen erreicht werden; am 14. April aber hätte Davoust noch nicht mehr als eine Division zur Behauptung dieses Punktes verwenden können. Es vergingen jedoch acht Tage, ehe die österreichische Hauptarmee über die Isar gelangt war. Die böhmischen Corps hielten sich bei Amberg und am Regen auf und blieben vor den französischen Vorposten stehen, obwohl sie zusammen gewiß ebenso stark waren als das Corps Davousts, das Regensburg zu halten hatte. Schlechtes Wetter und schlechte Einteilung der Proviant- und Munitionskolonnen hatte die Oesterreicher zwischen Inn und Isar aufgehalten. Am 16. April wurde erst nach einem heftigen Gefechte gegen die bairische Division Deroi, deren 10000 Mann sich durch fünf Stunden hindurch erfolgreich gegen eine fünffache Ueberzahl wehrten, bei Landshut die Isar überschritten und der Vormarsch in der Richtung gegen die Donau angetreten. Erzherzog Karl beabsichtigte, dieselbe mit der Hauptarmee zu überschreiten und sich selbst auf der Linie Ingolstadt-Eichstätt mit den böhmischen Corps zu vereinigen. Ueber die Stellung des Feindes war er jedoch so mangelhaft unterrichtet, daß er noch am 17. April nicht mit Bestimmtheit den Aufenthaltsort Davousts kannte, und erst am Abende dieses Tages mit Bestimmtheit erfuhr, daß dieser mit seinen 44000 Mann bei Regensburg Stellung genommen hatte. Am rechten Ufer der Donau, zur Verteidigung des Ueberganges über dieselbe stand nur Lefèvbre mit 27000 Baiern, die noch von 10000 Württembergern Unterstützung erhalten konnten. Massena und Oudinot standen bei Augsburg. Berthier hatte bei dem von ihm eingeleiteten strategischen Aufmarsche der deutschen Armee die beiden Flügel weit auseinander gespreizt und ihnen eine so schwache Verbindung gegeben, daß dieselbe jeden Augenblick durchbrochen werden konnte. Es hätte nur etwas Eile und Rüstigkeit auf Seite der Oesterreicher bedurft, um jene Verheerung unter ihren Gegnern hervorzubringen, die Napoleon so sehr befürchtet hatte, als er

von den Maßregeln seines Generalstabschefs erfuhr. In vier bis fünf Tagen vom unteren Inn bis Neustadt und Kelheim an der Donau zu kommen, d. h. eine Strecke von 90 Kilometern zurückzulegen, wäre noch immer keine außerordentliche, sondern eine normale Leistung gewesen. Am 15. hätte der gänzlich isolierte Davoust mit einer dreifachen Uebermacht erdrückt werden können, dann wäre Lefèbvre und schließlich Bernadotte einzeln zu schlagen gewesen oder sie hätten ihre Vereinigung am Rhein suchen müssen. Noch am 17. aber war Davoust aufs äußerste gefährdet, wenn ein gemeinsamer Angriff von Seite der Hauptarmee und der böhmischen Corps gegen ihn versucht worden wäre. Bellegarde und Kollowrat konnten ihn vom Norden und Osten her anfallen, Erzherzog Karl das III. und IV. Corps samt einem Reservecorps gegen Regensburg operieren lassen; es blieben dann noch immer das V. und VI. Corps und das II. Reservecorps für Lefèbvre zur Verfügung. Massena und Oudinot kamen auch am 17. noch nicht in Rechnung.

An diesem wichtigen Tage langte Napoleon in Donauwörth an und übernahm den Oberbefehl, nachdem er folgende Proklamation erlassen hatte: „Soldaten! Das Rheinbundesgebiet ist verletzt; der österreichische Feldherr glaubt, daß wir bei seinem Anblick fliehen und unsre Bundesgenossen seiner Willkür überlassen sollen. Ich eile mit Adlerschnelle herbei. Soldaten! Ihr habt mich umgeben, als Oesterreichs Kaiser mein Bivouac in Mähren betrat, um meine Gnade anzuflehen und mir ewige Freundschaft zu schwören. Wir waren Sieger in drei Feldzügen; Oesterreich verdankt alles unsrer Großmut, und dreimal wurde es wortbrüchig. Unsere früheren Erfolge verbürgen den neuen Sieg, welcher unser wartet. Also vorwärts! Der Feind möge bei unsrem Anblicke seine Ueberwinder wieder erkennen." Seine dringendste Aufgabe bestand darin, die Fehler Berthiers wieder gut zu machen, die bei 40 Stunden auseinander liegenden Flügel näher aneinander zu bringen, und dadurch das Zentrum seiner Aufstellung vor einem Durchbruche zu retten. Er blieb jedoch bei diesen Sicherungsvorkehrungen nicht stehen, sondern verband mit denselben einen Angriffsplan, der seinem Gegner dasselbe Schicksal bereiten sollte, das ihn selbst ereilt hätte, wenn Erzherzog Karl die Fehler Berthiers erkannt und ausgenützt hätte. Davoust erhielt den Befehl, am 18. von Regensburg aufzubrechen und am rechten Donauufer über Abbach in der Richtung von Abensberg zu marschieren, wo er mit Lefèbvre in Verbindung treten konnte; sein Corps wurde geteilt: zwei Divisionen mit einer leichten Kavalleriedivision blieben unter seinem Befehle, aus den beiden noch erübrigenden Divisionen wurde mit Zuziehung der Kürassierdivision Nansouty ein neues Corps gebildet, das der am 20. auf dem Kriegsschauplatze anlangende Marschall Lannes zu übernehmen hatte. Massena und Oudinot hatten den Lech zu verlassen und die Richtung nach Pfaffenhofen einzuschlagen. Gelang es Davoust und Lefèbvre, die Hauptmacht des Erzherzogs an der Abens aufzuhalten und an die große Laber zurückzuwerfen, so konnte Massena sich während dieser Vorgänge am nördlichen Teile des Kriegsschauplatzes auf den linken Flügel der Oesterreicher, das VI. Corps Hiller, werfen und sich zwischen diesen und den Erzherzog einkeilen. Massena und Oudinot standen dann auf der Operationsbasis Karls. Hiller wurde gegen die Alpen gedrängt, der Erzherzog aber konnte

nur den Rückzug nach Böhmen antreten, wenn es ihm nicht gelang, die Pläne seines Gegners rechtzeitig zu durchkreuzen.

Napoleons Plan war darauf berechnet, daß die Oesterreicher das Zeitmaß ihrer Entschlüsse und Bewegungen in den nächsten Tagen nicht beschleunigen, sondern durch ihre Langsamkeit im Denken und Handeln aller günstigen Chancen ebenso leicht beraubt werden würden, wie es ihnen schon in der ersten Woche des Feldzuges ergangen war. Bei energischerem Auftreten hätten die Oesterreicher noch jetzt dem Kaiser Napoleon große Verlegenheiten bereiten, seine Operationen gründlich verderben können. Vor allem andren war es für sie geboten, mit ganzer Kraft gegen die schwächste Stelle des Gegners zu arbeiten. Diese war noch am 18. April das Zentrum unter Lefèbvre, dem nur Vandamme



mit den Württembergern zu Hülfe kommen konnte. Erzherzog Karl hatte 3 Corps und 2 Reservecorps, um den Vorstoß gegen Neustadt auszuführen. Gelang er, so konnte an der Altmühl die Vereinigung mit den beiden böhmischen Corps unter Bellegarde vollzogen werden. Davousts Schicksal war dann ein äußerst gefährdetes, er konnte, wenn sich die Oesterreicher zwischen ihn und Lefèbvre einschoben, gänzlich abgeschnitten werden. Statt diesen ganz und gar in seiner Angriffsrichtung liegenden konzentrierten Marsch nach Westen anzutreten, fand es Erzherzog Karl aber notwendig, sich seinerseits gegen einen Angriff Davousts dadurch zu decken, daß er in nördlicher Richtung gegen diesen abbog. Auch jetzt noch konnte sich eine günstige Wendung für die Oesterreicher ergeben, wenn Davoust geschlagen wurde. Und dazu hätte wahrlich nicht viel gehört, die Gelegenheit dazu war ebenso gegeben wie in Auerstädt. Der Flanken-

marsch, den Davoust von Regensburg aus in unmittelbarer Nähe der Donau auszuführen hatte, bot reichliche Gefahren. Wenn Erzherzog Karl die Situation einigermaßen erkannt hätte, so würde er in wenigen Stunden eine erdrückende Uebermacht gegen ihn gesammelt und ihn damit im Marsche angefallen und an die Donau gedrängt haben. Der Erzherzog hat jedoch von den Vorgängen um ihn keine Ahnung gehabt; für den Nachrichtendienst scheint so gut als gar nicht gesorgt gewesen zu sein.[1]) Er hielt es für notwendig, seine Truppen, statt sie zu einem Vorstoße gegen das am 18. April noch schwache Zentrum zusammenzufassen, nach verschiedenen Richtungen ausgreifen zu lassen, so daß es nirgends mit Uebermacht auftreten konnte und überdies den Zusammenhang mit seinem linken Flügel gänzlich verlor. Am 19. traf zuerst das III. Corps Hohenzollern mit Davoust zusammen, wurde jedoch nach heftigen Gefechten bei Hausen und Dinzling mit einem Verluste von 5000 Mann zurückgewiesen; die Kolonnen Davousts setzten ihren Marsch fort und stellten ihre Verbindung mit den Rheinbundtruppen (Baiern und Württemberger) unter Lefèbvre und Vandamme her. Wäre das am 19. in keiner andren Weise in Anspruch genommene IV. Corps ebenfalls gegen Davoust in Verwendung gekommen, so wäre dieser voraussichtlich geschlagen und nach Regensburg zurückgeworfen worden, wo er dem I. und II. Corps in die Hände fiel. Einem allfälligen, aber nicht wahrscheinlichen Vorgehen Lefèbvres hätte das V. Corps mit genügenden Kräften begegnen können. Nach der Niederlage von Hausen war Erzherzog Karl vollkommen in der Lage seine Situation zu erkennen; die Gefahr einer Stellung, die sich von Amberg (Bellegarde) bis München (Jellačič) erstreckte, konnte ihm ebensowenig verborgen bleiben, wie das Bestreben des Gegners, seine Kräfte zusammenzuziehen. Es war ganz unsinnig, sich jetzt noch irgend einem Stoße des Feindes auszusetzen, bevor nicht auch österreichischerseits eine Vereinigung der Streitkräfte erfolgt war. Diese war aber nur auf einer weiter zurückliegenden Linie möglich. Sollte die Armee vor den größten Nachteilen bewahrt und zu einem entscheidenden Schlage zusammengefaßt werden, so war am 19. abends sofort der Rückzug anzutreten und eine Stellung aufzusuchen, in welcher der Angriff Napoleons angenommen werden konnte. Der Erzherzog hat jedoch dem V. und VI. Corps und dem II. Reservecorps, die zwischen Siegenburg und Mainburg standen, nicht den Befehl gegeben, sich auf Landshut zurückzuziehen, während er selbst hinter die Laber gegangen wäre, sondern hat das V. Corps beauftragt, sich am 20. an seine (des Generalissimus) Stellung anzuschließen, und das VI. Corps in die vom V. verlassene Stellung rücken zu lassen. Erzherzog Ludwig, der Kommandant des V. Corps, vermochte diesem Befehle nicht nachzukommen, da er schon am Morgen des 20. bei Siegenburg angegriffen wurde.

[1]) Die von Wertheimer mitgeteilten Briefauszüge beweisen dies. Wertheimer gibt der Sparsamkeit die Schuld und hebt hervor, daß Erzherzog Karl vor dem Kriege einen Plan für die Einrichtung der Spionage vorgelegt, seine Annahme jedoch nicht durchgesetzt habe. Er habe deshalb den günstigen Augenblick zur Vernichtung des Gegners nicht ausnützen können. Diese Behauptung gehört zu einer Art von Schönfärberei, die sich mit einer ehrlichen Geschichtschreibung nicht verträgt. Ein Feldherr muß sich unter allen Umständen Aufklärung über die Lage des Gegners verschaffen, dazu dient nicht nur die Spionage, sondern auch die Rekognoszierung, die Berichterstattung der vorgeschobenen Reiterpatrouillen.

Napoleon hatte für den 20. April das Schwergewicht der Aktion in sein Zentrum verlegt, das aus den Baiern unter Lefèbvre, den Württembergern unter Vandamme und dem neugebildeten Corps Lannes bestand. Davoust hatte an diesem Tage keine andre Aufgabe, als die feindlichen Heeresabteilungen, die er am 19. vor sich gehabt und geschlagen hatte, festzuhalten. Oudinot und Massena dagegen waren angewiesen, so schnell als möglich nach Pfaffenhofen vorzugehen und den Rücken des linken Flügels der Oesterreicher, also das VI. Corps, zu beunruhigen. Der erste Angriff fiel den Rheinbundtruppen zu, die der Kaiser durch besondere Ansprachen auszeichnete. Der Kronprinz von Baiern übersetzte sie vom französischen in das seinen Baiern verständliche Deutsch und mußte ihnen daher folgendes sagen: „Baiern! Ihr kämpft heute mit den Oesterreichern ganz allein. Nicht ein Franzose befindet sich in den Reihen der Fechtenden. Sie stehen rückwärts, wovon aber der Feind nichts weiß. Ich hege volles Vertrauen in eure Tapferkeit. Ich habe die Grenzen eures Vaterlandes bereits erweitert, aber ich sehe ein, daß ich noch viel zu nachgiebig war; ich werde in der Folge Baiern so groß machen, daß ihr, um gegen Oesterreich zu fechten, meiner Hülfe nicht mehr bedürfen sollt. Seit 200 Jahren wehten Baierns Fahnen gegen Oesterreich und wir wollen letzteren jetzt das Uebel, welches dieses eurem Vaterlande zugefügt hat, in Wien vergelten, wo wir bald sein werden. Oesterreich wollte euer Land in Baronien zerstückeln, euch auflösen und unter seine Regimenter stecken. Baiern! Dieser Krieg ist der letzte, den ihr gegen Oesterreich führt; greift eure Feinde mit dem Bajonett an und vernichtet sie!" In ähnlicher Weise wurden auch die Württemberger begrüßt und ihnen das Versprechen gegeben, daß sie binnen einem Monate in Wien sein würden. Es wurde pünktlich eingelöst.

Am 20. April entwickelte sich eine Reihe von einzelnen Gefechten an der Abens, die unter den Gesamtnamen der Schlacht von Abensberg zusammengefaßt werden, obwohl es zu einer einheitlichen Schlacht überhaupt nicht gekommen ist. Das Ergebnis des Tages war, daß Marschall Lannes am Abende Rohr besetzt hatte und seine Vortruppen noch die Höhen bei Rottenburg an der Laber behaupten konnten. General Hiller hatte mit Erzherzog Ludwig bei Pfeffenhausen Fühlung erlangt und beide zogen sich nach einem Verluste von 2700 Todten und Verwundeten und 4000 Gefangenen auf der Straße nach Landshut zurück, beide Corps waren von der Hauptarmee abgeschnitten. Oudinot stand bei Neustadt, Massena hatte die Isar erreicht und war von Freiburg her ebenfalls im Anmarsche gegen Landshut begriffen. Napoleon hatte seine wesentlichste Absicht bereits erreicht, die österreichische Armee war in zwei Teile getrennt, seine weitere Aufgabe bestand nun darin, dieselbe nach entgegengesetzter Richtung, den einen nach Norden, den andern nach Süden zurückzuwerfen und sich den Weg nach Linz frei zu machen.

Am 21. wurde der Angriff auf den linken österreichischen Flügel mit größter Gewalt fortgesetzt, nach einem heftigen Gefechte bei Landshut, in das auch Massena schon eingreifen konnte, setzten die beiden Corps nach abermaligen schweren Verlusten, 2400 Mann an Toten und Verwundeten, 2340 Mann an Gefangenen, 25 Geschützen, einem Pontontrain und vielen Kolonnenmagazinen,

den Rückzug nach Vilsbiburg und Neumarkt fort. Den ganzen Tag über rechnete Erzherzog Karl noch auf den Anschluß des V. Corps an seine Hauptmacht. Die Verbindung mit dem I. und II. Corps war schon am 20. bei Regensburg hergestellt worden, dessen französische Besatzung sich kriegsgefangen geben mußte. Davoust drückte anfangs vorsichtig in der Richtung von Hausen, als er aber wahrnahm, daß auch der ihm zur Rechten stehende Lefèbvre sich in Bewegung setzte, ging er schärfer gegen Osten vor und zwang das III. und IV. österreichische Corps ebenfalls zum Aufgeben ihrer Positionen.

Während nun am 22. eine schwache Kolonne unter Bessières die Verfolgung Hillers fortsetzte, schwenkte Napoleon selbst mit 81 Bataillonen und 80 Eskadronen von der am 21. gewonnenen Stellung gegen Norden ein. Dort hatte Erzherzog Karl einen vollen Tag, der ihm zu einer Verbesserung seiner Lage noch vergönnt gewesen war, unausgenützt verstreichen lassen; er hatte sich weder von dem Schicksal seines linken Flügels, von dem er seit dreißig Stunden keine Nachricht hatte, überzeugt, noch sich über die Zahl und Beschaffenheit des ihm gegenüberstehenden Feindes aufzuklären gesucht. Dagegen wurde dem II. Corps Kollowrat, das sich noch am linken Donauufer bei Stadtamhof befand, der Befehl zur Vorrückung gegen Hemau und Beilngries gegeben, über dessen Zweck man sich vergebens klar zu werden versuchen wird. Es gab nur ein einziges Mittel, dem immer drohender nahenden Verderben zu entrinnen: die sofortige Vereinigung aller Streitkräfte am rechten Donauufer und ein energischer Angriff auf den äußerst exponierten Davoust. Am Vormittage des 21. April konnte der Generalissimus mit dem III. und IV. Corps und dem I. Reservecorps, also mit 60 000 Mann, den kaum 30 000 Mann starken Davoust angreifen und von Lefèbvre trennen, ja mit Zuhülfenahme des von Regensburg heranzuziehenden I. Corps (Bellegarde) vernichten. Bei einer ersichtlichen Bedrängnis seines linken Flügels würde Napoleon die Verfolgung Hillers kaum fortgesetzt, sondern sich genötigt gesehen haben, bedeutende Streitkräfte nach Norden zu schicken. Erzherzog Karl hat durch sein in keiner Weise gerechtfertigtes Zögern, das aus einer kaum begreiflichen Unkenntnis der Situation hervorging, seinen linken Flügel preisgegeben, gleichzeitig aber auch die letzte Gelegenheit, einen namhaften Erfolg zu erzielen, versäumt. Seine Dispositionen für den 22. entsprachen den Verhältnissen, die sich an diesem Tage entwickeln mußten, gar nicht; die Armee stand in der Linie Abbach-Eckmühl, das II. Corps Kollowrat langte während des Vormittags in Staffeln bei Abbach an, Rosenberg stand mit dem IV. Corps bei Eckmühl der gesamten französischen Streitmacht gegenüber, die von der Isar gegen die Laber heranmarschierte und in dem Angriffe auf die Stellung bei Eckmühl von Lefèbvre und dem rechten Flügel Davousts unterstützt wurde. Der Angriff begann um 2 Uhr nachmittags und wurde von den Württembergern unter Vandamme eingeleitet; Kaiser Napoleon befand sich selbst an dieser Stelle des Kampfplatzes. Rosenberg verteidigte sich drei Stunden hindurch mit anerkennenswerter Hartnäckigkeit, ohne irgend eine Verstärkung zu erhalten. Vor der großen Uebermacht mußte er sich endlich nach Egloffsheim zurückziehen, wobei er große Verluste erlitt. In das Rückzugsgefecht wurden auch noch Teile des III. Corps verwickelt, während Kollowrat und das Reservecorps nicht ins Feuer

kamen. Abends stand die Armee des Generalissimus hinter der Linie Abbach-Egloffsheim-Pfatter, der Erzherzog war in Regensburg und gewann nun die Ueberzeugung, daß ihm nichts übrig bliebe, als über die Donau zurückzugehen und den Rückzug nach Böhmen anzutreten. Wenn er sich zu einer Schlacht vor Regensburg entschlossen hätte, setzte er sich der Möglichkeit einer Niederlage aus, die mit der Gefangennahme des größten Teiles seiner Armee enden konnte, denn er hatte die Donau im Rücken und die einzige Brücke von Regensburg zur Ueberschreitung derselben zur Verfügung. Noch in der Nacht wurden einzelne Heereskörper nach Stadtamhof zurückgenommen und dem I. und II. Corps der Befehl gegeben, am nächsten Tage den Uebergang des III. und IV. Corps und des I. Reservecorps an das linke Donauufer zu decken.

Napoleon beorderte Massena nach Straubing, Lefèbvre und Vandamme nach Landshut, er selbst wollte mit Davoust und Lannes allein den Erzherzog über die Donau zurückwerfen. Da dieser jedoch diese Operationslinie freiwillig aufgab, kam es am 23. nur zu einem heftigen Rückzugsgefecht bei Regensburg, bei dem die Oesterreicher noch 8000 Mann, darunter 1000 Mann Kavallerie, verloren. Es endete mit der Erstürmung dieser Stadt, deren alte Befestigungen keine längere Verteidigung zuließen. Jenseits des Flusses wurde die österreichische Armee zwar noch in leichte Nachtrabsgefechte verwickelt, sie konnte sich aber am 25. April bei Cham vereinigen. Anfangs erwartete der Erzherzog dort einen Angriff durch Napoleons ganze Macht, konnte sich jedoch bald davon überzeugen, daß ihm diese nicht über die Donau gefolgt war. Nur Davoust hatte die Aufgabe erhalten, ihn mit drei Divisionen zu beobachten und die Donauübergänge bei Straubing und Vilshofen zu sichern; Napoleon wendete seine Hauptmacht gegen den Inn und verfolgte mit derselben in möglichster Beschleunigung den geraden Weg nach Wien, wo er vor dem Erzherzog ankommen wollte. Dieser aber beschloß, unter Heranziehung der in Böhmen befindlichen Verstärkungen längs des Böhmerwaldes nach Linz zu ziehen und dort oder an einem weiter unterhalb an der Donau gelegenen Punkte die Vereinigung mit Hiller anzustreben. Die Erwägung des Planes, Davoust anzugreifen, nochmals im Rücken Napoleons über die Donau zu gehen und denselben zwischen sich und Hiller zu einem neuen Kampfe zu zwingen, oder aber an den Rhein zu marschieren und Deutschland zu insurgieren, also einen neuen Kriegsschauplatz aufzusuchen, während Napoleon in das Herz der österreichischen Monarchie eindrang, scheint ihn nicht lange beschäftigt zu haben. Eine derartige kühne Kriegführung, die sich von allen hergebrachten Grundsätzen der Strategie entfernte und nur auf politische Spekulationen gebaut werden konnte, war dem Wesen des Erzherzogs Karl an und für sich nicht sympathisch; sie hätte in diesem Falle aber auch nur den Charakter eines Abenteuers gehabt und würde wahrscheinlich auch ein abenteuerliches Ende gefunden haben.

Das Schicksal des Feldzuges und der ganzen Kriegsunternehmung Oesterreichs war bereits entschieden. Alle Hoffnungen, die man damit verband, waren auf die fast mit Bestimmtheit angenommenen ersten Erfolge der österreichischen Waffen gesetzt gewesen; nur ein siegreiches Heer konnte Unterstützung durch eine in Deutschland ausbrechende Bewegung erwarten, nur durch einen Vormarsch

an den Rhein konnte Preußen vielleicht zum Anschlusse an Oesterreich bewogen werden; dem geschlagenen Oesterreich beizuspringen, dazu hätte ein Heroismus gehört, der sich von jeder vernünftigen Ueberlegung weit abgewendet hätte.

Die Kämpfe vom 18. bis 23. April bedeuten mehr als eine einzelne verlorene Schlacht; sie haben eine Niederlage Oesterreichs mit sich gebracht, die von den traurigsten Folgen begleitet sein mußte. Die deutsche Armee war auseinander getrieben, der größere Teil derselben vorläufig außer Gefecht gesetzt, der kleinere auf seinem Rückzuge den fortwährenden Anfällen überlegener, siegesbewußter Massen ausgesetzt, der Glaube an die Rettung Wiens ganz unbegründet. Das Vernünftigste wäre es gewesen, sofort den Frieden zu schließen. Darüber war sich auch der Generalissimus klar; er hat schon am 24. April dem Kaiser geschrieben, er sei zwar bereit, nach seiner Vereinigung mit Hiller eine Schlacht anzunehmen, aber der Ausgang einer Schlacht sei immer so unsicher, daß er wünsche, die Feder würde ihrerseits zu arbeiten beginnen.

Am Kaiserhofe fand der Friedensruf des Generalissimus nur schwachen Widerhall; die Kriegspartei war noch so mächtig, daß selbst Erzherzog Rainer es nicht wagen durfte, dem Kaiser die Vorteile eines raschen Friedensschlusses auseinanderzusetzen. Friedrich Stadion wurde in das Hauptquartier des Erzherzogs geschickt, um ihm einerseits zwar die Ermächtigung zu einer Negociation zu erteilen, ihn aber anderseits aufmerksam zu machen, daß man noch ein Heer von 120 000 Mann besitze, das durch Zurückziehung des gegen Warschau operierenden VII. Corps unter Erzherzog Ferdinand auf 150 000 gebracht werden könne, daß außerdem das Heer von Innerösterreich in Italien siegreich vorgehe. Höchst ungehalten über Karl und seine Friedensanträge war die Kaiserin, von der wir in einem Briefe an den Erzherzog Johann [1]) eine sehr lebendige, unverkennbar unter dem Einflusse einer heftigen Aufregung geschriebene Schilderung der Stimmungen und Vorgänge am kaiserlichen Hoflager besitzen: „Sie wissen, daß der Kaiser, dem unglücklichen Plan gemäß, bei der Bagage der Armee zu verbleiben, bis Schärding gegangen war; alldort ließ man ihn, ohne ihn von der mindesten Operation zu benachrichtigen; er wußte gar nichts, Karl schickte ihm keine Berichte, man vergaß, daß er unser Herr ist; die von Ihnen erfochtenen Siege mußte er von mir erfahren, denn Karl teilte sie mit den vierten Tag. Nach der unglücklichen Affaire vom 23. schickte er den Spiegel (Oberst Freiherrn v. Spiegel) zum Kaiser mit einem Brief, welcher bloß den Vorschlag enthielt, uns vor Napoleon niederzuknieen, ohne dem Kaiser ein Wort zu sagen, noch über die Schlacht, über die Macht der noch stehenden Armeen, nicht, wo er sich befindet, was er zu machen gedenkt, wo, wann und ob er denkt, sich mit Hiller zu vereinigen. So lautete der leere Brief, ebensowenig wußte Spiegel zu sagen, ob er in dieser oder der andern Welt, so zerstört war er. Nach diesem Brief blieb der Kaiser fünf Tage, ohne eine Silbe von niemandem zu erfahren. Allein war Hillers Corps, dieser führte sich sehr tapfer auf und schlug zweimal den Feind. Indessen rückten die Franzosen vor, sie kamen auf Schärding, verbrannten

---

[1]) Abgedr. in des Verfassers „Erzherzog Johann von Oesterreich im Feldzuge von 1809" S. 20. Ofen, 9. Mai.

es, und der Kaiser mit einer Compagnie Grenadiere mußte nach Enns fliehen, allwo er die traurigste Rolle spielte, indem er gar nichts wußte. An Hiller kam gar kein Befehl, er wußte nicht, ob und wie er sich mit Karl vereinigen sollte; ich hörte dieses, sah die Gefahr, die uns bedrohte, machte in aller Eile alle möglichen Anstalten zur Abreise, und da ich den Kaiser in Enns wußte, fuhr ich hin, um zu sehen, wie sein Mut und die Sachen stehen. Schon hatte er sich müssen von Enns entfernen und war in Strenberg, allwo ich um 3 Uhr nachts ankam und alle diese Herren feig und blutlos gefunden habe. Der Kaiser schlief, um 7 Uhr trat ich zu ihm und fand ihn gefaßt mit dem Mute und der Energie, die seiner Seele gleichet; aber er ist allein, und dann geschieht nichts.... Ich blieb 48 Stunden und mehr in Strenberg, da kam ein Kurier von Karl mit einem Brief von Cham, allwo er nur diese Worte schreibt: „Ich bin zurückgegangen; wenn noch so eine Affaire ist, so habe ich keine Armee; ich erwarte die Friedensunterhandlungen' — und kein Wort mehr, fragt nicht, wo der Kaiser ist, sagt nicht, ob er stehen, attackieren oder weiter zurückgehen wird.... Nach Aussage aller Menschen war Karl nicht zu erkennen; statt der vorige Soldat zu sein, der eifersüchtig auf seine Ehre war, ist er gleichgültig und sehnt sich nach dem Frieden. Unser Unglück sind seine Umgebungen; hab' ich recht gehabt, Johann, als ich so oft Grünnes Entfernung wünschte?... Ich war höchst unzufrieden mit allem, was ich in Strenberg hörte; so sind wir verloren, nicht aus Mangel an Mitteln, sondern aus (Mangel an) Köpfen und Energie."

Erzherzog Karl hat am 28. April von Cham aus, wo er seinen Truppen thatsächlich vier Ruhetage gegönnt hatte, ein Schreiben an Napoleon gerichtet, das sich in einigen allgemeinen Ausdrücken über die Möglichkeit einer Beendigung des Krieges bewegte. Es wurde von Napoleon nicht beantwortet. Gleichzeitig hatte Karl sich aber auch bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, die Offensive wieder aufzunehmen. Er hielt es nicht für ratsam, am linken Donauufer entlang zu marschieren, wie es Hiller angenommen hatte. Dieser hatte schon am 24. eine doppelte Vorwärtsbewegung eingeleitet, indem er den General Radetzky Eggenfelden nehmen und gegen Dingolfing vorgehen ließ, während er selbst die ihm folgenden Baiern und Franzosen unter Bessières angriff und zurückschlug, wodurch er sich den Weg an die Isar wieder frei machte. Wäre die Armee des Generalissimus von Cham nach Deggendorf gerückt, so hätte die Vereinigung mit Hiller schon dort stattfinden können. Nachdem Hiller aber in der Nacht vom 24. auf den 25. Kenntnis von den Gefechten bei Eckmühl und Regensburg und dem Rückzuge nach Cham, jedoch keinen Befehl von seiten des Generalissimus erhalten hatte, sah er sich genötigt, hinter den Inn zurückzugehen, „um," wie Stutterheim meint, „die Grenzen Oesterreichs und die Straße nach Wien zu decken." Dazu war er jedoch mit seinen drei durch eine Reihe von Gefechten geschwächten Corps nicht geeignet, selbst wenn es ihm gelang, die noch bei München stehende Division Jellačič rechtzeitig heranzuziehen; denn er konnte nicht mehr als 40000 Mann (V. und VI. Corps, II. Reservecorps) unter seinem Befehle vereinigen. Diese möglichst unbeschädigt und unvermindert zurückzuführen, um sie so bald als möglich wieder dem Generalissimus zur Verfügung stellen zu können, wäre jedenfalls die erste Pflicht des Generals gewesen,

der seit dem Tage von Abensberg eigentlich die Stelle eines selbständigen Feldherrn einnahm, da der Verkehr mit dem Generalissimus ein sehr langsamer und umständlicher war. Die Vereinigung mit letzterem war in Linz zu erwarten. Dorthin mußte Hillers Rückzug auf dem nächsten Wege gerichtet sein. Dieser, von Eggenfelden über Schärding und Efferding führend, würde ihn auch am längsten vor der Berührung mit dem Feinde bewahrt haben. Er ging aber über Burghausen an der Salzach und hielt sich mit einigen Versuchen, die Grenze zu verteidigen, ganz nutzlos auf, so daß er bei der Ausführung der ihm vom Generalissimus zukommenden Befehle auf Hindernisse stieß und in nachteilige Gefechte verwickelt wurde. Der Erzherzog hatte ihm am 26. April die Mitteilung gemacht, daß er in acht Tagen bei Budweis eintreffen werde und entweder in Linz oder in Mauthausen an der Donau die Vereinigung mit ihm anstrebe. Werde er vor dem 7. Mai von überlegenen Streitkräften am rechten Donauufer angegriffen, so solle er an das linke Ufer übergehen, gleichzeitig jedoch 10 000 Mann auf der Straße nach Wien zurückgehen lassen, die dem Vormarsche des Feindes so viele Hindernisse als möglich in den Weg zu legen hätten. Wäre Hiller wenigstens 24 Stunden vor dem Feinde an der Traun angelangt, ohne gedrängt zu werden, so hätte er sich wahrscheinlich von der Unhaltbarkeit von Linz und der Traunlinie überzeugt und würde hinter der Enns eine Stellung ausgesucht und befestigt haben, in der er sich vielleicht einige Tage halten konnte. Er kam jedoch, den Feind an den Fersen, bei Linz an. Massena rückte von Efferding nach. Bessières und Lannes erschienen gleichzeitig in Wels, von wo sich letzterer gegen Steyer in Bewegung setzte, während Bessières am rechten Traunufer gegen Ebelsberg und St. Florian marschierte. Nur der einsichtigen und tapferen Haltung des Generals Radetzky, der die Nachhut des V. Corps bildete, war es zu danken, daß nicht der größere Teil der Hillerschen Truppen beim Uebergange über die Traun von zwei Seiten angefallen und aufgerieben wurde. Das Gefecht bei Ebelsberg am 3. Mai, das 116 Offiziere und 4400 Mann kostete, blieb ganz erfolglos, denn die Traunlinie mußte ja doch aufgegeben werden, selbst wenn die Oesterreicher dem Doppelangriff auf die Höhen des Schleidenberges siegreich widerstanden wären. Die Gelegenheit dazu war vorhanden, der Geist der kämpfenden Truppen ein vortrefflicher, drei Bataillone Wiener Freiwilliger führten einen kühnen Angriff auf die bereits in den Markt Ebelsberg eingedrungenen Franzosen aus, der für die letzteren sehr gefährlich geworden wäre, wenn Hiller den günstigen Augenblick erkannt und von der Artillerie hätte Gebrauch zu machen gewußt. Seine Gefechtsleitung ließ jedoch sehr viel zu wünschen übrig, selbst den vorübergehenden Erfolg, den die Tapferkeit der Truppen herbeizuführen vermochte, hat er nicht auszunützen verstanden. Das Verweilen am rechten Donauufer bis zur Ankunft der Hauptarmee war unmöglich geworden, der Uebergang bei Mauthausen nicht ausführbar, weil die Brücke durch stromabwärts treibende Lastschiffe zerstört worden war. Hiller zog daher mit größter Beschleunigung bis Mautern und ging hier am 8. Mai mit der Hälfte der ihm noch verbliebenen Truppen — etwa 16 000 Mann — über die Donau, die andern 10 000 Mann unter General Dedovich sandte er durch das Donauthal nach Wien.

Die Verbindung mit der Division Jellačič war gänzlich verloren gegangen. Diese hatte sich von Wasserburg, wo sie die letzten Befehle Hillers erhalten hatte, nach Salzburg und nach einigen unbedeutenden Gefechten über Altenmarkt und Golling nach Radstadt zurückgezogen; sie wurde aus dem Verbande der deutschen Armee gelöst und dem Befehle des Erzherzogs Johann unterstellt. Napoleon ließ seinerseits das Corps Lefèbvre von seiner Hauptarmee abschwenken und übertrug ihm den Kampf in Tirol.

Der Feldzug, den das Heer von Innerösterreich in Italien zu eröffnen hatte, stand in Verbindung mit dem Aufstande der Tiroler gegen die in ihrem Lande seit 1805 begründete bairische Herrschaft. Er war im Einverständnis mit dem österreichischen Hofe und der Wiener Regierung vorbereitet worden, zum großen Aergernisse der Kaiserin, die darin eine Verletzung der Verträge fand, die man nach ihrer Meinung nicht einseitig lösen durfte. Dem Erzherzog Johann, der den Aufruf an die Tiroler unterzeichnet hatte, machte sie darüber in einem Briefe vom 16. April die heftigsten Vorwürfe: „Mit welchem Recht können wir die Tiroler aufmuntern zur Empörung, zur Untreu gegen ihren rechtmäßigen Gebieter? denn dies ist der König von Baiern. Wir haben ihm dies Land durch einen feierlichen Traktat übergeben, wir haben für uns und unsere Nachkommenschaft auf ewig Verzicht geleistet, von dem Augenblicke an haben wir unser Recht verloren, und durch unser gegenwärtiges Betragen wird unserm Feinde Anlaß gegeben, die Oesterreicher als Aufrührer fremder Völker, als wahre Demokraten zu erklären; vor ganz Europa verlieren wir den Kredit unserer Rechtschaffenheit und erhalten dabei keinen Vortheil, denn ohne Schrift würden diese gutmütigen Leute gewiß (auch) für uns sein. Sie werden nur sagen, im Kriege ist alles erlaubt; ja, im Kampfe, aber er gestattet nicht heimliche Verräterei; um groß zu sein, braucht man das nicht." Die Feinfühligkeit der Kaiserin unterschied genau zwischen dem Rechte Oesterreichs, mit den Waffen in der Hand verlorene Gebiete wieder zu erwerben, und der Verleitung fremder Unterthanen zur Erhebung gegen die ihnen durch eine legale Regierung vorgesetzten Behörden.

Es muß anerkannt werden, daß die österreichische Regierung, indem sie den letzteren Weg betrat, eine große Verantwortung übernahm und die Sache der Aufständischen zu ihrer eigenen zu machen verpflichtet war. Das Tiroler Volk trat in das Verhältnis von Bundesgenossen zu Oesterreich, zu dem es ja seit 1805 in keinem Abhängigkeitsverhältnisse stand, es hatte ein Recht auf Unterstützung mit allem, was zur Führung des Krieges notwendig war, so lange derselbe währte, und es hatte noch ein bedeutungsvolleres Recht darauf, daß seine Interessen beim Friedensschlusse gewahrt würden. Dessen gedachte nicht nur die Kaiserin, auch Erzherzog Johann, der seinen Namen und seinen großen Einfluß für die Verhandlungen mit den Tirolern hergab, war sich der Verpflichtungen, die Oesterreich auf sich genommen hatte, wohl bewußt. Das

Unvermögen, die Anerkennung derselben durchzusetzen, hat ihn später empfindlich genug berührt! [1])

Die Ursachen des Aufstandes waren mannigfach, die Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, dessen Mitglieder dem herrlichen Lande so innig zugethan waren, trat dabei gewiß nicht in den Hintergrund, sie gehört thatsächlich zu den persönlichen Herzensangelegenheiten jedes einzelnen im Lande; aber aus diesem Gemütsmomente allein ist der Ausbruch des heroischen Kampfes der Tiroler nicht zu erklären. Die bairische Verwaltung hat auch das Ihrige dazu gethan. Die neuen Grundsätze, die sich in vielen Dingen dem zentralistischen Systeme des Bonapartismus anschlossen, behagten dem Tiroler, der für seine Verfassung eine ganz besondere Pietät bewahrt hatte, durchaus nicht. Die bairische Regierung mußte sich notwendig die Aufgabe stellen, in die seit Jahrhunderten in Verwirrung befindlichen Finanzverhältnisse des Landes Ordnung zu bringen, sie mußte daher auch mit Strenge auf eine genaue Bezahlung der nicht nur nicht verminderten, sondern erhöhten Steuern sehen, weil sie mit einem passiven Landesbudget nichts anfangen konnte. Auch daran waren die Tiroler nicht gewöhnt. Am allerwenigsten aber war die Geistlichkeit, der nicht nur ein großer Einfluß unter den „Ständen" zugekommen war, die auch im Volke eine fast unbestrittene Macht ausübte, für die neuen kirchlichen Einrichtungen zu gewinnen, durch welche die Bischöfe in ihren Befugnissen beschränkt und der Klerus in Abhängigkeit von der Regierung gesetzt wurde. Eine Reihe nicht gerade einschneidender, aber die religiösen Gewohnheiten des Volkes verletzender Verordnungen machte die gesamte Priesterschaft zum Gegner der bairischen Regierung, die durch einige den Aufklärungstendenzen entsprechende Maßregeln sogar den Verdacht auf sich lud, den katholischen Glauben in seiner Ausübung beschränken zu wollen. Wer aber die Priester gegen sich hat, der hat das Tiroler Volk gegen sich, wenn er nicht durch eine besonders eifrige Förderung der materiellen Interessen die Neigung desselben zu gewinnen weiß. Die Macht der katholischen Geistlichkeit in Tirol hängt mit dem stark ausgeprägten Sinne für Selbstverwaltung zusammen, der sich dort ausgebildet hat und der durch die wiederholte Bethätigung in ruhmvoller Verteidigung des heimatlichen Bodens gesteigert werden mußte. Der Tiroler war und ist stolz auf seine Wehrhaftigkeit; die Waffen führen zu können, befleißigt sich auch der ärmste Bauer, ein ungewöhnlicher Mut und die im Kampfe mit den Gefahren der Alpen sich schon im Knabenalter entwickelnde Kühnheit lassen ihm den Waffendienst als ein hohes Vergnügen, als eine Ehre erscheinen, deren jeder teilhaftig werden will, namentlich wenn sie durch freiwilligen Entschluß erworben werden kann. Die Baiern hätten mit besonderer Geschicklichkeit vorgehen müssen, wenn es ihnen hätte gelingen sollen, sich die Sympathien der Bevölkerung der neuen Provinz zu er-

[1]) Die Geschichte des Tiroler Freiheitskampfes ist noch nicht geschrieben, namentlich die politische Seite desselben fast unberücksichtigt geblieben. Selbst die Schätze des Innsbrucker Regierungsarchives harren zum großen Teile der Bearbeitung, sowie die noch erhaltenen Korrespondenzen und Tagebuchblätter Erzherzogs Johann, soweit sie seine Beziehungen zu Tirol betreffen. Hormayrs „Geschichte Andreas Hofers" enthält mancherlei brauchbares Material, muß jedoch wegen der Charakterlosigkeit des Verfassers mit großer Vorsicht benutzt werden.

werben, sie hätten viel Geld zu diesem Zwecke aufwenden müssen, und dessen waren sie zu Max Josephs Zeiten selbst sehr bedürftig.[1])

Der alte Groll gegen die Nachbarn, die ihnen mit Hülfe der Franzosen schon wiederholt ins Land gefallen waren, erwachte beim Anblicke der einmarschierenden bairischen Truppen und jedes bairischen Beamten, der von einer Amtsstube Besitz ergriff; mit diesem Grolle verstärkte sich aber auch die Erinnerung an die Art, wie man der ungebetenen Gäste schon vor einem Jahrhunderte wieder ledig zu werden verstanden hatte. Als die Vertrauten der österreichischen Regierung im Lande nach Genossen Umschau hielten, fanden sie die Stimmung ihren Absichten äußerst günstig. Wenn die Kaiserlichen an den Grenzen erscheinen würden, wollten alle gerne auf und dabei sein, die Baiern zum Lande hinauszutreiben. Daß die Kaiserlichen aber kommen würden, das wußte man seit dem Januar; denn es waren Tiroler in Wien gewesen und hatten dort mit dem „Prinzen Johann" und dem Freiherrn v. Hormayr, einem geborenen Tiroler von vielen Fähigkeiten, damals im auswärtigen Amte beschäftigt, Unterhandlungen gepflogen. Unter ihnen befand sich der Wirt vom Sand in Passeier, Andreas Hofer, als Vertrauensmann für das Burggrafenamt und Vintschgau, bald zu noch höherer Sendung berufen Auch Martin Teimer aus Schlanders, der sich schon in den früheren Franzosenkriegen als Offizier der Miliz ausgezeichnet hatte, jetzt aber in Klagenfurt als Tabakverleger lebte, wurde zur Verständigung mit den Gesinnungsfreunden in seiner Heimat benützt, die fast unter den Augen der Baiern, in der Gewißheit, daß es unter ihnen keinen Verräter geben könne, ihre Beratschlagungen hielten. Ein in Tirol bereits wohlbekannter und beliebter Offizier, der Feldmarschallieutenant Marquis de Chasteler, ein Lothringer, wurde auserlesen, um mit einem Teile des VIII. Armeecorps von Kärnten in das Pusterthal einzumarschieren und mit den freiwilligen Landesschützen in Verbindung zu treten; er führte sieben Linienbataillone und neun steierische und kärntnerische Landwehrbataillone, drei Eskadronen Chevauxlegers und einige Geschütze.

Als Chasteler, in dessen Begleitung Herr v. Hormayr als Intendant oder richtiger politischer Leiter der künftigen Landesverwaltung erschien, am 19. April das tirolische Gebiet bei Lienz betrat, waren die Bauern des Pusterthales und der Brixener Gegend bereits im Kampfe mit den Baiern begriffen, die eben die Brücken abreißen und die Straßen zerstören wollten, um das Vorrücken der Oesterreicher zu erschweren. Die Baiern mußten sich zurückziehen und trafen zwischen Brixen und Sterzing mit einer französischen Kolonne unter den Generalen Brisson und Lemoine zusammen, die auf dem Marsche von Italien nach dem deutschen Kriegsschauplatze begriffen war. Nach einem mörderischen Gefechte an der Labitscher Brücke teilte sich die Kolonne. Brisson zog mit den Baiern die Brennerstraße aufwärts, Lemoine nach Bozen. Mittlerweile waren aber die

[1]) Jäger gibt in seinem Aufsatze „Zur Vorgeschichte des Jahres 1809 in Tirol" (Sitzungsbericht der Wiener Akad. 8. Bd.) zu, daß die materiellen Vorteile, welche Tirol aus der geordneten bairischen Verwaltung und aus dem Fallen der Zollschranken zog, sehr bald im ganzen Lande anerkannt worden sind. Nach seiner Ansicht ist die „Umwälzung in kirchlichen Dingen" die eigentliche Quelle des Tiroler Aufstandes.

Passeirer und Burggräfler über den Jaufen gestiegen und hatten in Sterzing ein bairisches Bataillon überfallen, teils erschlagen, teils gefangen genommen; sich dem herannahenden Brisson entgegenzuwerfen fühlten sie sich zu schwach, sie ließen die Kolonne, die in Sterzing übel hauste, passieren und vereinigten sich nach ihrem Abzuge mit Chasteler und den Pusterthalern. — Am 10. April war aber der Aufstand auch im Innthal ausgebrochen; am 11. standen schon 15000 bewaffnete Bauern vor Innsbruck, am 12. wurde die Stadt genommen, das Regiment Dietfurt samt seinem heldenmütigen Obersten fast gänzlich niedergemacht, der kommandierende General Kinkel gefangen genommen. Was sich von Baiern aus der Hauptstadt rettete, wurde im Unterinnthal, wo Joseph Speckbacher das Kommando übernahm, aufgefangen. Innsbruck und das ganze Innthal war bereits in den Händen der Tiroler, als am 13. die Kolonne Brisson vom Brenner herabkam. Teimer, der vom Oberinnthal mit den Leuten aus Zirl herangekommen war, nahm bei Wiltau eine Aufstellung, die den Franzosen und Baiern das Hervorbrechen aus dem Wippthale unmöglich machte, und zwang dieselben zu einer Kapitulation, in die sie sich kriegsgefangen ergaben. Ein Teil der Gefangenen wurde später durch ein Aufgebot streitbarer Zillerthalerinnen nach Salzburg geführt.

Am 15. April konnte Chasteler seinen Einzug in Innsbruck halten und eine provisorische österreichische Verwaltung einsetzen. Ein engerer Landesausschuß aus den vier Ständen wurde nach Brixen berufen, die alte Verfassung wiederhergestellt und die Landesverteidigung mit Bezug auf das Landlibell von 1511, jedoch mit Annäherung an das moderne Landwehrsystem, angeordnet. Nur das feste Schloß in Kufstein blieb in ganz Deutschtirol noch in den Händen der Fremden, Wälschtirol wurde von den Franzosen unter Baraguay d'Hilliers gehalten. Als aber Chasteler, nachdem Nordtirol von den Baiern gesäubert war, mit 10000 Mann über den Brenner nach Süden zog, mußte auch dieses Corps nach dem hitzigen Gefechte bei Volano das Land verlassen. Chasteler nahm bei Roveredo Stellung und bereitete sich vor, mit dem Erzherzog Johann in Oberitalien zusammenzuwirken.

Der Erzherzog war am 11. April bei heftigem Schneegestöber mit dem IX. Corps unter dem Banus von Kroatien, Grafen Ignaz Gyulay, und den nach Chastelers Abzug erübrigenden Teilen des VIII. Corps, die Graf Albert Gyulay befestigte, zusammen etwa 40000 Mann und 4000 Pferden Linientruppen und 20000 Mann Landwehren über die Grenze gegangen. Er hatte für seine Hauptmacht den Predil und das Isonzothal gewählt, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß sein Gegner die Tagliamentolinie besetzt hielt. Sein Erscheinen bei Cividale zwang den Vizekönig, sich hinter diesen Fluß zurückzuziehen.

Am 15. kam es bei Pordenone, am 16. bei Sacile oder Fontana-Fredda zu heftigen Zusammenstößen mit der vereinigten italienischen Armee, die auf 50000 Mann und 6—8000 Pferde veranschlagt werden kann; dieselben endeten mit einer vollständigen Niederlage der letzteren, obwohl ein Dritteil der österreichischen Armee gar nicht ins Feuer gekommen war. Der Verlust der Franzosen belief sich an Toten und Verwundeten auf 9—10000, dazu kamen 6000 Gefangene, 15 Kanonen, 3 Adler. Ihr Rückzug war ein

fluchtartiger,[1]) die Verfolgung wurde jedoch durch eintretendes Regenwetter, das alle Straßen überschwemmte, vereitelt. Die Verbindung mit Tirol konnte schon wenige Tage nach der Schlacht von Sacile bei Belluno und Feltre hergestellt werden, während gleichzeitig Istrien vom Feind geräumt, Pola am 24. genommen wurde. Am 22. wurde der Uebergang über die Piave begonnen und der Vormarsch an die Etsch eingeleitet. Der Vizekönig war — wenn wir den Erzählungen Macdonalds glauben dürfen — entschlossen, Verona und die Etsch preiszugeben und seine Stellung bei Mantua zu nehmen. Macdonald, der nach längerer Zurücksetzung von seiten des Kaisers zu einem Kommando nach Italien berufen worden war, trat der Kleinmütigkeit, die im Hauptquartier der Armee herrschte, kräftig entgegen und veranlaßte den Vizekönig, die Stellung von Caldiero festzuhalten und den Uebergang über den Alpon zu verteidigen. In den Gefechten vom 29. und 30. April wurden die Franzosen jedoch neuerdings zurückgedrängt; sie hätten wahrscheinlich in kurzer Zeit Verona räumen und die Etschlinie verlassen müssen, da Chasteler in derselben Zeit schon bis Peri vorgedrungen war und ihren Rückzug ernstlich gefährdete.

Am 29. April war jedoch im Hauptquartier des Erzherzogs Johann die offizielle Nachricht über die Niederlagen eingetroffen, die sein Bruder an der Donau erlitten hatte; man erfuhr, daß das österreichische Hauptheer sich in Böhmen befinde, daß Hiller im eiligen Rückmarsch nach Wien begriffen sei, und konnte ermessen, daß er kaum im stande sein werde, die Hauptstadt gegen die Armee Napoleons zu halten. Chasteler meldete, daß sich starke französische Abteilungen gegen den Inn wenden, daß er sich daher genötigt finde, augenblicklich wieder über den Brenner nach Innsbruck zu rücken, um Nordtirol zu schützen. Die Weisungen, die dem Erzherzog zugleich mit den Berichten über den Verlauf des Donaufeldzuges zukamen, waren sehr geeignet, ihm die Gewißheit zu verschaffen, daß die Männer, die jetzt in der Umgebung des Kaisers alle Kräfte zu nachdrücklichster Verteidigung zusammenraffen sollten, der hierzu notwendigen Eigenschaften völlig entbehrten, daß sie sich weder über die zunächst zu erwartenden Ereignisse Rechenschaft zu geben vermochten, noch einen Operationsplan gefaßt hatten, dem die Bewegungen der Südarmee angepaßt werden konnten. In bombastischen Worten wurden Behauptungen und Erwartungen ausgesprochen, die jedes logischen Zusammenhanges entbehrten. „Sollten uns feindliche Bewegungen auch zwingen," hieß es da schließlich, „Tirol, Steyer und selbst Italien als eine Festung anzusehen, so soll uns dieses nicht entmannen (!); wir leben in einer Katastrophe, wo männliche Thatkraft weiter führt, als ängstliche Berechnung mathematischer Linien." Erzherzog Johann sah sofort ein, daß er die vorgeschobene Stellung in Oberitalien nicht halten

[1]) Der großartige Erfolg der Schlacht von Sacile-Fontana-Fredda wird neuerdings durch den Marschall Macdonald in seinen 1892 erschienenen „Souvenirs" bezeugt. Die Verwirrung hatte sich bis Verona fortgepflanzt, wo Macdonald wenige Tage nach der Schlacht, von Mailand kommend, eintraf. „Tout y était en confusion, en désordre; les blessés y arrivaient en grand nombre; des fuyards, des chevaux démontés, des charettes, des fourgons, des équipages, se croisant, s'embarassant dans les rues et en combrant les places; enfin le hideux spectacle d'une déroute."

könne, daß es daher ganz unstatthaft sei, die Offensive fortzusetzen. Wäre Chasteler nicht so eilig abgezogen, so hätte vielleicht der Versuch gemacht werden können, die Armee des Vizekönigs nochmals aufs Haupt zu schlagen und womöglich zu zersprengen, um sich dadurch einen ungestörten Rückzug zu sichern; da aber ein Zusammenwirken mit den aus Tirol gegen Verona vorbrechenden Streitkräften nicht mehr herzustellen war, konnte die Fortsetzung des Angriffes an der Etschlinie zu einer gefährlichen Schlappe führen; denn es war außer Zweifel, daß der Vizekönig, der fortwährerd Verstärkungen an sich gezogen hatte, bereits eine erhebliche Uebermacht entfalten konnte. Der Abzug Chastelers ermöglichte dem Corps Baraguay d'Hilliers die Wegnahme von Trient und den Durchmarsch durch das Val Sugana, von dem aus die über die Etsch vorgehende oder vor Verona stehende Armee im Rücken gefaßt werden konnte. Außerdem war Marmont mit 10—12000 Mann von Dalmatien aus im Anmarsche gegen Inneröſterreich begriffen; das Belagerungscorps von Venedig und die nach Istrien vorgeschobene Brigade waren jedenfalls nicht stark genug, um Marmont aufzuhalten.

Der Rückzug war also unbedingt geboten, es handelte sich nur darum, nach welcher Richtung er geführt werden sollte. Der Erzherzog hat den Plan sehr ernstlich erwogen, sich mit dem Rest des VIII. Corps nach Tirol zu werfen und dieses Land zu einer Festung zu machen, zu deren Bezwingung Napoleon bedeutende Truppenmassen hätte in Verwendung bringen müssen. Dem IX. Corps des Banus wäre dann die Aufgabe zugefallen, die Päſſe von Inneröſterreich gegen den Vizekönig und Marmont zu verteidigen. Gyulay wäre dazu allein so wenig im stande gewesen, als der Erzherzog mit ihm; aber der Vizekönig würde wahrscheinlich genötigt gewesen sein, seine Armee ebenfalls zu teilen, und hätte nicht mit 40000 Mann vor Wien erscheinen können. Erzherzog Johann hätte, mit Chasteler vereinigt, zwar nicht, wie Hormayr annimmt, 45000 Mann Linientruppen, doch aber 30000 zur Verfügung gehabt, und der Zulauf der Tiroler Bauern wäre gewiß noch zahlreicher geworden, wenn der von ihnen so sehr geliebte Prinz Johann an ihrer Spitze gestanden wäre, als nach dem Abmarsch der Oesterreicher aus ihrem Lande, zu dem es dann thatsächlich gekommen ist. Das Corps des Herzogs von Danzig hätte kaum ausgereicht, das Vorbrechen der unter dem Erzherzog vereinigten Macht nach Salzburg und Baiern zu verhindern. Gelang es dieser aber, bis an die Donau vorzubringen, so war zum mindesten die Etappenlinie des französischen Hauptheeres in großer Gefahr, und dieser Umstand hatte nach der Schlacht bei Aspern die Ergänzung desselben fast unmöglich gemacht. Bedenken wegen der Verpflegung der Truppen in Tirol dürften wohl nicht allzu schwer ins Gewicht gefallen sein, denn die Absperrung aller Zufuhrlinien hätte mehr Kräfte erfordert, als Napoleon für diesen Teil des Kriegsschauplatzes jemals abgeben durfte, ohne sich selbst der nötigen Stärke zu berauben. Es scheint, daß eine falsche Meldung des Generals Schmidt über die Zahl der unter Baraguay d'Hilliers in Südtirol auftretenden Streitkräfte es dem Erzherzoge schwierig erscheinen ließ, die Vereinigung mit Chasteler zu erreichen, und daß er sich die Behauptung Kärntens und der Steiermark leichter vorgestellt hat, als sie sich später erwies. Er bedachte nicht, daß diese Länder über

Görz und Krain umgangen werden könnten, daß er zur Zersplitterung seiner Kräfte gezwungen werden würde und im Falle des Rückzuges keine vorteilhafte strategische Basis mehr gewinnen könne. Mit 40—50 000 Mann kann man Tirol, Steiermark, Kärnten, Krain und Salzburg nicht verteidigen, der Begriff einer „Festung“ läßt sich mit diesem Terrain nicht verbinden; es war daher mehr Phrase als Ueberlegung, wenn Erzherzog Johann in einem Schreiben an Chasteler seinen Entschluß ausspricht, in dieser „Fortresse“ zu siegen oder zu sterben, und unvorsichtig hinzusetzt: „En Hongrie je ne me retire pas.“

Am 1. Mai machte das ganze Heer von Innerösterreich Kehrt, der Abmarsch wurde aber leider nicht mit der nötigen Schnelligkeit durchgeführt, so daß die Armee am 8. an der Piave eingeholt und in eine Reihe verlustreicher Gefechte verwickelt wurde, durch welche die Kräfte der Truppen nach und nach gänzlich aufgerieben wurden. Sie schlugen sich zwar ganz tapfer, aber die Widerstandsfähigkeit erlahmte; selbst die Stellung bei Tarvis konnte nicht gehalten werden, die Verbindung mit Tirol wurde aufgegeben und der weitere Rückmarsch nach Klagenfurt und Laibach in zwei Kolonnen angetreten. An die Befehle des Erzherzogs war nunmehr auch die Division Jellačič gewiesen, die von der Nordarmee gänzlich abgesprengt worden war und sich bis jetzt an der Grenze von Salzburg und Steiermark aufgehalten hatte. Sie wurde von Villach aus am 17. Mai zur Verstärkung des VIII. Corps herbeigerufen, nachdem es sich gezeigt hatte, daß sie auf die Vorgänge in Tirol keinen Einfluß zu nehmen vermochte.

Auch in Tirol waren Unglücksfälle eingetreten. Der Herzog von Danzig hatte zwei bairische Divisionen zu je 6000 Mann dorthin in Bewegung gesetzt, Deroy erschien vor Kufstein, Wrede marschierte über Lofer gegen Paß Strub, der nur schwach besetzt war und am 11. Mai nach tapferem Widerstande genommen wurde. Jellačič, der damals noch mit 10 000 Mann bei Radstadt und St. Johann im Pongau stand, hatte nichts gethan, um sich über die Absichten des in seiner nächsten Nähe befindlichen Feindes zu unterrichten, noch weniger, sie zu durchkreuzen. Hätte er eine einzige Brigade über Saalfelden gegen Lofer vorgehen lassen, so wäre Wredes Unternehmung gegen den Paß Strub unausführbar geworden. Ein unglückliches Geschick hatte es gewollt, daß gerade einer der unfähigsten österreichischen Generale, der wegen Mangel von Kommandanten bei Beginn des Krieges aus dem „wohlverdienten“ Ruhestande wieder zur Armee gezogen worden war, in eine Lage versetzt wurde, in der mit großer Umsicht und Entschlossenheit auf eigene Verantwortung sehr Erhebliches hätte geleistet werden können. Bei den widersprechenden Anordnungen und Berichten, die ihn trafen, vermochte sich Jellačič jedoch nicht zurechtzufinden; er wagte es nicht, Chasteler und den Tirolern Hülfe zu bringen, weil er vom Erzherzog den Befehl erhalten hatte, sich zur Vereinigung mit ihm bereit zu machen, und hielt sich doch viel zu lange an den Grenzen von Salzburg auf, die gar keine strategische Bedeutung hatten, so daß er schließlich noch dem Vizekönig in die Hände fiel. Ein Reiterregiment, das er bei sich hatte, sandte er an die Donau, ohne zu wissen, in welche Verhältnisse es dort geraten werde, nur aus dem Grunde, weil nach seiner Meinung Reiter zum Gebirgskriege nicht geeignet waren. Eine geschickte Verwendung desselben hätte das

Unglück von Wörgl und das noch größere von St. Michael vermeiden können. Im Kriege können die anscheinend richtigsten Theorien einen unselbständigen Kopf zu den gröbsten Mißgriffen verleiten.

Chasteler war den eindringenden Gegnern bis Rattenberg entgegengerückt. Er hatte nur 6 schwache Bataillone, darunter 4 Landwehrbataillone, die noch nie im Feuer gestanden waren, und 1½ Batterien bei sich. Trotzdem ließ er sich verleiten, statt in gut gewählter Verteidigungsstellung den Zuzug der Landesschützen abzuwarten, mit seinen 3000 Mann den Baiern entgegenzugehen und bei Wörgl das Gefecht anzunehmen. Hier wurde er am 13. Mai völlig geschlagen, er selbst mit wenigen Reitern zu schleuniger Flucht nach Hall und Innsbruck gezwungen, während ein Teil der Infanterie sich über die Gebirge zu Jellačić retten konnte. Dieser hatte zwar eine Brigade unter General Ettingshausen am 12. Mai in der Richtung gegen Tirol vorgeschoben; sie kam aber erst nach Saalfelden, als die Entscheidung im Innthal schon gefallen war, und wurde bald wieder nach Radstadt zurückgezogen, als Jellačić vom Erzherzog Johann den Befehl erhalten hatte, sich mit ihm in Steiermark, wohin er seinen weiteren Rückzug richtete, zu vereinigen.

Am 17. Mai wurde am Brenner von den österreichischen Generalen und den Vertrauensmännern der Tiroler Kriegsrat gehalten und die weitere Verteidigung des Landes mit allen Mitteln beschlossen. Am 18. erhielt Chasteler die Verständigung vom Erzherzog Johann, daß er sich bei Tarvis nicht werde halten können, jedoch die Hoffnung hege, bei Villach so lange stand zu halten, bis Chasteler durch das Drauthal zu ihm stoßen könne. Auf dies hin beschloß der Feldmarschall-lieutenant, alle seine Abteilungen zusammenzuziehen und schleunigst den Abmarsch durch das Pusterthal anzutreten. Tirol sollte sich selbst überlassen, d. h. es sollte ihm freigestellt werden, sich mit den siegreichen Baiern wieder abzufinden.

Es war ja auch in der That schon in Innsbruck, wo Lefèbvre, Deroy und Wrede am 19. eingerückt waren, über die Unterwerfungsbedingnisse unterhandelt worden, das Inn- und Zillerthal war beruhigt und es hätte von seiten der Baiern eines nur einigermaßen geschickten Vorgehens bedurft, um dem ganzen Aufstande ein Ende zu machen. Sie ließen jedoch den wenigen Personen, die den Widerstand organisiert hatten und nun für die Fortsetzung desselben agitierten, Zeit zur Sammlung der nötigen Streitkräfte und zu neuerlichen Vereinbarungen mit Chasteler. Hofer, Teimer und Hormayr bestürmten diesen in Brunneck, den Abmarsch einzustellen, den Kampf in Tirol wieder aufzunehmen, und versprachen, alle waffenfähigen Einwohner zur Verteidigung des Landes aufzubieten. Chasteler hatte mittlerweile in Erfahrung gebracht, daß seine Vereinigung mit dem Erzherzoge bei Villach kaum mehr ohne Kampf bewerkstelligt werden könne, und entschloß sich am 20. Mai, seine Truppen an die Brennerlinie zurückzuführen. General Buol nahm wieder von den kaum verlassenen Schanzen Besitz, deren sich die Baiern noch nicht bemächtigt hatten, und die Tiroler Anführer eilten in die vom Feinde noch unberührten Thäler des Landes, um die Bauern neuerdings zu den Waffen zu rufen. Der Erfolg entsprach ihren Versprechungen; in zwei Tagen standen wieder 12000 Mann auf dem Brenner, die noch täglich Zuzug erhielten.

Der Umschwung in den Absichten Chastelers war jedoch nur von kurzer Dauer gewesen. Kaum hatte er die Befehle zum Rückmarsch nach Mühlbach gegeben, als er sich schon wieder eines anderen besann und neuerdings die Konzentrierung bei Lienz und den Durchbruch durch die sich seinem Marsche im Drauthale etwa entgegenstellenden feindlichen Abteilungen beschloß. Sobald die Tiroler davon Kenntnis hatten, fingen sie seine Boten ab und verhinderten die Ueberbringung der Befehle an die am weitesten entfernten Kommandanten: Buol am Brenner und Leiningen in Südtirol, der im Begriffe war, sich bei Sterzing mit ersterem zu vereinigen. Diese beiden waren daher gezwungen, bei den Aufständischen auszuhalten, nachdem Chasteler bereits am 25. von Lienz aus nach Kärnten aufbrach. An demselben Tage maßen sich die Tiroler bereits wieder im mörderischen Kampfe mit der Division Deroy, die bei Innsbruck stehen geblieben war, als sich Lefèbvre ins Salzburgische aufmachte, um Jellačič zu verfolgen und dem Vizekönig in die Arme zu treiben. Sein Vorhaben wurde durch die Schlacht bei Aspern gestört, deren Folgen auch in Tirol nicht unbemerkt blieben.

Am 10. Mai standen die Franzosen vor Wien. Erzherzog Maximilian, der Bruder der Kaiserin, waltete daselbst seit kaum 14 Tagen als Stadtkommandant und war eifrigst bemüht, sich selbst und den Wienern weiszumachen, daß Wien eine Festung sei und daß man dieselbe bis zur Ankunft des Entsatzes unter Erzherzog Karl gegen Napoleon und die große Armee halten könne. Durch die Vorbereitung dieses lächerlichen Planes, der nur von dem unglaublichen Mangel an militärischer Bildung unter den höheren Kommandanten und von der Urteilslosigkeit Zeugnis gibt, die unter den Ratgebern des Kaisers herrschte, wurden Tausende von schuldlosen Bürgern ohne Grund in Bedrängnis und Not versetzt, Häuser und Gärten zerstört und zahllose Wertgegenstände der Vernichtung preisgegeben, obwohl man wissen mußte, daß damit nichts erreicht werden könne, daß man jedoch die Residenz und deren Bevölkerung aller Vorteile beraubte, die ihr durch freiwillige Oeffnung der Thore hätte gesichert werden können. Erzherzog Rainer hatte vergeblich auf den Unsinn hingewiesen, den man beging, indem man die Stadt einer Belagerung aussetzte und „alle die Anstalten so vieler Jahrhunderte, die kostbaren Gebäude, die Bibliotheken, die Sammlungen, die Erziehungsanstalten ganz zernichtete und dadurch die Bemühungen so vieler großer Monarchen in wenig Tagen ganz verschwinden". Die Vorstädte, die von 150000 Menschen bewohnt waren, hatten in der kurzen Zeit nicht geräumt und rasiert werden können; man hatte aber auch nicht Truppen genug, um den äußeren Linienwall zu verteidigen, sondern beschränkte sich auf die Mauer der inneren Stadt, die mit Geschützen besetzt wurde. „Die Franzensbrücke wurde abgerissen, die prächtige Weißgärberbrücke in Brand gesteckt. Tausende von Menschen arbeiteten an der Zerstörung der im Stadtgraben befindlichen Artilleriemagazine. Vor dem Rotenturm wurden rechts und links die Gebäude und Hütten demoliert, kurz die Stadt bot ein Bild greulichster Verwüstung" [1]). Der Heldenmut der bewaffneten Bürgerschaft äußerte sich sofort

[1]) Wertheimer, Zur Geschichte Wiens im Jahre 1809. 74. Bd. des Archivs f. österr. Geschichte.

bei der Besetzung der Vorstädte durch die Franzosen, indem ein als Parlamentär vor das Burgthor reitender Major von einem Klempnergesellen vom Pferde gerissen und zum Gefangenen gemacht wurde. Der Klempner ritt auf dem Pferde des verwundeten Offiziers wie ein stolzer Sieger in die Stadt. Eine von Berthier gezeichnete Aufforderung zur Uebergabe schickte Erzherzog Maximilian uneröffnet zurück. Seine kühne Entschlossenheit hielt aber nur zwei Tage vor. Nachdem die Franzosen in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai ein leichtes Bombardement aus Feldgeschützen begonnen hatten, das jedoch wegen Munitionsmangel nach einigen Stunden wieder eingestellt werden mußte, war die Widerstandskraft der Wiener schon erschöpft. Da Napoleon gleichzeitig auch den Donaukanal überschreiten und die Freudenau mit dem Lusthause im Prater besetzen ließ, mußte Erzherzog Maximilian befürchten von der Taborbrücke abgedrängt und dadurch des Rückzuges auf das linke Donauufer beraubt zu werden. Er machte den Versuch, das Lusthaus wieder zu nehmen. Dies konnte jedoch trotz des Opfers von 300 Mann nicht erreicht werden. Der Erzherzog ging daher in den frühen Morgenstunden des 13. Mai mit den ihm unterstehenden regulären Truppen und Landwehren über die Taborbrücke zurück und ermächtigte den in Wien an seiner Stelle kommandierenden Feldmarschall-Lieutenant O'Reilly zum Abschlusse einer Kapitulation.

Napoleon erwies sich gegen die Wiener ganz besonders milde, indem er ihnen trotz ihres unbegründeten und aussichtslosen Widerstandes für Leben und Besitz seinen Schutz zusicherte; er empfing in dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn, das er zu seiner Residenz gemacht hatte, die Unterwerfungsdeputation, kanzelte den Erzbischof von Wien ab und erging sich in seiner schrankenlosen Ungezogenheit in Beschimpfungen der kaiserlichen Familie, aber er suchte die Bürger durch Freundlichkeit zu gewinnen, da er ja wohl wußte, daß er bei den zu erwartenden kriegerischen Operationen bei Wien vielfach auf ihren guten Willen angewiesen war und durch trotzige Verweigerung jeder Hülfe in seinen Unternehmungen aufgehalten werden konnte. Ein ernster, hartnäckiger, passiver Widerstand gegen alle Verordnungen der Heeresleitung, ein möglichst lange durchgeführtes Zurückhalten der verborgenen Lebensmittel hätte die französische Armee gewiß in größere Verlegenheit gesetzt, als die „Gascognade der Verteidigung", wie sie mit Recht von einem Zeitgenossen bezeichnet wurde.

Es wäre für das französische Heer sehr vorteilhaft gewesen, wenn es das linke Donauufer hätte gewinnen können, bevor noch die Armee des Erzherzogs Karl auf dem Marchfeld Stellung nahm. Napoleon ließ den Uebergang von Nußdorf auf die Jedlersee-Aue versuchen, die nur durch einen schmalen Wasserarm, die sogenannte „schwarze Lacke" vom linken Ufer getrennt ist. Hiller, der dem V. Corps die Bewachung desselben von Korneuburg bis an den Spitz bei Floridsdorf übertragen hatte, erkannte sofort die große Gefahr, die ihm daraus erwachsen würde, wenn sich die Franzosen auf jener Aue festsetzen würden, und befahl dem Regiment Kerpen, sie daraus wieder zu vertreiben. Der Kampf, den nun das 49. österreichische Infanterieregiment mit den bereits gelandeten Franzosen aufnahm, war einer der glänzendsten im ganzen Feldzuge und vom schönsten Erfolge begleitet. Die ganze französische Abteilung wurde aufgerieben,

nicht ein Mann kam an das rechte Ufer zurück, Napoleon gab den Plan, die Donau nördlich von Wien zu überschreiten, gänzlich auf.

Weniger glücklich operierte das III. Corps des Grafen Kolowrat am 17. Mai gegen Vandamme und Bernadotte bei Urfahr-Linz. Der Angriff auf die Württemberger, die hier das linke Ufer der Donau besetzt hielten, scheiterte gänzlich, trotzdem Kolowrat eine nicht unerhebliche Uebermacht zur Verfügung hatte, infolge eines ungeschickt eingeleiteten Anmarsches. Er mußte sich nach Freistadt zurückziehen und hatte somit seine Aufgabe, durch einen glücklichen Vorstoß den Feind zu beunruhigen und zur Verwendung größerer Massen für die Sicherung seiner Rückzugslinie zu verwenden, nicht gelöst. Erzherzog Karl hatte gehofft, sein Bruder Johann werde von Innerösterreich durch das Enns- und Steyrthal an die Donau vorbrechen und mit dem III. Corps zusammenwirken können. Erzherzog Johann hatte sich jedoch für diesen Plan nicht entscheiden können, da er ihm zu spät zugekommen war, um ihn ohne Gefahr für den Zusammenhang seiner Truppen aufnehmen zu können. Das Zusammenwirken mit dem schwerfälligen Kolowrat wäre wohl auch nicht so leicht zu stande gekommen.

Am 16. Mai erschienen die Spitzen der von Erzherzog Karl durch Böhmen geführten Armee auf dem Marchfelde, bis zum 19. rückten die 5 Corps zwischen den Bisamberg und den Rußbach von St. Veit bei Hagenbrunn bis Pillichsdorf, das VI. Corps von Hiller schloß sich bei Stammersdorf und Strebersdorf an, das V. unter Fürst Reuß war zur Verteidigung der Donau von Lang-Enzersdorf, Korneuburg, Stockerau bis Krems auseinandergezogen, eine halbe Brigade stand bei Preßburg. Außer dem III. Corps, das sich von Krems bis Freistadt erstreckte, standen noch detachierte Corps längs des Böhmerwaldes gegen Bayreuth und gegen Sachsen. Dadurch waren dem Hauptheere am Marchfeld ohne Rücksicht auf das V. Corps noch 28 Linien-, 32 Landwehrbataillone und 22 Eskadronen mit zusammen 43000 Mann entzogen, mindestens 10000 Mann mehr, als zur Deckung Böhmens notwendig waren. Diese 10000 hätten auf dem Marchfelde bei richtiger Verwendung die Entscheidung zu Gunsten Oesterreichs bringen können. Dort standen zur Schlacht bereit: die Avantgarde unter Klenau 4 Bataillone und 16 Eskadronen, das I. Corps Bellegarde 21 Bataillone, 8 Eskadronen, das II. Corps Hohenzollern 25 Bataillone, 8 Eskadronen, das IV. Corps Rosenberg 25 Bataillone, 17 Eskadronen, das VI. Corps Hiller 24 Bataillone, 16 Eskadronen, das Reservecorps Liechtenstein, das aus der Vereinigung der beim Beginne des Feldzuges aufgestellten zwei Reserven entstanden war, 17 Bataillone (Grenadiere) und 83 Eskadronen, zusammen 90000 Mann Infanterie und 15200 Reiter. Ueber die Verteilung der Artillerie finden sich keine genauen Angaben. Bei den Truppen (mit Einschluß des V. Corps) eingeteilt befanden sich 288 Geschütze, außerdem gab es noch eine Geschützreserve.

Napoleon hatte in und bei Wien zur Aktion bereit: 2 Infanteriedivisionen der Kaisergarde, 19 Bataillone (die Kavallerie war noch auf dem Marsche) in und um Schönbrunn, das Grenadiercorps unter Oudinot 30 Bataillone, in Wien und Nußdorf, das 2. Corps Lannes 16 Bataillone, 12 Eskadronen bei Simmering und auf dem Wienerberge, das 3. Corps Davoust 42 Bataillone, 24 Eskadronen zum Teil in St. Pölten, zum Teile im Marsche auf Wien be-

griffen, am 20. und 21. in Kaiser=Ebersdorf, des 4. Corps Massena 52 Bataillone, 28 Eskadronen zwischen Simmering und Kaiser=Ebersdorf, ein Reservekavallerie=corps von 56 Eskadronen unter Bessières zwischen Schönbrunn und Wien; zusammen 96 000 Mann Infanterie, 19 300 Reiter, also nahezu 116 000 Streiter mit 3—400 Geschützen. Außer diesen standen das 8. Corps (Württemberger) 14 Bataillone, 16 Eskadronen unter Vandamme bei Linz, das 9. Corps (Sachsen) 25 Bataillone, 20 Eskadronen unter Bernadotte ebenfalls bei und um Linz, 2 zu denselben Corps gehörende Divisionen, Dupas und Rouyer, Franzosen, Nassauer, Rheinländer, zusammen 14 000 Mann, teils in Passau, teils in Wien als Garnison, das 7. Corps Baiern unter Lefèbvre 29 Bataillone, 24 Eskadronen in Tirol; die italienische Armee, 5. Corps Macdonald, 6. Corps unter Grenier und Baraguay d'Hilliers zusammen 42 000 Mann im Anmarsche durch Innerösterreich nach Wien begriffen, das 11. Corps Mar=



mont, 9—10 000 Mann, in Istrien und Krain und die Division Rusca 4000 Mann in Südtirol und Kärnten. Aus einer Kavalleriebrigade des 2. Corps mit den 7 badischen Bataillonen des 4. Corps war eine Kolonne unter Lauriston gebildet worden, die in Wr.=Neustadt und am Semmering stand, um die Hauptarmee gegen Süden zu decken.

Nachdem Wien genommen war und auf dem gegenüberliegenden Marchfelde eine seinen eigenen Kräften nahezu gleichkommende österreichische Armee kampfbereit aufmarschiert war, mußte Napoleon mit den ihm zur Verfügung stehenden Streitkräften angesichts des Feindes über die Donau gehen und die Oesterreicher angreifen. Er hatte sich am 15. Mai entschlossen, zum Uebergange die Insel Lobau zu benützen, die ihm einen vortrefflichen, durch den Stadtlerarm vom linken Donauufer getrennten Sammelplatz für große Truppenmassen bot, der vom Feinde nur schwer erreicht werden konnte. Die Insel wurde schon am 15. von Teilen des 4. Corps besetzt und dann sofort der Brückenschlag über den Hauptstrom der Donau vorgenommen. Am 20. Mai defilierte bereits

das ganze Corps Massenas an das linke Ufer, die Kavalleriedivision Lassalle geriet bei Eßlingen in ein Gefecht mit Klenaus Avantgarde.

Sobald der Erzherzog in Erfahrung gebracht hatte, daß die französische Armee den Uebergang über die Donau beginne, beschloß er, dieselbe während des Aufmarsches anzugreifen. Seine Aufgabe bestand nicht in einer Verhinderung des Ueberganges, die zu einer Reihe von Einzelgefechten geringerer Bedeutung geführt, den Gegner aber nicht erschüttert haben würde, sondern darin, die Hauptmasse des feindlichen Heeres in dem Augenblicke, in dem es zum Angriffe übergehen würde, zu überfallen, dasselbe zurückzuwerfen und dabei in einen Zustand zu versetzen, der es zu weiteren Angriffen ungeeignet machen mußte. Letztere Absicht sollte durch die möglichste Beschädigung der von ihm über die Donau geschlagenen Brücken wesentlich unterstützt werden. Die Armee wurde in 5 Angriffskolonnen formiert; davon hatte die erste, das VI. Corps Hiller, am linken Donauufer gegen Stadtlau und Aspern vorzugehen, die zweite, das I. Corps Bellegarde, die Richtung Kagran-Hirschstetten, die dritte, das II. Corps Hohenzollern, die Richtung Breitenlee-Aspern einzuschlagen, für die vierte und fünfte Kolonne stand das IV. Corps Rosenberg zur Verfügung; eine Hälfte desselben sollte von Raasdorf aus Eßlingen angreifen, die andere schwenkte links ab, um bei Groß-Enzersdorf auf die rechte Flanke der Franzosen zu wirken. An ihrer Spitze marschierte die Avantgarde Klenaus; 17 Grenadierbataillone standen hinter Gerasdorf, die gesamte Kavallerie Rosenbergs zwischen Breitenlee und Raasdorf. Der Hauptdruck mußte von dem stark vorgezogenen rechten Flügel ausgehen und war auf die Rückzugslinie der französischen Armee, die zur Lobau führte, gerichtet.

Mit der Zurüstung und dem Anmarsch der österreichischen Kolonnen verfloß der Vormittag des 21. Mai; Napoleon verwendete ihn dazu, sich in Aspern und Eßlingen festzusetzen. Es gelang Massena, den ersteren Ort mit 2 Regimentern zu besetzen, bevor das Corps Hiller seiner vorgeschobenen Vorhut nachkommen und die nötigen Kräfte für die Behauptung desselben in die Feuerlinie senden konnte. Es kann nicht unerwähnt bleiben, daß ein etwas rascheres Zeitmaß auf Seite Hillers schon an diesem Tage der Situation auf dem Schlachtfelde eine Wendung geben konnte, die den Oesterreichern einen nachhaltigen Sieg gesichert hätte. Aspern brauchte niemals in die Hände der Franzosen zu fallen; denn diese konnten an keinem Punkte der Schlachtlinie der Ueberzahl der Oesterreicher entsprechende Massen ins Gefecht führen. Sie konnten Aspern verteidigen, weil es durch den um das Dorf laufenden Damm und einen Donauarm natürliche Hülfsmittel der Verteidigung gewährte; sie hätten es aber nicht erstürmen können, wenn Hiller vor ihnen darin gewesen wäre. Eßlingen dagegen konnte weder von der vierten noch weniger von der fünften Angriffskolonne, die zuerst Groß-Enzersdorf erreichen mußte, genommen werden, bevor sich Lannes mit seinen 16 Bataillonen daselbst eingenistet hatte.

Das Nachrücken der übrigen französischen Corps ging sehr langsam von statten, da die Brücke über die große Donau mehrmals zusammenbrach und nur mit der größten Anstrengung für weitere Uebergänge brauchbar gemacht werden konnte. Zur Ausfüllung des Raumes zwischen Aspern und Eßlingen hatte

Napoleon an diesem Nachmittage nichts als die Kavalleriereserve Bessières, die übrigens mehrmals nach rechts Vorstöße machen mußte, um die Ueberflügelung von Eßlingen zu verhindern. Hätten die Oesterreicher schon an diesem ersten Schlachttage ihre ganze Kraft eingesetzt, so waren die beiden Corps Massena und Lannes samt den Reitern Nansoutys und d'Espagnes verloren. Erzherzog Karl hatte die feste Absicht, bis zur Donaubrücke vorzubringen und dann die Lobau unter Feuer zu nehmen; er fand jedoch bei seinen Corpskommandanten nicht volles Verständnis. Das Ende des zwar mit größter Tapferkeit, aber nicht gleichzeitig mit allen zu Gebote stehenden Mitteln geführten Kampfes war bei einbrechender Nacht die Eroberung eines Teiles von Aspern durch die österreichische Brigade Vacquant. Die südliche Häusergruppe blieb in den Händen der französischen Division Molitor. Ein gewaltiger Kavallerieangriff, den Napoleon gegen die 3. Kolonne der Oesterreicher machen ließ, in der Erwartung, diese zurückzuwerfen und dadurch die österreichische Angriffslinie, die ihn umklammerte, zu zerreißen, scheiterte an dem Heldenmute der Infanterie, die sich durch die heranbrausenden Reitermassen nicht erschüttern, sondern dieselben bis auf 15 Schritt herankommen ließ und dann durch wohlunterhaltenes Salvenfeuer niederstreckte. Ein Schlachtmoment, der in ähnlicher Erscheinung erst bei Sedan wiedergekehrt ist! Erzherzog Karl hatte sich persönlich zu den attackierten Bataillonen begeben und durch sein Erscheinen die Festigkeit der Truppe erhöht. In Eßlingen hielt sich Lannes ohne Wanken, auch hier gaben die Dorfgebäude, vor allem der große Schüttkasten und ein Damm treffliche Stützpunkte, die von den Sturmkolonnen Rosenbergs nicht bewältigt werden konnten. Die Infanteriereserve von 16 Grenadierbataillonen hielt hinter Breitenlee und wurde nicht ins Gefecht gezogen. Hätte man sie abends noch vorgerufen, so wäre Eßlingen zu nehmen gewesen.

Napoleon hatte wohl geschwankt, ob er den Kampf mit ungleichen Kräften fortsetzen solle; er entschied sich dafür, als ihm gemeldet wurde, daß die Wogen der Donau niederer gingen und dem Uebergange Oudinots, Davousts und zweier Kavalleriebrigaden nichts mehr im Wege stehen werde; denn nun konnte er dem Feinde nicht nur die gleiche, sondern auch eine große Zahl frischer Truppen entgegenstellen und glaubte zuversichtlich auf einen Sieg rechnen zu können.

Nur wenige Stunden hatte der Streit geruht, in Aspern hatte man die ganze Nacht über nicht aufgehört, sich zu beunruhigen. Die Ermüdung war jedoch auf beiden Seiten so groß, daß es zu keinem ernsten Nachtgefechte kam, obwohl man sich auf Schußweite gegenüberlag. Kaum graute der Morgen des 22. Mai — es war Pfingstdienstag — als Napoleon schon wieder zu Pferde saß und die Anordnungen zur Verteilung der im Laufe der Nacht an das linke Donauufer gekommenen Truppen traf. Das Eingreifen derselben machte sich bei der Wiederaufnahme des Kampfes sofort bemerklich: die Oesterreicher verloren das hart umstrittene Aspern, nachdem das tapfere Regiment Klebeck fast eine ganze Stunde hindurch Haus um Haus, Scheune um Scheune verteidigt hatte; ihre eigenen Angriffe auf Eßlingen wurden jedoch wiederholt abgeschlagen. Dieser beiden Hauptstützpunkte seiner Stellung versichert, befahl Napoleon nun einen gewaltigen Angriff mit allen verfügbaren Truppen gegen das österreichische Zentrum, also gegen Hohenzollern und Liechtenstein. Derselbe begann mit sicht-

lichem Erfolge der französischen Sturmkolonnen, die, von Lannes geführt, zwischen Bellegarde und Hohenzollern eindrangen, während die Reiterei mit wütenden Attacken die linke Flanke des letzteren anfiel. Liechtenstein hatte mit seinen Geschwadern vollauf zu thun, um der hart bedrängten Infanterie wieder Luft zu machen; trotzdem stellte sich ein langsames, aber nicht zu leugnendes Zurückweichen der österreichischen Feuerlinien ein, dem Erzherzog Karl um jeden Preis zu steuern versuchte. Er führte persönlich einzelne Bataillone wieder vor, ergriff die Fahne des Regimentes Zach — das war der herrliche Moment, den Fernkorn in dem Standbilde auf dem äußeren Burgplatze in Wien verewigt hat! — und ließ die 16 Grenadierbataillone von Breitenlee anmarschieren. Als diese ausgesuchten, ihrer hohen Aufgabe bewußten Mannschaften aus allen Nationen Oesterreichs: Böhmen, Ungarn, Kärtner, Schlesier, in die Feuerlinie vorgingen, stellten sie das Gefecht wieder her, das österreichische Zentrum kam zum Stehen, und nun war auch die Schlacht so gut wie gewonnen. Napoleon durfte seine Angriffe nicht mehr erneuern, denn er war durch den Bruch der Donaubrücke plötzlich von seinen Reserven am rechten Ufer und — was besonders ins Gewicht fiel — auch von den Munitionskolonnen getrennt. Schon um 3 Uhr morgens hatte der Truppenmarsch eingestellt werden müssen, weil die vom österreichischen Ingenieurhauptmann Magdeburg bei Floridorf in Bewegung gesetzten Schiffmühlen, Steinschiffe und aneinandergeketteten Baumstämme mit solcher Gewalt an die Brücke anschlugen, daß sich das Zerreißen der Ketten und das Abschwimmen der Pontons jeden Augenblick gewärtigen ließ. Der Schaden war bald so ausgedehnt, daß an eine rasche Ausbesserung desselben nicht mehr zu denken, sondern bestimmt zu erwarten war, daß viele Stunden darüber vergehen würden. In dieser Situation konnte jedes verfehlte Manöver das französische Heer in die Gefahr bringen, an das Donauufer gedrängt und massakriert zu werden.

Da das Aufgebot aller vorhandenen Mittel bis jetzt die Oesterreicher nicht zu erschüttern vermocht hatte, blieb Napoleon nichts übrig, als die Schlacht langsam abzubrechen und den Rückzug vorzubereiten. Dies erforderte noch einen großen Kraftaufwand, denn auch der Gegner hatte den Eintritt des für ihn so günstigen Ereignisses auf der Donau erkannt, da ein auf dem Bisamberge (zwischen Korneuburg und Stammersdorf) errichtetes Observatorium seine Wahrnehmungen auf das Schlachtfeld berichtete. Erzherzog Karl gab an das VI. und I. Corps neuerlich Befehl, sich Asperns zu bemächtigen, auch auf Eßlingen wurden neue Angriffe eingeleitet, und es forderte den ganzen Heldenmut sieggewohnter Truppen heraus, um sich mit solcher Hartnäckigkeit in diesen Orten zu verteidigen, wie dies von den Divisionen Legrand, St. Hilaire, Carra St. Cyr, Molitor und den Grenadieren Oudinots geschah. Um 10 Uhr vormittags entschloß sich Napoleon, den Rückzug auf die Lobau anzutreten, bis Abend aber hielten seine Truppen dem unabläſſigen Ansturm der Oesterreicher stand, um deren Vorgehen bis zu den Brücken zu verhindern. Aspern ward zwar, nachdem es neunmal im Laufe des Tages von den Hillerschen Regimentern genommen, ihnen aber ebenso oft von Massena wieder entrissen worden war, endlich durch das siebenbürgische Regiment Benjowsky erobert und von General Bianchi dauernd festgehalten; aber Eßlingen bot allen Anstrengungen Rosenbergs

Trotz. Die Division Bondet, die sich dort den ganzen Tag über heldenmütig gehalten hatte, wurde von den Gardetirailleuren, der sogenannten „jungen Garde“, unter Mouton abgelöst, aber auch die alte Garde mußte eingreifen, um die von allen Seiten vorgehenden österreichischen Kolonnen abzuwehren. Bessières versuchte durch mehrere Vorstöße die zwischen Aspern und Eßlingen eindringenden Infanteriemassen des Corps Hohenzollern zu durchbrechen; er konnte aber den Gegner nicht mehr darüber täuschen, daß es sich nur mehr um Deckung des Rückzuges handelte. Um 6 Uhr abends wurde der Marschall Lannes, der eben in einer Terrainvertiefung ausruhte und den Tod seines alten Lehrers, General Ponzet, beklagte, inmitten seiner Offiziere von einer mehrmals aufschlagenden Kanonenkugel an den Knieen schwer verwundet; es mußten ihm beide Füße abgenommen werden, was nach sieben Tagen seinen Tod in Kaiser-Ebersdorf zur Folge hatte. Napoleon verlor in ihm einen seiner treuesten und genialsten Waffengefährten. Massena erhielt nun das Kommando der noch auf dem Schlachtfelde kämpfenden Heeresteile; der Kaiser begab sich auf die Lobau, wo er alle Anordnungen zur Verteidigung dieser Insel traf; um 1 Uhr nachts fuhr er in einem Kahne über die große Donau zurück. Beide Brücken über dieselbe waren im Laufe des Nachmittags zwar wieder hergestellt, gegen Abend aber neuerdings zerstört worden.

Massena hielt bis Mitternacht die dem Stadtlerarm vorliegende Mühlau; große Geschützmassen waren auf beiden Seiten der auf die Lobau führenden Pontonbrücke aufgefahren; unter dem Schutze ihres Feuers überschritten die Garden, dann die Kavallerie, die Grenadiere Oudinots, endlich die Divisionen, die seit 36 Stunden im Feuer gestanden waren, die gebrechliche Brücke. Die Oesterreicher störten diesen Rückzug nicht mehr, der Erzherzog hatte seine Truppen von der Berührung mit dem geschlagenen Gegner gelöst und den auf den Tod ermatteten die wohlverdiente Ruhe gegönnt. Das Aufbieten der letzten Kräfte, um die völlige Vernichtung des Gegners herbeizuführen, lag nicht im Geiste der Kriegführung jener Zeit. Erzherzog Karl soll sich noch in den Abendstunden mit dem Gedanken beschäftigt haben, von Aspern aus noch einen Angriff auf den Brückenkopf in der Mühlau zu unternehmen, der, wenn er gelang, die großartigsten Folgen haben konnte. Hiller soll dagegen Vorstellungen erhoben und den Generalissimus in seinem Entschlusse wankend gemacht haben. [1])

Oesterreich hatte einen Sieg erfochten, der zwar nicht ausreichend war, um den Krieg zu einem für den Kaiserstaat günstigen Ende zu führen, der seiner Armee jedoch für alle Zeiten zum Ruhme gereichen wird. Erzherzog Karl hatte in der Einleitung der Schlacht und in der Verteilung seiner Kräfte Geschick und Umsicht erwiesen, sein Talent sich bei der Lösung der deutlich umschriebenen Aufgabe, die sich aus dem Donauübergange Napoleons ergab, entschieden besser bewährt, als bei dem strategischen Aufmarsche in Baiern, wo man fast stündlich neuen Verhältnissen gegenübergestanden war, die sofort auch neue Gegenmaßregeln erheischten; vor allem aber hatte die Tapferkeit der Truppen und die todesmutige Hingabe für die Waffenehre und die Rettung des Vaterlandes

[1]) Wertheimer nach den Aufzeichnungen Erzherzogs Karl im Archiv des Erzherzogs Albrecht.

glänzende Beispiele gegeben. Die österreichische Armee hatte sich der berühmten großen Armee im Nahkampfe ebenbürtig gezeigt, sie hat sich weder von dem Ungestüm des Angriffs, wie ihn nur Napoleon auszuführen vermochte, noch von der Hartnäckigkeit der Verteidigung von der Fortsetzung des Kampfes abschrecken lassen. Der bis dahin unbesiegte Korse mußte sich vor ihr zurückziehen und ein Unternehmen aufgeben, mit dem er seinen Gegner wehrlos zu machen geglaubt hatte. Der Sieg war mit riesigen Opfern erkauft worden, 23353 Offiziere und Soldaten waren tot oder verwundet, von einzelnen Truppenkörpern der vierte, ja der dritte Teil außer Gefecht gesetzt; der Feind war dagegen noch härter getroffen, man kann ihm einen Verlust von 34773 Mann vorrechnen, und unter diesen befanden sich nebst Lannes noch sechs hochverdiente Generale. Es hatte der außerordentlichen Energie und kaltblütigen Beurteilung der Situation durch Napoleon bedurft, daß nicht auch die Lobau geräumt und der Donauübergang ganz aufgegeben wurde. Der Kriegsrat der Marschälle, unter denen nur Massena opponierte, hatte sich für den allgemeinen Rückzug ausgesprochen. Der Kaiser aber hielt seinen Willen aufrecht, daß die Lobau besetzt blieb, und hat dadurch den Feldzug gerettet. Vor der Welt machte er geltend, daß er im Siege begriffen und nur durch den Brückenbruch zum Aufgeben desselben genötigt gewesen sei; seinen Verlust gab er mit 4000 Mann an, obwohl in den Spitälern von Wien und Umgebung 20000 Verwundete untergebracht wurden! Doch diese dreisten Lügen halfen ihm nicht: bald wußte man in ganz Europa, daß er besiegt worden war, obwohl dies in den Gebieten, in denen die Würdigung der Freundschaft des gnädigen Verbündeten durch den Anblick seiner Bajonette kräftig unterstützt wurde, nicht offen ausgesprochen werden durfte. Das Juniheft der „Zeiten“ stellte es in der „Uebersicht der Hauptmomente der Geschichte des Tages“ dem Leser anheim, sich selbst darüber zu entscheiden, auf welcher Seite er den größeren Vorteil finden wolle. Beide Heere, heißt es dort, schreiben sich den Sieg zu, beide rüsten sich zu neuen Schlägen. „Kaum dürfte die neuere Geschichte ein ähnliches Ereignis aufstellen, das bei solcher Kraftanstrengung so ohne entscheidende Wirkung blieb. Die, welche dieser sowohl hierin, als in der Schauderhaftigkeit des Menschenmordes am nächsten kommt, war vielleicht die Schlacht bei Eylau. Doch scheint es, daß die Schlacht bei Aspern sie, besonders hierin, doch weit hinter sich lasse. Einige allerdings immer noch sehr große Vorteile haben die Oesterreicher von dieser Schlacht. Ihr Dasein, als Kriegsmacht, ist dadurch wieder konstatiert und ihr Selbstvertrauen und die Achtung ihrer Krieger wiederhergestellt. Sodann ist auch das ein Vorteil von Bedeutung für sie, daß Napoleon dadurch gehindert wurde, seine Vorteile mit der gewohnten Schnelligkeit zu verfolgen. Es ist ferner ein Vorteil für sie, daß sie sich in dieser Stellung behaupteten und im stande waren, die übrigen Truppenteile an sich zu ziehen. Ein Gleiches ist freilich auch auf seiten der Franzosen geschehen, und es wird nun darauf ankommen, auf wessen Seite sich in einer bereits angekündigten, vielleicht auch bereits erfolgten neuen Hauptschlacht die Entscheidung neigen wird oder neigte.“

Es wird wohl immer eine offene Frage bleiben, ob es möglich gewesen wäre, die militärischen Folgen der Schlacht bei Aspern zu Gunsten Oesterreichs

zu gestalten, ob ein rascher Uebergang über die Donau bei Hainburg und Preßburg zu einem zweiten Siege hätte führen können. Auf französischer Seite hat man an derartige Ereignisse gedacht und sie mit um so größerer Sorge erwogen, als die 40000 Mann, mit denen Massena die Lobau besetzt hielt, drei Tage lang außer Verkehr mit dem rechten Ufer standen und samt den Verwundeten und Sterbenden, die nicht zurückgebracht werden konnten, bitter Not litten. Davoust hat sich damals seinem Kaiser gegenüber erboten, mit den zwei Divisionen, die er bei Ebersdorf hatte, und der Kavalleriedivision Sulpice dem Gegner den Marsch auf Wien zu verwehren, wenn er auf das rechte Ufer übersetzen sollte. Erzherzog Karl wollte jedoch die Verantwortung für irgend ein bedenkliches Unternehmen nicht übernehmen; er hielt sich verpflichtet, dem Kaiser die letzte vorhandene Armee zu erhalten und rechnete darauf, daß Napoleon nach seinen letzten Erfahrungen auf dem Marchfelde zum Friedensschluß geneigt sein werde. Dieser Gedanke war grundfalsch. Napoleon durfte den Feldzug gegen Oesterreich nicht mit einem Mißerfolge abschließen, er hätte dadurch seine Stellung in Frankreich erschwert und seine Armee demoralisiert. Seine Kaiserkrone konnte des Glanzes gewonnener Schlachten nicht entbehren, seinen Soldaten konnte die Pflicht, zu siegen, nicht erlassen werden. Was war denn diese große Armee, wenn sie einen unbesiegten Feind hinter sich ließ? Es war ganz unzweifelhaft, daß der Kaiser nochmals schlagen, daß er dazu alle Kräfte zusammenraffen werde, die im Bereiche seines Befehles standen. Konnte Erzherzog Karl darauf rechnen, seine Armee in gleichem Maße zu verstärken? Diese Frage war wohl kaum ernstlich erörtert worden, als bereits der Entschluß feststand, das Heer in jene Stellungen zurückzuführen, die es vor der Schlacht eingenommen hatte. Am 23. Mai war dasselbe bis an das Donauufer vorgerückt, es hatte also das Schlachtfeld vollkommen in Besitz genommen. Hiller und Klenau erhielten den Auftrag, einen Angriff auf die Lobau einzuleiten; sie standen jedoch davon ab, da ihnen die Wassermassen der Donau ganz dieselben Hindernisse bereiteten, als den Franzosen, nach Kaiser-Ebersdorf zu gelangen. Der österreichische Brückenpark war ja bei Regensburg verloren gegangen; mit den 20 Pontons, die noch aufgetrieben worden waren, ließen sich die zahlreichen Donauarme und Wassergräben, die man überschreiten mußte, nicht bezwingen. Am 25. morgens wurde das Hauptquartier des Erzherzogs nach Markgraf-Neusiedel verlegt, und mit Ausnahme des VI. Corps, dem die Bewachung des Ufers gegenüber der Lobau und den andern Donauinseln übertragen wurde, zogen sich alle andern österreichischen Streitkräfte hinter den Rußbach und an den Hügelrand der Ebene zurück. An demselben Tage verließen auch die Franzosen auf der wiederhergestellten großen Donaubrücke zum größten Teil die Lobau, die nur mehr vom 4. Corps Massena besetzt blieb.

Da die österreichische Hauptarmee es nicht versucht hatte, für sich allein den Sieg bei Aspern auszunutzen, mußte die Gesamtheeresleitung von nun an auch die Bewegungen der zweiten noch vorhandenen Armee, die dem Erzherzog Johann anvertraut war, in den weiteren Feldzugsplan einbeziehen, denn es war zu erwarten, daß sich die beiden Armeen in den nächsten Wochen immer

mehr nähern würden, daß daher eine Uebereinstimmung ihrer Aktionen notwendig werde.

Das Heer von Innerösterreich war am Tage der Schlacht bei Aspern an verschiedenen Orten zerstreut. Erzherzog Johann hatte sich nach dem unglücklichen Gefechte bei Tarvis vom Banus Gyulay getrennt. Dieser sollte mit dem IX. Corps Krain und Kroatien verteidigen und die im Küstenlande und in Istrien vorhandenen österreichischen Streitkräfte an sich ziehen, seine Regimenter, namentlich die ihm unterstehende kroatische Insurrektion, verstärken und alle Kriegsmittel noch vor Ankunft der Franzosen ausnutzen. Der Erzherzog selbst zog sich über Villach und Klagenfurt nach Graz und berief dahin die Division Jellačič, deren 10000 Mann, die noch kein ernstes Gefecht zu bestehen gehabt hatten, ihm eine wesentliche Verstärkung bieten konnten. Der unglückliche Führer dieser ganz tüchtigen Truppe besaß aber leider nicht die Fähigkeit, den ihm mit aller Bestimmtheit gegebenen Befehl auszuführen. Er versäumte es, die an der steierischen und oberösterreichischen Grenze verteilten Landwehrbataillone rechtzeitig an sich zu ziehen, so daß er statt mit 10000 nur mit 7—8000 Mann durch das Enns- und Paltenthal an die Mur rückte, er verschaffte sich keine Kenntnis über den Anmarsch des Vizekönigs durch Kärnten, ließ sich durch Rücksichten auf seinen Train von einem schärferen Marschtempo abhalten und stieß daher am 25. Mai bei St. Michael, einem Dorfe am Zusammenflusse der Liesing und Mur, mit den ihm überlegenen Kräften des Vizekönigs zusammen. Es wäre ihm selbst hier noch möglich gewesen, sich mit geringen Opfern den Abmarsch nach Leoben und von da über eine Gebirgsstraße nach Graz zu erzwingen, er ließ sich jedoch in ein Gefecht ein, bei dem 100 Oberoffiziere und 6476 Gemeine teils getötet, teils gefangen wurden. Dieser Verlust benahm dem Erzherzog die Möglichkeit, den Vizekönig von dem Marsche nach Wien abzuhalten. Hätte Jellačič die Vereinigung mit Erzherzog Johann rechtzeitig vollzogen und diesen von der Stellung der italienischen Armee benachrichtigt, so wäre der Erzherzog immerhin stark genug gewesen, um den größeren Teil der letzteren noch diesseits des Semmering festzuhalten. Der Erzherzog-Generalissimus erwartete dies von ihm und hätte in dieser Leistung einen Ersatz für die dem Erzherzog Johann zugemutete Diversion an die Donau bis Linz gesehen, die zu einem Zusammenwirken mit Kollowrat führen sollte, nach dem Verluste von Villach aber — wenn sie überhaupt eine Berechtigung gehabt hat — nicht mehr ausführbar war.

Der Generalissimus hat seinem Bruder in einem Schreiben aus dem Hauptquartier Breitenlee vom 25. Mai eröffnet, „daß er womöglich die Donau selbst übersetzen werde, um der Armee Napoleons eine Schlacht zu geben, durch die er sich die Verbindung mit Erzherzog Johann durch Niederösterreich eröffnen werde". Daraufhin beschloß Johann, sich mit den 10000 Mann, die er unmittelbar bei sich hatte, von Graz nach Ungarn zu begeben, die Division Albert Gyulay, die bei Pettau stand, an sich zu ziehen und in Verbindung mit der ungarischen Insurrektion, die vom Palatin Erzherzog Joseph gesammelt wurde, parallele Bewegung mit der Hauptarmee Karls einzuleiten. Der Banus konnte dem aus Dalmatien anmarschierenden Marmont entgegentreten; Mac-

donald, der mit zwei Divisionen der italienischen Armee vom Isonzo durch Krain an die Drau vorgerückt war, mußte einerseits die Schloßbergfestung von Graz blockieren, anderseits dem Erzherzog Johann folgen, um ihn zu beschäftigen und von der Donau abzuziehen. Auf Chasteler war vorläufig nicht zu rechnen, man mußte abwarten, ob er sich, von Lienz aufbrechend, durch Kärnten durchschlagen könne. Die französische Brigade Rusca konnte ihm den Weg längs der Drau verlegen. Da Erzherzog Johann nach den ihm aus dem großen Hauptquartier zugegangenen Mitteilungen noch immer annehmen mußte, daß der Generalissimus über die Donau gehen und Napoleon angreifen wolle, glaubte er seine Aufgabe darin erblicken zu müssen, alle für ihn erreichbaren Streitkräfte des Gegners zu beschäftigen und von der Donau abzulenken. Er hatte in den ersten Junitagen zu Körmend in Ungarn nächst der steierischen Grenze bereits 20 000 Mann beisammen, mit diesen wollte er zunächst wieder umkehren, um Macdonald zu schlagen, dann im Vereine mit dem Banus auch Marmont zurückzuwerfen. Sobald dies geschehen, meinte er mit 20—30 000 Mann die Richtung gegen Oedenburg einschlagen zu können, was Napoleon zwingen würde, mindestens die italienische Armee Eugens gegen ihn abzusenden. Die Niederwerfung Macdonalds und Marmonts sollte zugleich in Innerösterreich eine Volkserhebung nach dem Beispiele Tirols zur Folge haben, für deren Organisation der Erzherzog durch seine Vertrauten in Steiermark schon jetzt vorarbeiten ließ. Der Generalissimus ging jedoch auf diese Vorschläge nicht ein, sondern bestand darauf, daß Erzherzog Johann sofort, ohne mit dem Banus in Fühlung zu treten und ohne sich um Macdonald und Marmont zu kümmern, den Marsch von Körmend nach Raab einschlage und über die von zwei Donauarmen gebildete Insel Schütt nach Preßburg zu gelangen trachte. Dort sollte er dem Generalissimus für alle Fälle zur Verfügung stehen und der ungarischen Insurrektion, die weder in der erwarteten Zahl, noch weniger aber in schlagfertiger Verfassung bei Komorn zusammengezogen wurde, als Stütze dienen.

Es mag immerhin theoretisch richtig gewesen sein, daß Erzherzog Karl eine selbständige Aktion in Innerösterreich für bedeutungslos hielt und seinerseits ebenso alle Streitkräfte, die er heranziehen konnte, an der Donau zu versammeln bestrebt war, wie er dies auf seiten des Gegners wahrnahm; aber auch der Plan Johanns läßt sich rechtfertigen, da jeder Vorteil, den dieser errang, die Besorgnisse Napoleons für seine Operationsbasis in Niederösterreich zu vermehren geeignet war. Fehlerhaft war es jedoch ohne Zweifel, dem Erzherzog die Wiedervereinigung mit dem Corps des Banus nicht zu gestatten, die in einigen Tagen vollzogen gewesen wäre, und ihm eine Marschrichtung anzuweisen, die ihn notwendig einem überlegenen Feinde in die Arme treiben mußte. Wenn man die Entscheidung des Feldzuges in einem zweiten großen Hauptschlage am Marchfelde herbeiführen sollte, dann war vorher jeder vereinzelte Kampf zu vermeiden, dann durfte nicht ein Mann vorher ohne Notwendigkeit in Gefahr gebracht, alle Kräfte mußten einem Ziele zugeführt werden. Johann konnte mit dem Banus längs des Plattensees nach Stuhlweißenburg gehen, während die Insurrektions-Kavallerie diese Bewegung durch Demonstrationen an der Raab möglichst zu verschleiern geeignet war. Erz-

herzog Johann wäre dann wohl acht Tage später, aber statt mit 15000 mit 40000 Mann nach Preßburg gekommen. Während dieser acht Tage war gewiß der zweite Donauübergang Napoleons nicht zu erwarten, weder Macdonald noch Marmont konnte in Wien eintreffen und der Vizekönig die Raablinie kaum verlassen, bevor er über die Absichten Johanns aufgeklärt war. Das Erscheinen des Heeres von Innerösterreich in seiner rechten Flanke hatte den Kaiser Napoleon derart beunruhigt, daß er seinen Stiefsohn mit den vier Divisionen der italienischen Armee, die er nach Wien geführt hatte, und mit der leichten Reiterdivision Montbrun über Oedenburg nach Ungarn entsendete. Am 10. und 11. Juni trafen diese Truppen bereits an der Marczal, zwischen der Raab und den westlichen Ausläufern des Bakonyerwaldes, mit den Seitenkolonnen des Erzherzogs zusammen, am 12. traten sie mit Macdonald in Fühlung, der letzterem von Steiermark aus nach Ungarn gefolgt war. Hätte Johann seinem in Körmend gefaßten Entschlusse folgen dürfen, so wäre die Division Macdonald, die durch die Besetzung von Graz und die Belagerung des Schloßberges daselbst geschwächt war, längst zersprengt oder mindestens nach Steiermark zurückgeworfen worden. Jetzt entging Johann der Umklammerung durch die gesamte italienische Armee nur dadurch, daß Macdonald wieder aus Ungarn abkommandiert und angewiesen wurde, dem bereits in Kärnten eingetroffenen Chasteler entgegenzutreten. Es würde vielleicht auch möglich gewesen sein, den sehr weit auseinander gezogenen Abteilungen des Vizekönigs an der Marczal einige kleine Schlappen beizubringen, wenn Erzherzog Johann nicht den strengen Auftrag vom Generalissimus erhalten hätte, unter allen Umständen nach Raab zu gehen und sich dort mit der ungarischen Insurrektion unter dem Palatin zu vereinigen. Als der Vizekönig sich von dieser Absicht überzeugte, vereinigte er seine Truppen zur Verfolgung des Erzherzogs, deren Richtung ihm um so willkommener sein konnte, da sie wieder näher an die Donau führte und ihm die Aufrechthaltung der Verbindung mit der großen Armee erleichterte.

Erzherzog Johann fand in Raab neue Befehle aus dem großen Hauptquartier vor, die ihn zwangen, sich in einen Kampf mit dem Vizekönig einzulassen, obwohl es viel klüger gewesen wäre, Raab sich selbst zu überlassen und durch einen weiteren Rückzug nach Komorn die italienische Armee immer weiter von Napoleon abzuziehen. Ging sie freiwillig zurück, dann war es noch immer möglich, sie anzufallen und durch die zahlreiche Kavallerie, die von der Insurrektion geboten wurde, zu beunruhigen. Die Stellungnahme bei Raab führte am 14. Juni zu einer Schlacht, die mit einer Niederlage des Erzherzogs endete. Herbeigeführt wurde dieselbe durch die unglaubliche Feigheit der ungarischen Reiter, deren 18 Divisionen vor einigen Kanonenschüssen die Flucht ergriffen. Dadurch wurde der linke Flügel der österreichischen Aufstellung gänzlich entblößt und die steierische Landwehr, die mit großem Heldenmut den Meierhof Kis-Megyer im Zentrum verteidigte, dem sie umzingelnden Feinde preisgegeben.[1])

[1]) Das Verhalten der ungarischen Insurrektion, noch dazu der vielgerühmten Reiter, war ein so schmachvolles, daß selbst der Palatin es nicht entschuldigen konnte. Auf seinen Bericht an den Kaiser über die Schlacht bei Raab erwiderte dieser u. a. folgendes: „Das Empfindlichste und Empörendste zugleich war mir, aus E. L. Schreiben sowohl als an ander-

Mit einem Verluste von 6000 Mann und 571 Pferden zog sich Erzherzog Johann von der Wahlstatt nach Komorn zurück, wohin ihm die Reiterdivision Montbrun folgte, ohne ihn jedoch zu drängen und ohne einen ernsten Angriff zu unternehmen.

Eine Division Insurrektionstruppen, die während der Schlacht im verschanzten Lager von Raab gestanden war, konnte sich der abziehenden Armee nicht mehr anschließen, entkam jedoch glücklich in südlicher Richtung, erreichte mit zwei Gewaltmärschen Kis-Czell und vereinigte sich später mit Chasteler, nachdem dieser durch Kärnten und Steiermark bis an den Plattensee gelangt war. Wegen Mangels an Uebergängen über die Donauarme konnte Erzherzog Johann das nunmehr von der Division Baraguay d'Hilliers umschlossene Raab nicht entsetzen, und dieses ging daher am 24. Juni durch Kapitulation der 1500 Mann betragenden Besatzung in die Hände der Franzosen über, die damit einen Stützpunkt für künftige Operationen in Ungarn gewannen. Dagegen blieben die Angriffe Davousts gegen den Brückenkopf von Preßburg vergeblich; sie nötigten jedoch den Generalissimus, für den Schutz dieses wichtigen Punktes, der seine eigene Stellung im Marchfeld decken mußte, ausreichend zu sorgen, weshalb er dem Erzherzog Johann den Befehl erteilte, mit den 15000 Mann, die er noch bei sich hatte, durch die Schütt nach Preßburg zu rücken und die Verteidigung des auf dem rechten Donauufer in der Engerau hergestellten Brückenkopfes zu übernehmen. Die Brigade Bianchi, die bisher in Preßburg gestanden, wurde zur Hauptarmee eingezogen, der General Bianchi selbst aber blieb an der Seite Johanns, wohl mit der Bestimmung, als besonderer Vertrauensmann des Generalissimus die Anordnungen Johanns zu überwachen.

Das Heer von Innerösterreich konnte als aufgelöst betrachtet werden. Erzherzog Johann hatte seine Stellung als selbständiger Feldherr vollkommen eingebüßt und trat in das Verhältnis eines detachierten Corpskommandanten, der die ihm von der Armeeleitung zukommenden Befehle auszuführen hatte. Seine früheren Untergebenen, der Banus Gyulay und Chasteler, standen außerhalb jedes Verbandes an der kroatischen Grenze, unfähig zu erfolgreichen Unternehmungen; sie hatten es nicht einmal verstanden, das kleine Corps Marmont in seinem Marsche nach Wien aufzuhalten, obwohl ihnen durch das wenig entschlossene Vorgehen des Marschalls hierzu Gelegenheit geboten war.[1]) Daß aber Erzherzog Johann, wenn ihm die freie Verfügung über seine beiden Corps und einen Teil der ungarischen Insurrektion gelassen worden wäre, die ganze Armee des Vizekönigs und das Corps Marmont — das waren zusammen 50000 Mann — von der Teilnahme an dem Entscheidungsschlage an der Donau abgehalten hätte, kann nicht bezweifelt werden. Die oberste Armee-

---

weitigen Daten sehen zu müssen, mit wie wenig Mut und Standhaftigkeit sich dabei die Insurr.-Truppen benommen haben sollen. Ich bin billig und weiß, was man allenfalls von dieser neuen Truppe fordern konnte, allein auch diese mäßigen Forderungen und Erwartungen wurden bei weitem nicht erreicht. ... Meine E. L. und die Ehre aller Hungarn fordert Genugthuung. Wolkersdorf 18. Juni (k. u. k. Kriegsarchiv, Mil. Feldakten 1809).

[1]) Napoleon hat in einem Schreiben vom 20. Juni Marmont scharf getadelt, sich aber auch mit Recht über Gyulay lustig gemacht, von dem er sagt: „qui après avoir fait une tentative inutile pour délivrer Gratz, a exécuté la retraite tranquillement sur Rackersbourg".

leitung, die nach der Schlacht bei Aspern zu keinem klaren Ziele, zu keinem energischen Entschlusse zu gelangen vermochte, wechselte auch in ihren Ansichten über die Verwendung der innerösterreichischen und ungarischen Truppen wiederholt, mutete ihnen einmal zu große Aufgaben zu und ließ sie dann wieder zwecklos hin und her marschieren. Es gab nur zwei Fälle ihrer richtigen Verwendung: entweder alles, was noch marschfähig war, an die Donau zu ziehen, wie es Napoleon that, oder die in Ungarn, Kroatien und Steiermark zerstreuten Abteilungen zu einem selbständigen Ganzen zu vereinigen und mit diesem in die linke Flanke des Gegners am rechten Donauufer zu operieren. Der Vorstoß des Vizekönigs an die Raab und Marczal hatte bewiesen, wie empfindlich Napoleon gegen Bewegungen dieser Art war; daraus hätte man die Anregung nehmen können, sie fortzusetzen. Mit der Schlacht von Raab war nichts verloren. Gyulay konnte 8—9 Tage danach, also am 23. oder 24. Juni, bei Komorn stehen, Erzherzog Johann dann neuerdings, nachdem er während dieser Zeit durch seine Aufstellung auf der Großen Schütt zur Sicherung Preßburgs mitgewirkt hätte, mit 30 000 Mann die Offensive ergreifen. Allerdings durfte dann die Hauptarmee nicht unthätig zusehen, bis er wieder von einer Uebermacht geschlagen war, sondern mußte gleichzeitig auch selbst bei Preßburg und Krems mit bedeutenden Kräften zum Angriff übergehen. Das große Hauptquartier hat jedoch bis zum letzten Augenblicke zwischen den beiden Möglichkeiten hin und her geschwankt und Napoleon gestattet, seine Rüstungen unausgesetzt fortzubetreiben und alle Kräfte zu einem neuen Schlage zu vereinigen.

Ein Zusammenwirken der französischen, polnischen und russischen Streitkräfte war noch lange nicht zu fürchten. Erzherzog Ferdinand war mit dem VII. Corps, das aus 25 Bataillonen und 44 Eskadronen in der Stärke von 30 000 Mann und 5000 Pferden bestand, beim Beginne des Feldzugs in das Herzogtum Warschau eingefallen und hatte die unter dem Befehle des Fürsten Joseph Poniatowsky stehenden drei polnischen Legionen, die etwa 24 000 Mann ausmachten, nach dem siegreichen Gefecht bis Raszin am 19. April zum Rückzuge auf das rechte Weichselufer und zur Räumung von Warschau gezwungen. Er hatte dann eine Unternehmung gegen die untere Weichsel eingeleitet und ein Detachement unter General Mohr bis Thorn vorrücken lassen, in der Meinung, dadurch Poniatowsky von Galizien abzulenken und die Organisation weiterer polnischer Kontingente am sichersten zu verhindern, indem er die Verbindung zwischen Warschau und Posen unterbrach. Noch immer glaubte man österreichischerseits, es nur mit Polen zu thun zu haben, und hielt eine Mitwirkung Rußlands auf diesem Kriegsschauplatze nicht für wahrscheinlich. Poniatowsky war jedoch, ohne sich durch diese Unternehmungen des Erzherzogs Ferdinand irre machen zu lassen, an den San marschiert, weil er von der Ankunft eines russischen Corps von 30 000 Mann unter dem Fürsten Galizin an der Grenze von Galizien unterrichtet war, hatte am 18. Mai die Feste Sandomircz zur Kapitulation gezwungen und bedrohte nunmehr die Verbindung des österreichischen Corps mit Westgalizien. Der Erzherzog mußte das Herzogtum Warschau schleunigst wieder verlassen und sich dem gefährlichen Gegner am San zuwenden. Sandomircz wurde am 16. Juni den Polen wieder abgenommen,

die Festungswerke und Magazine wurden zerstört, die Kriegsvorräte abgeführt; dann aber nahm der Erzherzog bei Opatow Stellung und verhinderte die polnische Armee so lange über die Weichsel zu gehen, bis die Russen nach der Besetzung von Lemberg bis an die Dunajec vorrückten. Dies zwang ihn anfangs Juli bis Krakau zurückzugehen, um einerseits bei günstiger Gelegenheit wieder über die polnische Armee herfallen, anderseits einen Angriff der Russen abwehren zu können. Feldmarschall-Lieutenant Fürst Hohenlohe, der das Kommando in Lemberg geführt hatte, deckte mit seinen 4500 Mann die Straße, die über Stry nach Ungarn führt.

Das österreichische Hauptheer hatte sich den ganzen Juni hindurch nicht von der Stelle gerührt. Eine anschauliche Schilderung seiner Aufstellung gibt Varnhagen von Ense, der mit mehreren Freunden Berlin verlassen hatte, um als Freiwilliger in die österreichische Armee einzutreten. Sie waren in den Zurüstungen zur Abreise begriffen, als die Nachricht von Aspern nach Berlin kam. „Nach den großen Unfällen in Baiern, dem Verluste von Wien und dem Fehlgehen so mancher Aufstandsversuche, von denen man die größte Erwartung gehegt, mußte die österreichische Sache, und mit ihr die deutsche, diesmal wiederum verloren erscheinen; — und urplötzlich, ein paar Tage später, da niemand dies mehr hoffen durfte, stand sie in dem herrlichsten Siegesglanze! Die geschlagenen, ermüdeten, mit allen Nachteilen eines schleunigen Rückzuges ringenden Truppen hatten den stolzen Gegner bei seinem weiteren Vordringen über die Donau streitfertig aufgenommen, in zweitägiger Schlacht am 21. und 22. Mai bekämpft und überwältigt und über den Fluß zurückgeworfen. Die Schlacht von Aspern erklang weithin durch Deutschland und erregte mächtig die Gemüter. Napoleon war, seit seinem Auftreten, noch in keiner Schlacht überwunden worden; dies war die erste, die er verlor, und vollständig verlor, im offenen Kriegsfelde, eine große Hauptschlacht. Der Erzherzog Karl zuerst entrang dem gewaltigsten Schlachtengewinner der neueren Zeit einen solchen Sieg, und wenn auch späterhin Napoleon wiederholte und größere Niederlagen erleiden mußte, so überließ er doch niemals wieder nur einem Gegner so ungeteilt den Siegeskranz. In Berlin, in Schlesien, wo wir durchreisten, war die Begeisterung allgemein; der Zauber der Unbesiegbarkeit, durch die jüngsten Glücksfälle erst recht befestigt, war von Napoleon gewichen, man sah die Möglichkeit durch die That; im vollen Siegeslaufe hatte der Widerstand ihn gehemmt, er war geschlagen, sein Heer zerrüttet, auch er konnte zu Grunde gehen, wie er bisher die anderen zu Grunde gerichtet hatte!"

Am 21. Juni war Varnhagen im Hauptquartier des Generalissimus in Deutsch-Wagram angelangt und hatte schon nach drei Tagen ohne besondere Empfehlung eine Fähnrichsstelle im Regiment Vogelsang erhalten, da die Verluste von Aspern noch lange nicht alle ersetzt waren. Er benutzte die Tage vor seinem Dienstantritte, um sich einen Begriff von der Heeresstellung zu machen. „Die Oesterreicher standen seit dem Siege von Aspern noch fast auf derselben Stelle, nur hatten sie ihre Linien mehr rückwärts gezogen und in größeren Bogen ausgedehnt. Aspern und Eßlingen lagen weit ab vor der Fronte, beide

Dörfer jetzt außerordentlich verschanzt und mit Geschütz und Truppen wohlbesetzt. Die Donau strömte zwischen ihnen und dem Feinde, der hauptsächlich auf der Insel Lobenau, gewöhnlich Lobau genannt, sich festgesetzt und durch große Schanzarbeiten gedeckt hatte. Weiter oberhalb bei Nußdorf und höher hinauf, war das österreichische Heer mit dem rechten Flügel unmittelbar an die Donau gelehnt, entfernte sich dann schräg von dieser gegen Stammersdorf und Wagram hin, und dehnte seinen linken Flügel, der am fernsten von der Donau war, in das Marchfeld bis nach Markgrafen-Neusiedel aus. Deutsch-Wagram lag fast im Mittelpunkte der Stellung; links von diesem Ort erhebt sich der Boden und bildet ostwärts eine Hochfläche, die gegen Süden terrassenförmig abfällt; etwa hundert Schritt vorwärts fließt in der tieferen Ebene ein mit Weiden bepflanzter Bach, der Rußbach, welcher von Wolkersdorf her durch Wagram, Baumersdorf und Markgrafen-Neusiedel sich in das Marchfeld hinzieht. Die österreichische Hauptstellung war nicht verschanzt, durch ihre natürliche Beschaffenheit aber vorteilhaft genug, und besonders bot sie, im Fall es hier zu einer neuen Schlacht kommen sollte, der Reiterei in dem weiten Marchfeld den freiesten Spielraum. Dagegen waren längs der Donau, besonders bei Aspern und Eßlingen, wo die besten Uebergangspunkte zu sein schienen, starke und weitläufige Verschanzungen angelegt. Sich gegenseitig in ihren guten Stellungen beobachtend und festhaltend, ohne viel unternehmen zu können, hatten beide Teile das unnütze Schießen größtenteils eingestellt. Bei der Fortdauer dieser stillen Spannung mußte, so schien es, der Vorteil sich mehr und mehr auf die Seite der Oesterreicher wenden." Varnhagen bezieht sich in der weiteren Begründung dieses letzteren Satzes auf eine Aeußerung, die Erzherzog Karl damals gethan haben soll: jeder Tag, den man hier stehen bleibe und den Feind unthätig festhalte, sei als ein Sieg zu betrachten. Es läßt sich kaum enträtseln, was der Erzherzog mit diesem Ausspruche gemeint haben soll, wenn er ihn wirklich gethan hat; seine sonstigen Aeußerungen über seine Lage lassen sich damit nicht in Uebereinstimmung bringen.

Erzherzog Karl rechnete seit der Schlacht bei Aspern weit mehr mit dem Frieden, als mit dem Kriege; was er an den Erzherzog Johann wegen Wiederaufnahme der Operationen und wegen des Ueberganges über die Donau geschrieben hat, war nicht ernst gemeint. Seine Korrespondenz mit dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen [1]), die während seines Aufenthaltes auf dem Marchfelde fast keinen Tag ausgesetzt wurde, läßt über seine Absichten keinen Zweifel mehr übrig. Er unterstützte schon anfangs Juni die Bemühungen der Grafen Pergen und Hardegg, die mit Zustimmung Napoleons aus Wien in das kaiserliche Hoflager gekommen waren, um dessen Geneigtheit zum Friedensschlusse zu bekräftigen; aber er verschmähte die Vermittelung Rußlands, weil man durch dieselbe in doppelte Abhängigkeit geraten würde. Er versprach sich viel mehr von einer direkten Annäherung an Napoleon. Eine günstige Entscheidung durch die Waffen hielt er für ausgeschlossen. „Wenn der Kaiser befiehlt," schrieb er am 23. Juni an Herzog Albert, „werde ich die Donau überschreiten; aber ich

---

1) Wertheimer, 11. Kap. „Wagram" enthält zahlreiche Auszüge aus derselben.

glaube, daß ich geschlagen werde, und er und seine Minister werden teuer ihre Zuversicht und ihre Ungeduld bezahlen," und am 27. an den Kaiser: „Gehen wir über die Donau, so ist der entscheidende Schlag unvermeidlich. Ob Graf Zichy (Finanzminister) die Armee auf dem rechten Ufer verpflegen könne, geruhen Ew. Majestät von ihm zu erfahren. Ob der Nachschub von dem linken auf das rechte Ufer gesichert bleibe, kann ich nicht verbürgen. Bleiben wir passiv, so stimme ich der Meinung bei, daß sich unsere Lage nicht verbessern werde. Gehet der Feind über die Donau, so werden wir ihn wahrscheinlich schlagen, aber schwerlich mit größerem Erfolg als nach der Schlacht bei Aspern." Der Kaiser und Stadion wiesen jedoch die Friedensanträge so lange zurück, als sie noch in Erwägung gezogen werden konnten. Nach der Annäherung der Russen und dem Rückzuge des Erzherzogs Ferdinand, wenige Tage vor der Schlacht bei Wagram, wurden die Andeutungen, die Graf Weißenwolf im französischen Hauptquartier darüber machte, nicht mehr beachtet.

Während Erzherzog Karl in fatalistischer Ergebenheit die Ereignisse an sich herankommen ließ, hatte Napoleon alle Vorbereitungen für einen neuen Schlag getroffen. Durch vier Brücken, die in höchst sinnreicher Weise befestigt worden waren, hatte er das rechte Donauufer mit der Lobau verbunden und diese zu einem verschanzten Lager umgestaltet, das mit dem in Wien gefundenen schweren Geschütz armiert wurde. Ohne den Besitz dieser Insel hätte Napoleon den Uebergang kaum bewerkstelligen können, es rächte sich daher jetzt, daß von österreichischer Seite in den ersten Tagen und Wochen nach der Schlacht bei Aspern nicht einmal ein ernster Versuch gemacht worden ist, die Franzosen von dort zu vertreiben. Die Unmöglichkeit dieses Unternehmens hat noch nicht erwiesen werden können. Es scheint auch gar nicht, als ob sich der Erzherzog mit den verschiedenen Richtungen, die das französische Heer bei seinem Uebergange nehmen konnte, eingehend beschäftigt habe; er hielt es vielmehr für ausgemacht, daß dieser wieder im Angesichte von Aspern und Eßlingen erfolgen müsse. Nur an dieser Stelle waren Verschanzungen errichtet worden, deren Bezwingung dem Gegner allerdings schwere Opfer gekostet haben würde. Napoleon dachte aber nicht daran, seine Soldaten dort in den sicheren Tod zu senden, er suchte sich einen anderen Weg und hat auf demselben die österreichische Armeeleitung vollkommen überrascht.

In der Nacht vom 30. Juni auf den 1. Juli gewannen die französischen Truppen bereits das linke Donauufer. Unter dem Schutze einer starken Kanonade von der Lobau setzte sich eine Brigade in der Mühlau fest. Dies konnte die Oesterreicher in dem Glauben bestärken, daß die Absicht des Gegners darauf gerichtet sei, wieder zwischen Aspern und Eßlingen aufzumarschieren; sie durften ihre Vorposten zurückgeben und die Franzosen in den Bereich der Geschütze ihrer Verschanzungen vorgehen lassen. Der Generalissimus setzte die Armee in Bewegung und schob sie in das Terrain vor, um das im Mai so hartnäckig gestritten worden war, mußte jedoch schon am darauf folgenden Tage die Bemerkung machen, daß der Angriff auf seine Verschanzungen nicht mit Ernst fortgeführt wurde, sondern den Charakter der Demonstration annahm. Als auch der 2. Juli verging, ohne daß die bereits in der Mühlau versammelten feindlichen Abtei-

lungen von bedeutender Stärke sich zu einer offensiven Unternehmung einließen, durfte man nicht mehr daran zweifeln, daß Napoleon für den Uebergang seiner Armee auf das Marchfeld eine andere Richtung bestimmt hatte, als die von der österreichischen Armeeleitung in Aussicht genommene. Jetzt erst kam man zur Einsicht, daß die Gegend von Mühlleiten von der Lobau ohne besondere Schwierigkeiten zu erreichen sei und von dort aus die Entwickelung größerer Heeresmassen gegen Groß-Enzersdorf stattfinden könne. Gerade dort waren aber gar keine Vorkehrungen zum Empfange des Feindes getroffen, natürliche Terrainhindernisse gab es nicht und künstliche hatte man nicht geschaffen. Gelang es aber dem Feinde, in Mühlleiten festen Fuß zu fassen und sich östlich von Enzersdorf auszubreiten, so war die Stellung bei Aspern und Eßlingen ganz unbrauchbar, ja höchst gefährlich, denn sie konnte leicht überflügelt werden. Der Generalissimus, von einer Verteidigung des Donauufers absehend, entschloß sich daher, mit der Armee weiter ins Marchfeld zurückzugehen und dort in einer von ihm gewählten Position die Schlacht anzunehmen. Zur Hauptstütze sollte ihr eine mäßige Anhöhe, ein Rideau, dienen, das sich am linken Ufer des Rußbaches zwischen Deutsch-Wagram und Markgrafen-Neusiedel erhob. Am 3. Juli wurde daher die Armee in dieselben Stellungen zurückgeführt, die sie während des ganzen Monates Juni eingenommen, nur die Avantgarde unter General Normann und das VI. Corps blieben in der Linie Aspern—Enzersdorf.

Mit dem Entschlusse, eine Verteidigungsschlacht zu schlagen, sollten nun auch die Dispositionen für die nicht auf dem Marchfelde befindlichen Streitkräfte in Einklang gebracht werden. Bisher war Erzherzog Johann in Preßburg und die Insurrektionsarmee, die der Palatin bei Komorn wieder gesammelt, ja sogar ansehnlich vermehrt hatte, durch die italienische Armee und einen Teil des Corps Davoust gebunden gewesen; noch am 30. Juni hatte nach einem heftigen Bombardement der Stadt ein lebhafter Angriff auf den Brückenkopf von Preßburg stattgefunden, der glücklich abgeschlagen worden war. Vom 1. Juli an zog aber alles gegen Wien ab, nur die Division Baraguay d'Hilliers blieb in der Engerau. Johann und der Palatin hielten sich sofort veranlaßt, ihrerseits die Offensive zu ergreifen und am rechten Donauufer dem Feinde in der Richtung nach Wien zu folgen, indem sie dadurch ein Zusammenwirken mit der Hauptarmee zu erzielen hofften. In dieser Meinung wurden sie durch ein Schreiben des Generalissimus bestärkt, das dieser am 2. Juli von Enzersdorf aus an den Erzherzog Johann richtete. Dieses schloß nach einem kurzen Berichte über die Vorgänge in der Mühlau und die Scheinangriffe gegen Aspern mit folgenden Worten: „Ich bin abermal mit der ganzen Armee dem Feind entgegengerückt, und es dürfte nächstens zu einer großen entscheidenden Schlacht kommen. Es ist wesentlich, des Feindes Stärke zu teilen, daß er nicht alle detachierten Corps und Abteilungen an sich ziehe, und daher unumgänglich notwendig, daß Euer Liebden den Feind auf alle mögliche Weise beschäftigen." Dieser Auftrag konnte nicht anders aufgefaßt werden, als daß Johann vom linken auf das rechte Donauufer überzugehen habe, denn nur auf dem letzteren konnte er den Feind finden, den er beschäftigen sollte. Er meldete am 3. sowohl dem Generalissimus als dem Palatin, daß er im Begriff stehe, den Ausbruch aus dem Brückenkopf

vorzubereiten, und forderte den Palatin auf, sich mit ihm zum gemeinschaftlichen Zwecke, dem Vormarsch gegen Wien, zu vereinigen. Am 4. Juli wurde eine Schiffbrücke über die Donau gebaut und mit der Beschießung der feindlichen Batterien begonnen. Für die Nacht vom 4. auf den 5. Juli war der Abmarsch aller vorhandenen Streitkräfte, 29 Bataillone, 1348 Pferde und die Divisionsartillerie, aus dem Brückenkopfe angeordnet, er konnte jedoch wegen eines heftigen Sturmes, der in dieser Nacht ausbrach, nicht ausgeführt werden. Bei günstiger Witterung wäre der Erzherzog am Morgen des 5. Juli, also am ersten Schlachttage von Wagram, infolge Aufforderung des Generalissimus auf dem Wege von Kittsee gegen Hainburg gewesen.

An demselben Morgen aber erhielt Erzherzog Johann, als er eben aus dem Brückenkopfe nach Preßburg zurückritt, einen neuen Befehl des Generalissimus, der alle bisher getroffenen Anordnungen umstieß. Da Davoust und der Vizekönig über Fischament gegen Schwechat abrücke, hieß es darin, können nur wenige Truppen vor Preßburg liegen. Auf dem Marchfelde werde es zur großen Schlacht kommen, die das Schicksal ihres Hauses entscheiden müsse. „Euer Liebden werden gewiß an diesem großen Tage Anteil nehmen wollen, und die außerordentliche Stärke des Feindes, die er gegen mich nur durch große Schwächung aller übrigen Punkte versammeln konnte, fordert mich auf, Euer Liebden zu befehlen, gleich nach Empfang dessen Ihre Disposition so zu treffen, damit Sie das Tête de pont unter dem General Bianchi und die Petschen (Insel) nur durch sehr wenige Truppen und etwas Geschütz besetzt behalten, mit allen übrigen nur immer disponiblen Truppen aber, mit Zurücklassung aller Bagagen und unnötigen Train sich nach Marcheck auf das rechte Ufer der March in Marsch zu setzen, um den etwa gegen meine linke Flanke vordringen wollenden Feind selbst in die Flanke zu nehmen oder sonst nach Umständen an dem großen Zweck mitzuwirken. Die beiläufige Stunde Ihres Eintreffens und die Kräfte, welche Sie mitbringen, wollen Sie mir sogleich anzeigen, damit ich Ihnen nach Marcheck meine weiteren Befehle zukommen machen könne." An diesem Befehle ist nur eines auffallend, die Zeit seiner Ausstellung. Schon seit dem Vormittage des 3. Juli war dem Generalissimus bekannt, daß Napoleon seine ganze Macht auf das Marchfeld zu bringen beabsichtige, die Landung beim Hanselgrunde und der Vorstoß gegen Mühlleiten zwang ihn, seine Armee gegen den Rußbach zurückzuführen. Diese Bewegung wurde am 3. und der Nacht vom 3. auf den 4. ausgeführt und erst am 4. Juli um 7 Uhr Abends [1]) wurde Erzherzog Johann, den der Generalissimus seinen eigenen Anordnungen zufolge auf dem rechten Donauufer vermuten mußte, auf das Schlachtfeld beordert und

---

[1]) Welden bringt den Befehl an Erzherzog Johann mit dem Abmarsche jenes Teiles des Corps Davoust in Zusammenhang, der bei Hainburg gestanden war. Dieses sei erst in der Nacht vom 4. auf den 5. Juli erfolgt und danach erst habe Erzherzog Johann von Preßburg abberufen werden können. Das stimmt nicht; denn der Befehl erging ja doch schon am 4. um 7 Uhr abends. Die 10 000 Mann, die am 4. noch bei Hainburg standen, wären doch noch einige Zeit von Bianchi im Brückenkopfe aufgehalten und selbst nach Erstürmung desselben vom Palatin angegriffen worden. Auf dem Marchfelde wären sie nicht mehr in Frage gekommen und hätten dem 3. Corps unter allen Umständen gefehlt.

konnte daher den Befehl erst in dem Augenblicke erhalten, als die Schlacht schon begann, für die Erzherzog Karl alle Kräfte heranzuziehen für nötig fand, deren man auf den übrigen Punkten des Kriegsschauplatzes entbehren konnte. In diesem eigentümlichen Widerspruche liegt der Schlüssel zu der Legende von Wagram, die das ganze Jahrhundert hindurch in Umlauf gesetzt worden ist und die ungerechtesten Beschuldigungen eines ebenso intelligenten als pflichteifrigen Prinzen hervorgerufen hat.

Die französische Armee, die zur Schlacht auf dem Marchfelde in Verwendung kam, bestand aus der kaiserlichen Garde, aus der schweren Kavalleriereserve unter Bessières, aus dem 2. Corps, das nach Lannes' Tode Oudinot kommandierte, aus dem 3. Corps (Davoust), dem 4. Corps (Massena), dem 5. und 6. Corps (italienische Armee unter Eugen und Macdonald), der Division Wrede des 7. Corps, dem 9. Corps (Bernadotte) und dem 11. (Marmont), zusammen 260 Bataillone und 195 Eskadronen mit 172000 Mann, darunter 30000 Reiter und 584 Geschütze. Von der österreichischen Armee konnte zur Schlacht herangezogen werden das I. Corps (Bellegarde), das II. (Hohenzollern), das III. (Kolowrat), das IV. (Rosenberg), das VI. (statt des erkrankten Hiller unter Klenau), das Grenadiercorps und die Kavalleriereserve (Johann Liechtenstein), zusammen 97 Bataillone, 148 Eskadronen mit 110000 Mann, darunter 14000 Reiter und 452 Geschütze. Das Mißverhältnis der beiderseitigen Stärke ist so augenfällig, daß ein Sieg der Oesterreicher kaum für möglich gehalten werden konnte, selbst wenn man annimmt, daß die italienischen und portugiesischen Truppen, die auf französischer Seite standen, den österreichischen nicht gewachsen waren; namentlich konnte die Uebermacht Napoleons an Reiterei und Geschütz auf dem ebenen Terrain durch nichts in ihrer Wirkung aufgehoben werden. Es mußte sich das Schicksal Oesterreichs vollziehen, das seit dem Mißlingen des Donaufeldzuges unabwendbar geworden war, wenn nicht ein ganz unvorhergesehener Zwischenfall eintrat. Konnte Erzherzog Johann mit den 10—12000 Mann, die er besten Falls auf das Schlachtfeld gebracht hätte, diesen herbeiführen?

Am 5. Juli um 6 Uhr morgens rückte Massena gegen Enzersdorf, Davoust gegen Wittau vor. Oudinot hielt das Zentrum. Eine österreichische Avantgarde, die aus dem VI. Corps und der Division Normann des IV. Corps gebildet war, zog sich vor den französischen Kolonnen fechtend zurück. Der Generalissimus wollte seine Armee nicht vorwärts des Rußbaches in ein entscheidendes Gefecht eintreten lassen; er unterstützte die Avantgarde nur durch Kavallerie aus dem Reservecorps und beauftragte das VI. Corps, solange als möglich die Befestigungen von Aspern und Eßlingen zu halten. Die Ursache dieser Zurückhaltung war die Sorge für den Rückzug, der allerdings sehr schwierig geworden wäre, wenn er aus der Ebene des Marchfeldes heraus hätte angetreten werden müssen, während die Linie Markgrafen-Neusiedel—Wagram—Gerasdorf die rascheste Gewinnung von Höhenzügen gestattete, die gute Verteidigungsstellungen gewährten. Das Gefecht zog sich daher bis 5 Uhr nachmittags immer mehr dem Rußbach zu, hinter welchem sich General Normann mit dem IV. Corps, das den linken Flügel der österreichischen Stellung bildete, wieder vereinigte. An das IV. Corps reihte sich das II., das Baumersdorf besetzt hielt, an dieses

das I., das über Deutsch-Wagram bis Gerasdorf reichte. Napoleon glaubte aus dem Zurückweichen der österreichischen Avantgarde schließen zu können, daß der Erzherzog sich in keinen ernsten Kampf einzulassen und vielleicht während der Nacht abzuziehen gedenke; er hielt es daher für geboten, noch spät abends durch einen heftigen Angriff auf die österreichische Stellung einen großen Erfolg erzielen zu können. Dieser wurde jedoch bei Markgrafen-Neusiedel, Baumersdorf und Wagram glänzend abgewiesen; Bernadotte, der Wagram gestürmt hatte, wurde durch Bellegarde wieder herausgeworfen, seine Kolonnen kamen in große Verwirrung und gingen fluchtartig zurück. Die ganze französische Linie wäre dort ins Schwanken gekommen, wenn nicht die Garde einen festen unerschütterlichen Rückhalt gebildet hätte.

Um 11 Uhr nachts erst wurde die Schlacht abgebrochen, die mit entschiedenem Vorteile auf österreichischer Seite endete. Das VI. Corps hatte zwar die Verschanzungen von Aspern nicht halten können, um nicht die Verbindung mit dem I. zu zerreißen, es stand jedoch völlig unerschüttert zwischen Jedlersee und Gerasdorf. Die französische Armee nahm während der Nacht die Linie Glinzendorf—Aderklaa—Süßenbrunn ein und wäre in der größten Gefahr gewesen, bei Wiederaufnahme des Kampfes überflügelt zu werden, wenn sich die Streitkräfte der Oesterreicher nur einigermaßen im Gleichgewichte mit der Stärke des Gegners befunden hätten.

Der verhältnismäßig günstige Verlauf des ersten Schlachttages ermutigte den Generalissimus dazu, seinerseits mit Anbruch des nächsten Morgens in die Offensive überzugehen. Er glaubte darauf rechnen zu dürfen, daß sein Bruder Johann noch rechtzeitig in die neue, sich am 6. Juli entwickelnde Schlacht eingreifen werde. Dieser Annahme fehlte jedoch die Begründung. Johann hatte durch den Major Fürsten von Reuß, der ihm den ersten Befehl zum Abrücken an die March nach Preßburg gebracht hatte, die Antwort gegeben, er werde mit 12000 Mann Linie, darunter 1200 Pferden, und 3 Divisionen ungarischer Insurrektion um 1 Uhr nachts, vom 5. auf den 6. Juli, abmarschieren. Er begründete den Aufenthalt damit, daß er das Geschütz aus dem Brückenkopf über eine leichte Schiffbrücke nach Preßburg bringen müsse, daß die Truppen, die während 24 Stunden nichts gegessen hatten und allen Unbilden eines Gewittersturmes ausgesetzt gewesen wären, ruhen und abkochen müßten, ehe man von ihnen eine bedeutende Marschleistung verlangen könne. Am Abende des 5. war ihm eine zweite Ordre des Generalissimus zugegangen, die ihm gestattete, bei Marcheck drei Stunden zu rasten und sich dann bei Schönfelden und Unter-Siebenbrunn an das IV. Corps anzuschließen; ein dritter, in dringenderen Worten abgefaßter Befehl traf ihn schon auf dem Marsche. Auch dieser aber empfahl ihm „möglichste Vorsicht“, „damit er durch sein unerwartetes Erscheinen den Feind in Verwirrung bringe“. Erzherzog Karl mußte wissen, daß das Corps seines Bruders zu dem Marsche von Preßburg nach Marcheck mindestens 10 Stunden in Anspruch nehmen werde, denn die 12000 Mann, die überhaupt zur Verfügung standen, mußten zusammengehalten werden, da sie doch in schlagfertigem Zustande auf dem Schlachtfelde eintreffen sollten. Ein Voraussenden der Kavallerie war bei der geringen Zahl derselben ganz ausgeschlossen. Trotz-

dem hat der Generalissimus die Verstärkung seines linken Flügels durch das Corps Johanns schon am Vormittag des 6. Juli mit Bestimmtheit erwartet. Gerade der linke Flügel war der schwächste Teil seiner Stellung und am meisten der Ueberflügelung ausgesetzt.

In dem einzigen von den Flammen verschonten Hause von Deutsch-Wagram wurde vom Generalissimus zwischen 11 und 12 Uhr Nachts die Disposition für den nächsten Tag ausgegeben; sie bezweckte einen allgemeinen Angriff auf den Gegner mit der Absicht, ihn gegen die Lobau zurückzuwerfen. Beide Flügel sollten vorgehen, das Zentrum die Stellung von Baumersdorf bis Wagram festhalten. Die Aufgabe, die Erzherzog Karl seinem Heere stellte, war bei dem für das letztere so ungünstigen Zahlenverhältnisse überhaupt nicht ausführbar, der Raum, auf dem das Zusammenwirken der mehr als vier Stunden auseinanderliegenden Flügel stattfinden sollte, ein so großer, daß der taktische Zusammenhang nicht hergestellt werden konnte. Auch war die Zeit nicht mehr vorhanden, um die Ausführung der gegebenen Befehle in derselben Stunde durchzusetzen. Als das IV. Corps um 4 Uhr morgens von Markgrafen-Neusiedel aus vorzugehen begann, hatte das VI. bei Baumersdorf noch kaum die Anordnungen des Erzherzogs erhalten. Diesem war mit dem III. Corps die wichtige Rolle zugeteilt, parallel mit der Donau gegen Aspern und Eßlingen vorzurücken, sich dieser Punkte wieder zu bemächtigen und durch seine Erfolge Napoleon um seinen Rückzug besorgt zu machen. Man folgerte, daß diese Sorge den Kaiser abhalten werde, eine zu große Uebermacht gegen den linken Flügel zu entfalten. Für den Fall eines allgemeinen Sieges konnte diese Bewegung des rechten Flügels den Franzosen wohl äußerst gefährlich werden, es war aber fraglich, ob Napoleon derselben die große Bedeutung beilegen werde, die man ihr österreichischerseits zuschrieb. Als gewiß aber mußte angenommen werden, daß in dem Fall, als die österreichische Armee den Rückzug antreten mußte, dieser dann nur nach Böhmen gerichtet sein konnte. Es mußte sich also von Ungarn, dem einzig möglichen Vereinigungspunkt aller noch vorhandenen zerstreuten Kräfte, derart entfernen, daß eine Uebereinstimmung in der Verwendung dieser getrennten Heeresteile noch weniger erreicht werden konnte, als dies bis jetzt der Fall gewesen war. Böhmen hätte nur dann als Operationsbasis angesehen werden können, wenn auf die Waffenerhebung Preußens zu rechnen gewesen wäre. Daran konnte man aber im österreichischen Hauptquartier unmöglich glauben. Oesterreich war wohl noch geraume Zeit auf sich allein angewiesen, erst nach hartnäckiger Fortführung des Krieges, die für Napoleon immer gefährlich werden mußte, durfte man vielleicht auf einen Erfolg des nationalen Geistes in Deutschland hoffen. In Ungarn waren gewiß noch immer die Aussichten für einen Verzweiflungskampf die günstigsten, das Vordringen für Napoleon am bedenklichsten. Ganz unbegreiflich ist es, daß zur Sicherung des linken Flügels, der sozusagen in der Luft stand, am wenigsten geschah, da doch die Ankunft des Erzherzogs Johann nur dann von Wert sein konnte, wenn die Stellung von Markgrafen-Neusiedel behauptet wurde. Was nur immer an Kavallerie aufzubringen war, mußte dem Fürsten Rosenberg zur Verfügung gestellt werden, damit dieser sich gegen die Flankierung vorsehen konnte. Hatte der Generalissimus die Er-

folge von Aspern nicht ausgenutzt, weil er „nichts riskieren" wollte, so ließ er sich jetzt zu einer allzu kühnen Gestaltung des Schlachtplanes für den 6. Juli hinreißen.

Napoleon wandte dagegen zur Erkämpfung des Sieges, den er um jeden Preis haben mußte, seine altbewährte, einfache Methode an: er zog seine Truppen so nahe als möglich zusammen, um für einen wuchtigen Stoß auf das feindliche Zentrum eine kolossale Uebermacht zusammenzubringen. 70000 Mann sollten von Raasdorf, von wo der Kaiser seine Truppen strahlenförmig zu entsenden vermochte, die beherrschende Höhe am linken Ufer des Rußbaches angreifen. Gleichzeitig konnte der linke Flügel der österreichischen Stellung vielleicht zurückgedrängt und aufgerollt werden. Indem beide Heerführer ihren rechten Flügeln die Entscheidung zuschoben, kam es zu einer vollständigen Drehung der beiden Schlachtlinien. Es wäre vielleicht denkbar, daß der erste Angriff der Oesterreicher hätte gelingen können, wenn er am rechten und linken Flügel gleichzeitig erfolgt wäre; denn es ist nicht zu leugnen, daß ein beträchtlicher Teil der französischen Truppen im Laufe des ersten Schlachttages bedenklich erschüttert worden war, daß die italienische Armee und Bernadottes Sachsen keinen nachhaltigen Widerstand mehr leisten konnten. Diese Gleichzeitigkeit war aber nicht erreichbar, der Angriff des IV. Corps blieb wirkungslos, weil er unterbrochen werden mußte, das Eingreifen des VI. und III. Corps trat aber so spät ein, daß die Vorgänge im Zentrum davon kaum mehr berührt wurden. Hier war um 6 Uhr morgens das von den Franzosen verlassene Aderklaa wieder besetzt und vom I. Corps die gegen diesen Ort vorgehende Division Carra St. Cyr des Corps Massena zurückgewiesen worden; der Kampf wogte nun in gewaltigen Dimensionen hin und her, vier der besten Generale des Kaiserreichs, Massena, Bernadotte, Macdonald und Marmont, führten ihre Scharen persönlich zum Sturme gegen diesen Mittelpunkt der österreichischen Aufstellung vor; es gelang ihnen auch gegen 8 Uhr morgens des Dorfes Herr zu werden; als sie jedoch daraus hervorbrechen wollten, wurden sie von Bellegarde, den d'Aspre mit seinen Grenadieren unterstützte, so heftig angefallen, daß ihre Truppen durch das Dorf wieder zurück- und aus demselben hinausgejagt wurden. In diesem Augenblicke griff auch der rechte Flügel in den Kampf ein, seine Avantgarde hatte bereits das von Napoleon wenig beachtete Aspern und Eßlingen besetzt, Kolowrat erschien bei Breitenlee und konnte die gegen Aderklaa stürmenden Kolonnen in die Flanke nehmen. Wäre zur selben Zeit auch der linke Flügel der Oesterreicher im Vorteil und im Vorrücken von Glinzendorf gegen Raasdorf begriffen gewesen, dann hätte sich die Klammer, mit der Erzherzog Karl seinen Gegner fassen wollte, geschlossen. Aber es liegt eben außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß der Schwächere den Stärkeren erdrückt.

Napoleon hatte bis jetzt noch nicht von seiner vollen Stärke Gebrauch gemacht, sondern wie so häufig die Schlacht sich entwickeln lassen, ohne sich an einen festen Plan zu binden. Erst wenn er den Gegner zu einem Fehler verleitet und eine Schwäche in seiner Stellung erspäht hatte, griff er plötzlich mit verblüffender Raschheit ein und gab der Lage der Dinge eine neue Wendung. Er liebte es daher, die großen Massen in seiner nächsten Nähe zu haben, um sich ihrer im gegebenen Falle sofort bedienen zu können. Mit Umgehungs-

manövern, Umfassungen durch weitausgreifende Flügel hat er sich nie gerne abgegeben; seine Siege waren meist aus kraftvollen, unaufhaltbaren Bewegungen nach einer Richtung hervorgegangen. Bei Wagram hat er zuerst ohne Zweifel die Absicht gehabt, in der Richtung Rasdorf—Aderklaa mit solcher Macht auf das österreichische Centrum loszugehen, daß er dasselbe mit einem Schlage zertrümmern konnte. Aderklaa und Deutsch-Wagram bildeten die Spitze des Winkels, den die österreichischen Heeressäulen zu bilden bestrebt waren. War er Herr dieser Punkte, so war die österreichische Armee abermals, wie im April, in zwei Teile gespalten, die sich nicht mehr vereinigen konnten, das III., V. und VI. Corps wurden gegen den Bisamberg, also auf die Straße nach Böhmen, das I., II. und IV. über den Rußbach und nach Brünn gedrängt, die Reserven wären wohl geteilt worden. Die großartige Tapferkeit, die von den Männern des I. österreichischen Corps, von den Grenadieren und von einzelnen Reiterregimentern an den Tag gelegt wurde, vereitelte die Durchführung dieses Gedankens. Dagegen konnte dem Schlachtenbeherrscher, dessen Fähigkeiten im ärgsten Gedränge zu ihrer höchsten Vollendung gesteigert wurden, die ungenügende Bestellung des linken österreichischen Flügels nicht entgehen. Hier war der Erfolg unausbleiblich. Davoust wurde durch die Garden Oudinots verstärkt, um Markgrafen-Neusiedel zu nehmen. 8000 Reiter wurden vom Herzog von Padua (Arrighi) über den unteren Rußbach nach Siebenbrunn geführt, in riesigen Geschwadern griffen sie weit über die äußersten Spitzen des österreichischen linken Flügels aus und zwangen diesen, sich immer mehr von Süden nach Osten zu drehen.

Hier hätte Erzherzog Johann nach der Berechnung des Generalissimus spätestens um 10 Uhr vormittags eingreifen müssen. Es soll zugegeben werden, daß er mit gänzlich abgetriebenen 1200 Pferden und 10000 Mann, die im Laufe eines rastlosen Nachtmarsches ihre letzten Kräfte verbraucht hatten, um diese Stunde in der Gegend von Unter- und Ober-Siebenbrunn hätte ankommen können.[1]) Seine Wirksamkeit wäre unter den gegebenen Verhältnissen eine sehr geringe geblieben. Davoust und Oudinot mit zusammen 58000 Mann konnten gegen Rosenberg und Erzherzog Johann, die zusammen 33000 Mann befehligten, noch immer leicht aufkommen. Ganz anders hätte sich die Lage auf dem Marchfelde gestalten können, wenn der Generalissimus statt am 4. schon am 3. Juli abends das Preßburger Corps und den Palatin herankommandiert hätte. Dann konnte am 5. abends sein linker Flügel mit 10000 Mann Infanterie, 50 Geschützen und mindestens 6000 Reitern verstärkt werden, die in guter Verfassung und ausgerastet in den Kampf eingegriffen hätten; zum mindesten wäre der Stoß, den Rosenberg am 6. früh auszuführen hatte, viel wuchtiger ausgefallen und namentlich die Ueberflügelung durch die französische Reiterei unbedingt

[1]) Für die Zurücklegung der Strecke Preßburg-Stampfen-Marcheck-Ober-Siebenbrunn sind mindestens 16 Marschstunden (ohne Rast) zu rechnen: man muß also vom Abmarsch aus Preßburg bis zur Ankunft in Siebenbrunn 20 Stunden ansetzen. Da Erzherzog Johann am 5. früh den Befehl erhielt und seine in der Engerau befindlichen Truppen erst auf das linke Donauufer schaffen mußte, konnten dieselben vor dem Nachmittag unmöglich abrücken. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß Baraguay d'Hilliers den Flußübergang, wenn er unvorsichtig bei Tage geschehen wäre, zu verhindern gesucht hätte.

hintanzuhalten gewesen, wenn die ungarische Insurrektion einigermaßen ihre Pflicht gethan und die Scharte von Raab auszuwetzen versucht hätte. Wenn man also annimmt, daß die Schlacht von Wagram trotz der großen Ueberzahl der französischen Streitkräfte durch die beispiellose Aufopferung und die geradezu enthusiastische Tapferkeit aller Truppengattungen und mit Zuziehung der Corps der Erzherzoge Johann und Joseph hätte gewonnen werden können, so darf man gewiß dem Zuspätkommen des Erzherzogs Johann Mitschuld an dem Verluste der Schlacht geben, aber die Schuld dieses Zuspätkommens trägt nicht dieser, sondern tragen diejenigen, die zu spät die Heranziehung der in und bei Preßburg stehenden Abteilungen veranlaßt haben.[1]) Die Aufzeichnungen des Erzherzogs Johann, die Aeußerungen anderer hoher Generale, deren Freimut nicht zu unterdrücken war, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß dafür die beiden Generalstabsoffiziere im großen Hauptquartier, die Generale Grafen Grünne und Wimpfen, verantwortlich zu machen sind, deren Einfluß auf die Operationen im Marchfeld bisher noch immer unterschätzt worden ist.

Mit dem Rückzuge Rosenbergs nach Bockfließ, der zwischen 11 und 12 Uhr vormittags vor sich ging, war jede Hoffnung der Oesterreicher auf einen Sieg abgeschnitten. Erzherzog Karl führte sein Heer während des Nachmittags in eine Stellung zurück, die in einem eingezogenen Bogen vom Bisamberg zur Hohen Leiten hinter Bockfließ reichte; einige Kavallerieattacken, durch die das I. Corps abends beunruhigt wurde, konnten zurückgewiesen werden, ehe sie größeren Schaden angerichtet hatten. Im Laufe der Nacht wurde der weitere Rückzug in guter Ordnung angetreten; die großen Anstrengungen der letzten zwei Tage, zwischen denen es keine Nachtruhe gegeben hatte, brachten jedoch zahlreiche Fälle vollständiger Entkräftung hervor, durch welche die Armee nicht unwesentlich geschwächt wurde.

Die Verluste waren auf beiden Seiten außerordentlich groß: sie betrugen

[1]) Es ist bekannt, daß man bis in die allerneueste Zeit bemüht war, dem Erzherzog Johann die Schuld an dem für Oesterreich ungünstigen Ausgang der Schlacht bei Wagram zuzuschreiben, ja daß selbst die offizielle Relation diese Ansicht durchscheinen läßt. Mein Buch über „Erzherzog Johann im Feldzuge von 1809“ enthält den aktenmäßigen Beweis der Unrichtigkeit dieser Behauptung, sowie die Darlegung der Verhältnisse, die den Erzherzog bestimmt haben, bei seinen Lebzeiten auf eine öffentliche Verteidigung seines Verhaltens zu verzichten. Für den Erzherzog ist nur der Feldzeugmeister Baron Zach eingetreten, dessen „Darstellung der Schlacht bei Wagram“ ich nach einer handschriftlichen Quelle a. a. O. abgedruckt habe. Diese deckt sich, wie ich nachträglich erhoben habe, nahezu wörtlich mit dem Artikel in Voß' „Zeiten“ (21. Bd. S. 244 u. ff.) und „Minerva“ (1810. I S. 279) „Marginalien zur Relation über die Schlacht bei Deutsch-Wagram“. (Eingesendet von einem Offizier des k. k. österreichischen Generalstabes.) In der Einleitung zu diesen „Marginalien“ wird in den „Zeiten“ offen ausgesprochen, man sei in der Armee darauf gefaßt gewesen, „man werde es den Erzherzog Johann zu seiner Zeit empfindlich fühlen lassen, daß er es gewagt habe, den Sieg von Fontana-Fredda zu erfechten, noch bevor die Hauptarmee den erwarteten großen Schlag ausgeführt, und wenige Tage, bevor sie das große und in seinen politischen Folgen ganz inkalkulable Unglück bei Regensburg hatte. Nur die zartesten Verhältnisse können den Erzherzog Johann bestimmt haben, zu der in der Relation dreimal und immer schneidender vorkommenden ... Anklage zu schweigen“. Die Kritik der Operationen der österreichischen Hauptarmee in den „Marginalien“ gehört wohl zu den vollendetsten strategischen Publikationen jener Zeit.

bei den Oesterreichern 25000 an Toten und Verwundeten, zu welchen bis zum Waffenstillstande noch 8500 Gefangene kamen, bei den Franzosen 20000 Tote und Verwundete und 9000 Gefangene. Ganz besonders bewundernswert ist es, daß die Besiegten den Siegern 12 Adler und Standarten und 11 Geschütze abgenommen hatten, während sie selbst nur 1 Fahne und 9 Geschütze in den Händen der Sieger zurückließen. Die Leistung der österreichischen Armee, die um ein volles Dritteil schwächer war, als die französische, ist des höchsten Lobes und Ruhmes würdig; es wurden von vielen Heerkörpern wahre Heldenthaten begangen und es kann kaum auf Widerspruch stoßen, wenn man behauptet, daß bei gleichen Kräften der Sieg den Oesterreichern zugefallen wäre. Die Franzosen erwiesen sich ziemlich zaghaft und kampfmüde, die Bewegungen mancher Corps ließen an Raschheit manches zu wünschen übrig, die Rückschläge nach abgewiesenen Stürmen riefen nachhaltige Verwirrung hervor. Die Leitung der Schlacht durch Napoleon selbst vermag uns auch nicht mit Bewunderung zu erfüllen; der Kaiser hat sich allzulange von der Absicht leiten lassen, das Zentrum der Oesterreicher zu sprengen, was ihm doch trotz der riesigen Opfer, die er dafür gebracht hat, nicht gelungen ist; die eigentliche Schwäche des Gegners hat er sehr spät erkannt. Um so unverschämter schlug er jedoch in die Reklametrommel, als er das berühmte Bulletin vom 8. Juli aus Groß-Wolkersdorf verfertigte.

Erzherzog Johann war an der Spitze seiner Truppen um 5 Uhr nachmittags in Ober-Siebenbrunn angelangt, Patrouillen kamen bis Markgrafen-Neusiedel, ja bis in die Nähe von Wagram; sie fanden nur Leichen und Verwundete auf dem Schlachtfelde, zwischen ihnen und der Hauptarmee befanden sich bereits 100000 Franzosen. Napoleon wurde durch das Erscheinen Johanns am rechten Marchufer bestimmt, zwei Corps unter dem Vizekönig von Italien gegen ihn zu detachieren. Johann ging hinter die March, ließ das linke Ufer besetzt und kehrte selbst wieder nach Preßburg zurück, da die Behauptung dieses Platzes für die Verbindung von Ungarn und Mähren, also auch mit der Armee seines Bruders, von großer Wichtigkeit war.

Die Armee des Erzherzogs Karl nahm in ihrer Mehrheit den Weg über Göllersdorf und Laa nach Znaim, nur Fürst Rosenberg bog von Laa aus gegen Brünn ab. Napoleon hatte den 7. und 8. Juli die Hauptmacht der Oesterreicher auf dem Rückzuge nach Brünn vermutet und deshalb Davoust und Oudinot in dieser Richtung nachrücken lassen, erst am 10. erfuhr er, daß der größere Teil des Feindes bei Znaim versammelt sei. Es waren noch 60000 Mann, die sich unter Erzherzog Karls Kommando schlugen, um der Artillerie und dem Train den Abzug nach Böhmen zu erkämpfen, die durch eine konzentrische Bewegung der französischen Corps in Gefahr waren, abgeschnitten zu werden. Das I. und V. österreichische Corps hielten den 11. Juli den ganzen Tag über unerschrocken die Angriffe Massenas und Marmonts aus, die übrigen standen in Reserve, um im Augenblicke der Entscheidung einzugreifen. Um die Mittagsstunde langte Napoleon selbst auf dem Schlachtfelde an und gab die Weisung, die Oestereicher so lange festzuhalten, bis Davoust und Oudinot herangekommen sein würden. Der Kampf wogte mit abwechselndem Glücke für beide streitende Teile auf und nieder, selbst ein heftiges Gewitter, das nachmittags niederging,

that ihm nicht Einhalt. Um 6 Uhr abends ließ Napoleon das Feuer einstellen, weil mittlerweile der Abschluß eines Waffenstillstandes wahrscheinlich geworden war. Fürst Johann Liechtenstein befand sich bereits seit der verflossenen Nacht im französischen Hauptquartier und beriet die Bedingungen desselben mit Berthier. In einem Kriegsrate, den Napoleon abhalten ließ, neigte die Mehrheit für Fortsetzung des Kampfes, der Kaiser selbst aber stimmte für die Beendigung desselben, nachdem sich Erzherzog Karl seinen Forderungen unterworfen hatte. Er wollte Oesterreich nicht vernichten und nicht teilen, wie ihm viele seiner Getreuen rieten; er hielt es nach den Verlusten dieses Feldzuges und nach der Verminderung seines Territoriums, die er ihm zudachte, für unschädlich. Bei Fortsetzung des Krieges fürchtete er aber doch eine Erhebung in Deutschland, Erfolge der Engländer, die eben eine Landung in Norddeutschland ankündigten, und einen Umschwung der Gesinnungen Rußlands, das seinen Bundesverpflichtungen in diesem Kriege mit merkbarem Unwillen nachgekommen war.

Der österreichische Generalissimus konnte in der Lage, in der er sich mit seinem Heere befand, wohl kaum einen dringenderen Wunsch als die Abschließung eines Waffenstillstandes haben, ihm schien der Preis, den er dafür bieten mußte, nicht zu hoch. Er brauchte den Waffenstillstand, um seinen ganz verfehlten Rückzug auszubessern, seine Armee sammeln und hinter die March bringen zu können, indem er, seiner eigenen Versicherung nach, eine Fortsetzung des Krieges in Ungarn in Aussicht nahm, falls der Waffenstillstand nicht zum Frieden führen sollte. Es ist aber kaum anzunehmen, daß Erzherzog Karl im Ernste an die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gedacht hat, denn sonst hätte er dem Feinde nicht so weitgehende Zugeständnisse machen können, als es durch den Waffenstillstand geschah. Ihm schien die Rettung der Monarchie das einzig Erreichbare zu sein; die Hoffnung auf eine günstige Wendung in den kriegerischen Unternehmungen derselben hatte er gänzlich verloren.

Die Grundlage des Waffenstillstandes bildete eine Demarkationslinie, die im Norden der Grenze zwischen Oberösterreich und Böhmen folgte, Mähren durchschnitt und sich von Hollitsch nach Preßburg, von dort nach Raab und längs des gleichnamigen Flusses an die steierische Grenze zog, Krain von Kroatien trennte und bei Fiume endete. Tirol und Vorarlberg mußte von österreichischen Truppen geräumt, der Grazer Schloßberg, Sachsenburg und die Citadelle von Brünn den Franzosen übergeben werden; 3775 Quadratmeilen und 8½ Millionen Einwohner wurden der Gewalt des Siegers überlassen. Auf dem galizischen Kriegsschauplatze wurde der augenblickliche Besitzstand festgelegt, ein Teil des Herzogtums Krakau blieb demnach in den Händen der polnischen Armee. In der Armee wurde der Waffenstillstand so schlecht aufgenommen, daß der Generalissimus in einem besonderen Befehle den Truppen Bescheidenheit in der Beurteilung von Dingen empfehlen mußte, die ganz außerhalb ihrer Sphäre lägen. Am kaiserlichen Hoflager war man nicht minder von dem Schritte des Generalissimus überrascht und trug sich kurze Zeit hindurch mit dem Gedanken, dem Waffenstillstande die Zustimmung zu versagen. Erzherzog Johann und der Palatin mußten dem Kaiser, mit dem sie am 14. Juli in Komorn zusammengetroffen waren, die ernstesten Vorstellungen machen, um die Unterschrift unter das ver-

hängnisvolle Schriftstück von Franz zu erlangen. Sie vertraten die Ansicht, daß der vollendeten Thatsache gegenüber nichts anderes zu thun sei, obwohl sie bereits mit der Einleitung von Operationen beschäftigt gewesen waren, die dem Generalissimus vor seinen Verfolgern Luft machen sollten. Erzherzog Johann wollte mit 50000 Mann Linie, die er aus den Corps Gyulay, Chasteler und seinen eigenen Truppen zusammenbringen konnte, und 30000 Mann ungarischer Insurrektion auf dem rechten Donauufer direkt gegen Wien losgehen und sich, wenn ihm eine Uebermacht entgegengestellt würde, nach Inneröstcrreich zurückziehen, dieses insurgieren, die Verbindung mit Tirol herstellen und sich auf diese Weise bis zum äußersten wehren. Dabei war aber vorausgesetzt, daß auch Karl in Mähren oder Böhmen eine Verteidigungsstellung einnehme, die einen großen Teil der französischen Armee festzuhalten geeignet war. Seitdem die Hauptarmee ihre Gefechtsordnung aufgegeben und hinter der Demarkationslinie Kantonierungen bezogen hatte, waren alle diese Aussichten verschlossen.

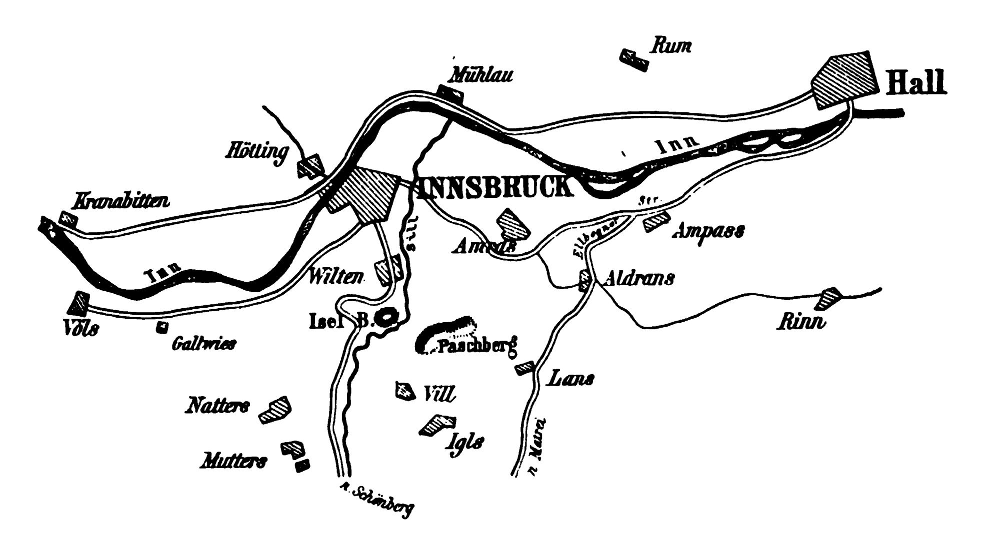
In die peinlichste Lage wurden durch den Waffenstillstand die Tiroler versetzt, die seit dem Abzuge Chastelers Siege auf Siege erfochten hatten.[1]) Von kaiserlichen Truppen waren dort, da sie die Rückzugsbefehle nicht mehr erhalten hatten, zurückgeblieben: die Truppen des Generals Buol, 21 Compagnien von verschiedenen Infanterieregimentern und Jägerbataillonen mit 1500 Mann, 2 Eskadronen Reiter mit 100 Pferden und 7 Geschütze, die sich seit dem 21. Mai wieder auf der Brennerhöhe befanden und ihre Vorposten bis in die Gegend von Matrei vorgeschoben hatten; ferner 5 Compagnien, 1 Eskadron, zusammen 650 Mann, und 2 Geschütze unter dem Oberstlieutenant Grafen Leiningen, der den Anschluß an Chasteler bei Schabs nicht mehr erreicht und sich infolgedessen wieder nach Bozen und Trient begeben hatte, um den Süden des Landes gegen Italien zu bewachen. Andreas Hofer hatte aus dem Pusterthale 6000 Mann Landsturm mitgebracht, denen sich in wenigen Tagen ebensoviele Leute aus dem Eisackthale, aus Passeyer und Meran anschlossen. Joseph Speckbacher von Rinn arbeitete im Unterinnthale und in den zahlreichen Ortschaften und Gehöften des Mittelgebirges an der Wiederbelebung des kriegerischen Geistes unter den Bauern, die sich sehr gerne zur Erhebung der Waffen bereit erklärten, wenn ihnen die Oesterreicher und Hofer beistehen wollten. Speckbacher eilte mit einigen Freunden über die sogenannte Ellbögner Straße, die von Hall über Amras mach Matrei führt, auf den Brenner und stellte dort unter lebhafter Zustimmung der 3000 dort versammelten Bauern mit Hofer fest, daß am 25. wieder ein Angriff auf die Baiern in der Richtung gegen Innsbruck unternommen werden solle. General Buol, der sich strenge an den letzten ihm von Chasteler zugekommenen Befehl hielt, den Brenner zu verteidigen, gestattete die Mitwirkung seiner Truppen als Reserve für die in erste Linie tretenden Landesschützen, obwohl er den Kampf noch für verfrüht hielt, da der neuerliche Aufstand im Innthale noch nicht

---

[1]) Ueber diesen Abschnitt des Tiroler Aufstandes sind wir neuerlich durch die treffliche Arbeit des Freiherrn Maretich von Riv-Alpon „Die zweite und dritte (nach gewöhnlicher Zählung 1. und 2.) Berg Isel-Schlacht" (Innsbruck 1895) gut unterrichtet worden.

organisiert, namentlich von Hormayr und Teimer, die von Landeck anrücken sollten, noch nichts bekannt geworden war. Die Bauernführer wollten jedoch nicht länger müßig liegen, da sie den Abzug ihrer Leute, deren Verpflegung Schwierigkeiten bereitete, befürchteten. Speckbachers Meldung, daß der Marschall Lefèbvre am 23. Mai mit der Division Wrede von Innsbruck abmarschiert sei, bestärkte Hofer, den Kampf am 25. beginnen zu lassen.

Die erste (nach Maretich „zweite") Schlacht am Berge Isel, in der 1200 Oesterreicher mit 5 Geschützen und 6000 Tiroler gegen 3853 Mann, 400 Pferde und 12 Geschütze der Baiern fochten, führte noch nicht zu einem namhaften Erfolge, obwohl die Bauern sich im Laufe des Gefechtes schon des Isel- und Paschberges bemächtigt hatten, weil zwischen ihren einzelnen Abteilungen, die sich auf eine Linie von 15—20 km Länge verteilten, nur wenig Zusammenhang herrschte; die Bauern hatten sich jedoch neuerdings fühlen gelernt, hatten Gefechtserfahrung und die



Ueberzeugung gewonnen, daß sie mit den Baiern doch noch fertig werden würden. Nur sehr wenige Landleute verliefen sich nach dem ohne Entscheidung gebliebenen Gefechte, die meisten waren für die Fortsetzung des Kampfes; die Unterwerfungsaufforderung Deroys hatte gar keinen Erfolg. In dem Kriegsrate, den Hofer am 27. Mai auf dem Schönberge an der Brennerstraße abhielt, war die Ansicht vorwiegend, „daß sofort wieder losgeschlagen und nicht geruht werde, solange auch nur ein Feind auf tirolischem Boden stünde". Da man von den Oberinnthalern noch keine Nachricht hatte, erließ Hofer selbst einen Aufruf an sie und kündigte ihnen an, daß er am 29. den Feind wieder angreifen werde. „Wir wollen die Boaren mit Hilf der göttlichen Mutter fangen oder erschlagen und haben uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kommt uns zu Hilf, wollt ihr aber g'scheiter sein, als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wir es ohne enk (euch) richten."

Deroy hatte mittlerweile seine Division bei Innsbruck vereinigt und eine Verteidigungsstellung eingenommen; seine Vorposten standen auf dem Berge Isel

und dem Paschberge, die durch das tiefeingeschnittene Wippthal voneinander getrennt sind; gegen das Oberinnthal deckte er sich durch eine Aufstellung bei Kranabitten und Hötting; im Unterinnthal war Hall und die Brücke bei Volders besetzt. Die Baiern waren von den Absichten der Tiroler unterrichtet und erwarteten den Angriff schon am 28. Mai. Die Nacht auf den 29., den Tagen der zweiten Schlacht am Berge Isel, brachten sie unter den Waffen zu.

Die zum Angriffe auf die Stellungen der Baiern bereitgestellten Kräfte bestanden in 1270 Mann österreichischer Infanterie unter den Oberstlieutenanten v. Ertl und v. Reißenfels, 1¼ Eskadronen = 87 Reitern und 6 Geschützen, ferner 95—106 Compagnien Landesschützen mit beiläufig 12000 Mann. General Buol behielt auch diesmal den Rest seiner Truppen, 3—400 Mann, auf dem Brenner als Reserve zurück, beteiligte sich auch nicht an dem Kommando; als militärischer Leiter des Kampfes kann Oberstleutenant v. Ertl bezeichnet werden. Die Bauern des linken Flügels befehligte der Kapuzinerpater Joachim Haspinger, die im Zentrum der Sandwirt Hofer, am rechten Flügel Speckbacher, der dabei die größte strategische Begabung entfaltete. Hofer hatte schon am Vorabende 5 Compagnien von Meran und Lana über das Mittelgebirge bei Mutters und Natters nach Zirl entsendet, um dort das vom Oberinnthal erwartete Corps Teimers zu erwarten und mit diesem am linken Innufer gegen Innsbruck vorzugehen. Teimer hatte 1400 Mann bei Imst zu stande gebracht und war eifrigst bemüht, die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen; er mußte jedoch bedeutende Streitkräfte zur Unterstützung des Schützenmajors Marberger abgeben, der bei Leutasch und in der Scharnitz in ein Gefecht mit dem bairischen Corps des Grafen Arco verwickelt war. Dieser mußte unter allen Umständen abgehalten werden, mit seinen Landsleuten bei Innsbruck in Fühlung zu kommen und ihnen den Rückzug zu decken; deshalb kam Teimer nur spät und in geringer Stärke zum Hauptkampfe zurecht.

Am 29. Mai gegen 7 Uhr morgens rückten die Tiroler und Oesterreicher auf der ganzen Linie von der Brücke bei Volders bis Natters ins Gefecht. Der rechte Flügel unter Speckbacher errang die ersten Erfolge, er rückte am rechten Innufer bis zur Haller Brücke vor und trat mit der Kolonne in Verbindung, die von Lans gegen Amras vorgegangen war und sich des von den Baiern preisgegebenen Schlosses bemächtigt hatte. Auf dem Paschberge und bei Wilten entspann sich ebenfalls ein heftiger Kampf, der erst dann zu Ungunsten der Baiern endete, als Oberstlieutenant v. Reißenfels seine Reserven gegen sie ins Feuer führte. Um Natters und den Iselberg stritt man bis gegen Mittag mit wechselndem Glück. Ein mit größter Tapferkeit von den Baiern ausgeführter Vorstoß wurde nur durch das energische, todesmutige Eingreifen Haspingers pariert, der, nur mit dem Bergstocke bewehrt, mitten im ärgsten Gewühle aushielt, seine Leute zum Aushalten anfeuerte und die Fliehenden zurücktrieb. Das Eingreifen des Majors Grafen Hendl mit den Algundern und Meranern und dem Völser Aufgebot in der Richtung des Schlosses Gallwies brachte endlich die Baiern zum Weichen. Zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags sammelte Deroy noch einmal seine besten Truppen zu einem Gegenangriffe gegen die feindliche Hauptstellung auf dem Berge Isel, wo jetzt, „nach dem Mittagstische“,

auch der Oberkommandant Hofer angelangt war. Der bairische General hoffte das Centrum der Oesterreicher durchbrechen zu können, bevor die von Zirl her bereits sich bemerkbar machenden Oberinnthaler in Verwendung kommen konnten. Hofers Geistesgegenwart und Gottvertrauen übten nunmehr ihre beruhigende Wirkung auf seine Bauern, sie hielten stand und ließen sich bald zu einem Sturm auf die aus der Ebene aufsteigenden bairischen Infanterieabteilungen hinreißen. Um 3 Uhr zogen sich die letzteren nach Wilten zurück und trafen alle Anstalten, um das Klostergebäude daselbst hartnäckig zu verteidigen.

Mittags war endlich auch Teimer mit 1100 Mann in Zirl eingetroffen und rückte nun an beiden Ufern des Inn vor; dies geschah jedoch so langsam und unentschlossen, daß seine Kolonnen erst um 5 Uhr bei Kranabitten erschienen. Die Unternehmung gegen den Höttinger Wald war von geringem Erfolge begleitet, Deroy fühlte sich daher nicht veranlaßt, bedeutendere Kräfte gegen ihn zu verwenden und dadurch seine Stellung bei Wilten zu schwächen. Dort war am Nachmittag eine zweistündige Waffenruhe eingetreten, weil Ertl einen Parlamentär mit der Kapitulationsaufforderung ins baierische Hauptquartier entsendet hatte. Er glaubte nicht an die Annahme des Antrags, wollte jedoch die Gefechtspause benützen, um seine Leute, die sich nahezu verschossen hatten, wieder mit Munition zu versorgen. Deroy verweigerte die Kapitulation, nahm jedoch auch die Offensive nicht wieder auf, und da die Tiroler keine Lust hatten, sich in einem Sturme gegen die festen Mauern von Wilten zu verbluten, so wurde das Feuer allmählich eingestellt. Auch Speckbacher begnügte sich, die Brücke bei Hall abzubrechen. Den Angriff auf die Stadt unterließ er in der Meinung, daß der Kampf am nächsten Tag fortgesetzt werden könne. Deroy entschloß sich jedoch, demselben durch einen nächtlichen Aufbruch auszuweichen. Seine Division war seit dem 25. Mai um 1000 Mann geschwächt, auf Entsatz konnte er nicht rechnen, die Möglichkeit eines Sieges am nächsten Tage war kaum vorhanden, die Kapitulation in naher Aussicht. Er hielt es für seine Pflicht, den Rückzug durch das untere Innthal zu versuchen, solange ihm dieser Weg noch offen stand. Der Versuch gelang, nachdem die vortrefflichen Anstalten des Generals mit der einer gut disziplinierten Truppe eigenen Pünktlichkeit und Raschheit ausgeführt worden waren. Erst um 4 Uhr morgens merkten die Oesterreicher und Tiroler, daß ihnen der Feind bis auf die äußersten Wachtposten, die ohne Aufsehen nicht zurückgezogen werden konnten, entwischt war. Teimer und Speckbacher suchten zwar eine Verfolgung einzuleiten, sie fanden jedoch geringen Anklang; die meisten Bauern zogen nun nach Innsbruck und Hall hinein und feierten Gelage, andre schlugen den Weg in die Heimat ein. Einzelne Compagnien des Unterinnthaler Aufgebotes haben den Baiern auf ihrem gefährlichen und mühsamen Rückzuge zwar noch manchen erheblichen Schaden zugefügt; sie konnten es aber nicht hindern, daß die Division Deroy am 31. Mai unter dem Schutze der Kanonen von Kufstein Biwaks bezog, die Verproviantierung von Kufstein durchführte und die Garnison ablöste. Dann aber hielt es Deroy doch für geraten, auch diesen Platz zu verlassen und das Land zu räumen, in das er am 11. Mai eingerückt war.

Vorarlberg war schon seit Anfang Mai in den Händen der eigenen wehrhaften Bevölkerung. Als Gerüchte über eine Kapitulation der Tiroler über den

Arlberg gedrungen waren, hatten sich zwar die Landesverteidiger in ihre Berge zurückgezogen, und die wenigen hundert Mann kaiserlicher Truppen, die im Lande standen, machten sich auf, um nach Böhmen durchzubrechen. Württemberger und Franzosen rückten, 1500 Mann stark, in Bregenz ein. Unter dem tüchtigen und umsichtigen Dr. Anton Schneider sammelten sich jedoch bald wieder kampfesfreudige Scharen, verjagten die eingedrungenen Feinde und machten über den Bodensee Ausfälle bis Ueberlingen und Mößkirch, nach Immenstadt und Kempten.

Chasteler befand sich am 31. Mai noch in Oberdrauburg, als er die Nachricht von dem Siege der Bauern erhielt; sie bewog ihn jedoch nicht zur Umkehr. Es kann mit Recht die Frage aufgeworfen werden,[1]) ob die Ereignisse in Tirol nicht einen viel wesentlicheren Einfluß auf den Verlauf des Feldzuges genommen haben würden, wenn Chasteler statt des blinden Gehorsams, mit dem er einem gar nicht so unbedingt verbindlichen Befehle nachzukommen trachtete, etwas strategische Begabung entwickelt und sich die dankbare Aufgabe gestellt hätte, im Rücken der französischen Hauptarmee einen selbständigen Feldzug auf eigene Faust zu führen? Wenn er mit seinen 8 Linienbataillonen und 4 Eskadronen, mit den Landwehrbruchstücken, die er schon gesammelt hatte, umgekehrt und den Oberbefehl in Tirol übernommen hätte? Mit Buol und Leiningen, denen fortwährend entflohene österreichische Kriegsgefangene aus Baiern und Schwaben zuströmten, würde er in kurzer Zeit 10—12000 Mann regulärer Truppen um sich versammelt und ebensoviel organisierte und nun auch schon gefechtsgeübte Tiroler Schützen an seiner Seite gehabt haben. Wer hätte ihn gehindert, nach Salzburg, Linz und München zu marschieren und die Etappen Napoleons an der Donau aufzuheben, wenn nicht Bernadotte und Vandamme, die dann bei Wagram gewiß nicht mitgestritten hätten? Chasteler zog jedoch von Oberdrauburg nach Sachsenburg, das bisher von dem isolierten Corps Rusca vergeblich beschossen worden war, und zwang Rusca zum Rückzug bis Klagenfurt, wo es am 6. Juni zu einem Gefechte kam. In demselben wurde General Schmid mit 6 Compagnien und 2 Geschützen von Chasteler getrennt und nahm abermals seinen Weg nach Lienz zurück, wärend Chasteler über Eberndorf, Windischgrätz und Weitenstein in die Umgebung von Cilli gelangte, wo er Anschluß an das Corps Gyulay fand. Nachdem seine ermüdeten Truppen sich die nötige Erholung gegönnt hatten, setzten sie ihren Marsch nach Ungarn fort, um dort ebenso zwecklos in der Gegend des Plattensees herumzustreifen, wie Gyulay zwischen der Drau und Mur so lange herummanöveriert hat, bis ihm sämtliche französische Abteilungen in Innerösterreich, von denen er jede mit Leichtigkeit hätte schlagen und zersprengen können, glücklich entwischt waren, und sowohl Marmont mit dem 11., als Broussier mit Teilen des 5. und 6. Corps fast ohne Verlust über den Semmering gelangt waren.[2])

---

[1]) Eduard Richter in seiner äußerst übersichtlichen und klaren Darstellung des „Kriegs in Tirol 1809" (Zeitschr. d. Dt.-Oe. A.-V. VI. 1875).

[2]) Die österreichischen Generale haben sich im Gebirgskrieg und in der Ausnützung des Terrains am allerunbrauchbarsten erwiesen. Am auffallendsten macht sich die Hilflosigkeit Gyulays bemerkbar, dem eine sehr dankbare Rolle zugefallen war, die er jedoch gar nicht begriff. Ich werde an anderer Stelle Anlaß nehmen, den Beweis für diese Behauptung zu erbringen.

Tirol war im Juni und Juli frei von Feinden. General Schmid hielt das Pusterthal besetzt, Leiningen wachte über die Pässe von Südtirol, im Norden wurden Ausfälle nach Baiern unternommen, die zwar ohne besondere Erfolge blieben, aber auch den Feinden keine Gelegenheit boten, sich wieder Tiroler Bodens zu bemächtigen. In den letzten Tagen des Juli wurde der Abschluß des Waffenstillstandes von Znaim bekannt, die österreichischen Truppen unter Buol zogen durch das Pusterthal ab. Die Enttäuschung der heldenhaften Bauern, die sich von Oesterreich verlassen und der Rache der zweimal besiegten Feinde preisgegeben sahen, da der Waffenstillstand nicht eine einzige Bestimmung zu ihrer Rettung enthielt, rief nicht Mutlosigkeit, sondern stets steigende Erbitterung hervor. Es gab schließlich nur eine Erklärung für das unglaubliche Ereignis: der Kaiser wollte nur Zeit gewinnen, ihm war es nicht Ernst um den Frieden, er werde den Krieg wieder aufnehmen, sobald er sein Heer wieder gesammelt. Die Landstürmer stellten sich vor, daß auch „draußen" an der Donau und in Ungarn die bewaffneten Völker so schnell zu den Fahnen eilen würden, wie sie selbst zu ihren Sammelplätzen, wenn aufgeboten wurde. In diesem Glauben wurden sie von den Männern bestärkt, auf die sie ihr größtes Vertrauen setzten, von den Vertretern der Kriegspartei, die an der Möglichkeit eines allgemeinen Verzweiflungskampfes festhielten. Zu diesen zählte auch Erzherzog Johann, der Pläne für eine Insurrektion von Inneröſterreich ausarbeitete, in das er sich mit den Resten seiner einstigen Armee werfen wollte, um darin bis auf den letzten Mann zu kämpfen. Als daher Marschall Lefèbvre mit dem wieder vereinigten 7. (bairischen) Corps und einer Division Sachsen unter Rouyer von Salzburg über Mittersill, die Gerlos und das Zillerthal wieder nach Innsbruck vordrang, um Tirol im Auftrage Napoleons für Baiern zu unterwerfen, fand er zwar anfangs nur schwachen und vereinzelten Widerstand, aber bald sollte er sich überzeugen, daß der Mut und die Kampflust des Volkes, das er ohne Schwierigkeit beruhigen zu können glaubte, noch nicht gebrochen war. Viele von den Führern, darunter Hormayr, Teimer, Eisenstecken, waren mit den Oesterreichern abgezogen, aber Andreas Hofer, der vom Kaiser Franz bestätigte „Oberkommandant von Tirol", hatte seinen Posten nicht verlassen. Mitten im Lande, dort, wo die Eisack sich der Etsch nähert, in dem Engpaß südwärts von Sterzing, wurde den Eroberern abermals Halt geboten. Rouyers Kolonne wurde am 4. August von einem in Eile zusammengelaufenen Haufen Landsturm, an dessen Spitze sich Peter Mayr, Wirt an der Mahr bei Brixen, und Speckbacher gestellt hatten, angefallen, im Engpasse von Oberau durch künstliche Steinlawinen in Verwirrung gebracht, zum Rückzug genötigt, endlich teils niedergemacht, teils gefangen genommen. Lefèbvre eilte über den Brenner zu Hülfe, vermochte aber auch nicht über Sterzing hinauszukommen, denn jetzt waren auch die Passeyrer und Meraner Compagnien wieder da, das seit Monaten erprobte Kriegswesen kam wieder in Flor. Lefèbvre wartete darauf, daß das bairische Regiment Burscheidt über Landeck und durch das Vintschgau nach Meran und Bozen und von da den Bauern in den Rücken kommen werde. Dieses Regiment aber war bei Prutz und an der Pontlatzer Brücke, wo schon 1703 eine stattliche bairische Reiterschar ihren Untergang gefunden hatte, mit rollenden Steinmassen

und wohlgezieltem Schützenfeuer empfangen worden, auf allen Seiten erhoben sich die Bauern abermals wider sie, ein großer Teil der tapferen Baiern wurde bei Prutz und bei Landeck eingeschlossen, was zu fliehen vermochte, bis Zirl zurückgetrieben. Auf die Nachricht von diesem Unglück konnte auch Lefèbvre nicht daran denken, bei Sterzing zu verweilen. Er zog sich am 10. August über den Brenner zurück, 18000 Bauern drängten nach und umschwärmten ihn von allen Seiten, am 13. August wurde die dritte Schlacht am Berge Isel geschlagen, und wenn sie auch nicht zu einem so entschiedenen Siege führte, wie die am 29. Mai, so blieb doch auch dem Herzog von Danzig nichts übrig, als dem Beispiel Deroys zu folgen und durch das Unterinnthal das Land wieder zu verlassen. So hatte noch kein Volksstamm für seine Freiheit, für die Selbständigkeit seines Landes gerungen, so viel kriegerisches Geschick haben schlichte Bauern noch nirgends erwiesen;[1]) es ist begreiflich, daß die großartigsten Pläne bei ihren Führern reiften. Zunächst sollte Salzburg erobert werden. Am 25. September gewann Haspinger den Paß Lueg, Speckbacher stand vor Reichenhall, das Berchtesgadner Ländchen war in ihrer Gewalt. Hier aber wurde dem kühnen Unternehmen ein Ziel gesetzt, der Friede war mittlerweile geschlossen worden, und die Exekutionstruppen Napoleons schickten sich an, diesem Frieden auch in Tirol die Anerkennung zu erzwingen.

Die Preisgebung Tirols war jener Punkt des Waffenstillstandes, den Kaiser Franz am schwersten annahm, und der Anlaß zu Erörterungen zwischen ihm und dem Generalissimus Erzherzog Karl gab, die den Charakter von Vorwürfen annahmen und die Stellung des letzteren nach und nach unhaltbar machten. Es war ja nicht zu vermeiden gewesen, daß der unglückliche Ausgang von Wagram und die nicht zu rechtfertigende Zersplitterung der Kräfte beim Rückzuge, dessen Richtung nicht gebilligt werden konnte, von den Gegnern Karls ausgebeutet wurden, um das Vertrauen des Kaisers in ihn zu erschüttern; ein Bemühen, das raschen Erfolg haben mußte, da der Kaiser ohnehin sehr zur Beachtung von Verdächtigungen geneigt war. Die Aktion richtete sich nicht sowohl gegen den Generalissimus selbst, wie gegen dessen Umgebung, namentlich seinen Adjutanten Grafen Grünne, der die rechtzeitige Verständigung mit den Erzherzogen Johann und Joseph Palatin absichtlich unterlassen hatte. Der Kaiser verlangte dessen Entfernung schon am 9. Juli, Karl deutete in seiner Antwort an, daß er sich eine derartige Beschränkung seiner Feldherrnbefugnisse nicht gefallen lassen könne und seiner Stellung entsagen müsse, wenn man ihm nicht die Mittel gewähre, die ihm auferlegten Pflichten zu erfüllen. Darauf ging

[1]) Es hat sich in neuester Zeit die Legende festgesetzt, daß ganz Tirol einmütig an den Kämpfen des Jahres 1809 teilgenommen habe. Dies ist falsch, die Städter haben sich so gut als gar nicht daran beteiligt. Namentlich die Nordtiroler Städte haben keine Ursache, sich heute mit den Lorbeeren zu schmücken, die damals gegen den Wunsch der bairisch gesinnten Bürger die Bauern erstritten haben. Die Innsbrucker und Haller Herren haben die schwere Hand des regierenden Sandwirts von Passeyer mit Unwillen ertragen; dagegen haben Bozen, Bruneck und Meran ehrlich und fest zu ihm gehalten.

der Kaiser noch einen Schritt weiter und beschränkte die Befugnisse des Generalissimus in einer Art, daß der Titel dem Wesen des Amtes wohl nicht mehr entsprach; er erklärte nämlich, daß er die Oberleitung der gesamten Armeen selbst in die Hand nehmen wolle und der Erzherzog sich nur mit dem Kommando jener Truppen zu befassen haben werde, die ihm anvertraut werden. Diese Bestimmung kam einer Absetzung gleich. Es gehörte nicht viel Empfindlichkeit dazu, eine derartige Anordnung mit der Bitte um Enthebung vom Kommando zu beantworten, was von seiten des Erzherzogs Karl am 23. Juni geschah; aber es war nicht nur ein Beweis von Undankbarkeit, sondern noch mehr von Unklugheit, daß diese Entsagung angenommen wurde. Erzherzog Karl hatte Fehler begangen, seine Operationen an der Donau waren gewiß nicht zu entschuldigen, auch der Mangel an Initiative nach der Schlacht bei Aspern konnte getadelt werden; trotzdem war er aber ein Feldherr von Bedeutung und Ruf, er genoß in der ganzen Armee das größte Ansehen, er war schließlich der Sieger von Aspern, der erste, vor dem Napoleon hatte weichen müssen, dieser selbst konnte nicht anders, als mit Hochachtung von seinem Gegner sprechen — und diesen Mann, den man um jeden Preis bei seinem schwierigen und verantwortlichen Amte hätte festhalten müssen, entließ man in dem gefährlichsten Augenblicke, den die Monarchie noch erlebt hatte! Daß die Oberleitung der Armee thatsächlich nicht vom Kaiser besorgt werden konnte, wußte jeder, der über dessen Fähigkeiten und Neigungen unterrichtet war; nach Karls Abgang gab es eigentlich überhaupt keine Leitung mehr, denn der tapfere Reitergeneral Fürst Liechtenstein, dem jetzt das Kommando über die Hauptarmee übertragen wurde, besaß nicht die militärische Bildung, die dazu unerläßlich war, noch weniger führte er einen Beruf zu so verantwortlichem Geschäfte in sich. Die Erzherzoge Johann und Joseph wurden nicht minder zurückgesetzt als Karl; sie haben auch keinen Anteil an der Beiseitesetzung des Bruders, dessen Begabung und Tüchtigkeit von ihnen immer anerkannt wurde. Auch die Spannung, die zwischen Karl und Johann nach der Wagramer Schlacht entstand, konnte behoben werden, wenn der Kaiser die Vermittelung übernommen hätte; ein ernstes Zerwürfnis, das man lange angenommen hat, war niemals vorhanden. Naheliegend wäre es gewesen, schon in den ersten Tagen des Waffenstillstandes eine Besprechung der militärischen Lage und der Bedingungen für die Fortsetzung des Krieges unter den mit hohen Kommanden betrauten Erzherzogen und den Corpsführern zu veranlassen, dies hätte zur Klärung der Verhältnisse beigetragen und dem Kaiser die Fassung eines Entschlusses erleichtert. Die neuen Ratgeber desselben, unter denen Metternich, Baldacci, Palffy wohl die einflußreichsten waren, suchten jedoch den Kaiser von seinen Brüdern möglichst fern zu halten. Mit Karl fiel auch Stadion, ihn ersetzte Metternich, der durch seine Kenntnis der Pariser Gesellschaft und seine diplomatische Geschicklichkeit für die in Aussicht stehenden Verhandlungen besondere Eignung zu haben schien. Napoleon selbst hatte ihn als Unterhändler gewünscht, als er dem Fürsten Liechtenstein in Wien seine Bereitwilligkeit zur Schaffung eines dauernden Friedens zu erkennen gegeben hatte. Stadion führte zwar noch immer den Titel eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, aber er zog sich nach Prag zurück, während Metternich den Kaiser nach Komorn begleitete.

In Ungarisch-Altenburg trat Champagny im Auftrage Napoleons mit Metternich und dem Grafen Nugent, dem Generalstabschef der Armee von Innerösterreich, zu den Friedenskonferenzen zusammen. Die ersten Forderungen Frankreichs waren ungeheuerlich: was sich in ihren Händen befand, sollte ihnen bleiben, die gesamte Landwehr sofort entlassen, die Armee vermindert werden. Als die Oesterreicher die Unmöglichkeit darlegten, auf dieser Grundlage zu verhandeln, ließ Napoleon erklären, daß er jedenfalls Salzburg und Oberösterreich für Baiern erwerben wolle, ließ sich aber über die weiteren Abtretungen noch nicht aus. Ende August fing man auf österreichischer Seite an, ungeduldig zu werden. Die Kriegspartie regte sich wieder und suchte Stadion wieder zu Einfluß zu bringen. Kaiser Franz war mit sich völlig im unklaren, wozu er sich entschließen solle, den Gedanken, neuerlich Land und Leute abzutreten, konnte er nicht fassen, vor der Erneuerung des Krieges aber erfüllte ihn doch eine sehr begründete Angst. Ihn allein zu führen war unmöglich, nur wenn Preußen sofort auf die Seite Oesterreichs trat und beim ersten Kanonenschuß marschieren ließ, war ein Waffenerfolg denkbar.

Die in den Kriegsplan einbezogene selbständige Erhebung Deutschlands war nach der Katastrophe an der Donau nicht mehr zu erwarten gewesen, vereinzelte Aufstände konnten keinen Erfolg haben. Aber an Preußen konnte sich ganz Deutschland noch immer anschließen, und es war dazu bereit, wenn ihm nur die Gelegenheit geboten wurde. In Preußen aber sah alle Welt den Krieg für unvermeidlich an, nur der nicht, der ihn erklären mußte, der König, dem er nicht anders als mit Zustimmung und an der Seite Rußlands möglich erschien. Er hatte daher die Sendung des österreichischen Obersten v. Steigentesch, der nach der Schlacht bei Aspern nach Königsberg gekommen war, um die Pläne für eine gemeinsame Kriegführung Preußens und Oesterreichs zu vereinbaren, sehr kühl aufgenommen und sich zu keiner bestimmten Aeußerung gegenüber dem österreichischen Vertrauensmann herbeigelassen. Steigentesch hatte dem Könige nahegelegt, daß ihm der jetzige Krieg Gelegenheit biete, sich an Sachsen zu rächen, dieses Land zu erobern und aus seinen reichen Hülfsquellen die Kosten des Feldzuges zu decken. „Das ist recht gut," sagte der König, „aber man muß doch etwas haben, mit dem man vorrücken und mit dem man schießen kann. Mir fehlt es an allem, nicht einmal dressierte Leute habe ich. Meine Artillerie in Schlesien, wo das meiste Geschütz ist, hat noch keinen Schuß, nicht einmal auf die Scheibe, gethan, weil ich kein Pulver habe. Das sind lauter neue, ungeübte Leute, da die Artillerie vorher meistens aus Polen bestand, die nach Haus gegangen sind und jetzt leider gegen Sie dienen; wir werden dereinst alles thun, keine Mensch ist dabei interessierter als ich; aber jetzt ist der Augenblick noch nicht da. Glauben Sie mir, daß es einem König von Preußen viel kostet, wenn er gestehen muß, wie unbedeutend seine Mittel sind, und daß er an den Begebenheiten nicht den Anteil nehmen kann, den er gern nehmen möchte und den die Notwendigkeit von ihm fordert." Am meisten fürchtete er von Oesterreich durch einen übereilten Friedensschluß im Stich gelassen zu werden, wenn er sich schon erklärt habe. Steigentesch betonte, daß Oesterreich auch nach einer verlorenen Schlacht noch 100 000 Mann zur Ver-

fügung haben werde. „Ja," sagte der König, „nach der Schlacht von Austerlitz ist die starke Armee des Erzherzogs (Karl) auch als ein Damm in Ungarn gestanden, der den Feind hätte aufhalten können, und doch ist der unglückliche Friede von Preßburg zu stande gekommen, der auch mein Unglück nach sich gezogen hat. Kein Mensch war damals bereiter als ich, das haben Seine Majestät der Kaiser recht gut gewußt, alle unsere Rüstungen, die damals noch bedeutend sein konnten, waren gemacht; man hat damals auch, wie jetzt, die Sprache geführt, daß an keinen Frieden zu denken sei, und einige Tage darauf ist der Friede eingeleitet und abgeschlossen worden, von dem ich die Kosten bezahlt habe." [1])

Nach Wagram wuchs die Bewegung, wie wir später noch ausführlicher zu erörtern haben werden, in Preußen so mächtig an, daß der König den Anträgen seiner Minister und angesehensten Ratgeber nicht länger Widerstand leisten konnte, sondern sich genötigt sah, seinerseits den Obersten v. Knesebeck ins österreichische Hauptquartier abgehen zu lassen, um von diesem genaue Auskunft über die Gesinnungen und Mittel des Kaiserstaates zu erlangen. Knesebeck durfte ohne Ratifikation des Königs abschließen, wenn er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß die österreichische Armee noch kräftig genug sei, um den Kampf fortzusetzen; jedenfalls sollte er aber den ersten Schuß abwarten, d. h. sich vergewissern, daß der Waffenstillstand aufgehoben sei. In Oesterreich hingegen herrschte die Ansicht vor, man könne nicht eher losschlagen, bis sich Preußen gebunden habe. Dazu kam noch ein anderes, politisches Bedenken. Preußen verlangte nach einem glücklichen Kriege die Gleichstellung mit Oesterreich in Deutschland. So weit sich einzulassen, war Kaiser Franz nicht gesonnen. Lieber als Preußen seine Rettung zu verdanken, wollte er noch einmal den Versuch machen, ob nicht durch Napoleons Güte ein günstiger Friedensschluß zu erreichen sei. Er sandte daher in den ersten Septembertagen den General Bubna nach Schönbrunn und erbat sich von Napoleon die äußersten Bedingungen. Dieser sprach von Triest und Tirol, die er Oesterreich unbedingt abnehmen müsse, und faßte seine Forderung schließlich in der Zahl von 1200000 Seelen zusammen, die am Inn und in Italien abgetreten werden müßten. Einer Deputation der mährischen Stände, die ihn in Brünn begrüßte, gab er die Auskunft, daß er Oesterreich in seinem gegenwärtigen Bestande zu erhalten geneigt sei, aber es müsse unter eine andere Regierung, die des Großherzogs von Würzburg (Toscana) oder des Erzherzogs Karl, kommen. [2])

Napoleon konnte der weiteren Entwickelung der Dinge ziemlich ruhig entgegensehen, seitdem er die in drohende Aussicht gestellte Unternehmung der Engländer auf dem Festlande nicht mehr zu fürchten brauchte. Alle Beschwörungen der deutschen Patrioten, auch die persönlichen Bemühungen Gneisenaus in London hatten das britische Kabinett und Parlament nicht dazu bewegen können, die beabsichtigte Landung an die deutsche Küste zu verlegen, wo sie einen großartigen Effekt erzielt haben würde. Ganz England brannte darauf, die neuen französischen Schiffswerften bei Antwerpen zu vernichten und zugleich die Flottenstation Vliessingen

[1]) Alfred Stern, Abhandlungen und Aktenstücke S. 63—90.

[2]) Wertheimer a. a. O. II, 412.

unmöglich zu machen. Ende Juli waren 40000 Mann mit 144 schweren Geschützen unter dem Oberkommando des Lord Chatam auf der Insel Walcheren, die an der Scheldemündung liegt, gelandet, und hatten sich nach einem heftigen Bombardement der Festung Vliessingen bemächtigt. Die gewaltige Flotte von 26 Linienschiffen, 95 Fregatten und 300 Kanonenbooten fuhr hierauf in die Schelde ein, erkannte aber bald, daß die Verteidigungsanstalten der Franzosen, die Marschall Bernadotte und Minister Dejean leiteten, bereits zu weit vorgeschritten waren, um einer Landung raschen Erfolg zu versprechen. Unter den englischen Truppen war dazu das Sumpffieber und der Typhus ausgebrochen, es fehlte an Anstalten, um das Fortschreiten der Krankheiten aufzuhalten, weshalb ein am 27. August abgehaltener Kriegsrat den Rückzug der Flotte nach England beschloß. Die Landtruppen, etwa noch 10000 dienstfähige Leute, blieben auf Walcheren, vermochten die Insel aber nicht gegen die von Bessières geleiteten Angriffe zu schützen; England hätte neue Opfer an Geld und Leuten bringen müssen, wenn es den Besitz von Walcheren hätte behaupten wollen. Im November räumten sie daher die Insel, bevor sie daraus vertrieben wurden.

In denselben Tagen, in welchen die Absicht, den Krieg wieder aufzunehmen, auf österreichischer Seite erkennbar wurde, war die größte Gefahr, die Napoleon hätte bedrohen können, nämlich das Vordringen der Engländer in Holland, bereits abgewendet; es brauchten keine Truppen aus den österreichischen Ländern gezogen zu werden, die 160000 Mann, die innerhalb der Demarkationslinie lagen, konnten auf Kosten der Oesterreicher leben und ihnen Kontributionen abnehmen, bis sie mürbe wurden. Außer dem Erzherzog Johann hat sich übrigens von den österreichischen Generalen keiner die Mühe genommen, sich mit Vorbereitungen für den nächsten Feldzug, der ein Verzweiflungskampf werden mußte, zu beschäftigen; der Generaladjutant des Kaisers Franz, Baron Kutschera, war zwar nicht sparsam mit hochtrabenden Worten, aber viel zu unfähig und arbeitsunlustig, um irgend etwas Erhebliches zu leisten. Der Eindruck, den Knesebeck von den Zuständen am österreichischen Hofe und von der Armee gewann, konnte ihn unmöglich bestimmen, seinem Herrn die Kriegserklärung an Frankreich zu empfehlen, seine Sendung führte zu keinem Erfolge, da sie Preußen weder die Garantien für eine entschlossene, mit Aufgebot aller Kräfte zu bewerkstelligende Fortführung des Krieges, noch für die künftige Gestaltung Deutschlands zu schaffen vermochte. Knesebecks Urteil war kein anderes, als das des Herrn v. Gentz, der, so großen Anteil er an dem Ausbruche des Krieges genommen, so große Hoffnungen er auf denselben gesetzt hat, jetzt als der eifrigste Anwalt des Friedens auftrat.[1]) „Die Monarchie existiert heute nur noch in der Armee," schrieb er am 8. Oktober an Graf Bubna, der eben wieder zu den schon wiederholt unterbrochenen Konferenzen mit Maret und Champagny zurückkehrte. „Alles übrige ist schon tot. Wird diese Armee geschlagen, so ist der Staat ipso facto aufgelöst, und zwar dergestalt aufgelöst, daß auch kein Splitter mehr ganz bleiben kann. Die Existenz dieser Armee, die heute den Staat ausmacht, aufs Spiel

[1]) Fournier, Gentz und der Friede von Schönbrunn. (Deutsche Rundschau 49. Bd.)

zu setzen, ist in meinen Augen ein solcher Frevel, daß nichts als eine eiserne Notwendigkeit den, der sich dessen schuldig macht, vor Welt und Nachwelt lossprechen kann.... Sie sehen jetzt die Schwierigkeiten und die Widerwärtigkeiten des Friedens, weil Sie damit unmittelbar zu kämpfen haben. Richten Sie Ihre Augen auf die andere Seite, und Sie werden mit neuem Mute beseelt werden. Diese Unterhandlung ist die letzte; schlägt sie fehl, so steht uns das bevor, wogegen alle solche Unterhandlungen nur noch Mückenstiche sind." Gentz hat auch auf den Fürsten Liechtenstein, der die Unterhandlungen offiziell leitete, und auf die Kaiserin Maria Ludovica bestimmend eingewirkt, die am längsten an die Chancen des Krieges geglaubt hat. Napoleon erwies sich nachgiebiger, als anfangs vorauszusetzen gewesen war; es waren nicht sowohl Erwägungen der äußeren Politik, die ihn dem Frieden geneigt machten, als die Nachrichten über die Stimmung in Paris, die während der ersten Tage nach der Landung der Engländer auf Walcheren ganz eigentümliche Erscheinungen ergeben hatte. Die Meinung seiner Marschälle war durchaus dem Frieden günstig, alle sehnten sich nach Ruhe und Gelegenheit, die Vorteile ihrer Würde und ihres Einkommens zu genießen. Dennoch wurden von seiten Napoleons bis zum letzten Augenblicke seines Aufenthaltes in Oesterreich alle militärischen Maßregeln derart getroffen, daß er binnen 24 Stunden alle Vorteile seiner zentralen Stellung, die ihm der Waffenstillstand von Znaim bot, gegen den wieder zu den Waffen greifenden Feind ausnutzen könne.

Als gegen Ende September die Konferenzen, die Metternich und Champagny in Ungarisch-Altenburg abhielten, gänzlich ergebnislos geblieben waren, entschied sich Kaiser Franz nach einer sehr lebhaften Auseinandersetzung zwischen Stadion, Bellegarde und Liechtenstein dafür, letzteren nochmals direkt an Napoleon zu senden, um annehmbare Bedingungen zu erhalten. Damit war der Altenburger Kongreß aufgelöst, Napoleon berief Champagny zurück, Metternich trat für den Augenblick in den Hintergrund. Ueber die Gebietsabtretungen konnte man sich bald einigen, nur die Höhe der Kontribution, die Napoleon von 140 auf 100 Millionen Franken ermäßigte, schien eine unüberbrückbare Kluft zwischen den beiderseitigen Anschauungen hervorzurufen. Erst am 12. Oktober, an welchem Tage der achtzehnjährige Pfarrersohn Friedrich Staps aus Naumburg Napoleon bei der Besichtigung ausgewechselter französischer Gefangener im Schloßhofe von Schönbrunn hatte erstechen wollen, ging der große Korse, der den Wert des Geldes niemals unterschätzt hat, von 100 auf 75 Millionen herunter. Champagny, der sein kaltes Blut bewahrte, weil es ihm nicht ans Leben gegangen war, fand den Nachlaß zu bedeutend und schloß mit Liechtenstein endlich beim Kurse von 85 ab. So hatte der nationale Fanatismus der Deutschen, als dessen Märtyrer der schwärmerische Thüringer sein junges Leben lassen mußte, dem Staate Oesterreich und seinen Völkern einen Gewinn von 15 Millionen erbracht, mehr als das reiche Albion während des ganzen Krieges seinem Bundesgenossen hatte zukommen lassen. Fürst Johann Liechtenstein unterzeichnete am 14. Oktober um 5 Uhr morgens nach einer Sitzung, welche die ganze Nacht hindurch gewährt hatte, den Friedensvertrag, obwohl er wußte, daß ihn Kaiser Franz, der nur 30 Millionen hatte

bewilligen wollen, nicht anzuerkennen verpflichtet sei. Der unschlüssige Mann machte es auch jetzt ganz ebenso wie nach dem Waffenstillstande von Znaim, er kehrte seine Kriegslust hervor, nachdem er drei Monate hatte verstreichen lassen, ohne für den Krieg zu sorgen, er legte die Hand ans Schwert, obwohl er darauf rechnen mußte, daß ihm seine Minister rechtzeitig in den unzeitgemäß erhobenen Arm fallen würden. Der Palatin hatte diese Haltung schon am 22. August in einem Briefe an Johann charakterisiert, indem er schrieb: „Der Kaiser, welcher auf eitle Hoffnungen, als Landungen, Empörungen ꝛc. noch immer baut, ohngeachtet seiner Erfahrung, wünscht im geheimen den Krieg, traut sich aber nicht, es laut werden zu lassen, weil so viele entgegen sind; er wäre aber froh, wenn er die Schuld des Krieges auf den Feind wälzen oder aber selber ihm einen Vorwand geben könne, loszubrechen." Der Vorwand wäre gefunden gewesen, aber mit Vorwänden führt man keine Kriege. Am schlechtesten würde es sich gemacht haben, wegen der Höhe der Geldforderungen die Ratifikation des Friedens zu verweigern. Dies machte selbst der Finanzminister Graf O'Donnell gegen den Kaiser geltend, als dieser den Fürsten Liechtenstein mit Vorwürfen überhäufte, der das von Napoleon bereits signierte Instrument nach Totis gebracht hatte. [1]) Der arme Graf Bubna, der sich seit sieben Wochen unsägliche Mühe gegeben hatte, um Napoleon zu günstigeren Bedingungen zu bewegen, mußte den Zorn des Kaisers über die preisgegebenen Millionen spüren; er wurde in Ungnade vom Hofe entfernt, weil er seine Instruktion überschritten habe.

Der Friede, den der Kaiser nach vergeblichem Sträuben endlich doch innerhalb der von Napoleon angesetzten sechs Tage ratifiziert hat, der Wiener Friede oder Friede von Schönbrunn genannt, enthält folgende wesentliche Bestimmungen: Art. III. Der Kaiser von Oesterreich entsagt für sich, seine Erben und sein ganzes Haus und überläßt 1. dem Kaiser der Franzosen, um künftig einen Teil des rheinischen Bundes auszumachen und um darüber zu Gunsten der Fürsten dieses Bundes zu disponieren, die Lande Salzburg und Berchtolsgaden und jenen Teil von Oberösterreich, der durch eine von Straß an der Donau über Weizenkirchen und Schwanenstadt an den Attersee und die salzburgische Grenze führende Linie bestimmt wird (das sogenannte Innviertel). Die zur Herrschaft Mondsee gehörenden Waldungen im Innviertel verbleiben dem Kaiser als Privateigentum mit dem Rechte, das gefällte Holz auszuführen. 2. Der Kaiser von Oesterreich tritt an den Kaiser der Franzosen und König von Italien ab die Grafschaft Görz, das Gebiet von Montefalcone, das Gouvernement und die Stadt Triest, Krain, den Villacher Kreis in Kärnten und alle auf dem rechten Ufer der Sau gelegenen Länder, vom Austritte der Sau aus Krain bis zur Grenze von Bosnien, Fiume, das ungarische Littorale, Istrien und die Herrschaft Razüns in Graubünden. 3. An den König von Sachsen einige im Gebiete des Königreiches gelegene böhmische Enklaven. 4. An das Herzogtum Warschau ganz West- oder Neu-Galizien, die Stadt und ein Gebiet um Krakau. Das Gebiet des Salzbergwerkes Wieliczka sollte dem

[1]) Wertheimer a. a. O. 428.

Kaiser von Oesterreich und dem König von Sachsen gemeinschaftlich zugehören. Endlich dem Kaiser von Rußland in dem östlichsten Teile von Altgalizien einen Strich Landes mit einer Bevölkerung von 400000 Seelen, die Stadt Brody soll jedoch nicht darin begriffen sein. Dieser Strich Landes soll zwischen den Kommissarien der beiden Mächte auf freundschaftlichem Wege bestimmt werden. Art. VI. Der Kaiser von Oesterreich entsagt für den Erzherzog Anton dem Großmeistertum des deutschen Ordens und anerkennt die Aufhebung desselben außerhalb der österreichischen Staaten. Art. VI. Die dem Kaiser von Oesterreich zurückgestellten Provinzen werden vom Tage der Ratifikationsauswechselung auf Rechnung der österreichischen Behörden verwaltet, die Kontributionen der einzelnen Provinzen hören an demselben Tage auf; doch müssen die französischen Truppen und die Spitäler, soweit die eigenen Magazine nicht reichen, vom Lande erhalten werden. Art. VII. Der Kaiser der Franzosen und König von Italien verpflichtet sich, dem österreichischen Ein- und Ausfuhrhandel durch den Hafen von Fiume kein Hindernis in den Weg zu legen, ohne daß dies jedoch auf die englischen Waren oder den englischen Handel ausgedehnt werden könne. Art. X. Der Kaiser der Franzosen verpflichtet sich, den Bewohnern von Tirol und Vorarlberg, die an der Insurrektion teilgenommen haben, eine volle und gänzliche Verzeihung auszuwirken, so daß sie weder in Rücksicht ihrer Person noch ihres Vermögens irgend einer Untersuchung unterliegen können. Art. XVI. Da der Kaiser von Oesterreich seinerseits zu Herbeiführung des Seefriedens mitwirken will, so tritt er dem von Frankreich und Rußland angenommenen Ausschließungssystem (système prohibitif) für die Dauer des gegenwärtigen Seekrieges bei. — In fünf geheimen Nachtragsartikeln wurde weiter bestimmt, daß Oesterreich seine Armee während der Dauer des Seekrieges nicht über 150000 Mann erhöhe und daß die 200 Millionen Franken, die den von den französischen Truppen besetzten österreichischen Staaten auferlegt worden waren, auf 85 reduziert werden, von denen 30 vor der Räumung von Wien gezahlt, die anderen in Wechseln angewiesen werden sollen. Für den Rückzug der französischen Truppen waren im ganzen 10 Wochen in Aussicht genommen, Mähren sollte innerhalb 14 Tagen, Ungarn, Galizien und die Gegend von Wien in einem Monate, Niederösterreich in zwei Monaten geräumt sein.

Die von Napoleon für sich selbst erworbenen südlichen Landschaften wurden nicht, wie es mit Südtirol geschah, zu Italien geschlagen, sondern als „illyrische Provinzen" unter eine direkt dem Kaiser unterstehende militärische Verwaltung gestellt, die ihren Zentralsitz in Laibach hatte. Gouverneur dieser Provinzen wurde wieder Marmont, der Herzog von Ragusa. Baiern erhielt Salzburg, Berchtolsgaden und das Innviertel, Württemberg einige Gebietsabrundungen von Baiern.

Tirol mußte noch erobert werden. Gleichzeitig mit dem Friedensschlusse begann der Feldzug im Salzburgischen. Das ganze bairische Corps unter General Drouet setzte sich von Kufstein, Reichenhall und Salzburg aus in Bewegung, um das Innthal zu nehmen. Speckbacher wurde bei Unken überfallen und nach tapferem Widerstande zurückgeworfen. Von Kufstein und über die Gerlos rückten die Baiern in Tirol ein, am 21. Oktober mußte Hofer mit seinem

Stabe Innsbruck verlassen, abermals sammelte er seine wehrhaften Landsleute auf dem Berge Isel. Salzburg unterwarf sich, der Kapuziner Haspinger, der vom Lungau bis nach Murau in Steiermark vorgegangen war, mußte sich nach Kärnten wenden, er vereinigte sich mit den Tirolern, die Sachsenburg im Drauthale eingeschlossen hatten, und ging mit diesen in das Pusterthal zurück. Obwohl am 30. Oktober der Friedensschluß und die Amnestie für die sich unterwerfenden Aufständischen in Innsbruck verkündigt worden waren, legten die unter Hofers Kommando stehenden Bauern die Waffen doch nicht nieder. Sie glaubten nicht an den Frieden. Durch Monate hindurch war ihnen von vertrauten Boten, die aus dem kaiserlichen Hoflager und vom Erzherzog Johann an sie abgesandt waren, immer und immer wieder der Ausbruch eines neuen Krieges angekündigt worden. Eisenstecken und Sieberer waren von Totis mit einer goldenen Gnadenkette für Hofer, mit 3000 Dukaten und mit Geschenken für Speckbacher ins Land gekommen, wie sollte man auf einmal glauben können, daß alles Blutvergießen vergeblich gewesen, daß der Kaiser seine treuen Tiroler ganz und gar verlassen und aufgegeben habe, daß ihm ihr Widerstand nichts mehr nützen könne? Ein kaiserlicher Kommissär, Herr v. Roschmann, war an Stelle des Baron Hormayr, der mit Buol das Land schon nach dem Znaimer Waffenstillstand verlassen hatte, nach Tirol gekommen; seine Anwesenheit schien eine Bürgschaft dafür zu sein, daß Oesterreich sein Recht auf Tirol noch nicht aufgegeben habe, und leider hat auch dieser Mann nicht mit dem Nachdrucke, den die Ueberzeugung von der vollen Wahrheit hervorzurufen pflegt, für die Beruhigung der Gemüter gewirkt, er hat den Zweifel in Hofers Brust genährt, statt dem schwachen, mißtrauischen und leicht zu verwirrenden Manne mit festem Rate zur Seite zu stehen. Ganz zu unrechter Zeit kam jetzt sogar englisches Geld ins Land. Solange Oesterreich den Krieg geführt hatte und mit einigen Millionen viel Nutzen zu stiften gewesen wäre, war nichts zu erlangen gewesen, nun diente das lange nicht gesehene Gold der falschen Freunde dazu, die einfältigen Bauern mit Hoffnungen und Aussichten zu reizen, die niemand zur Wahrheit machen konnte. England fand es für zweckmäßig, wenn der Brand in Tirol auch nach dem Friedensschlusse nicht erlösche, und unterhielt ihn zu seinem Vorteile und zum Unglück derjenigen, die sich bei richtiger Erkenntnis der Thatsachen Haus, Hof und Leben hätten erhalten können. Der letzte Abschnitt des Krieges hat die größten Opfer gefordert. Am 1. November wurde zum viertenmal um den Berg Isel gestritten, nachdem die wirklich ehrlichen und wohlgemeinten Bemühungen des Kronprinzen von Baiern, der sich selbst in Innsbruck befand, und vieler französischer und bairischer Offiziere die Bauern nicht hatten überzeugen können, daß sie von nun an nicht unrecht, sondern auch thöricht handelten, wenn sie der Besetzung des Landes durch französische und bairische Truppen weiteren Widerstand entgegensetzten. Diesmal wurden die blutgetränkten Höhen von den tapferen Baiern erstürmt, bald danach wurde auch der Brenner besetzt, während Baraguay d'Hilliers durch das Pusterthal heranrückte und den von dem verrückten Major v. Kolb durch Berufung auf Erscheinungen der Mutter Gottes noch angefachten Widerstand niederwarf, und die Generale Peyri und Vial ganz Südtirol bis Bozen in ihre Gewalt brachten. Am 8. November faßte Andreas

Hofer in Sterzing den Entschluß, sich zu unterwerfen; er erließ einen Aufruf zur allgemeinen Niederlegung der Waffen, wofür nun auch die Geistlichkeit, den Fürstbischof von Brixen an der Spitze, eintrat. Wenige Tage später war er von den wüsten Gesellen, die jetzt seine beständige Begleitung bildeten, wieder umgestimmt, er floh ins Passeyer und rief seine Landsleute nochmals zum Kampfe auf. So kam es zu den beklagenswerten Scharmützeln und Gefechten bei Meran und in der Umgebung des Schlosses Tirol. Es lag wohl auch ein gutes Stück echten Tiroler Bauerntrotzes diesem unsinnigen, verbissenen Herumschlagen zu Grunde, es war kein Kämpfen mehr für eine ehrliche Gesinnung, für Heimat und Fürsten, es war ein wütiges Raufen geworden, das als Selbstzweck gelten durfte. Erst im Dezember verhallten die letzten Schüsse im Lande; nicht wenige derselben waren auf den Richtplätzen von Franzosen und Baiern gegen die Verblendeten gerichtet worden, die noch mit den Waffen ergriffen worden waren. So fiel manch braver Mann, wurde großer Jammer in manchem früher glücklichen Hause verbreitet. Mehr als achthundert Brandstätten rauchten in dem schönen Lande, dessen Wohlstand für lange Zeit untergraben war.

Mit dem tragischen Ausgange des Andreas Hofer hat das Trauerspiel von Tirol seinen Abschluß gefunden. Der Oberkommandant der streitbaren Bauern, der ein so bedeutendes Talent für die Agitation und Organisation entfaltet hatte, hat durch den wiederholten Wechsel seiner Entschlüsse in den Tagen des Zusammenbruches der Tiroler Herrlichkeit nicht nur den Tod so vieler seiner Landgenossen verschuldet, er hat auch seine eigene Rettung versäumt. In einer beinahe kindischen Vertrauensseligkeit befangen, daß er in seinem Versteck auf der Kellerlahn, einer weitabgelegenen Alpengegend, nicht entdeckt werden könne, hatte er die Flucht auf österreichisches Gebiet, die ihm so gut wie Speckbacher und Haspinger möglich gewesen wäre, unterlassen. Er wurde jedoch, wahrscheinlich durch seinen ehemaligen Vertrauten, den Kaplan Donay von Schlanders, und einen verlumpten Bauer Namens Raffl verraten, gefangen genommen, nach Mantua gebracht und dort nach dem Spruche des Kriegsgerichtes, dem der bei der ersten Erhebung von den Bauern gefangene General Brisson präsidierte, am 20. Februar 1810 erschossen. Dieser Tod war kein Justizmord, nach Kriegsrecht war er verdient; aber Hofer wurde doch ein Märtyrer der Freiheits- und Vaterlandsliebe, seine Person gewann eine historische Bedeutung, die weit über den Wert seiner Thaten hinausging, sein Wesen eine Verklärung, durch die er zu einem der volkstümlichsten Helden des deutschen Volkes geworden ist. Der Anteil Oesterreichs an der deutschen Erhebung gegen die Fremdherrschaft wird in der Erinnerung unseres Volkes durch die Gestalt des „treuen Hofer“ verewigt bleiben!

Das Urteil über den Frieden von Schönbrunn und den durch ihn beendeten Krieg ging in jenen Kreisen, in denen nicht ein tiefer patriotischer Schmerz den Blick in die Zukunft verdüsterte, ziemlich allgemein dahin, daß die Situation Europas durch denselben nicht wesentlich umgestaltet worden ist. Wir finden diese Ansicht in einem Artikel der „Minerva“ ausgedrückt, die sich einer

objektiven Haltung befliß, durch die sie allein ihr Erscheinen auf dem Boden des Rheinbundes (in Hamburg) sichern konnte. „Um Europa verändert zu sehen, hätte Oesterreich entweder siegreich oder vernichtet den Kriegsschauplatz verlassen müssen. Keines von beiden geschah; und so blieb selbst das Verhältnis zwischen Oesterreich und Frankreich, trotz des herben Verlustes der ersten Macht, ganz unverändert. Es ist wohl Friede, aber keine Aussöhnung gestiftet worden, und die ersten öffentlichen Schritte des österreichischen Kabinetts waren als Anzeichen zu betrachten, daß es sich nicht gedemütigt fühle und seinen Rang als militärische Macht behaupten wolle. Nur eine Art Gemütsberuhigung könnte durch diesen Frieden und die ihm vorangegangenen Unterhandlungen bei der Person des Souverains selbst eingetreten sein, insofern ihr neben der in dem Friedensinstrument stipulierten Garantie des ferneren Besitzes ihrer Staaten auch die moralische ward." Indem der Beweis zu führen versucht wird, daß Oesterreichs Erhaltung nur dem guten Willen Napoleons, nicht einem in den Verhältnissen liegenden Zwange zuzuschreiben sei, heißt es weiter: „Ist man am österreichischen Hofe wirklich zu jener moralischen Garantie gelangt, so könnte sie ihm vor der Hand statt Versöhnung dienen und es wieder zu der Passivität zurücktreten, von der es sich zu früh hat abziehen lassen ... Von dieser Passivität bis zu einer ernstlichen Anschließung an Frankreich ist aber noch eine ungeheure Kluft, die in der Gemütsstimmung, in der man sich am österreichischen Hofe befinden muß, nicht zu überspringen ist; folglich wird Oesterreich, so wie jede andere Macht, die nicht zu Frankreichs Föderativ- und Allianzsystem gehört, sich immer in einer kritischen Lage befinden. Die neuere Staatenkunde hat noch keine Bezeichnung für eine solche Lage. Preußen wollte sie im Jahre 1805 behaupten, und schon 1806 war es in einen Vernichtungskrieg verwickelt. Oesterreich opferte ihr in den Jahren 1806 und 1807 die Chance, durch Anschließung an Rußland und Preußen sein verlorenes Uebergewicht wieder zu erlangen, und schon im Jahre 1808 fand es sich in Opposition mit Frankreich, und 1809 mußte es zu den Waffen greifen."

Eine nochmalige „aktive Opposition" hält der Verfasser nach der neuen Grenzabteilung nicht für möglich. „Eine Armee, die von der polnischen Grenze herkäme, könnte einer von der Grenze der illyrischen Provinzen heranrückenden in wenigen Tagen bei Wien die Hand reichen; und durch diese einzige Operation wäre der österreichische Staat in zwei Teile geteilt." Das Endresultat dieser Erwägung wird mit dem weisen Ausspruche angedeutet, daß „der Mittelzustand", in dem sich Oesterreich und Preußen befinden, „immer äußerst mißlich bleiben werde". Der Gedanke, daß diese beiden Staaten auch einen gemeinsamen deutschen Beruf haben könnten, kommt nicht zur Geltung. Deutschland oder das deutsche Volk werden, als abgethan, nicht mehr in Rechnung gebracht.

Der Glaube an den deutschen Beruf Oesterreichs war durch den Ausgang des Krieges von 1809 jedenfalls aufs tiefste erschüttert, obwohl er vorher bei allen Patrioten an Stärke gewonnen hatte. Der Stern Preußens schien dort versunken zu sein, von wo er ausgegangen, in dem alten Ordenslande, wo die Bataillone, die von Friedrich dem Großen zu unerhörten Siegen geführt worden waren, bei Eylau und Friedland die letzten Ehrensalven zur Bestattung der

neuen deutschen Großmacht abgegeben hatten. Niemand wagte noch, die Rettung Deutschlands von Preußen zu erwarten, und die Hoffnung der Nation hatte sich an die alte Kaisermacht gekettet, an das glücklichere Oesterreich, dessen Lebenskraft aus unversiegbaren Quellen stets neue Nahrung zu erlangen schien. Damals war wohl zum letztenmal die Gelegenheit für das Haus Habsburg gegeben gewesen, sich jene führende Stellung unter den deutschen Fürsten durch die That zu sichern, die es seit zwei Jahrhunderten der Form nach eingenommen hatte. Wieder wie zu Wallensteins Zeiten schien die kaiserliche Armee berufen, ihrem Kriegsherren die Krone Karls des Großen fester denn je auf das Haupt zu setzen, und wieder sollte es sich erweisen, daß die Kraft, dieses hohe Gut zu erreichen, dem erlauchten Hause im entscheidenden Augenblicke versagte. Der Donaufeldzug von 1809 hat über die Frage, ob Deutschlands Neugestaltung von Oesterreich ausgehen könne, für alle Zeiten entschieden. Bei Aspern hat Oesterreich für sich gesiegt, für Deutschland reichte der Erfolg nicht aus. Der französische Gewalthaber mußte davon abstehen, die Monarchie der Habsburger zu zertrümmern, aber da er mit ihr seinen Frieden schloß, brauchte er nicht zu fürchten, daß sie ihm das Protektorat über den Rheinbund je werde entreißen können. Die Macht, der dies gelingen sollte, beruhte nicht auf den kampfesfreudigen Tiroler Bauern, nicht auf den Grenadieren von Aderklaa, sie mußte anderswo geweckt werden. Oesterreichs Völker haben sich durch den Aufschwung, den sie im Frühlinge des denkwürdigen Jahres genommen, die Sympathien aller erworben, denen die Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit im Herzen wohnte; das deutsche Volk wird ihnen den Dank dafür niemals versagen können, daß sie auf dem Marchfelde den Bann gebrochen haben, der auf dem vom sieggewohnten Korsen niedergetretenen Europa lag. Wer deutsch fühlt und sich an deutschem Heldentum zu erbauen und zu erheben gesinnt ist, der wird der Männer nicht vergessen, die auf dem Berg Isel aus freiem Antriebe und ohne Kommando mit ihrem Blute die Heimat verteidigten, die im Meierhofe von Kismegyer, umrungen von zehnfacher Uebermacht, bis zur letzten Patrone aushielten, die dem Anprall der französischen Reitergeschwader bei Breitenlee mit kaltblütiger Ruhe die Stirn boten, und er wird die Nachkommen dieser Tapferen freudig und stolz zu seinen Blutsverwandten zählen — aber er wird der Opfer, die da fielen, mit Wehmut gedenken, denn sie waren vergeblich gebracht. Was Deutschland so sehnlichst hoffte, die Befreiung vom Joche des fremden Eroberers, konnte ihm Oesterreich nicht bieten. Das alte Kaisertum hatte seine Rolle ausgespielt, es war nicht wieder erstanden; der Schönbrunner Friede hat die Entsagungsakte von 1806 für immer bestätigt.

Zweites Buch.

Deutschlands Erhebung und Neugestaltung.

Erster Abschnitt.

Die Wiedergeburt Preußens und des deutschen Nationalgefühls.

Die Erhebung Preußens beginnt mit der Reform des preußischen Staates und diese mit dem zweiten Ministerium des Freiherrn von Stein. Ohne das Verdienst irgend eines jener geistig bedeutenden und patriotisch gesinnten Männer schmälern zu wollen, die damals an der Neugestaltung der preußischen Verwaltung mitgewirkt haben, darf die deutsche Geschichtschreibung doch nicht unterlassen, immer wieder darauf hinzuweisen und es den Nachkommen der ersten Freiheitskämpfer immer wieder vor die Seele zu halten, was das deutsche Volk dem großen Freiherrn schuldet. Dabei soll des Königs nicht vergessen werden, denn in deutschen Landen sind die Könige nicht die Werkzeuge der großen Staatsmänner, sondern die verantwortlichen Vollstrecker ihres Rates. Die That ist stets die Aeußerung des einen, des königlichen Willens. Wir haben so tief in die Seele Friedrich Wilhelms geblickt, um überzeugt sein zu können, daß er seinen Namen niemals unter eine Verordnung gesetzt hätte, die er in ihren Hauptgrundsätzen nicht hatte billigen können. Er hat den Wert und die Bedeutung der neuen Ideen erkannt und sie durch seinen Befehl lebenskräftig werden lassen. Aber daß diese Ideen zur rechten Zeit mit Kraft und Begeisterung vor ihm vertreten wurden, das ist und bleibt Steins Verdienst.

Es war nicht das Interesse Preußens allein, das Stein zu fördern bestrebt war; was er in dem kleinen Staatswesen unternahm, das trotz aller Verluste und aller Demütigung doch seine Selbständigkeit bewahrt hatte, das sollte eine Kraftprobe für das ganze deutsche Volk werden. Dieses konnte auf dem Wege zu neuer Macht eines Führers nicht entraten, der stark genug war, die Gefahren der mühsamen Wanderung zunächst allein zu bestehen. Wenn Preußen dieser Führer werden sollte, so mußte es im Innern gesunden, es mußte die Kräfte, durch die es einst gehoben worden war, wieder gebrauchen lernen, es mußte das Vertrauen in sich selbst wieder gewinnen und allmählich auch den anderen Volksteilen wieder Vertrauen einflößen. Das Preußen von 1806 hatte dasselbe

völlig verscherzt, der neue Staat, der Steins Ideal einigermaßen entsprach, konnte es neuerdings erwerben. Ohne selbst ein Preuße zu sein, hat Stein an den deutschen Beruf Preußens geglaubt, er hat die Fesseln gelöst, in die sein sozialer und wirtschaftlicher Organismus geschlagen war, hat die starken Arme zur Arbeit angehalten, durch welche die Mittel zum unvermeidlichen Kampfe gesammelt werden konnten. Um ihn haben sich die Männer geschart, die diese Arbeit zu vollbringen berufen und gewillt waren, an seiner unerschütterlichen Festigkeit hat sich ihre Ausdauer gestählt, an dem Feuer seiner gewaltigen Seele ihr Herz erwärmt, wenn die Kälte der Gleichgültigen es erstarren zu machen drohte. Am Hofe von Königsberg, im fernen Nordosten, wo der Große Kurfürst die unbotmäßigsten, alles Nationalgefühles baren Stände Gehorsam und Treue gelehrt und zu den festesten Stützen seiner jugendlichen Souveränität gemacht, wo sein Sohn sich die Krone aufs Haupt gesetzt, die der Vater mit kundiger Hand geschmiedet hatte, wurde jener feste Bund zwischen Fürst und Volk geschlossen, der dem Königtum der Hohenzollern eine neue und kräftige Weihe verlieh.

Als Stein die Regierung wieder übernommen hatte, von der er durch ein hartes Wort des Königs entfernt worden war, stellte er den leitenden Grundsatz auf, „niemanden in dem Genuß seines Eigentums, seiner bürgerlichen Gerechtsame und Freiheit, solange er in den gesetzlichen Grenzen bleibe, weiter einzuschränken, als es zur Beförderung des allgemeinen Wohles nötig sei; einem jeden innerhalb der gesetzlichen Schranken die möglichst freie Entwickelung und Anwendung seiner Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, in moralischer sowohl als physischer Hinsicht, zu gestatten, und alle dagegen noch obwaltende Hindernisse bald möglichst auf eine gesetzmäßige Weise hinwegzuräumen". Er begann seine Thätigkeit daher mit einer Reihe von Erleichterungen der gewerblichen Produktion und des Handelsverkehrs; der Mühlenzwang wurde aufgehoben, der Zunftzwang und das Verkaufsmonopol der Bäcker, Schlächter und Höckergewerke beseitigt und „freie Mitbewerbung in der gesunden Bereitung und dem Vertriebe der ersten Lebensmittel eingeführt, welche mit dem 1. Januar 1809 auch an keine weiteren Taxen gebunden sein sollten". Die Zünfte blieben trotzdem unberührt, denn Stein betrachtete sie als eine „Einrichtung, die zur Erhaltung eines ehrenwerten, geschickten und kräftigen Mittelstandes vorzüglichen Wert habe"; auch scheute er sich nicht, die Ausfuhr von Wolle aus Schlesien zu hintertreiben, um die Fabriken dieser Provinz, welche 60000 Arbeiter beschäftigten, nicht des einheimischen Naturproduktes berauben zu lassen. Er verlangte die Bestrafung des ehemaligen Ministers Grafen Haugwitz und des Grafen Kalkreuth, weil sie sich von den Franzosen Ausfuhrbewilligungen erschlichen hatten. Neben den Gewerbetreibenden fand der Bauernstand zunächst eine besondere Unterstützung an dem Minister, dessen Familie seit einem Jahrtausende zu jenen Landwirten zählte, deren freier Besitz ihren adeligen Stand begründet hatte. Er fand die Vorarbeiten der Immediatkommission vor, die über die Mittel zur Hebung des gesunkenen Wohlstandes in den vom Kriege heimgesuchten Provinzen Beratungen gepflogen hatte. Sie hatte festgestellt, daß in der Provinz Preußen Gewerbe und Handel weniger gelitten haben als der Grundbesitz. „Die Verheerungen des Krieges, wodurch Saaten, Viehstand, Gebäude und Bestellungs-

mittel verloren worden, erfordern zu deren Ersatz Kapital; der Kredit der Grundbesitzer sei aber durch das zu ihren Gunsten am 19. Mai erlassene Indult (Moratorium) vernichtet, und die Kapitalbesitzer würden daher ihre Kapitalien in der Fremde anlegen. Und so wie jetzt der Grundbesitzer nicht zum Kapital, so könne auch der Kapitalist nicht zum Grundbesitz gelangen wegen der bisherigen gesetzlichen Beschränkungen in Erwerb und Benutzung des Grundeigentums." Es wurden also vorgeschlagen 1. möglichste Beschränkung der Wirkungen und der Dauer des Indults, 2. Zurücknahme des ausschließlichen Rechts des Adels auf Erwerb von Rittergütern, 3. Abschaffung des bisherigen Unterschiedes der Ehrenrechte zwischen adeligen und nichtadeligen Gutsbesitzern, 4. Aufhebung oder möglichste Beschränkung der Majoratsrechte, 5. Aufhebung der bisherigen Ausschließung des Adels vom Besitz Kölmischer (Zins-)Güter, sowie der Bestimmung, daß niemand mehr als ein Kölmisches Gut besitzen dürfe, 6. Aufhebung der Vorschrift, daß die Zahl der Bauerngüter unvermindert erhalten werden müsse, und Aufhebung der persönlichen Erbunterthänigkeit und des daher rührenden Dienstzwanges. Stein billigte den Entwurf eines Ediktes, der auf diesen Grundsätzen aufgebaut war und erklärte: „Dieses Edikt erteilt dem Grundeigentümer die freie Benutzung seines Territorialeigentums und dem Landbauer die Befugnis, seine Kräfte frei zu gebrauchen. Es ist sehr wohlthätig und wird auf die ganze Monarchie sobald als möglich auszudehnen sein. Nur eine gesetzliche Einschränkung der freien Disposition über das Eigentum wird bleiben müssen, diejenige nämlich, welche dem Eigennutz des Reicheren und Gebildeteren Grenzen setzt und das Einziehen des Bauernstandes zum Vorwerkstand verhindert." Schon am 9. Oktober wurde das „Edikt, den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner betreffend," veröffentlicht. Es setzte die Freiheit des Güterverkehres fest, indem es dem Adel die Erwerbung bäuerlicher, dem Bürger und Bauer den Erwerb adeliger Güter gestattete. Jedem Edelmann wurde gestattet, bürgerliche Gewerbe zu betreiben, Bürger und Bauern durften von dem einen in den anderen Stand treten. Es wurde die Teilung der Grundstücke, die Erbverpachtung der Privatgüter, die Einziehung und Zusammenschlagung der Bauerngüter, die Aufhebung von Familienstiftungen und Fideikommissen durch Beschlüsse der Familien gesetzlich zugelassen und schließlich in § 10 erklärt: Nach dem Datum dieser Verordnung entsteht fernerhin kein Unterthänigkeitsverhältnis, weder durch Geburt noch durch Heirat, noch durch Uebernehmung einer unterthänigen Stelle, noch durch Vertrag.

Diesem Edikt folgte am 28. Oktober eine Kabinettsordre, welche die Erbunterthänigkeit auf sämtlichen preußischen Domänen aufhob. Der nächste Schritt war dann die Verleihung des Eigentumes der von ihnen besiedelten Höfe an die Domänenbauern. Staatsminister von Schrötter hatte den Plan zu dieser wichtigen Umgestaltung der agrarischen Verhältnisse ausgearbeitet. Stein ging nicht nur auf die Grundidee ein, er prüfte auch die Rechtsgrundlagen und gab sich die größte Mühe, den Ausgleich zwischen den Interessen des Staates und des Einzelnen herzustellen. Seine Denkschrift vom 4. Juni 1808 führt aus: „Der Krieg hat die ganze wirtschaftliche Verfassung aufgelöst, der Bauer erwartet

Hilfe vom Staat, die teils nicht erfolgen kann, teils die Wiederherstellung einer kümmerlichen Existenz zum Zweck hat. Das einzige Mittel, diesem unglücklichen Stand zu helfen, ist Verleihung des uneingeschränkten Eigentums . . ."

Die verschiedenen Pläne, welche für die Durchführung dieser Verleihung vorgeschlagen wurden, enthielten Bestimmungen, durch welche ein großer Teil der jetzigen Insassen von seinem Grundstücke vertrieben worden wäre. Namentlich wäre die Forderung eines Einkaufsgeldes, d. h. die Ablösung der Verpflichtung, in der sich der Insasse bisher befand, durch Barzahlung eine staatswirtschaftlich schädliche und ungerechte Maßregel. „Man ist nicht berechtigt, den Bauern solche lästige Bedingungen aufzulegen, die sie von ihren Höfen verdrängen, da ihnen ein rechtlicher Besitzstand sowohl nach der älteren Geschichte der hiesigen Rustikalverhältnisse, als nach dem Edikt Anno 1719 und 1790 zustand, nach welchem die Höfe vererbt, das Besitzrecht selbst zum Vorteil des Abziehenden verkauft wurde." Das Eigentum sollte also sofort ohne Erhöhung der Leistungen an die Bauern übergehen, wogegen ihr Recht auf unentgeltlichen Genuß von Wald und Weide, der ihnen bisher zustand, zu entfallen hatte. Damit sie durch die Entziehung der gewohnten Nutzungen, für die sie sich infolge des Kreditmangels nicht sofort Ersatz schaffen konnten, keinen Schaden leiden, wurden ihnen diese Bezüge für die Jahre 1809 und 1810 als Gnadengeschenk zugewiesen.

Neben einem persönlich freien und auf eigenem Grund und Boden seßhaften Bauernstande sollte ein Bürgertum entstehen, das die Verwaltung der Städte selbst besorgte und dadurch angespornt wurde, den Zustand derselben aus eigenem Antriebe zu verbessern. Trotzdem es in den preußischen Städten nicht an Wohlstand fehlte, hatte sich doch der städtische Geist nicht entwickeln können, da die Leitung der städtischen Angelegenheiten fast ausschließlich in den Händen von Regierungsbeamten lag, die hierzu nicht einmal genügende Vorbildung und noch weniger Interesse mitbrachten. Häufig waren es Invaliden und ausgediente Soldaten, „ohne Anspruch auf das Vertrauen der Bürgerschaft, der Stadt und den Geschäften vollkommen fremd, und an die strengste Unterordnung gewöhnt", also ganz ungeeignet, um das Wohl des von ihnen bedienten Gemeinwesens gegen die Uebergriffe der Finanz- und Militärbehörden zu verteidigen. „Selbstthätigkeit, Eifer und Liebe für die Gemeinde, Aufopferungsfähigkeit waren daher verloren gegangen; man erwartete auch in den eigenen Angelegenheiten alles nur vom Staate, ohne Vertrauen zu seinen Maßregeln und ohne Begeisterung für die Verfassung." Durch den Krieg war die Staatsmaschine plötzlich außer Betrieb gesetzt worden, die staatlichen Organe verließen die Städte oder stellten ihre Thätigkeit ein. Trotzdem wurden aber an die Gemeinden die größten Ansprüche gestellt, denen nur kräftige Körperschaften genügen konnten. In den meisten Fällen war gar nichts anderes übrig geblieben, als die Verwaltung der Bürgerschaft zu übertragen. Die Not hatte Tugend gelehrt, diese zu befestigen war Aufgabe einer neuen Regierung, somit also auch in diesem Falle das Uebel des Krieges der nächste Anlaß zur Beseitigung eingewurzelter Schäden. So entstand die Städteordnung vom 19. November 1808, deren vom Kriminalrat Brand herrührender Ent-

wurf[1]) nach Anhörung der Königsberger Bürgerschaft und des General-Polizei- und Finanzdepartements von Stein umgearbeitet und auf alle Städte der Monarchie angewendet wurde. In dem Berichte der Minister Schrötter und Stein an den König wurden die leitenden Grundsätze derselben in folgender Weise zusammengefaßt: „Die Bürgerschaft bekommt die ungeteilte Verwaltung ihres Gemeinwesens. Die ganze Einwirkung des Staats beschränkt sich auf die bloße Aufsicht, daß nichts gegen den Zweck des Staates vorgenommen werde und die bestehenden Gesetze befolgt werden. Er setzt die Ordnung fest, nimmt im allgemeinen Kenntnis vom Zustande des Gemeinwesens, bestätigt die Magistratsglieder und entscheidet die Streitigkeiten der Bürgerschaft. Zu Stadtverordneten werden von der gesamten Bürgergemeine Männer, die ihr Vertrauen besitzen, aus ihrer Mitte auf drei Jahre gewählt. Diese setzen in ihren Versammlungen die Regeln der Verwaltung des Gemeinwesens fest und kontrollieren die Administration der von ihnen gewählten Behörden. Der Magistrat ist die erste Behörde der Stadtgemeinde, ihm liegt die Verwaltung des Ganzen nach den festgestellten Regeln ob. Unter ihm besorgen die kleineren Gegenstände des Gemeinwesens in den einzelnen Bezirken der Stadt die Bezirksvorsteher. Die Verwaltung besonderer Administrationsgegenstände sind einzelnen städtischen Deputationen, aus Magistratsgliedern und Bürgern bestehend, übertragen. Die Bedürfnisse des Gemeinwesens und die Kosten der Polizei und Justizverwaltung müssen von der Stadt aufgebracht werden. Der Magistrat ist verbunden, soweit ihm die Ausübung der Polizei von der höchsten Gewalt aufgetragen wird, solche auszuüben, steht in diesem Verhältnis als Diener unter den Staatsbehörden und hat auch da, wo ihm die Polizei nicht übertragen wird, in Erfüllung des Zwecks mitzuwirken." Die Gewalt der Gutsherren über Städte hörte vollkommen auf, es gab keine unmittelbaren und mittelbaren Städte mehr, sondern nur große, mittlere und kleine. Auch der Einfluß der Innungen und Zünfte nahm ein Ende, die Wahlen der Stadtverordneten gingen von der gesamten Bürgerschaft aus, der man durch Erwerbung des Bürgerrechtes unter Entrichtung bestimmter Beträge angehören konnte. Die gewählten Stadtverordneten mußten ihren Verpflichtungen ohne Entgelt nachkommen, die Vertretung der Bürgerschaft wurde als ein Ehrenamt bezeichnet; die Magistratsstellen dagegen wurden von den Stadtverordneten an geeignete Persönlichkeiten für bestimmte Zeiträume (6—12 Jahre) verliehen.

Am 1. Januar 1809 trat die neue Ordnung bereits in Königsberg und Gumbinnen in Kraft, bald folgten die großen Städte der übrigen Provinzen in der Einführung der neuen Einrichtung, die eigentlich nur die Wiederherstellung jener Verhältnisse bedeutete, unter denen die deutschen Städte im Laufe des Mittelalters herangewachsen waren. Die Bevölkerung zeigte sich den Anforderungen, die dadurch an den Gemeinsinn und an die Fähigkeiten der Städtebewohner gestellt wurden, vollkommen gewachsen, sie gelangte zu Selbstbewußtsein und es wurde das Gefühl der Pflicht, die jeder Einzelne für das allgemeine Wohl auf sich zu nehmen hat, in jenen Kreisen gefestigt, die Jahrhunderte hin-

[1]) Joachim, Zur Vorgeschichte der preußischen Städteordnung (Histor.

durch nur Gehorsam gegen die willkürlich eingesetzte Obrigkeit gekannt und geübt hatten. Die preußische Städteordnung hat das unabhängige Bürgertum nicht nur in Preußen, sondern auch in den anderen deutschen Staaten begründet, die ihren Städten ähnliche Verfassungen gegeben haben, und dieses Bürgertum ward der wichtigste Träger des nationalen Geistes, der auf gleichmäßiger Förderung des Wohlstandes und einer idealen Lebensanschauung beruht.

Stein war entschlossen, auch das Adelswesen einer Reform zu unterziehen und den Unterbau des Staates, den er aus freien Bauernschaften und autonomen Städten gebildet hatte, durch Einrichtungen zu krönen, die aus dem Repräsentativsystem hervorgehen sollten. Was den Adel betraf, glaubte er die Berechtigung desselben nicht anders begründen zu können, als indem er ihn mit großem, Unabhängigkeit gewährendem Grundbesitz oder persönlichem Verdienste in Zusammenhang brachte und den Ehrenrechten, die er ihm erhalten wissen wollte, die Pflicht gegenüberstellte, auch einen wahrhaft edlen Geist zu bewahren und sich durch vorzügliche Tüchtigkeit im Dienste des Königs und des Landes auszuzeichnen. Er beabsichtigte die Errichtung von Standesgerichten, welche unwürdige Genossen auszustoßen berechtigt sein sollten; dagegen erwog er die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die der geordneten Rechtspflege, namentlich der Rechtssicherheit hinderlich war. Eine dagegen von dem mächtigen Hause Dohna eingeleitete Agitation konnte sich nicht mehr gegen Stein richten, da die Durchführung seiner Anschauungen durch die zweite Entlassung abgeschnitten worden war. Seine Nachfolger waren nicht gewillt, sich dem Ansturme der Privilegierten auszusetzen, die auch nach dem Siege der Demokratie in Frankreich die letzten Reste des unhaltbar gewordenen Feudalsystems der modernen Gesellschaft aufzwingen zu können glaubten, sondern ließen die Steinschen Reformpläne ruhen. Dasselbe Schicksal hatten die Vorstudien über die Einrichtung der Provinzialstände und einer Reichsvertretung, die den König mit den Wünschen des Volkes bekanntmachen und ihr Gutachten bei neuen Gesetzen abgeben, vielleicht auch einen Einfluß auf die Steuerbewilligung erhalten sollte.

Es war eine vollkommen natürliche Erscheinung, daß die Art, wie Stein den preußischen Staat und durch ihn Deutschland mit neuer Kraft zu erfüllen bestrebt war, vielfach mißbilligt wurde und zwar nicht nur von den Anhängern des alten Systems, sondern auch von den Fortschrittsfreunden, denen er noch viel zu wenig radikal und mit zu viel Rücksicht auf erworbene Rechte vorging. In den „Preußischen Briefen", die zu Anfang des Jahres 1810 in den „Zeiten" veröffentlich wurden, wird die Langsamkeit getadelt, mit der sich „in unserem Administrationszweige, ungeachtet des Notdranges, das Wichtigste entwickelt, besonders wenn man erwägt, was in andern Staaten, z. B. in dem Königreich Westfalen, in gleicher Zeit geschehen ist. . . . Das königliche Edikt, welches die Aufhebung der Eigenbehörigkeit und die freie Benutzung des Grundeigentums — und zwar zu einer Zeit, da sich der Staat kaum erst wiedergegeben war — dekretierte, erhob erfreuend die Gemüter. Er deutete auf ein neues, edles und großes System und auf kraftvolle, durchgreifende Maßregeln hin. Aber die Beschränkung auf die königlichen Domänen machte es wieder zu einer halben Maßregel. Was darauf bisher gefolgt ist, scheinen noch lauter Hilfsmittel des

Augenblicks, lauter Palliative zu sein." Dieser Vorwurf ist nicht etwa nur gegen Steins Nachfolger, sondern gegen diesen am allermeisten gerichtet, weil er es verschmäht hat, die zu den inneren Reformen notwendige äußere Sicherung durch die Aufopferung der Selbständigkeit Preußens zu schaffen. Auch die finanziellen Schwierigkeiten wären durch eine große auswärtige Anleihe zu beseitigen gewesen, „wenn man gleich nach dem Tilsiter Frieden sich offen und fest an Frankreich angeschlossen hätte. Nicht bloß Sicherheit, auch Gewicht würde Preußen gleich wieder erhalten haben und Erleichterungen dazu; denn es ist das Interesse des Kaisers der Franzosen, wenn er in Preußen einen zuverlässigen Alliierten erkennt, die Wiederbelebung der Kräfte dieser Macht zu erleichtern, sowie es sein Interesse ist, solange dies noch nicht statt hat, sie im Gegenteil zu erschweren."

Noch viel schärfer wird die Unvollkommenheit und Einseitigkeit der preußischen Reformen von dem Verfasser des Aufsatzes „Ueber die Mittel zur Bildung einer Gesamtkraft" hervorgehoben. Er sieht die gesetzliche Anerkennung der Vorrechte des Adels als unvereinbar mit den modernen Anschauungen über das Wesen des Staates an und leugnet die oft behaupteten Vorteile derselben. „Was hat denn der Standesgeist des Adels ausgerichtet? Ist er denn eine Stütze der Throne gewesen? Und was ist ein Thron, der nicht auf Gerechtigkeit sich gründet? Ziemt es also dem Beherrscher eines getreuen Volkes, lieber Edelmann als König zu sein? Der Umsturz des Adeltums in Frankreich war die Morgenröte der aufstrebenden Größe des Staates. Aus ihm und aus der Vernichtung der Bauernknechtschaft ist eine große Nation — ich meine nicht im prunkenden, sondern im eigentlichen Sinne — und eine umfassende und wahrhaft allgemeine Gesetzgebung hervorgegangen." So stark beeinflußte der revolutionäre Gedanke, der Glaube an die durch den Umsturz der ererbten sozialen Ordnung entfesselte Volkskraft das Urteilsvermögen, daß wir dem Verständnisse für die allmähliche Umgestaltung eines in der Entwickelung zurückgebliebenen, aber doch im Kerne gesunden Staatswesens nur äußerst selten begegnen, ja daß selbst die willkürlichste Handhabung des angeblichen neuen Volksrechtes, die unter dem Bonapartismus jeden Tag beobachtet werden konnte, die Erkenntnis der Gefahren nicht beförderte, die aus der Mißachtung der historischen Rechte erwachsen müssen. Das Maß der Freiheit, das die Steinschen Gesetze dem preußischen und mittelbar dem deutschen Volke zukommen ließ, war dem Aufnahmevermögen desselben mit jener weisen Beschränkung angepaßt, die nur aus der Erfahrung, aus der genauesten Vertrautheit mit den Bedürfnissen und den Fähigkeiten eines Volkes hervorgehen kann. Die nachhaltige Wirkung der neuen Einrichtungen, die nirgends zerstörend, sondern nur belebend und die Produktion befördernd wirkten, hat sich bald genug erwiesen, als die Ereignisse die höchste Anspannung der nationalen Kraft erforderten.

Mit der Anregung der ökonomischen Thätigkeit ging die Erneuerung der Wehrkraft Hand in Hand. Auf sie war das Augenmerk des Königs seit den ersten Tagen der traurigen Enttäuschung gerichtet, die durch die Vernichtung der Armee im Herbstfeldzuge des Jahres 1806 hervorgerufen worden war. An der Möglichkeit, durch eine neue Organisation ein neues, widerstandsfähiges Heer zu schaffen, hat Friedrich Wilhelm nie verzweifelt. Doch war er nicht der Mann

raschen Entschlusses, nicht geneigt, das Fridericianische System ohne weiteres preiszugeben und den Männern der neuen Lehre zu folgen, die das Heer aus einem Werkzeuge des Königs zu einer großartigen Repräsentanz des Volkes machen wollten. Die schroffen Gegensätze der Meinungen, die unter seinen besten Offizieren zu Tage traten, weckten seine Besorgnis, der Ansturm genialer Naturen machten ihn zurückhaltend, aber er war doch zu ehrlich und zu verständig, um sich auf die Dauer der Ueberzeugung zu verschließen, daß nur die Macht neuer Ideen jene Bewegung in einem Staatskörper hervorbringen könne, die zu dessen dauernder Gesundung führt. Er hatte innerlich bereits zu Gunsten der Reformer entschieden, als er nach dem Frieden von Tilsit Scharnhorst zum Generalmajor und zum Vorsitzenden der „Militärreorganisationskommission" ernannte. Dennoch herrschte unter den Mitgliedern derselben anfangs die alte Richtung vor, aber der eine Gesinnungsgenosse, den Scharnhorst in der Kommission fand, überwog an Bedeutung alle andern, denn es war August Neidhardt von Gneisenau,[1] der berühmte Verteidiger von Kolberg. Mit Stein und Scharnhorst, neben denen er an der Wiederherstellung des preußischen Staates gewirkt hat, hatte er die nichtpreußische Abstammung gemein. Seine Familie war aus süddeutschem Patriziat hervorgegangen, hatte dann das Gut Gneisenau in Oesterreich erworben und war infolge der Gegenreformation unter Ferdinand II. ausgewandert, ohne die Mittel zur Erwerbung eines eigenen Grundbesitzes und dadurch eines festen Wohnsitzes zu besitzen. Sein Vater diente in der Reichsarmee, heiratete als Lieutenant die Tochter eines Würzburgischen Oberstlieutenants und brachte sich später als Feldmesser und Architekt mühsam durch. Am 27. Oktober 1760, als der große Friedrich gegen Torgau zog, wurde August Neidhardt in Schilda geboren, die Mutter mußte noch im Wochenbette auf einen Reisewagen gebracht werden, um nicht den Preußen in die Hände zu fallen. Sie starb infolge des Schreckens der Flucht, während welcher das Knäblein aus dem Wagen fiel, jedoch von einem Soldaten gefunden und gerettet wurde. August wurde vom Vater bei kleinen Leuten in Schilda oder in dessen Nähe untergebracht und wuchs unter großen Entbehrungen auf, bis ihn die Großeltern, die lange von seinen Schicksalen keine Kenntnis hatten, zu sich nach Würzburg nahmen. Dort begann er seine gelehrten Studien und setzte sie in Erfurt, dem Wohnsitze seines Vaters fort, wo er auch ein Jahr lang die Universität besuchte. Im Winter 1778—79 trat er in österreichische Kriegsdienste, nahm aber bald seinen Abschied, weil es nicht zum Kriege kam, und wurde Offizier in einem Jägerbataillon des Markgrafen von Ansbach-Bayreuth. Als solcher wurde er mit seiner vom Landesherrn vermieteten Truppe nach Amerika geschickt, kehrte aber nach Europa zurück, ohne im Felde gedient zu haben. Kurz vor dem Tode Friedrichs des Großen gelang es ihm, in die preußische Armee aufgenommen zu werden, jedoch nicht, was er wegen seiner mathematischen Kenntnisse beanspruchen zu können glaubte, in die zur Ergänzung des Generalstabs bestimmte Suite, sondern in die Linie, in der er zwanzig Jahre eintönigen Garnisonsdienstes

---

[1] Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. 2. Auflage.

verlebte, bis er als 46jähriger Hauptmann 1806 zur Armee nach Thüringen abrückte. Er hatte mittlerweile ein Fräulein v. Kottwitz geheiratet, wodurch er mit brandenburgischen Adelsfamilien in verwandtschaftliche Beziehungen trat und ein kleines Gut erwarb, dessen Verwaltung und Verbesserung er mit großem Eifer oblag. Seine überraschenden Thaten in Kolberg hatten den bis dahin unbeachteten Mann in den Vordergrund der Ereignisse gedrängt, der König gewann große Achtung vor ihm, die Patrioten verehrten ihn als einen Helden, an dessen Wesen und Leistung das Volk sich erbauen und Vertrauen in die Zukunft gewinnen könne. Als dritten Bundesgenossen war es Scharnhorst gelungen, den erst dreißigjährigen Major v. Grolmann in die Kommission zu bringen, der durch seine reckenhafte äußere Erscheinung ebenso wie durch radikal-nationale Gesinnung und eiserne Willenskraft ausgezeichnet war. Da nun die Parteien durch je drei Mitglieder in der Kommission vertreten waren, sahen sich die Konservativen nach Succurs und Majorität der Zahl um und bestimmten den König, auch noch seinen Adjutanten Oberstlieutenant v. Borstell in die Kommission zu entsenden. Schon bei den vorbereitenden Verhandlungen prallten die Gegensätze in derselben heftig aneinander. Die Beseitigung des Vorrechtes des Adels auf die Offizierstellen, die Aufhebung der Prügelstrafe, die Heranbildung der wehrfähigen Leute außerhalb des stehenden Heeres zur Landesverteidigung, diese Grundpfeiler der Reform, ohne die alles andre nur Stückwerk geblieben wäre, wurden von den Anhängern der Feudalinstitutionen und der Standesprivilegien heftig bekämpft; Scharnhorst und Gneisenau sahen sich nicht nur von ihren Kommissionskollegen, sondern auch von andern älteren Offizieren persönlichen Kränkungen ausgesetzt. Der König hat lange nichts gethan, um die Erregung zu mäßigen, ja er hat wahrscheinlich die Tiefe der Kluft, die sich zwischen den Männern öffnete, die doch in Anhänglichkeit an sein Haus und den Staat wetteiferten, nicht zu ermessen verstanden und geglaubt, daß sie durch pedantisch durchgeführte Referate überbrückt werden könne. Erst als Scharnhorst seinen Austritt aus der Kommission erklärte und Gneisenau um seinen Abschied bat, sah er sich vor die Notwendigkeit einer prinzipiellen Entscheidung gesetzt, da mit der Entfernung dieser beiden Persönlichkeiten auch die Reform beseitigt worden wäre, und sein Gewissen lenkte ihn auf die Seite der Gerechtigkeit und der Volksbefreiung: er appellierte an den Patriotismus Gneisenaus, indem er ihn zum Verharren in seiner Stellung aufforderte, und ermöglichte ein gedeihliches Wirken der Kommission, indem er durch Entfernung Borstells und Bronikowskis und Einberufung des Grafen Götzen und des Majors v. Boyen die Mehrheit der Reformfreunde in derselben fest begründete. Götzen war durch seine energischen Maßregeln zur Verteidigung Schlesiens, die er größtenteils auf eigene Verantwortung ergriffen hatte, berühmt geworden. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß er nicht davor zurückschrecken werde, die schlummernden Volkskräfte zu entfesseln und für die Befreiung des Vaterlandes dienstbar zu machen. Boyen, einer protestantischen böhmischen Emigrantenfamilie angehörend, hatte in Königsberg als Zögling der dortigen Militärbildungsanstalt auch Kants Ideen in sich aufgenommen und durch Vermittelung des Professors Christian Jakob Kraus die wirtschaftlichen Lehren Adam Smiths kennen gelernt. Er faßte die Reform der

Armee vom moralischen Gesichtspunkte auf. „Er bekannte sich zu der Ueberzeugung, daß jedem Gesetze, auch dem militärischen, die sittliche Bildung des Menschen zu Grunde liegen müsse, d. h. es habe die Ausübung der Tugend zu befördern, die des Lasters zu verhindern. Mehr als durch Strafen werde der Verbrecher durch die Furcht vor der mit jeder Strafe verbundenen Schande gebessert: gehe dies Gefühl durch rohe Behandlung zu Grunde, so sinke der Mensch zum Vieh herab." [1]) Boyens Charakter schildert Gneisenau in den kurzen, aber vielsagenden Worten: „Er handelt ohne Rücksicht auf sich und nur für die gute Sache, und ist bereit, jeden Augenblick dafür alles aufzugeben." Zu den ersten Aufgaben der Reorganisationskommission gehörte die Herstellung einer neuen Armeeverfassung, die Beschränkung der Regimenterzahl, die bei dem geringeren Umfang des Staates und wegen der beschränkten Geldmittel nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, die Entfernung der Ausländer, die Beseitigung des Systems der Freiwächter, deren Sold zur Verbesserung der Bezüge der Hauptleute gedient hatte, die Entfernung der unbrauchbaren Offiziere und die Aufnahme von Nichtadeligen in die Reihen derselben. Durch die von der Untersuchungskommission über die Kapitulationen der preußischen Festungen und Armeeabteilungen ausgesprochenen strengen Urteile über pflichtvergessene und eigennützige Offiziere wurden die Lauen und Leichtsinnigen in den Zustand heilsamen Schreckens versetzt, die schweren Strafen, die auch über Angehörige privilegierter Familien verhängt wurden, befestigten neuerdings die Ueberzeugung, daß König und Nation an die Mitglieder des Offizierscorps ohne Ansehung des Ranges ernste Forderungen zu stellen berechtigt seien. Aber nicht nur die pflichtvergessenen, auch die unfähigen Kommandanten und die noch im Dienste befindlichen Greise mußten die Armee verlassen, dagegen sollten im Frieden Kenntnisse und Bildung, im Kriege Tapferkeit, Thätigkeit und Ueberblick den einzigen Anspruch auf neue Offiziersstellen begründen. Dem sachgemäß unterrichteten, durch einen hohen Begriff von Ehre und Pflicht geleiteten Offizier sollte eine Mannschaft untergeordnet sein, die es ebenfalls als Ehrensache betrachtete, an der Verteidigung des Vaterlandes teilnehmen zu dürfen und durch das Vorrecht des Waffentragens ausgezeichnet zu sein. Die Befestigung solcher Anschauungen war unmöglich, solange der Soldat den entehrendsten Strafen ausgesetzt war. Spießruten- oder Gassenlaufen und Stockstreiche waren die Universalmittel gewesen, mit denen Friedrich der Große sich den Gehorsam jener Tapferen erzwang, die ihm seine Siege erfochten haben; nur ausnahmsweise suchte er durch Entziehung oder Verleihung von Ehrenzeichen auch auf das Ehrgefühl zu wirken. Daß mit diesen Einrichtungen gänzlich gebrochen werden müsse, war den preußischen Reformern des Militärstandes vollkommen einleuchtend. Gneisenau veröffentlichte in dem von Baersch herausgegebenen „Volksfreund" einen Aufsatz unter dem Titel „Freiheit des Rückens", in dem er seine und seiner Freunde Ansicht mit edler Wärme vertrat. Er sagte: „Man hält es hier und da noch immer für unmöglich, bei dem deutschen Kriegswesen die Stock- und Spießrutenstrafen abzuschaffen. Während die Milde unserer Gesetzgebung den Händen des Fronvogts den Stock entwindet,

[1]) Lehmann, Scharnhorst II, 25.

während unser Strafcodex nur noch den Diebstahl mit Schlägen bei gemeinen Verbrechern belegt, während ein Stockschlag in allen Ständen für eine empörende Beschimpfung gilt, will man im ehrenvollsten aller Vereine eine Bestrafung noch beibehalten wissen, welche so sehr den Begriffen des Zeitalters widerstrebt. Wir haben uns endlich zu klaren Ansichten über die Pflicht zur Landesverteidigung erhoben. Wir sind dahin gekommen, zu begreifen, daß es ein tiefes Versinken in Egoismus sei, wenn man die Waffenführung nicht für die ehrenvollste Beschäftigung zu jeder Zeit seines Lebens hält, von der nur Körpergebrechlichkeit, Blödsinn oder das Verbrechen ausschließen können. Es leuchtet auch dem gemeinsten Menschensinn ein, daß eine nicht in absoluter Unfähigkeit gegründete Exemption nur schimpflich sein könne, wenn aber ein gerechtes Gesetz Pflichten und Ansprüche mit Unparteilichkeit über alle Stände verteilt und den Sohn des königlichen Rates ebensowohl den Reihen der Vaterlandsverteidiger beigesellt, als den Pflüger und Taglöhner, so wird es nötig, die für rohere Naturen und für ein roheres Zeitalter erfundenen Strafarten der fortgeschrittenen Bildung mehr analog abzuändern und wohlerzogene junge Männer vor der Möglichkeit zu schützen, von übelwollenden Vorgesetzten mißhandelt zu werden. . . . Angenommen, daß es immer einige wenige im Heere geben werde, für welche nur der koercitive Schwung des Stockes die Motive zur Pflichterfüllung hergeben könne, so ist es doch wenigstens ein unlogischer Schluß, zu behaupten, daß, weil einige des Prügelns wert sind, alle geprügelt werden müssen. Jede Nation muß sich selbst ehren und keine Einrichtungen bei sich dulden, die sie in den Augen andrer Völker herabsetzen. Ebenso mit den Ständen. Aber was soll der Fremde, was soll der Bürger denken, wenn er den Soldaten auf öffentlichem Platze mit dem Stocke mißhandeln, ihn oft für geringfügige Exerzierfehler von eigener Hand seiner hohen Vorgesetzten willkürlich mit Schlägen übersäen sieht, und gewahr wird, daß dem oft erst der Kindheit erwachsenen Befehlshaber niederen Grades dasselbe Recht zusteht, und sogar der Unteroffizier dieselbe Willkür übt. Muß der Zuschauer nicht seinen Blick unwillig wegwenden? Die Proklamation der Freiheit der Rücken scheint also der Verallgemeinerung der Waffenpflichtigkeit vorangehen zu müssen. Dünkt dies nicht möglich, nun so laßt uns Verzicht thun auf unsre Ansprüche an Kultur, und die Bewegungsgründe zum Wohlverhalten noch fernerhin im Holze aufsuchen, da wir sie im Ehrgefühl nicht zu finden vermögen."

Die kräftigste Unterstützung in der Anerkennung dieser Grundsätze erhielt die Reorganisationskommission von dem Generalauditeur der preußischen Armee, Johann Friedrich v. Koenen, der die neuen Kriegsartikel ausgearbeitet und deren Annahme beim Könige durchgesetzt hat.

Die Begründung einer auf das Ehrgefühl sich stützenden Disziplin unter der Mannschaft mußte auch eine Vervollkommnung des Offizierscorps in sittlicher Beziehung zur Folge haben. Ueber Gneisenaus Anregung entstand die Einrichtung der Zimmerarreste auf Ehrenwort, ohne alle Bewachung, sowie die Einführung von Ehrengerichten gegen Offiziere von schlechter Aufführung und niederer Denkungsart. Mit gutem Rechte darf Delbrück[1]) behaupten, „daß es der Re-

[1]) Delbrück, Das Leben des Grafen Gneisenau I, 142.

organisationskommission gelungen ist, gleichzeitig das Entgegengesetzte zu erreichen: sie erweiterte die gesellschaftliche Sphäre des preußischen Offizierscorps und wußte dennoch den ritterlichen Geist, diesen kostbaren Schatz, der sich in ihm von den Gefolgsmannen und Vasallen der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart fortgeerbt hat, nicht nur zu erhalten, sondern ihn noch zu veredeln und zu läutern".

Es konnte sich aber nicht bloß darum handeln, den Geist der Armee zu heben, man mußte auch für die ausreichende Stärke derselben sorgen oder vielmehr, da ein hoher Friedensstand derselben unmöglich zu erreichen war, eine Organisation schaffen, durch welche es möglich wurde, beim Ausbruche des Krieges eine große Zahl einigermaßen eingeübter Leute zu den Waffen zu rufen. Die Mittel des preußischen Staates reichten nicht hin, jene 45000 Mann bei den Fahnen zu halten, die der Friedensschluß mit Frankreich gestattete, es konnten nicht mehr als 20000 Mann besoldet werden. Scharnhorst trat daher mit seinem Lieblingsgedanken der Errichtung von Milizen hervor, die mit dem stehenden Heere in gar keiner Verbindung stehen sollten. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht hatte bereits Wurzel gefaßt, er war durch die neue Auffassung des Staates begründet. Der Souveränitätsbegriff hatte das Lehensystem erschüttert, der Zusammenhang der Territorien beruhte nicht mehr auf dem persönlichen Verhältnisse zwischen dem Lehensherren und dem Lehensträger, der uneingeschränkte Länderbesitz hatte nicht nur die Rechte des Souveräns vermehrt, er legte ihm auch die Verpflichtung auf, denselben zu schützen, seine Interessen allein zu verteidigen, weil es keine Teilnehmer an ihnen gab. Die Werbung war die herrschende Form für die Heeresbildung geworden; sie war ursprünglich ein völlig freies Uebereinkommen gewesen, erst die Not des Dreißigjährigen Krieges hatte dahin geführt, daß der Souverän das Recht der Werbung in bestimmten Gebieten zur Anerkennung brachte und daß endlich diesen Gebieten die Sorge erwuchs, eine bestimmte Mannschaftszahl an den Werbetisch zu bringen oder richtiger, dem Souveräne „beizustellen". Wo immer sich ständische Körperschaften erhalten hatten, da wahrten sie auch ihr Recht, die Aushebung von Soldaten zu bewilligen, das auch die Möglichkeit einer Verweigerung in sich schloß. Ganz willkürlich hat Friedrich Wilhelm I. den Satz aufgestellt, daß die Verpflichtung zum Waffendienste in der Stellung des Unterthanen begründet sei. Friedrich II. hat ihn nicht zur Anwendung gebracht, in seinem Heere dienten mehr geworbene Ausländer als Preußen. Erst die Aufstellung der französischen Volksheere durch die revolutionären Regierungen hat der Welt die Augen darüber geöffnet, wie ein Staat am schnellsten große Massen für seine Zwecke auf die Beine bringen könne, die Teilnahme der Einzelnen an der Gesetzgebung und Verwaltung hat zur Folge gehabt, daß der Staat jedem Einzelnen auch die Verpflichtung auferlegen konnte, persönlich für seinen Bestand und seine Interessen in die Schranken zu treten. Während der Bonapartismus in Frankreich die allgemeine Wehrpflicht nicht in ihrer vollen Ausdehnung zur Anwendung brachte, sondern das System der Stellvertretung einführte, fand in Deutschland die Anschauung immer mehr Anhänger, daß es nicht nur eine Pflicht, sondern auch das Recht jedes Deutschen sei, sich an dem Kampfe für das Vaterland zu beteiligen. Scharnhorst und Gneisenau waren begeisterte Anhänger und Vorkämpfer dieser Gesinnung. Sie hätten am

liebsten jeden Waffenfähigen in das stehende Heer eingereiht, dazu reichten aber einerseits die Mittel nicht, anderseits konnte man den Söhnen gebildeter und wohlhabender Familien nicht zumuten, daß sie in die höchst gemischte Gesellschaft eintraten, aus der die stehenden Heere sich damals noch zusammensetzten. Der erste Vorschlag der Reorganisationskommission war daher auf Trennung des stehenden Heeres und der Miliz gerichtet. Die Wehrpflichtigen sollten in zwei Klassen geteilt werden, von denen die eine aus Freiwilligen und Unbemittelten bestand und die Ergänzungsmannschaft für das stehende Heer zu bilden hatte, während die zweite Klasse sich selbst uniformieren, bewaffnen und im Frieden für die Dauer der Dienstzeit zu erhalten hatte und als Miliz organisiert wurde. Letzterer sollte auch die Mitwirkung bei der Besetzung der Offizierstellen eingeräumt werden, trotzdem aber ihren Offizieren der gleiche Rang wie denen des stehenden Heeres zukommen. Die Einberufung der Milizmannschaft war im Frieden auf 4—6 Wochen berechnet, während welcher sie den Garnisonsdienst übernehmen sollte, damit die Truppen des stehenden Heeres diese Zeit zu feldmäßigen Uebungen und zum Scheibenschießen verwenden könnten. Der militärische Unterricht hatte schon in der Schulzeit der Knaben zu beginnen, jede Schulklasse eine Compagnie zu bilden, die von Exerziermeistern im Gebrauche der Waffen ausgebildet wurde; auf den Unterricht in der Mathematik war besonderes Gewicht zu legen und die körperliche Entwickelung durch Leibesübungen zu fördern.

Der Grundgedanke dieser neuen Heeresverfassung war zu revolutionär, um sofort verwirklicht werden zu können, er wurde selbst von den Patrioten nicht allgemein gebildet, vom Könige für unannehmbar erklärt. Man hielt die monarchischen Einrichtungen mit der Mobilisierung der Massen nicht vereinbar und hielt die Disziplinierung der Jugend im militärischen Sinne für eine Gefährdung der Kultur, des höheren geistigen Lebens. Die Reformer ließen sich aber durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken, den einmal betretenen Weg zur Schaffung eines Volksheeres weiter zu verfolgen. Scharnhorst ersann ein Mittel, um weitere Kreise der Bevölkerung für den Krieg vorzubereiten und für die Stunde der Befreiung die nötigen militärischen Kräfte zur Verfügung zu stellen. Es wurde auf seine Veranlassung durch Kabinettsbefehl vom 6. August 1808 ein Beurlaubungssystem eingeführt, durch welches es möglich wurde, eine viel größere Zahl von Militärdienstpflichtigen unter die Fahnen zu berufen, als der Umfang des stehenden Heeres zu gestatten schien. Bei jeder Compagnie der Infanterie und der Fußartillerie wurden 3—5 Mann nach kurzer Dienstzeit beurlaubt und für sie andere Rekruten aus dem Kanton, aus welchem das Regiment seine Ergänzung zu beziehen hatte, eingestellt. Schon nach einmonatlichem Exercitium konnte der Wechsel wiederholt werden. Die beurlaubten Rekruten, die bald den von den überschüssigen Pferden der Kavallerie herrührenden Namen „Krümper" erhielten, wurden dann an ihrem Wohnorte durch dahin entsendete Exerziermeister weitergebildet. Diese durften sich nicht mit unwesentlichen Kunststücken aufhalten, sie hatten auf militärischen Anstand, auf Uebung im Marschieren, auf die einfachsten Handgriffe mit dem Gewehr und auf das Scheibenschießen zu sehen. Wichtig war nur die neue Forderung, daß jede Truppe sich

auflösen und wieder sammeln lernen müsse: das war die Grundübung für das zerstreute Gefecht, das an die Stelle der fridericianischen Linientaktik treten mußte. Wie viel beurlaubte Soldaten auf diese Weise für die Ergänzung des Heeres in Kriegszeiten herangebildet wurden, das entzog sich der Beobachtung der feindlichen Späher. Man hatte freilich vergeblich gehofft, 48 Infanterie- und 24 Kavallerieregimenter aufstellen zu können, jedes Infanterieregiment zu 15 Compagnien, das Kavallerieregiment zu 4 Schwadronen: außer der Artillerie etwa 50000 Mann, die in 6 Divisionen gemischter Waffen eingeteilt waren. Der Vertrag mit Frankreich vom 8. September 1808 gestattete nur 10 Infanterieregimenter und 8 Kavallerieregimenter, 6000 Mann der Spezialwaffen, zusammen 42000 Mann, statt 6 Divisionen konnten nur 6 Brigaden aufgestellt werden; aber die geheime Erziehung des Volkes für den kommenden Krieg blieb im Gange, die Ideen Scharnhorsts schlugen Wurzel trotz aller Gegenbemühungen der fremden und der einheimischen Feinde. „Gegen das altüberlieferte Heerwesen mit seiner Förmlichkeit und Umständlichkeit ließ sich kein stärkerer Gegensatz erfinden, als dieser kecke Versuch, in einem Monate dasjenige zu stande zu bringen, wozu die Herren mit Zopf und Perücke Jahre gebraucht hatten. Jedermann ahnte, daß, wo so Außerordentliches gewagt wurde, Außerordentliches im Werke sei: Krümper und Freiheitskampf wurden unzertrennliche Begriffe.“[1])

Mit der Reform der Staatsverwaltung und der Einführung volkstümlicher Neuerungen im preußischen Heere hatte auch die Gesinnung der Bürger Schritt gehalten. Die Franzosenfreunde waren in Preußen auf ein sehr kleines Häuflein zusammengeschmolzen, seit dem Erfurter Tage erwartete niemand mehr, selbst die Anhänger der alten Ordnung nicht, die Rettung der preußischen Unabhängigkeit von dem Anschlusse an Napoleon. Als Oesterreich zum Kriege rüstete, erwartete und verlangte das ganze Volk, soweit es seine Meinung zu Gehör bringen konnte, daß Preußen den Befreiungskampf an der Seite der alten Kaisermacht aufnehmen werde. Friedrich Wilhelm widerstrebte jedoch, wie wir gesehen haben, so lange, bis es zu spät war. Er war nicht gegen den Krieg, er hat im Gegenteil wiederholt seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, ein politisches Bündnis mit Oesterreich zu schließen und seine Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, d. h. die Beurlaubten einzuziehen; aber er hielt sich verpflichtet, erst einen Sieg Oesterreichs abzuwarten, ehe er marschieren ließ. Er sagte dem Obersten v. Steigentesch, dem Abgeordneten des Kaisers Franz, in Königsberg: „Mein Entschluß, am Kriege teilzunehmen, steht fest. Trotz der Besorgnis, die ich haben könnte, von Oesterreich verlassen zu werden, bin ich dazu bereit. Aber der Zeitpunkt ist noch nicht gekommen. Meine Rüstung ist nicht vollendet. Ich vermag nur nach und nach mich zu verstärken; erst dann kann meine Mitwirkung von Nutzen sein. Bald werden wir vereinigt sein können. Gewinnen Sie noch eine Schlacht, und wir sind es.“ Aber selbst nach Raab und Wagram, da auf einen Sieg Oesterreichs nicht mehr gehofft werden durfte, zog der König sich nicht

[1]) Max Lehmann, Scharnhorst II, 158.

ganz von dem Nachbarstaate zurück, der jedenfalls zu leichtsinnig in den Krieg eingetreten war, die Sendung Knesebecks an das kaiserliche Hoflager konnte, wie wir gesehen haben, die Kriegserklärung Preußens mit sich bringen, wenn sich Oesterreichs Widerstandsfähigkeit bewährte. Die Erfolglosigkeit dieser Sendung rechtfertigte des Königs Politik, die sein eigenstes und alleiniges Werk war. „Die Prinzen, alle Minister, Beyme und Nagler, alle Generale und Adjutanten, Blücher wie Tauentzien, Chazot wie Bülow, Scharnhorst wie Knesebeck, Gneisenau wie Borstell waren voll Eifers für den Krieg." Der König wußte wohl, was er an dieser „guten Partei," wie er sie nannte, besaß; „wenn ich nicht höhere Pflichten hätte," sagte er zu Steigentesch, „ich dächte wie sie". [1])

Seine Zurückhaltung konnte jedoch nicht verhindern, daß die Kampflust da und dort in Norddeutschland und Preußen lichterloh aufloderte und daß es zu vereinzelten Aufständen und Unternehmungen gegen die Franzosen kam, die zwar keinen Erfolg hatten, aber der Stimmung des Volkes einen deutlichen Ausdruck verliehen. Wären die Deutschen nicht ungeschickt zu Konspirationen und heimlichen Organisationen, so hätte der kleine Krieg eine für Frankreich und seine Vasallen gefährliche Wendung nehmen können. Es war Vieles beraten und angezettelt worden, Hunderte und Tausende von patriotisch gesinnten Männern waren bereit, ihr Leben zu wagen, indem sie den Widerstand gegen die eingedrungenen Fremden beginnen wollten; aber es fehlte an den nötigen Verbindungen, an der Uebereinstimmung der verschiedenen Projekte. Die Zeit zur Vorbereitung des allgemeinen Aufstandes war viel zu kurz gewesen. Oesterreichs Niederlage an der Donau wirkte lähmend auf die bereits in Gang gesetzten Unternehmungen; die Haltung der preußischen Regierung machte die Menschen irre an der moralischen Berechtigung der Erhebung, für die weder die geistliche noch die weltliche Obrigkeit Worte der Billigung fand. Der erste, der losschlug, ohne nur die geringste Bürgschaft dafür zu haben, daß sein Beispiel Nachahmung finden und mit den Kriegsereignissen in Zusammenhang zu bringen sein werde, war der ehemalige preußische Offizier v. Katt, der mit einigen Kameraden und geworbenen Soldaten Ende März in Stendal und in der Altmark die Bauern aufrief, westfälische Kassen wegnahm, Halberstadt und Magdeburg bedrohen wollte. Seine Bande wurde sehr bald auseinander gesprengt und er selbst zur Flucht nach Böhmen gezwungen, bevor er mit den Gesinnungsgenossen in Hessen in Verbindung treten konnte. Dort war eine geheime Gesellschaft aus Adeligen, Offizieren und Beamten entstanden, an deren Spitze sich einer der Flügeladjutanten des Königs Jerôme, der Oberst v. Dörnberg, gesetzt hatte. Sie beabsichtigte den Sturz der westfälischen Herrschaft, wahrscheinlich auch die Gefangennahme Jerômes und hatte auch in einigen Landschaften bei den Bauern Anhang gefunden. Am 24. April sollten an sieben verschiedenen Orten die Waffen gegen die westfälische Regierung erhoben werden, man rechnete auch auf die Teilnahme von Gesinnungsgenossen in Preußen. Dörnberg gab jedoch im letzten Augenblicke widersprechende Befehle, so daß sich die Versch
nur an drei Orten zusammenfanden, als der Führer schon am 22

---

[1]) Max Duncker, Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1809. Preuß

beschlossen hatte. Der Abfall der in Kassel garnisonierenden Truppen, etwa 2000 Mann aller Waffengattungen, war nicht genügend vorbereitet, das chevalereske Auftreten des Königs, der in seinem Kriegsminister Eble einen trefflichen Berater fand, bestimmte die Offiziere, ihm die Treue zu bewahren. Dörnberg selbst wurde von einem Teile seiner Jäger, auf die er rechnen zu können glaubte, verlassen und konnte mit den schlecht bewaffneten und undisziplinierten Haufen der Aufständischen, die von Wolfshagen gegen Kassel rückten, den ihm entgegengeschickten Truppen nicht standhalten. Er wurde geschlagen und mußte sich mit wenigen Freunden ebenfalls nach Böhmen retten. Infolgedessen blieben auch die vereinzelten Erhebungen in Hannover, Marburg und Ziegenhain wirkungslos, es fehlte an jedem Zusammenhange, so daß sich die zusammengebrachten Scharen wieder verliefen, bevor sie sich an einen größeren militärischen Körper, der ihren Mittelpunkt und festen Halt bilden sollte, anschließen konnten.

Diese wichtige Aufgabe war nämlich dem Husarenregimente zugedacht gewesen, das Ferdinand v. Schill, der kühne und geschickte Parteigänger Gneisenaus bei der Verteidigung von Kolberg, damals in Berlin kommandierte. Es war aus dem pommerschen Freicorps hervorgegangen und hing seinem Befehlshaber, der unter allen preußischen Offizieren die größte Popularität erlangt hatte, mit schwärmerischer Begeisterung an. Schill war entschlossen, mit seinem Regimente auf eigene Faust den Krieg gegen Frankreich zu beginnen, und glaubte durch rasch zu erzielende Erfolge seinen König bestimmen zu können, auf Seite Oesterreichs zu treten. Er wurde in seiner Absicht durch viele Freunde bestärkt, die alle in der Ueberzeugung lebten, es bedürfe nur einer entscheidenden That, um der angeblichen Erwägung der Vor- und Nachteile eines nochmaligen Waffenganges ein Ende zu machen. Er hatte zahlreiche Vertraute unter den Verschworenen in Hessen und Westfalen und mußte daher annehmen, daß seine Absicht nach dem Ausbruche des Aufstandes im Königreiche Jerômes nicht mehr verborgen bleiben könne. Der westfälische Referendar v. Bothmer, ein eifriges Mitglied der nationalen Aktionspartei in Norddeutschland, brachte ihm nach der Niederlage Dörnbergs in größter Eile die Nachricht nach Berlin, daß die westfälische Regierung von dem Höchstkommandierenden der preußischen Hauptstadt, dem Grafen Kalkreuth, seine Auslieferung verlangen werde. Nun glaubte er nicht länger zögern zu dürfen. Er rückte am 28. April nachmittags mit seinem Regimente vor das Hallesche Thor, indem es den Anschein hatte, als wenn es sich um die gewöhnlichen Uebungen auf dem Exerzierplatz handle, führte es jedoch in die Richtung von Potsdam, machte dann plötzlich Halt und hielt eine feurige Ansprache an seine Leute, in der er ihnen erklärte, er habe geheimen Befehl vom Könige, die Insurrektion in Westfalen zu unterstützen. Niemand solle gezwungen werden, ihm zu folgen, wer aber seinen König liebe und ein braver Soldat sei, werde gewiß nicht zurückbleiben.[1]) Er fand sowohl bei den Offizieren als bei der Mannschaft begeisterte Zustimmung, sofort setzten sich also

[1]) Der Zug Schill's nach Stralsund. Aus dem Nachlaß eines Zeitgenossen (Oberst v. Scriba). Deutsche Rundschau 39. Bd.

600 deutsche Reiter in Bewegung, um in der Verfassung, in der sie zum Exerzieren ausgerückt waren, ohne Gepäck und Proviant, ohne Munition und ohne Geld einen Feldzug gegen die bewährten Soldaten Napoleons zu beginnen. Der Befehl zur Rückkehr, den ihm am nächsten Tage der Major v. Zeplin im Auftrage des Gouverneurs von Berlin überbrachte, änderte nichts an seinem Vorhaben; er wußte denselben sogar vor der Mannschaft geheimzuhalten, so daß diese um so mehr annehmen konnte, Schill handle mit Vorwissen des Königs, als in den nächsten Tagen noch Offiziere und Gemeine der Berliner Garnison ihnen nacheilten und sich unter Schills Befehl begaben. Noch 14 Tage nach dem Ausmarsche der Husaren aus Berlin brachte Lieutenant v. Quistorp 130 Mann des Infanterieregiments Kolberg, das aus den Fußtruppen des Schillschen Freicorps entstanden war; Lieutenant v. Lebebur errichtete aus Freiwilligen, die noch niemals in militärischem Dienste gestanden waren, ein Bataillon Pikeniere. Mehrmals kamen den Schillschen Streifkommanden westfälische Regierungskassen in die Hände, die von nun an die Erhaltungskosten der Expedition decken mußten; denn den Einwohnern der von ihr berührten Gebiete wurde alles bei Heller und Pfennig bezahlt.

Schills Marsch ging von Potsdam nach Wittenberg und ins Anhaltische, von wo aus die Verbindung mit der österreichischen Armee leicht herzustellen war und den Aufständischen in Hessen Unterstützung geboten werden konnte. Schill zweifelte nicht, daß die Kriegserklärung Preußens in den nächsten Tagen erfolgen und ihm die Aufgabe zufallen werde, die Straßen nach Böhmen frei zu machen. Dessau, Cöthen, Bernburg wurden rasch besetzt, Gewehre und Pferde mitgenommen und Proklamationen verteilt, die der Hofbuchdrucker in Dessau zu drucken gezwungen worden war. Schon am 4. Mai liefen bei Schill von allen Seiten Nachrichten ein, die seinem Unternehmen jede Aussicht auf Erfolg nahmen und das Scheitern der Erhebung in Deutschland ankündigten. Er erfuhr, daß die Oesterreicher an der Donau geschlagen worden waren und keinen Mann für den Krieg in Norddeutschland zu verwenden hatten, daß der Aufstand in Westfalen gänzlich mißlungen sei und endlich, daß Preußen mit Frankreich nicht zu brechen gedenke, daß er selbst als Deserteur und Aufwiegler betrachtet werde und daher sein ganzes Unternehmen nicht nur keinen legalen Boden, sondern kaum mehr eine moralische Berechtigung habe. Das Bewußtsein, daß er durch die Verhältnisse außer alle gesetzliche Ordnung gedrängt sei, lastete schwer auf ihm. Ferdinand v. Schill war keine Freibeuternatur, er konnte den Charakter des königlich preußischen Majors nicht ablegen. Vielleicht würde er selbst damals gerne über die Elbe auf preußischen Boden zurückgekehrt sein und sich der militärischen Strafe, die ihm drohte, unterworfen haben, wenn er nicht die Verpflichtung in sich gefühlt hätte, für die Leute, die ihm im besten Glauben an seine Sendung gefolgt waren, bis zum letzten Atemzuge ein[illegible] lles zu versuchen, um ihr Schicksal günstiger zu gestalten.

Es gab noch eine Hoffnung: die Landung b[illegible]
oder Ostseeküste, durch diese konnte vielleicht P[illegible]
erklärung veranlaßt werden, und für diesen F[illegible]
Es heißt, daß er den weit einfacheren Plo[illegible]

mit dem Herzog von Braunschweig zu vereinigen, aus dem Grunde nicht aufgenommen habe, weil er sich nicht berechtigt fühlte, preußische Truppen zum Abfalle von der eigenen Fahne zu verleiten und sie in die Dienste eines fremden Monarchen zu stellen. Er hielt die Fiktion aufrecht, daß er und seine Schar noch für den König von Preußen fechten könnten. „Insurgenten sind wir nicht,“ erklärte er seinen Kameraden, „wir wollen bloß für unser Vaterland streiten und unserm König die verlorenen Länder wieder gewinnen; und wenn er das letzte Dorf wieder hat, dann gehen wir alle nach Hause, und ich schwöre bei meiner Ehre, ich will nie mehr werden, als preußischer Offizier.“ Nach längerem Schwanken schlug er daher die Richtung von Bernburg nach Magdeburg ein, um sich der Kolonne, die aus der Festung von General Milhaud gegen ihn ausgesendet worden war, entgegenzuwerfen. Bei Dodendorf kam es am 5. Mai zu einem Gefechte, in welchem Schill trotz empfindlicher Verluste an Offizieren und Mannschaft zwar Sieger blieb, aber doch keinen anderen Erfolg erzielte, als ungestört nach Norden ziehen zu können, da er sich der Festung Magdeburg weder bemächtigen, noch in ihrer Nähe verweilen konnte. Die Hoffnung, das westfälische Militär durch Appell an dessen deutsche Gesinnung zum Anschluß an ihn zu bewegen, war vollkommen vereitelt. Der Zuzug aus der Bevölkerung dauerte zwar noch fort, aber es kamen dadurch auch schlechte Elemente in das Corps, durch welche die Disziplin gelockert wurde. Erst der Zuzug Quistorps, der in Arneburg an der Elbe zu Schill stieß, belebte wieder seine Zuversicht. Er suchte nun einen festen Platz zu gewinnen, der ihm das Ausharren ermöglichte, bis von der englischen Flotte, der er seinen Anmarsch ankündigte, Hülfe kam. Zuerst bemächtigte er sich der kleinen mecklenburgischen Festung Dömitz, requirierte aus dem Harze Pulver und Blei und begann die ziemlich verfallene Citadelle zu befestigen; doch bald mußte er sich gestehen, daß aus Dömitz kein zweites Kolberg zu machen sei; denn mittlerweile hatte General Gratien, der ein holländisches Corps an der Weser befehligte, dasselbe gesammelt und marschfähig gemacht und kam mit 2000 Mann Infanterie, 400 Reitern und 9 Geschützen von Lüneburg heran. Schill suchte nun einen Stützpunkt für seine Operationen an der See, ging über Wismar nach Rostock, das er vorübergehend besetzte, und zog dann auch die bereits hart bedrängte Besatzung von Dömitz heran, um sich gegen Stralsund zu wenden.

Am 24. Mai erschienen die Schillschen Truppen bei Damgarten an der Mündung der Recknitz, wo der kommandierende General von Pommern, Candras, mit einigen mecklenburgischen Compagnien Stellung genommen hatte. Diese wurden umgangen und größtenteils gefangen genommen, Stralsund, das die zurückgebliebene französische Artillerie vergeblich zu verteidigen suchte, am 25. besetzt. Von hier aus hätte Schill die Einschiffung seines Corps einleiten können, denn es lag eine genügende Anzahl von Fahrzeugen im Hafen zur Abfahrt bereit; aber einerseits mußte man fürchten, von dänischen Schiffen gekapert zu werden, nachdem Dänemark freiwillig Schergendienste bei der Verfolgung der deutschen Patrioten übernommen hatte, anderseits war Schills Mannschaft nicht damit einverstanden, in die Gewalt der Engländer zu kommen. Die Offiziere aber bemühten sich mehrmals, Schill von dem unglücklichen Gedanken

einer Verteidigung Stralsunds abzubringen, mehrere von ihnen wurden durch den Eigensinn des Führers derart abgestoßen, daß sie noch wenige Tage vor dem Untergange das Corps verließen. Die Bevölkerung von Pommern war im ganzen den kühnen Parteigängern sehr gut gesinnt, in den meisten Orten, durch welche ihr Marsch gegangen war, hatten sie reichliche Unterstützung gefunden. Auch die Stralsunder Bürgerschaft war mit ihren Gefühlen auf der Seite Schills; aber dieselben steigerten sich nicht bis zu jener fanatischen Hingebung, die ohne Erwägung der Möglichkeit des Sieges den Kampf um seiner selbst willen aufsucht; die Aussicht, daß aus Stralsund ein zweites Saragossa gemacht werden solle, war nicht nach ihrem Geschmack. Schill bot auch die Landwehren von Pommern und Rügen auf, letztere trat auch sofort zusammen, sie konnte jedoch in der kurzen Zeit so wenig schlagfertig gemacht, als die geborstenen Wälle und Dämme in den Stralsunder Festungswerken ausgebessert werden.

Am 31. Mai langten die Generale Gratien, Ewald und Carteret mit holländischen, dänischen, holsteinischen und oldenburgischen Truppen vor Stralsund an; es waren zusammen 6000 Mann aller Waffengattungen, denen Schill 4 Schwadronen Husaren, 3 Schwadronen Ulanen, 1 Schwadron reitende Jäger und etwa 900 Mann Infanterie, von denen die Mehrzahl der Landwehr angehörten, entgegenstellen konnte. Die Wälle waren wohl mit 100 Stücken verschiedenen Kalibers besetzt, aber es fehlte an Artilleristen zur Bedienung derselben, obwohl der schwedische Lieutenant Peterson alles aufgeboten hatte, um gelehrige Leute in der Behandlung der Geschütze einzuüben. Die Offiziere hätten ein Gefecht im freien Felde vorgezogen, Schill hielt jedoch die Festung für stark genug, um ihn gegen einen Ueberfall zu schützen, er beabsichtigte nur dann einen Ausfall mit seiner trefflichen Reiterei zu machen, wenn der Feind durch den Angriff geschwächt und entmutigt sei. Seine Ansicht dürfte richtig und Stralsund zu längerer Verteidigung geeignet gewesen sein, wenn dem General Gratien nicht verraten worden wäre, daß das von der natürlichen Angriffsfront am weitesten entfernte Knieperthor sich im schlechtesten Zustande befinde und nur durch Landwehren besetzt sei. Dorthin entsendete Gratien eine starke Kolonne, ohne daß Schill davon Kenntnis erhielt, das Thor wurde überrumpelt, die Besatzung stob auseinander, während Schills Hauptmacht am Franken- und Triebseerthore nur wenig beschäftigt wurde und die Kavallerie am Hauptplatze der Stadt des Befehles zur Vorrückung harrte. Nachdem die Feinde eingedrungen waren, kam es noch zu heftigen Straßenkämpfen, in denen die Uebermacht schließlich siegen mußte. Viele zerstreute kleine Abteilungen der todesmutigen Schar wehrten sich einzeln in Häusern und Türmen, hinter Mauervorsprüngen und Erkern bis zum letzten Blutstropfen, nur einige hundert Reiter und Fußtruppen unter Rittmeister v. Brünnow gewannen durch das Frankenthor das Freie und schlossen am nächsten Tage eine Kapitulation, derzufolge sie auf preußisches Gebiet geleitet wurden, um dort nach den Kriegsgesetzen bestraft zu werden. Schill suchte den Tod. Er jagte, schon verwundet, mit hochgeschwungenem Säbel in die Knieperstraße, wo sich der dänische und holländische Generalstab versammelt hatte, sprengte auf denselben zu, hieb dem General

Carteret den Schädel entzwei, wendete wieder sein Pferd und sank dann, von vielen Kugeln durchbohrt, entseelt von demselben herab. Sein Kopf, auf den ein Preis von 10000 Franken gesetzt war, wurde vom Rumpfe getrennt und zuerst nach Kassel, dann nach Leyden gebracht. Dort hat man ihn im anatomischen Museum bis 1837 aufbewahrt, in welchem Jahre er nach Braunschweig übertragen und in einer Urne verwahrt wurde, als man den in Wesel erschossenen Schillschen Kriegern ein Denkmal setzte. Der rumpflose Leichnam wurde um Mitternacht unter strömendem Regen von sechs französischen Artilleristen im Kirchhofe verscharrt.

„Da schläft nun der fromme, der tapfere Held,
Ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt.
Doch hat er gleich keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein.

Denn sattelt ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So rufet er zornig: „Herr Schill, Herr Schill!
Ich an den Franzosen Euch rächen will.“ [1])

Schill und seine Kameraden, die in Stralsund den Heldentod fanden, hatten das schönste Los tapferer Männer gefunden, sie waren im Kampfe für ihr Vaterland, für ihres Volkes Freiheit und Ehre gefallen, nur eines haben die Nachkommen zu beklagen, daß jene mit Verzweiflung im Herzen von der Erde schieden, daß sie nur den Triumph des Feindes mit brechendem Auge sahen und kein Vorgefühl jener Rache haben konnten, denen er bald danach verfallen mußte. Ein traurigeres Geschick traf die elf gefangenen Offiziere des Schillschen Corps, durchweg junge Männer, von denen der älteste 31 Jahre zählte; sie wurden in Wesel am 16. September, paarweise mit Stricken aneinander gekoppelt, erschossen. Die Unteroffiziere und Mannschaften kamen auf die Galeeren und mußten mit Räubern und Mördern an Ketten liegen, bis mit dem Sturze des Gewaltmenschen, den sie bekämpft hatten, auch ihnen die Befreiungsstunde schlug.

Die englische Flotte erschien auf der Reede von Stralsund, als Schill und seine Getreuen schon ausgerungen hatten. —

Ein anderer kühner Zug deutscher Krieger nahm ein glücklicheres Ende — der Zug des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig und seiner schwarzen Schar. Der drittgeborene Sohn des preußischen Feldherrn, der an den Folgen seiner bei Auerstädt erhaltenen Wunden am 10. November 1806 zu Ottensen bei Altona gestorben war, hatte nach Verlust der Erblande seines Hauses sich mit dem in Schlesien gelegenen Fürstentum Oels, das ihm sein Oheim übertragen hatte, begnügen müssen. Persönliche Erbitterung über das Unglück, das durch Napoleon über sein Haus gebracht worden war, vereinigte sich mit rechtem Heldensinn, um diesen Prinzen zu einem der heftigsten Widersacher gegen die französische Herrschaft in Deutschland zu machen. Seine leidenschaftliche Natur verlangte nach kriegerischer Bethätigung und diese glaubte er beim Ausbruche

[1]) E. M. Arndt, „Das Lied von Schill“.

des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich am ehrenvollsten durchführen zu können, wenn er ein eigenes Freicorps aufstelle und sich mit demselben an die österreichischen Truppen anschloß. Ohne Zweifel war es ihm auf diese Weise auch am leichtesten, im Falle siegreichen Vorgehens der Oesterreicher in Norddeutschland einrücken und sich seines Herzogtums mit eigenen Truppen wieder bemächtigen zu können. Er schloß im Februar einen förmlichen Bundesvertrag mit Oesterreich, in dem er versprach, als deutscher Reichsfürst mit einem Kontingent von 2000 Mann an der Seite des Kaisers gegen Frankreich zu kämpfen. Die Werbungen begannen in Schlesien und wurden in Böhmen fortgesetzt: viele ehemalige preußische Offiziere traten sofort in des Herzogs Dienste, auch Katt und Dörnberg erschienen nach dem Mißlingen ihrer Aufstandsversuche in seinem Hauptquartier.

Als das französische Hauptheer bereits bei Wien stand, hatte der Braunschweiger ungefähr 1400 Mann zusammengebracht, die 1 Husarenregiment, 2 Schwadronen Ulanen, 1 Jägerbataillon und eine Abteilung reitender Artillerie mit 4 Geschützen bildeten. Ihre erste Waffenthat war ein Einfall auf sächsisches Gebiet, mit dem die Vorrückung eines österreichischen Corps unter General Am-Ende gegen Dresden eingeleitet wurde. Es waren nahezu 10000 Mann, die in Sachsen einmarschierten, während ein kleineres Corps unter General Radivojevich von Eger nach Bayreuth, Bamberg und Nürnberg aufbrach. Der König von Sachsen hatte nur 2000 Mann unter Oberst Thielemann zur Behauptung seines Landes zur Hand, die weder Dresden noch Leipzig zu schützen im stande waren und sich bald vor den österreichisch-braunschweigischen Truppen zurückziehen mußten. Zu ihrer Unterstützung rückten einige westfälische Regimenter heran, die samt der holländischen Division Gratien und der französischen Division Rivaud unter Junot, dem Herzog von Abrantes, das 11. Corps zu bilden bestimmt waren. Wären die Generale Am-Ende und Radivojevich vom Geiste Schills beseelt gewesen, so hätten sie die Vereinigung der französisch-rheinbündnerischen Abteilungen verhindern und Mitteldeutschland insurgieren können. Der Eindruck der Schlacht bei Aspern hatte die Stimmung der Bevölkerung wieder gehoben und die Erwartung einer allgemeinen Erhebung neuerdings belebt. Aber diese Gamaschenknöpfe waren einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, sie zogen ziemlich zwecklos hin und her, nahmen einige Kassen weg und versorgten sich mit reichlichen Subsistenzmitteln, verfolgten aber kein ernstes, militärisches Ziel. Zu spät wurde der wackere Kienmayer an die Spitze des österreichischen Corps gesetzt; Junot wurde in einem Gefechte in der Nähe von Bamberg zum Rückzug genötigt. Jerôme, der bis Dresden vorgedrungen war, mußte auch wieder nach Erfurt zurückgehen; aber zur selben Zeit traf auch schon die Nachricht vom Znaimer Waffenstillstand auf dem mitteldeutschen Kriegsschauplatze ein, durch den die Oesterreicher genötigt worden waren, sich auf ihr eigenes Gebiet, nach Böhmen, zurückzubegeben. Der Herzog von Braunschweig hätte ihr Schicksal teilen und sich in den Waffenstillstand einbeziehen lassen können, wenn er seine selbständige Stellung aufgegeben und den Charakter eines österreichischen Befehlshabers angenommen hätte. Dann war aber auch die Auflösung seines Corps so gut wie entschieden und keine Hoffnung, seinen Waffengefährten

eine gesicherte Zukunft zu schaffen. Dem Herzog behagte es überhaupt nicht, sein mit so viel Aufsehen ins Leben gerufenes Unternehmen in friedlicher, geschäftsmäßiger Weise wieder abzuwickeln, er getraute sich dem Beispiele Schills zu folgen, seine Schar allein durch Deutschland zu führen und mit ihr von einem norddeutschen Hafenplatze aus die Küste von England zu erreichen. Er verständigte durch zwei heimlich vorausgesendete Boten die britische Flotte, der man ja noch immer Landungsabsichten zuschrieb, von seiner Absicht und brach am 24. Juli von Zwickau statt nach Böhmen nach Altenburg auf. Es verließen ihn zwar 18 Offiziere und einige hundert Mann, aber es blieben ihm immerhin noch 1300 Mann Fußvolk, 650 Reiter und 80 Artilleristen, die mit ihm zu ziehen und zu fechten bereit waren.

Nach einem glücklichen Gefechte mit den Sachsen wurde am 26. Juli Leipzig besetzt, das jedoch außer einer Kontribution von 17 000 Thalern keinen Schaden zu erleiden hatte; nach kurzem Aufenthalte ging der Marsch nach Halle und über Quedlinburg nach Halberstadt. Diese Stadt verteidigte Oberst Meyronnet, von Jerôme zum Grafen von Wellingerod erhoben, mit seinem westfälischen Regimente mit großer Tapferkeit, erst nach erbittertem Straßenkampfe konnte sich der Herzog als Sieger betrachten. Aber er durfte seinem Corps, das eine herrliche Waffenthat vollbracht hatte und selbst nach der Hitze des wilden Gefechtes in fester Mannszucht gehalten werden konnte, keine Rast vergönnen, denn von allen Seiten waren ihm feindliche Truppen auf der Ferse. In Braunschweig wurde der angestammte Fürst mit begeistertem Jubel aufgenommen; 200 Freiwillige schlossen sich ihm an, aber auch in der Heimat durfte der geächtete Fürst sich nicht durch weichere Gefühle, die ihn hier mächtig ergriffen, von der Fortsetzung seines Gewaltmarsches abhalten lassen, wenn er nicht von zwei Seiten angegriffen und gefangen werden wollte. Am 1. August warf er die Division Rewbel, die an der hannoverschen Küste umgekehrt war, weil sie ihn dort vergeblich erwartet hatte, in einem ernsten Gefechte zurück und brach sich zur Wesermündung Bahn. Von der Bevölkerung unterstützt, mit Wägen für die Infanterie ausgestattet und mit Lebensmitteln reichlich versorgt, gelangte er rasch vorwärts, täuschte die nachdrängenden Feinde durch die Abordnung einer Streifkolonne nach Bremen und erreichte ohne weitere Gefährdung die Weser, auf der sich die nötigen Schiffe bei Brake und Elsfleth fanden, auf denen seine Leute insgesamt, jedoch mit Zurücklassung der Pferde, in die offene See zu den Engländern gebracht werden konnten. Auf der Insel Helgoland erst durfte sich die schwarze Schar, die von Freund und Feind bewundert wurde, die lange entbehrte Ruhe gönnen.

Das war — so fühlte man in ganz Deutschland — doch eine prächtige Soldatenleistung gewesen! Der Welfenherzog und sein trefflicher Generalstabsoffizier, Major Korfes, hatten ein ganzes Armeecorps genarrt und dem „König Lustig" keinen geringen Schrecken eingejagt; auf wie schwachen Füßen mußte doch der Rheinbund stehen, wenn er es nicht hindern konnte, daß bewaffnete Scharen kreuz und quer durch sein Gebiet zogen, königliche Kassen wegnahmen und Kontributionen erhoben. Man begann in Europa wieder an deutsche Tapferkeit und Tüchtigkeit zu glauben; die Sieger von Aspern und Fontana-

Fredda, der preußische Major v. Schill, die Tiroler Bauern und die schwarze Schar des Herzogs von Braunschweig hatten das Vorhandensein militärischer Kräfte bewiesen, die nur des Zusammenwirkens und einer einheitlichen Leitung bedurften, um große und dauernde Erfolge zu erzielen. Mehr noch als der Ungestüm ihres Angriffes, die Ausdauer im Gefechte wirkte der sittliche Ernst, die Hingebung an die Idee nationaler Unabhängigkeit, der ihren Thaten zu Grunde lag, erhebend und ermunternd auf die Volksgenossen. Was hätte durch die mit Begeisterung und innerer Freudigkeit dargebrachten Opfer erreicht werden können, wenn sie für den richtigen Zeitpunkt gespart, wenn die Heldenthaten der einzelnen in eine zweckmäßige Beziehung zu einander gebracht worden wären? Man denke sich den Aufstand Dörnbergs gleichzeitig in Scene gesetzt mit dem Einrücken Schills und des Braunschweigers in Westfalen! Das ganze Königreich wäre für Frankreich verloren gewesen. Tausende hätten die Waffen ergriffen und sich um die siegreichen Führer geschart, Preußen wäre endlich doch zur Kriegserklärung fortgerissen worden und Oesterreich hätte sich bald nicht mehr von der vereinigten großen Armee Napoleons, sondern nur von einem Bruchteile derselben bedroht gesehen, mit dem die Stellung bei Wien nicht zu halten gewesen wäre! Diese Erwägungen haben die Hoffnung der Patrioten auf eine bessere Zukunft gestärkt; trotz des augenblicklichen Triumphes Napoleons war der Glaube an die Beständigkeit seines Glückes erschüttert, da man gesehen hatte, wie sehr es bereits ins Schwanken geraten war. Freilich nur bei den Kräftigsten und Mutigsten. „Die Geister sonderten sich jetzt," erzählt Arndt, „und nahmen ihre verschiedenen Quartiere ein; und das mußte so sein. . . . Mochte immer der gebrochene Johannes von Müller gerufen haben: ‚Ich habe Napoleon gesehen, ich sah den Finger Gottes und alles soll sich beugen!', mochte Heeren in dem von Perthes herausgegebenen Deutschen Museum dem deutschen Volke eben eine hoffnungslose Grabrede gehalten haben; mochten auch andere nachkrächzende Krähen solcher Verirrten und dienstfertige Zurechtmacher und Ausschmücker der Feigheit und Schande sein, welche, wie später der große Niebuhr von ihnen sagte, gleich gefesselten Opernhelden, die unter Schäferinnen geraten, sich die garstigen Ketten schon mit Blumen umwanden, es gab allenthalben noch recht zornige und auch hoffnungsvolle Protestanten gegen diese Lehre eines fatalistischen Gehorsams."

Mit der Wiedererweckung der kriegerischen Tugenden der Nation hielt die Wendung in ihrem geistigen Leben gleichen Schritt. Zwar hatte es die Mehrheit der Deutschen lange nicht dahin gebracht, national denken zu können; noch stritt sich die von der Antike beeinflußte Weltanschauung mit der romantischen Richtung, die ihre Anregungen aus dem Mittelalter nahm, noch unterlagen wertvolle Talente den Verlockungen der Mystik und lenkten die Geister aus dem Bereiche der That in das Gebiet unfruchtbarer Grübelei, die zwar den einzelnen befriedigen, aber niemals zu gemeinnützigem Handeln anspornen kann; aber mitten aus dem Gesumme der klassischen Stimmen erhoben sich einzelne Töne von nationaler Kraft und weckten im Volke einen starken Nachhall.

Die außerordentliche Lebenskraft des deutschen Volkes hat sich niemals auffallender erwiesen als gerade in den Tagen seines tiefsten politischen Falles, in denen es die Fremdherrschaft über sich ergehen ließ. Eine Fülle neuer Weltanschauungen und philosophischer Ideen machte sich außer der zur höchsten Blüte entfalteten Richtung der klassischen Dichtung geltend, unzählige Keime neuer Geistesrichtungen sprießten neben den in herrlicher Vollendung prangenden Gebilden klassischer Kunst empor und gaben die reichste Anregung zur Forschung und Durcharbeitung. Während Goethe im Jahre 1808 dem ersten Teil des „Faust" seine letzte Gestalt verlieh und ihn in derselben der Oeffentlichkeit übergab, in der „Pandora" das Doppelspiel seines eigenen Wesens in einer der Antike abgelauschten Form zum Ausdruck brachte und sich, gänzlich abgekehrt von den Weltereignissen und von der Bedrängnis, in die sein Volk verfallen war, mit der Komposition der „Wahlverwandtschaften" beschäftigte, versenkten sich die Brüder Grimm in die Geheimnisse der deutschen Volksseele und suchten sie in den Märchen, Rechtsaltertümern und Weistümern zu ergründen, schuf K. Fr. Eichhorn in der „Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" die Grundlage für den großartigen Aufbau der historischen Schule der Germanistik, lenkten die Heidelberger Theologen und mit ihnen Joseph Görres die Blicke der Zeitgenossen auf die Bedeutung der Mythe, auf die pantheistische Einheit der Religionen, kämpften Schelling und Jacobi den heißesten Kampf um den abstrakten Deismus und den lebensvollen Naturalismus, dichtete Heinrich v. Kleist die „Hermannschlacht" und den „Prinzen von Homburg", Uhland seine schönsten Lieder und Balladen und Peter Hebel den „Rheinischen Hausfreund". Das kräftige Aufbäumen des Realismus gegen den Klassizismus war begleitet von hingebungsvollen Bekenntnissen für die Mystik, der Ausbau der Kantischen Philosophie war kein Hindernis für die Bemühungen Heinrich Schuberts, die überraschenden Ergebnisse der Naturwissenschaft durch Phantasie und Ahnung zu ergänzen.

Entscheidend für die Entwickelung unseres wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens aber wurde die Beziehung desselben auf das eigene Volk. Es konnte nicht ohne gewaltige Wirkung auf die Gemüter der Zeitgenossen bleiben, daß deren Aufmerksamkeit auf die kraftvollen Erscheinungen des Mittelalters gelenkt wurde, daß die deutsche und nordische Sage, die „Spinnstubenpoesie" und die wackere Kunstbeflissenheit der deutschen Handwerksmeister Gegenstand eingehender Würdigung und in ihrer nationalen Besonderheit dem Allerweltsklassizismus mit Erfolg entgegengestellt wurden, daß Sulpiz Boisseré durch seine herrlichen Bilder des unvollendeten Kölner Domes die großartige Leistung der Deutschen in der Gotik nachwies und allmählich der Zusammenhang zwischen der die deutsche Architektur beseelenden, von einer wunderbaren Glaubensinbrunst genährten schöpferischen Phantasie und der mystischen Tiefe verklungener Gesänge, Lieder und Predigten erkannt wurde. In dem sechzigjährigen Goethe konnten das Nibelungenlied, die Edda, Tristan und der Teuerdank, die er in seinem Mittwochskränzchen vorlas, keine Wendung in seiner Anschauungs- und Gefühlsweise hervorrufen, seine Freude an diesen Werken entsprang nur dem allgemeinen Kunstinteresse und blieb gänzlich unberührt von dem Bewußtsein der Stammesgemeinsamkeit; der Mann neigte sich aus seiner stolzen Höhe wohl dem ein-

fältigen Kinde zu, das ihm mädchenhafte Verehrung entgegenbrachte, er war begnadet, die eigentümlichsten Verschlingungen leidenschaftlicher Beziehungen zwischen Mann und Weib durch eigene Erfahrung kennen lernen und in selbsterworbener Freiheit und unerreichbarer Schönheit schildern zu können, für den kräftigen Herzschlag des Volkes, das an seinen Ketten zu rütteln begann, hat er kein Ohr gehabt; ja er hat es niemals, auch nach den späteren Erfolgen, nicht zugeben wollen, daß er Veranlassung gehabt hätte, die Regungen vaterländischen Empfindens mitzumachen, „das sei nicht sein Leben und seine Sache gewesen", hat er sich einmal geäußert, „sondern die von Theodor Körner"; ein Greis wird eben nicht zum Manne, weil er sich noch verlieben kann, und zu nationalem Stolze kann sich der Greis nicht mehr erheben, wenn jener nicht des Jünglings Brust schon geschwellt hat! Ganz anders und wahrhaft siegreich schon im Vorgefühle durchdrang deutsches Wesen das Schaffen eines andern Großen unseres Volkes, der freilich auch kein Mann nach dem Geschmacke Seiner Weimarischen Excellenz war. Ludwig Beethoven, der in seiner naiven deutschen Treue nicht begriffen hatte, daß der Held seiner „Eroica" nach dem Purpur der Tyrannen langen konnte, hat in seiner C-moll-Symphonie, die in den Tagen des Erfurter Triumphes Napoleons vollendet wurde, die Stimmungen ausklingen lassen, die in den Edelsten seiner Zeitgenossen wirkten, er hat die Erschütterung wiedergegeben, der sie durch die schwersten Schicksalsschläge anheimgefallen waren, er hat sie aufgelöst in die schmerzliche, aber nicht unwillige Klage eines frommen Gemütes, und er hat die Erlösungshoffnung in die Weise eines unvergleichlichen Triumphmarsches übertragen, die auch das schwächste Herz erheben muß. Sein Genie hat ausgesprochen, was die Menge nur geahnt hat, was in ihm selbst nicht zur Klarheit von Begriffen gelangen konnte, sondern bloßen Stimmungen entsprang: aber eben darum ist die Sprache dieser Töne die überzeugendste Kundgebung von der Kraft, die unserem Volke in jenen Tagen innegewohnt hat.

In keiner anderen Persönlichkeit hat sich der Uebergang vom weltbürgerlichen Ideale zu heißer und energischer Vaterlandsliebe rascher vollzogen, als in Johann Gottlieb Fichte, jenem deutschen Pädagogen von wahrhaft historischer Größe, der sein Volk für den Freiheitskrieg erzogen hat. Noch im Jahre 1806 hatte er in seinen „Grundzügen des Zeitalters" als „das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers" — Europa erklärt. Daran schließt er:

„Insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht. Mögen denn doch die Erdgeborenen, welche in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland anerkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollen und was sie beglückt: der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden, und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinne können wir dann über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst, und für unsere Nachkommen, bis an das Ende der Tage." Aber schon der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich hat einen Mann von anderer Denkart in ihm gefunden. Er vermochte den Sieg des ersten Kulturstaates des gebildeten Europa nicht mit jener Seelengröße hinzu-

nehmen, mit der er noch vor wenigen Monaten über die Bestandsberechtigung der Staaten geurteilt hatte, er wollte den Kriegern, die für Flüsse und Berge und für einen sinkenden Staat in den Kampf zogen, als Feldprediger zur Seite stehen und „Reden an die deutschen Krieger“ herausgeben. Nach Jena und Auerstädt floh er von Berlin, folgte dem Könige nach Preußen und ging von dort nach Kopenhagen, weil er es sich nicht zutraute, mit Napoleon gleichzeitig auf preußischem Boden zu leben. Erst, als der französische Kaiser bereits die Heimreise nach Paris angetreten hatte, kehrte auch er nach Berlin zurück und nun hielt der gelehrte Sohn des sächsischen Webermeisters im Angesichte der französischen Bajonette im Winter von 1807 auf 1808 öffentliche Vorlesungen im Akademiegebäude, die im folgenden Jahre unter dem Titel „Reden an die deutsche Nation“ mit Zustimmung der französischen Censur gedruckt wurden. Die Franzosen fanden an den Ausführungen des Ideologen nichts Gefährliches, denn sie unterschätzten den Einfluß der Ideen auf die Gesinnungen der Deutschen und konnten sich nicht vorstellen, daß dieselben Leute, die stundenlang den Theorien eines Philosophen zu lauschen gewohnt waren, auch zur Muskete greifen und damit ihren „Protektoren“ sehr praktisch zu Leibe rücken würden.

Schon in der ersten Rede hat Fichte seinen nationalen Standpunkt unverhohlen zu erkennen gegeben: „Ich rede für Deutsche schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Sie, E. V., sind zwar meinem leiblichen Auge die ersten und unmittelbaren Stellvertreter, welche die geliebten Nationalzüge mir vergegenwärtigen, und der sichtbare Brennpunkt, in welchem die Flamme meiner Rede sich entzündet; aber mein Geist versammelt den gebildeten Teil der ganzen deutschen Nation aus allen den Ländern, über welche er verbreitet ist, um sich her, bedenkt und beobachtet unser aller gemeinsame Lage und Verhältnisse, und wünscht, daß ein Teil der lebendigen Kraft, mit welcher diese Reden vielleicht Sie ergreifen, auch in dem stummen Abdrucke, welcher allein unter die Augen der Abwesenden kommen wird, verbleibe und aus ihm atme, und an allen Orten deutsche Gemüter zu Entschluß und That entzünde. Bloß von Deutschen und für Deutsche schlechtweg sagte ich. Wir werden zu seiner Zeit zeigen, daß jedwede andere Einheitsbezeichnung oder Nationalband entweder niemals Wahrheit und Bedeutung hatte, oder, falls es sie gehabt hätte, daß diese Vereinigungspunkte durch unsere dermalige Lage vernichtet und uns entrissen sind und niemals wiederkehren können; und daß es lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit ist, wodurch wir den Untergang unserer Nation im Zusammenfließen derselben mit dem Auslande abwehren, und worin wir ein auf ihm selber ruhendes und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbst wiederum gewinnen können ... Ich setze voraus solche deutsche Zuhörer, welche nicht etwa mit allem, was sie sind, rein aufgehen in dem Gefühle des Schmerzes über den erlittenen Verlust, und in diesem Schmerze sich wohlgefallen und an ihrer Untröstlichkeit sich weiden und durch dieses Gefühl sich abzufinden gedenken mit der an sie ergehenden Aufforderung zur That; sondern solche, die selbst über diesen gerechten Schmerz zu klarer Besonnenheit und Betrachtung sich schon erhoben

haben oder wenigstens fähig sind, sich dazu zu erheben." Das einzige Mittel, das Deutschtum zu erhalten, ist eine wahrhaft deutsche Erziehung, eine „durchaus neue, und vorher noch nie also bei irgend einer Nation dagewesene Nationalerziehung der Deutschen." Das Wesen derselben hat darin zu bestehen, „daß sie die besonnene und sichere Kunst sei, den Zögling zu reiner Sittlichkeit zu bilden, zu einer Sittlichkeit, die als ein erstes, unabhängiges und selbständiges dasteht, das aus sich selber lebt sein eigenes Leben, keineswegs aber, sowie die bisher oft beabsichtigte Gesetzmäßigkeit, angeknüpft ist und eingeimpft einem andern nicht sittlichen Triebe, dessen Befriedigung es diene". Diese Erziehung muß einerseits zur Religion führen, zum „Einwohnen unseres Lebens in Gott", sie muß anderseits den ganzen Menschen durchaus und vollständig zum Menschen bilden, sie muß Klarheit des Verstandes und Reinheit des Willens begründen. „Was jemand noch weiter werde und welche besondere Gestalt die allgemeine Menschheit in dem annehme oder erhalte, geht die allgemeine Erziehung nichts an und liegt außerhalb ihres Kreises."

„Geht die Erziehung von diesen Gesichtspunkten aus, so wird sie bei den Deutschen von selbst national; denn das deutsche Volk ist ein ursprüngliches, es besitzt eine lebendige Sprache, die vom ersten Laute an, der in diesem Volke ausbrach, ununterbrochen aus dem wirklichen gemeinsamen Leben desselben sich entwickelt hat, und in die niemals ein Bestandteil gekommen, der nicht eine wirklich erlebte Anschauung dieses Volkes und eine mit seinen übrigen Anschauungen im allseitig eingreifenden Zusammenhange stehende Anschauung ausdrückt." Durch seine Sprache, stellt Fichte auf, unterscheide sich daher der Deutsche von den anderen Völkern germanischer Abkunft, die eine nur auf der Oberfläche sich regende, in der Wurzel aber tote Sprache reden. Aus diesem Unterschiede leitet er auch die Verschiedenheit in der Geistesrichtung der Völker ab: „Der ausländische Genius wird die betretenen Heerbahnen des Altertums mit Blumen bestreuen und der Lebensweisheit, die leicht ihm für Philosophie gelten wird, ein zierliches Gewand weben; dagegen wird der deutsche Geist neue Schachten eröffnen und Licht und Tag einführen in ihre Abgründe, und Felsmassen von Gedanken schleudern, aus denen die künftigen Zeitalter sich Wohnungen erbauen. Der ausländische Genius wird sein ein lieblicher Sylphe, der mit leichtem Fluge über den seinem Boden von selbst entkeimten Blumen hinschwebt und sich niederläßt auf dieselben, ohne sie zu beugen, und ihren erquickenden Tau in sich zieht; oder eine Biene, die aus denselben Blumen mit geschäftiger Kunst den Honig sammelt und ihn in regelmäßig gebauten Zellen zierlich geordnet niederlegt; der deutsche Geist ein Adler, der mit Gewalt seinen gewichtigen Leib emporreißt, und mit starkem und vielgeübten Flügel viel Luft unter sich bringt, um sich näher zu ziehen der Sonne, deren Anschauung ihn entzückt."

Durch seine Ursprünglichkeit war das deutsche Volk auch berufen, das Christentum in seiner tiefen Wahrheit zu erfassen und den Betrug zu erkennen, der mit demselben von den Ausländern angestellt wurde. Die Reformation konnte nur von einem Deutschen ausgehen, dem es um das Heil seiner Seele wirklich und wahrhaftig Ernst war, von einem ehrlichen Manne, der sich mit dem rein menschlichen Anliegen, das ihn erschütterte, an die Gesamtheit seiner Nation

wendete. Die Nation wurde wie durch ein fortlaufendes Feuer von der Sorge für das Heil der Seele ergriffen, und diese Sorge öffnete schnell auch ihr Auge der vollkommenen Klarheit und erweckte Begeisterung. Darin aber erwies sich wieder eine Eigentümlichkeit des deutschen Volkes: „Es ist durch Begeisterung zu jedweder Begeisterung und jedweder Klarheit leicht zu erheben, und seine Begeisterung hält aus für das Leben und gestaltet es um.“ Auch in der Philosophie und in der Staatskunst haben die Deutschen ihre Eigentümlichkeit bewahrt. Die echte deutsche Staatskunst will nicht die Form, sondern den Geist vor allem anderen sichern: „Sie begreift, daß sie den Geist nicht durch Strafreden an die schon verwahrloste Erwachsenheit, sondern nur durch Erziehung des noch unverdorbenen Jugendalters hervorbringen könne; und zwar will sie mit dieser Erziehung sich nicht, wie das Ausland, an die schroffe Spitze, den Fürsten, sondern sie will sich mit derselben an die breite Fläche, an die Nation wenden, indem ja ohne Zweifel auch der Fürst zu derselben gehören wird.“ „Der Staat, als bloßes Regiment, des im gewöhnlichen friedlichen Gange fortschreitenden menschlichen Lebens, ist nichts Erstes und für sich selbst Seiendes, sondern bloß das Mittel für den Zweck der ewig gleichmäßig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in der Nation; das Gesicht und die Liebe dieser ewigen Fortbildung ist es, welche immerfort auch in ruhigen Zeitläuften die höhere Aufsicht über die Staatsverwaltung führen soll und welche, wo die Selbständigkeit des Volkes in Gefahr ist, allein dieselbe zu retten vermag.“ Der Deutsche hat bis jetzt in seiner doppelten Eigenschaft als Bürger eines Staates und als Angehöriger des Reiches seine Vaterlandsliebe bethätigen können. „Bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besonderen Staaten fand dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mitteilung statt, die jemals ein Volk besessen: und die höhere Bildung war und blieb allenthalben der Erfolg aus der Wechselwirkung der Bürger aller deutschen Staaten, und diese höhere Bildung kam denn in dieser Gestalt auch allmählich herab zum größeren Volke, das somit immer fortfuhr, sich selber durch sich selbst im großen und ganzen zu erziehen.“ Da nun aber diese alte Staatsform zerbrochen ist und da die gesamten Nationalangelegenheiten der Deutschen nicht mehr unter ihrer eigenen Leitung stehen, die deutsche Vaterlandsliebe also ihren Sitz verloren hat, „so soll sie einen anderen breiteren und tieferen erhalten, in welchem sie in ruhiger Verborgenheit sich begründe und stähle und zu rechter Zeit in jugendlicher Kraft hervorbreche und auch dem Staate die verlorene Selbständigkeit wieder gebe“. Dies ist die Aufgabe der nationalen Erziehung, die nach Pestalozzis Grundsätzen eingerichtet und zum Gemeingute des ganzen Volkes gemacht werden muß. Die Ausführung derselben kommt dem Staate zu; unterzieht sich dieser seiner Aufgabe nicht, dann müssen die Privatpersonen dafür eintreten. Der Staat aber, der in der Verwirklichung der neuen Erziehungsideen der erste sein wird, der wird den größten Ruhm davon haben und ihm werden bald alle anderen nacheifern müssen. Bis die Ergebnisse der nationalen Erziehung ihre Wirkung ausüben können, ist es Pflicht des lebenden Geschlechtes, sich stets bewußt zu bleiben, daß der gegenwärtige Zustand unerträglich ist und geändert werden muß. Es darf nicht mit dem Körper auch

der Geist niedergebeugt werden, nicht die Gewohnheit zur Versöhnung mit der Sklaverei führen.

Nach der Darlegung dieser seiner Ueberzeugung durfte der Redner zum „Beschlusse des Ganzen“ die gesamte Nation zum Bekenntnis derselben aufrufen. „Ich will endlich einmal wissen,“ sagt er geradeheraus, „und jeder Gleichgesinnte soll es mit uns wissen, ob auch außer uns etwas ist, das unserer Denkart verwandt ist. Jeder Deutsche, der noch glaubt, Glied einer Nation zu sein, der groß und edel von ihr denkt, auf sie hofft, für sie wagt, duldet und trägt, soll endlich herausgerissen werden aus der Unsicherheit seines Glaubens; er soll klar sehen, ob er recht habe, oder nur ein Thor und Schwärmer sei, er soll von nun an entweder mit sicherem und freudigem Bewußtsein seinen Weg fortsetzen, oder mit rüstiger Entschlossenheit Verzicht thun auf ein Vaterland hienieden und sich allein mit dem himmlischen trösten. „So schwach und so kraftlos ihr auch immer sein möget,“ ruft er seinen Volksgenossen zu, „man hat in dieser Zeit euch die klare und ruhige Besinnung so leicht gemacht, als sie vorher niemals war. Das, was eigentlich in die Verworrenheit über unsere Lage, in unsere Gedankenlosigkeit, in unser blindes Gehenlassen uns stürzte, war die süße Selbstzufriedenheit mit uns und unserer Weise da zu sein. Es war bisher gegangen und ging eben so fort, wer uns zum Nachdenken aufforderte, dem zeigten wir, statt einer anderen Widerlegung, triumphierend unser Dasein und Fortbestehen, das sich ohne alles unser Nachdenken ergab. Es ging aber nur darum, weil wir nicht auf die Probe gestellt wurden. Wir sind seitdem durch sie hindurchgegangen. Seit dieser Zeit sollten doch wohl die Täuschungen, die Blendwerke, der falsche Trost, durch die wir alle uns gegenseitig verwirrten, zusammengestürzt sein? Die angeborenen Vorurteile, welche, ohne von hier oder da auszugehen, wie ein natürlicher Nebel über alle sich verbreiteten, und alle in dieselbe Dämmerung einhüllten, sollten doch wohl nun verschwunden sein? Jene Dämmerung hält nicht mehr unsere Augen; sie kann uns aber auch nicht ferner zur Entschuldigung dienen. Jetzt stehen wir da, rein, leer, ausgezogen von allen fremden Hüllen und Umhängen, bloß als das, was wir selbst sind. Jetzt muß es sich zeigen, was dieses Selbst ist, oder nicht ist.“ — Wer heute diese „Reden an die deutsche Nation“ liest, dem wird es begreiflich, daß in ihnen schon der Keim der großen Erhebung liegt, daß ein Volk, aus dem dieser Redner hervorging, nicht auf Erlösung zu harren brauchte, bis die Säuglinge herangereift und national erzogen worden waren. Für diese war noch eine andere, nicht minder gewaltige Aufgabe gespart; die Väter aber und die ganze Mannschaft, zu der Fichte sprach, konnte und durfte sich der Thaten nicht enthalten, die dieser als sicher und selbstverständlich kommen sah. Das Werk, das aus dem lebendigen Worte hervorging, ist ein kostbarer Schatz unserer Nationallitteratur geworden, wer ihn kennen gelernt hat, wird sich verwundert fragen, warum die deutsche Jugend noch heute ihre Vaterlandsliebe, ihre Gedanken über die Pflichten des Staatsbürgers, über nationale Ehre und Freiheit aus Demosthenes zu schöpfen gezwungen wird, wie es denkbar ist, daß man die Kenntnis seiner Philippika für die allgemeine Bildung notwendiger hält, als der vierzehn Reden an die deutsche Nation, die noch lange nicht alles beherzigt hat, was sie enthalten. Fichtes nationale Be-

geisterung entfernt sich niemals von dem Gedankenkreise, in dem sich ein Kulturvolk notwendig bewegen muß, die Form, in der sie zum Ausdruck kommt, kann ebensogut als Muster der Beredsamkeit dienen, wie die des athenischen Politikers dem kein thatenbegieriges Publikum gegenübersaß und dem daher auch die aus dem Gegeneinanderstreben der Gefühle des Redners und Hörers entspringende Wärme fehlte. Die Pflege Fichteschen Geistes würde in der deutschen Jugend nützlicher wirken, als die beliebte Wiederaufnahme von Schlagworten, mit denen sein Zeit- und Gesinnungsgenosse Jahn damals in Berlin auftrat. Sein Verdienst um die Wiedererweckung des Verständnisses für die körperliche Entwickelung, für Kraft und Gewandtheit soll ungeschmälert bleiben und der 1811 von ihm errichtete Turnplatz als eine Pflegestätte nationaler Gesinnung anerkannt werden. Dies darf uns jedoch nicht hindern, auf die Verirrungen hinzuweisen, zu denen er die Jugend durch die falschen Vorstellungen verleitete, die er über nationale Sitte und Lebensführung verbreitete. Nichts hat der Vertiefung echten nationalen Geistes mehr geschadet, als die hochmütige Lümmelhaftigkeit, die lange Zeit als notwendige Beigabe des Turnwesens galt. „Jahn trägt," wie Immermann mit großer Berechtigung behauptet, „eigentlich nichts im Kopf als sein Ideal eichelfressender Germanen, versetzt mit etwas starrem Protestantismus, und dann eine Theorie des Drauf- und Dreinhauens, und auf diese Leisten schlägt er Kaiser und Könige, Schulen und Universitäten, Sitte, Gesetz, Jesuiten und Hussiten. Ueber die höheren Regionen des Menschenlebens, Kirche und Litteratur, bringt er immer nur das Trivialste bei." Leider haben die Nachkommen von dieser Verlassenschaft mit weit größerer Vorliebe Gebrauch gemacht als von den Anweisungen Fichtes zur wahren nationalen Erziehung.

Die Rückkehr zu den Wurzeln deutscher Kraft, die Achtung vor dem Bauernstande, in dem sich das volkstümliche Wesen erhalten muß, hat ohne Phantasterei und ohne Vorliebe für bäuerliche Roheiten, in denen sich die Gemeinde Jahns gefiel, aber darum weit inniger und überzeugender Max v. Schenkendorf gepredigt, wenn er sang:

1. O Bauernstand, o Bauernstand,
Du liebster uns von allen;
Zum Erbteil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

2. Die Hoffart zehrt, ein böser Wurm,
Ein Rost an Ritterschilden;
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

3. Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn' Argwohn und Gefährde.

4. Hast Gottesluft und Gottesstrahl,
Um eilig zu genesen.
Wenn sich in deine Hürd' einmal
Geschlichen fremdes Wesen.

11. Doch Eines, lieber ältster Stand,
Kann größres Lob dir schaffen:
Nie müßig hängen an der Wand
Laß deine Bauernwaffen!

15. Der Arm, der harte Erde gräbt
Und Stiere weiß zu zwingen,
Kann wohl, von Heldengeist belebt,
Mit jedem Feinde ringen.

Im Mittelpunkte des dichterischen Lebens während der Fremdherrschaft in Deutschland steht Heinrich von Kleist, einer ihrer Märtyrer, dem das Unglück seines Vaterlandes die Lebensfreude zerstörte und den Flug seines Genius hemmte, eine Erscheinung einziger Art, die unseren Verstand zur Bewunderung hinreißt und unser Herz mit tiefstem Mitleid erfüllt. Kein anderer unserer großen Künstler verdient so sehr die ganze Liebe seines Volkes, wie dieser, denn er hat den Jammer und Schmerz des getretenen Preußenvolkes, dem der Glaube an seine höchsten Güter, der Zusammenhang mit der großartigen Tradition seiner Fürsten und Könige geraubt war, in sich getragen, bis er ihm den Sinn verwirrte und ihn in den Tod trieb, ehe noch die Morgenröte der Freiheit den ersten Strahl auf deutsche Erde geworfen hatte. Der Geschichtschreiber dieser Zeit dürfte Goethes vergessen, der ungerührt von dem Leid seines Volkes sich abwandte und aus einer Welt floh, deren treibende Kräfte er nicht mehr verstand; aber er würde unwahr werden, wenn er Kleists letzte Werke, deren Entstehung und Vollendung in die Jahre 1809 bis 1811 fiel, nicht in innigen Zusammenhang brächte mit den Zuständen und Ereignissen der Fremdherrschaft. Kein Deutscher hat den Ingrimm, die Sehnsucht nach Vergeltung all der Schmach, die sein Volk von dem neuen Cäsar dulden mußte, heißer gefühlt und unheimlicher drohend ahnen lassen als Kleist in seiner Hermannsschlacht, nicht in tönenden Reden, im Vorbilde der That, der blutigen Rache. Es bedurfte keiner Anspielung, die erst gedeutet werden sollte, um zu erweisen, daß der Dichter in seinen Römern nur Franzosen sieht; die Leidenschaft, die jeden Hörer aus diesen Versen anhaucht, spricht es aus. Wer hätte zweifeln können, gegen wen die Worte Hermanns gerichtet waren:

Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
Solang sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!

oder wen es anging, wenn der Sieger in der Teutoburgerschlacht dem Ubierfürsten, der als „Beherrscher eines freien Staats“ das Recht in Anspruch nimmt, sich mit jedem zu verbinden, wer es sei, zuruft:

Ich weiß, Aristan, diese Denkart kenn' ich.
Du bist im stand und treibst mich in die Enge,
Fragst, wo und wann Germanien gewesen?
Ob in dem Mond? Und zu der Riesen Zeiten?

Und was der Witz sonst an die Hand dir gibt.
Doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du
Mich schnell begreifen, wie ich es gemeint.
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!

Nichts konnte geeigneter sein, das durch die Ereignisse vor 1806 und 1807 unterdrückte Selbstgefühl der Preußen wieder zu beleben, als indem man ihnen die Schlacht von Fehrbellin, den fröhlichen Reitersieg der Schwadronen des Großen Kurfürsten vor Augen rückte; wer je den Degen geführt, der mußte dem Prinzen zujubeln, der „Fanfare blasen“ und gegen den Feind reiten ließ, wenn auch die Ordre Zurückhaltung befohlen hatte. In den Tagen Dörnbergs und Schills war es kein müßiger Prinzipienstreit, wenn Kleists Drama die Frage behandelte, ob die Not des Vaterlandes ein kühnes Wagnis auch gegen den ausgesprochenen höchsten Willen gestatte, wenn es sich um eine wichtige Entscheidung handle. „Das ganze Stück gewinnt durch die lebensvolle Färbung der heimischen Zustände einen Reiz, durch den es vielleicht einzig in unserer Litteratur dasteht. Mit frischem Atemzug weht uns der Geist eines wohlgeordneten Kriegerstaats entgegen, der in seiner Weise ebenso anerkennenswert ist als die republikanische Freiheit, weil er sich an eine Fahne knüpft, die ein höheres Symbol umschließt, als das Wohlbefinden der gegenwärtigen Generation.“ [1]) Die Berliner Theaterpolizei hatte für diese Vorzüge allerdings kein Verständnis; Regierung und Publikum ließen den leider allzu edel und feinfühlig veranlagten Dichter einmütig so lange hungern, bis er in Verzweiflung — in ganz begreiflicher Verzweiflung, nicht im Wahnsinn — den Tod zum Retter aus unerträglichen Verhältnissen wählte. Die Töne aber, die Kleist angeschlagen, die klangen wieder aus manches Mannes Seele und wurden zu Sturmsignalen für die große Bewegung, die dem Unglücklichen zu erleben versagt blieb; sie wurden kräftig erwidert von dem jungen Franken, den die böse Zeit zu „geharnischten Sonetten“ zwang, obwohl seine Leier nur für die sanftesten Melodien und Spiele der Liebe bestimmt war, von Friedrich Rückert, dessen heißem nationalen Zorne wir die prächtigen Verse verdanken:

Was schmiedst du, Schmied? „Wir schmieden Ketten, Ketten!“
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!“
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten.

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten!“
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Netz dem Fisch, dem zagen.“
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben!“
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen.

[1]) Julian Schmidt, Die deutsche Litteratur seit Lessings Tod. II.

Was schreibest, Dichter, du? „In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“

Die Vereinigung vieler Gleichgesinnten zu gemeinsamer geistiger Beschäftigung wurde in den Tagen der politischen Verkommenheit durch eine großartige Entwickelung des Universitätslebens gefördert, das sich immer weiter reichender Sympathien erfreute. Der Großherzog von Baden hat, von seinem Minister v. Reizenstein kräftigst unterstützt, der ehrwürdigen Heidelberger Hochschule eine besondere Sorgfalt zugewendet und ihr dadurch eine Bedeutung verliehen, welche sie bald weit über Jena erhob. Wie schon erwähnt, war es dort namentlich die Wirksamkeit junger Theologen, die auf die deutsche Jugend großen Einfluß ausübte, der mittelbar auch der nationalen Erziehung zu gute kam. In Baiern wurden wichtige Veränderungen in den akademischen Einrichtungen von Max Joseph vorgenommen; die kleinen Diözesan- und Jesuitenschulen zu Bamberg und Dillingen wurden aufgehoben, dagegen München, Würzburg und Erlangen von der kirchlichen Bevormundung befreit, unter ausschließlich weltliche Verwaltung gestellt und ihnen durch Berufung ausgezeichneter Lehrer aus Norddeutschland ein universeller Charakter verliehen. Das wichtigste Ereignis für die Pflege der Wissenschaften in Deutschland aber wurde die Gründung der Universität Berlin, infolge eines Gutachtens Wilhelm v. Humboldts am 16. August 1809 vom Könige genehmigt. Humboldt ging mit so lebhaftem Eifer an die Ausführung, daß die ersten Vorlesungen schon im Herbste 1810 gehalten werden konnten. Schleiermacher, Savigny, Hufeland, Graefe, Fichte, Friedrich August Wolf, v. d. Hagen gehörten zu den ersten Lehrern der 459 Studenten, die schon im ersten Jahre immatrikuliert wurden, ihnen schlossen sich schon im darauffolgenden Böckh und Eichhorn an. Die brandenburgische Landesuniversität Frankfurt a. O., die während ihres 300jährigen Bestandes doch niemals zu einem kräftigen Aufschwunge gelangt war, wurde mit den Ueberresten der Jesuitenschule „Leopoldina“ in Breslau verbunden und als „Wratislauia“ am 19. Oktober 1811 eröffnet. Der König bewilligte der neuen Anstalt 56000 Thaler, was in jener Zeit des allgemeinen Notstandes und kümmerlicher Existenz aller Kreise als ein geradezu erstaunliches Opfer bezeichnet werden muß. Wilhelm v. Humboldt hat die Politik der preußischen Unterrichtsverwaltung in den schönen Worten gerechtfertigt, die er darüber an den König richtete: „Weit entfernt, daß das Vertrauen, welches ganz Deutschland ehemals zu dem Einflusse Preußens auf wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung hegte, durch die letzten unglücklichen Ereignisse gesunken sei, so ist es vielmehr gestiegen. Man hat gesehen, welcher Geist in allen neueren Staatseinrichtungen herrscht und mit welcher Bereitwilligkeit auch in großen Bedrängnissen wissenschaftliche Institute unterstützt wurden. Der preußische Staat kann und wird daher fortfahren, von dieser Seite den ersten Rang in Deutschland zu behaupten und auf seine intellektuelle und moralische Richtung den entscheidendsten Einfluß auszuüben.“

In den Verhältnissen der europäischen Mächte hatte sich inzwischen nach dem Wiener Frieden eine wichtige Veränderung ergeben: die Annäherung Oesterreichs an Napoleon. Es ist noch nicht festgestellt, ob der Gedanke zuerst von diesem ausgesprochen worden ist oder ob er von Wien ausging. Jedenfalls stand er im Einklange mit der Politik des Grafen Metternich, dem nunmehr die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Oesterreichs anvertraut worden war. Dieselbe hatte nur ein einziges Ziel: die Wiedergewinnung von Macht. Eine besondere Richtung oder ein höherer Zweck dieser Macht war für einen Staatsmann von dem Geiste Metternichs nicht erforderlich. Er nahm für sich selbst nichts anderes in Anspruch, als die erste Stellung in der Leitung der österreichischen Angelegenheiten und großen Einfluß auf die europäische Diplomatie; ideale Aufgaben kannte er nicht und gestand sie auch dem Staate nicht zu. Die Beweggründe seines Handelns waren ganz subjektiv und von persönlichen Antrieben untrennbar, sie trafen jedoch von selbst mit den Interessen seines Monarchen und vielleicht auch der Dynastie zusammen. Um die wahren, aus dem inneren Wesen der Monarchie entspringenden Bedürfnisse derselben hat Metternich niemals gefragt. Seine Prinzipien waren so einfach, aber auch so oberflächlich als möglich, und blieben daher für die beschränkten Köpfe, die sich zu Vertretern des „wahren Oesterreichertums" berufen glauben, bis auf unsere Tage maßgebend. In Oesterreich ist für diese der Staatszweck die Größe und Machtstellung der Dynastie. Möglichst viele Bajonette und möglichst viel Geld in die Kassen! Die Verwendung dafür wird sich immer finden, denn ein solcher Staat kann sich nach allen Richtungen ausdehnen, die Sphäre seiner Interessen ist unendlich: für ihn gibt es keine nationale, keine kulturelle, keine wirtschaftliche Begrenzung; er ist für alle Völker gleich gut und — gleich schlecht. Das ist das „Um und Auf" der Metternichschen Politik; ihr sogenannter konservativer Charakter ist nur eine notwendige Folge derselben; denn es ist doch einleuchtend, daß sich für diesen Staatszweck die Bevölkerung im ganzen auf die Dauer nicht begeistern kann. Bei aller Anhänglichkeit und Treue, die ja die unausbleibliche Folge vielhundertjährigen Zusammenlebens ist, kann ein Volk, wenn es politisch denken gelehrt wird, doch kaum dazu dressiert werden, als einzigen Zweck seines Daseins und seiner Leistungen die Macht seines Fürsten anzuerkennen; es kann, wenn überhaupt politisches Denken geduldet wird, nicht verhindert werden, daß man als den gemeinsamen Zweck für das Zusammenwirken von Fürst und Volk die nationale Wohlfahrt bezeichnet. Dergleichen Erörterungen überhaupt gar nicht zuzulassen, das politische Denken und die Aeußerung von Ansichten und Wünschen polizeilich zu verhindern, gehört zu den wirksamsten Mitteln dieser Staatskunst, die man lange Zeit für konservativ gehalten hat und in manchen Kreisen gewiß noch immer dafür hält. Metternich war nicht der Schöpfer dieser Theorie, er hat überhaupt nicht einen Funken schöpferischer Kraft in sich gehabt; gegenüber seinen Vorgängern Stadion, Thugut, nicht zu reden von Kaunitz und Bartenstein, ist er ein kleines Talent und ein im ganzen unbedeutender, ja nicht einmal geistvoller Mensch. Die Quintessenz seiner Weisheit war im Bonapartismus längst enthüllt, sein eigentlicher Lehrmeister war Napoleon in seiner Entwickelung seit der Gründung des

Kaisertums. Der Emporkömmling, der alle Macht, die er besaß, durch sein Genie und sein Glück erworben hatte, bedurfte großer Mittel, um diese Macht zu erhalten, mußte sich durch das Ungewöhnliche seiner Ansprüche den Nimbus der Großartigkeit sichern; der Sachwalter eines alten Besitzstandes, der sich noch immer als nicht unansehnlicher Ueberrest einer ehemaligen Weltmacht darstellte, konnte sein Augenmerk auf die kleinsten Geschäfte richten. Die großen Traditionen waren ja vorhanden, auf sie konnte man sich sofort beziehen, sobald sie irgendwie brauchbar wurden. War nur einmal die böse Zeit der Revolution gänzlich abgelaufen und die Kraft einer großartigen Volksbewegung, die Bonaparte sich nutzbar zu machen verstanden hatte, erschöpft, dann gab es ohne Zweifel Gelegenheit genug zu Erwerbungen mannigfaltigster Art, und zwar um so leichter, wenn man für dieselben gar kein höheres Ziel setzte, wenn man dem eigenen Staate gar keinen besonderen Charakter beizulegen bestrebt war, sondern ihm die Fähigkeit beilegte, wahllos alles aufzunehmen, was nur immer zu haben war und als Kraftzuwachs gelten konnte, wenn es auch keiner war.

Mit Metternichs Auftreten als leitender Staatsmann in Oesterreich verschwand der letzte Schimmer jener Größe, die durch die ideale Bedeutung des römischen Kaisertums deutscher Nation auf die Träger dieser Krone übergegangen war. Der westfälische Reichsgraf sah die Welt mit nüchternerem Blicke an als sein Vorgänger von der schwäbischen Grafenbank, auf ihn übte des alten Reiches Kraft und Herrlichkeit keine Anziehung aus, er war überhaupt aller nationalen Gefühle so vollkommen bar, daß er dieselben gar nicht in seine politischen Berechnungen aufnehmen konnte, weil er sie nicht zu schätzen wußte. Sein Haß gegen Napoleon war nicht gegen den Franzosen als Feind der Deutschen, sondern gegen das Werkzeug der Revolution, gegen den Selfmademan gerichtet, der die alten Dynastien in ihrem für unerschütterlich gehaltenen Herrscherrechte gestört hatte. Da dieser Haß also seinen Ursprung nicht in einem tiefen und starken Gefühle hatte, konnte er erforderlichen Falles zurückgestellt und für unbestimmte Zeit in Hochachtung verwandelt werden. Dazu war Metternich vollkommen bereit und ergriff die sich ihm sehr bald nach seinem Amtsantritte darbietende Gelegenheit, seinen Kaiser, der vor weniger als einem Jahre das ganze gesittete Europa gegen den frechen Friedensstörer und Länderräuber Bonaparte aufgerufen hatte, zum Bundesgenossen und — Schwiegervater desselben zu machen.

Napoleon hatte unmittelbar nach seiner Rückkehr von Wien die Scheidung von seiner Gemahlin Josephine, von der er sich keine Erben und Nachfolger mehr versprechen durfte, in aller Form durchgeführt. Die Sache hatte auf weltlichem Gebiete keine Schwierigkeiten ergeben, da Josephine sich dem Willen des geliebten Mannes, wenn auch unter den heftigsten seelischen und körperlichen Erschütterungen, unterwarf und die ihr vorgeschriebene Erklärung durch den Mund ihres Sohnes Eugen vor den dazu berufenen Zeugen am 15. Dezember abgab. Der Kaiser der Franzosen, der die katholische Religion wieder zur Staatsreligion gemacht hatte, wollte seine neue Ehe jedoch nicht nur als Civilehe schließen, sondern durch eine kirchliche Trauung die volle Gültigkeit derselben für Gegenwart und Zukunft außer Zweifel setzen. Um dies zu ermöglichen, mußte die erste Ehe

mit Josephine von der Kirche ungültig erklärt werden, und dazu hätte die Einwilligung des Papstes gehört. Pius VII. hatte jedoch im verflossenen Sommer unter dem Eindrucke der neuerlichen Erhebung Spaniens und der Schlacht bei Aspern die Beschränkung seiner weltlichen Macht von Seite Frankreichs als Kirchenraub erklärt und gegen Napoleon, als dieser ihm sogar den Besitz von Rom entzog, die Exkommunikation ausgesprochen. Darauf ließ Napoleon den Papst gefangen nehmen, zuerst nach Grénoble, dann nach Savona bringen; die Kardinäle aber zwang er zur Uebersiedelung nach Paris. Von dem gefangenen Papste, der trotz seiner milden und versöhnlichen Natur doch weit entfernt war, sich der Gewalt zu fügen, sondern derselben vorläufig passiven Widerstand entgegensetzte, konnte Napoleon kein günstiges Urteil in seiner Eheangelegenheit erwarten, er legte dieselbe daher einer Kommission gefügiger Prälaten, darunter zweier Kardinäle, vor und diese fand Anhaltspunkte, die zweimal, im Jahre 1796 und 1804 geschlossene Ehe als ungültig zu erklären. Der einzig stichhaltige war der Umstand, daß die 1804 erfolgte kirchliche Einsegnung nicht in Gegenwart des ordentlichen Seelsorgers, des Parochus loci, geschehen sei, wodurch der Mangel eines kanonischen Erfordernisses konstatiert war; die Frage, ob nicht schon die Verbindung vom Jahre 1796 den kanonischen Bestimmungen entsprochen habe, wurde in den Hintergrund gedrängt. Als die Trennung der Ehe mit Josephine Beauharnais durchgeführt wurde, waren die Absichten Napoleons hinsichtlich seiner Wiedervermählung noch auf eine russische Prinzessin gerichtet, wovon er schon in Erfurt seinem Freunde Alexander Mitteilung gemacht hatte. Doch gab es bereits eine Partei unter seinen Getreuen, die für eine Verbindung mit dem Hause Habsburg vorarbeiteten, namentlich bemühte sich Graf Laborde, der früher österreichischer Offizier gewesen, seither aber wieder in französische Dienste getreten war, den österreichischen Botschafter in Paris, den Fürsten Karl Schwarzenberg für dieselbe zu gewinnen. Dieser war bei seinem Amtsantritte mit ausgesuchter Zuvorkommenheit aufgenommen worden und hatte aus verschiedenen Andeutungen entnehmen können, daß man in den Tuilerien auf die Herstellung intimer Beziehungen zu seinem Kaiserhause lossteuere. Einige antifranzösische Demonstrationen in den Wiener Theatern hatten jedoch bald darauf wieder eine sehr merkbare Verstimmung in Paris hervorgerufen, auch trat die russisch gesinnte Partei mit der Behauptung hervor, daß die Zustimmung zu der Vermählung des Kaisers mit der fünfzehnjährigen Großfürstin Anna demnächst in Petersburg gegeben werden würde.

Im Laufe des Januar 1810 wurden beide Eheprojekte in Paris eifrig verhandelt. In einem von Napoleon abgehaltenen Familienrate trat Eugen Beauharnais, der durch die Aussöhnung mit Oesterreich sein italienisches Vizekönigtum gesichert wähnte, sehr energisch für das österreichische Bündnis, Murat gegen dasselbe auf; der Kaiser erklärte, sich noch nicht entscheiden zu können. Er hatte jedoch bereits die Gräfin Metternich, die noch in Paris lebte, aufgefordert, ihm über die Stellung des Wiener Hofes zu einer Heirat zwischen ihm und der Erzherzogin Maria Louise, der ältesten Tochter des Kaisers Franz und seiner zweiten Gemahlin Maria Theresia von Neapel, Aufschluß zu geben. Diese setzte von dieser Eröffnung sofort den Fürsten Schwarzenberg und ihren

Mann in Kenntnis. Beide nahmen diese Wendung der Dinge sehr günstig auf. Schwarzenberg scheint in der Ueberzeugung gelebt zu haben, daß es überhaupt keinen Widerstand gegen den Willen des Herrn von Europa gebe, und erblickte in einer Weigerung Oesterreichs den Anlaß zu dessen Untergang. Metternich ging in seinen Befürchtungen nicht so weit, ihn bestimmten die augenblicklichen Vorteile, die aus den verwandtschaftlichen Beziehungen zu Napoleon für Oesterreich erwachsen konnten. Er hielt es für eine unabweisbare Forderung der österreichischen Politik, dem tief erschütterten Staate Ruhe und Gelegenheit zur Erholung zu schaffen, damit er aktionsbereit sein könne, wenn jener Umschwung der Verhältnisse erfolgen würde, an den er mit Bestimmtheit glaubte, er fürchtete, daß im Falle einer ablehnenden Haltung Oesterreichs die Familienverbindung zwischen Rußland und Frankreich unfehlbar zu stande kommen würde.[1]) Die Bedenken, ob eine Fürstenfamilie von dem Range und den Traditionen der Habsburger sich nicht erniedrige, wenn sie verwandtschaftliche Bande mit dem Sohne der Revolution eingehe, ob Oesterreich nicht das Vertrauen des deutschen Volkes verscherze, wenn es so plötzlich die Rolle des Vorkämpfers für deutsche Interessen fallen lasse und dazu beitrage, das Ansehen seines Unterdrückers zu erhöhen und zu befestigen, ob das Kaiserhaus noch einen Anspruch auf die erste Stelle in einer künftigen Vereinigung der deutschen Stämme erheben könne, wenn es sich auf das Niveau der baierischen, sächsischen, württembergischen und badischen Vasallen zurückziehe, Bedenken dieser Art haben den oberflächlichen Diplomaten nicht beunruhigt. Er legte die Angelegenheit dem Kaiser Franz in einer Form vor, die dessen Zweifel und Gewissensskrupel nicht zu bestärken vermochte. Sowohl der Kaiser als sein Minister waren rasch entschlossen, auf den Wunsch Napoleons einzugehen, und glaubten, daß sie dafür eine Reihe von Vergünstigungen, ja sogar sofort realisierbarer Versprechungen und Gebietsvermehrungen als Gegengeschenk erhalten würden. Sie waren jedoch nicht wenig enttäuscht, als Napoleon in seiner rücksichtslosen, in diesem Falle geradezu unverschämten Manier die Angelegenheit zum Abschluß zu bringen wußte, bevor er dem künftigen Schwiegervater auch nur das geringste Zugeständnis gemacht hatte[2]).

Am 6. Februar war ein Kurier von Caulaincourt aus Petersburg in Paris eingetroffen, der die Nachricht brachte, daß der Zar Ausflüchte nehme und die Entscheidung über das Heiratsprojekt hinauszuschieben suche. Napoleon nahm dieses Vorgehen als Ablehnung an und wollte diese mit dem unverweilten Abschlusse des österreichischen Bündnisses beantworten. Er zwang den Fürsten Schwarzenberg, schon am 7. Februar das Eheverlöbnis im Namen seines Monarchen zu unterzeichnen. Dieser sah keinen anderen Ausweg, als sich dem Gebote zu fügen, berichtete dies nach Wien und bat den Kaiser, wenn er ihn desavouieren zu müssen glaube, seine augenblickliche Abberufung von Paris zu veranlassen. Metternich beschwor er, jeden Aufschub der „großen Angelegenheit“

---

[1]) Oncken, Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. 2. Bd., S. 54 u. ff.

[2]) Oncken a. a. O. behauptet, daß das Wiener Kabinett den Fürsten Schwarzenberg schon vor der formellen Anfrage Napoleons zur Zusage bevollmächtigt habe.

zu vermeiden, durch deren geschickte Behandlung der Bestand der Monarchie nicht nur gesichert, sondern auch freundlich gestaltet werden könne.[1]) Die Besorgnisse des Fürsten werden kaum sehr ernst gewesen sein; er konnte ja wohl beurteilen, wie weit die Charakterstärke daselbst reichen würde. Der Kaiser fühlte sich durch die Barschheit Napoleons zwar verletzt, aber er ertrug sie und ließ sich auch die nachträgliche Werbung, nachdem man seinem Vertreter bereits die Zusage abgenötigt hatte, gefallen. Von seiten seiner Tochter wurde kein Widerstand erhoben. Die Erzherzogin soll nach Metternichs Bericht auf dessen Frage, was ihr eigener Wille in der Sache sei, geantwortet haben: „Ich will nur, was zu wollen meine Pflicht ist, wo es sich um das Interesse des Reiches handelt. Bitten Sie meinen Vater, seine Herrscherpflichten zu befragen und dieselben keinem an meine Person geknüpften Interesse unterzuordnen.“ Wenn die Antwort thatsächlich in dieser Form gegeben worden ist, so war sie jedenfalls von dritter Seite vorbereitet. Maria Luise hat die Pflicht gewiß nicht sehr tragisch genommen, sondern ist in dem Wechsel ihrer Stimmung von Haß zu Liebe der Wiener Bevölkerung mit dem besten Beispiele vorangegangen[2]). Da für die bereits erpreßte Einwilligung ohnehin keine Gegenleistung mehr verlangt werden konnte, so konnte der Brautvater den großartigen Vorbehalt machen, „daß weder von der einen noch von der anderen Seite irgend eine Bedingung an die Verbindung geknüpft werde; es gibt Opfer, die durch nichts, was einem Handel nahe kommt, befleckt werden dürfen.“ Metternich schmeichelte sich mit der Hoffnung, durch einen nach der Hochzeit zu schließenden Bündnisvertrag das Versäumte nachholen zu können, und erwirkte sich vom Kaiser die Erlaubnis, während der ersten Zeit des Aufenthaltes seiner Tochter in Paris daselbst ebenfalls Aufenthalt nehmen zu dürfen.

Die Oesterreicher nahmen das Ereignis mit gewohnter Leichtfertigkeit auf, namentlich die Wiener, deren politische Gesinnungslosigkeit ihrer schönsten Blüte entgegenreifte, schlugen in ihrer Stimmung sofort um; vor wenigen Wochen hatten sie sich über Napoleon mit schlechten Witzen lustig gemacht, ohne zu bedenken, daß dies den Zorn des eitlen Menschen erregen und ihnen neue Verlegenheiten zuziehen könne, jetzt jubelten sie über das Glück, das der Prinzessin und ihnen wiederfuhr, und beeilten sich, ihre Sympathien für den „Bonaparte“ dadurch zu beweisen, daß Männer und Frauen die Lieblingsfarbe des Imperators, Grün, an ihren Kleidern zur Schau trugen. Justinus Kerner schrieb an Varnhagen nach Prag: „Die Wiener sind toll wegen der Heirat; Napoleon ist nun ein Gott, man betet für ihn in den Kirchen; die Besiegung ist Gewinn; sie betrachten jetzt mit Enzücken die Ruinen von Wien.“ Ganz anders wurde die Nachricht zuerst in Prag aufgenommen. Im böhmischen Hochadel lebten die alten österreichischen Tradition noch ungeschwächt fort; das Metternichsche System war in den Kreisen, in denen die Stadion tonangebend waren, noch nicht an=

[1]) v. Helfert, Maria Luise S. 91.

[2]) Der Biograph der Erzherzogin (v. Helfert) mutmaßt schwere Kämpfe, „heiße Thränen, inbrünstiges Flehen und Beschwören, ein Opfer so unnatürlicher Art von ihr nicht zu verlangen;“ er deutet jedoch mit keinem Worte an, ob diese Mutmaßungen sich auf irgend welche beglaubigte Nachrichten stützen, oder nur auf Kombinationen beruhen.

erkannt worden. „Man fragte erstaunt,“ erzählt Varnhagen, „was dies Ereignis bedeute, woher es stamme, wohin es ziele? ob neue Schlachten verloren worden, ob die äußerste Gefahr abgewendet, oder ob Deutschland und Italien als Gewinn versprochen sei? Daß alle Hoffnungen, in welchen die moralische Kraft und der Stolz und Trost der Edlen sich noch zusammenhielt, plötzlich gesprengt, und da, wo noch eben mutiges Harren und Mühen gewaltet, nur unabsehbares Aufgeben und Verleugnen übrig war, diese Vorstellung ergriff manches Gemüt mit Schrecken und Verzweiflung.“ Doch der Widerstand der öffentlichen Meinung war kein nachhaltiger. „Die Thatsache war zu gewaltig, ihre Uebermacht zu fortreißend, vor so großen Befugnissen und Weihen, welche durch zwei Kaisernamen hier ausgesprochen waren, beugte sich bald die wankelmütige Menge; die neue Richtung war entschieden, es galt nun zu sehen, was in ihr für neue Glücksfälle und Vorteile lägen; die Dreistigkeit der Schwäche fehlte auch hier nicht, und mit unglaublicher Raschheit, von Stunde zu Stunde fast, ging die völligste Umstimmung vor sich.“

Am eigentümlichsten muß es wohl berühren, daß die kaiserliche Familie die Bedenken so leicht beseitigte, die sich der Verbindung Maria Luisens mit Napoleon vom kirchlichen und religiösen Standpunkte entgegenstellten. Der Kaiser von Frankreich war exkommuniziert, also unfähig des Empfanges der Sakramente, kein Katholik konnte nach den Gewaltthaten und nach der entehrenden, ja grausamen Behandlung, die dem Papste durch Napoleon widerfahren waren, an der Berechtigung des gegen denselben erlassenen Kirchenbannes zweifeln. Außerdem war auch bei der Auflösung der Ehe mit Josephine die Autorität des Papstes, dem allein die Entscheidung über Angelegenheiten gekrönter Häupter zusteht, nicht beachtet worden; unter dem Widerspruche eines Teiles der Kardinäle hatte eine Minderheit derselben die Ungültigkeit der ersten Ehe des Kaisers ausgesprochen. Ueber all diese Umstände verstand es Metternich, seinen Herrn hinwegzutäuschen, indem er mit dem Erzbischof von Wien, einem Grafen Hohenwart, eine diplomatische Komödie aufführte, die dem Ausspruche jener Pariser Kommission den Schein des Rechtes verlieh und die neue Ehe als den kanonischen Satzungen entsprechend darstellte. So wurde denn die Tochter des Hauses Habsburg, das seiner Treue zum Papsttum seit drei Jahrhunderten die schwerwiegendsten politischen Opfer gebracht hatte, dem brutalsten Feinde, dem Vergewaltiger der katholischen Kirche ausgeliefert, ohne daß auch nur der Versuch gemacht wurde, einen Ausgleich zwischen Napoleon und Pius VII. anzubahnen.

Am 4. März 1810 traf Marschall Berthier, Fürst von Neufchatel, als Großbotschafter Frankreichs in Wien ein, am 8. März fand die feierliche Werbung, am 11. die Vermählung durch Prokuration statt, wobei Erzherzog Karl, der einstige Generalissimus und erste Paladin des Reiches, den kaiserlichen Bräutigam auf dessen Wunsch vertreten mußte. Unter großem Gepränge und mit ängstlicher Beobachtung des Zeremoniells an fürstlichen Höfen ging die Reise der jungen Kaiserin durch die Rheinbundstaaten und Frankreich von statten, ebenso der Empfang in Paris und die Vermählungsfeierlichkeiten. Von den 29 Kardinälen, die zu der kirchlichen Trauung geladen waren, erschienen nur

zehn, worüber Napoleon, dem alles andere näher lag, als seines Taktgefühl, in eine unbändige Wut geriet, unter der die hochzeitliche Stimmung nicht wenig litt. Consalvi, der Führer der „ungehorsamen, verräterischen" Kirchenfürsten entging kaum der Todesstrafe, die der „getreue Sohn der Kirche" nicht übel Lust hatte, an ihm vollziehen zu lassen. Sämtliche Demonstranten wurden ihrer Einkünfte beraubt und von Paris verbannt. Die Bevölkerung des Landes nahm offen für sie Partei und Napoleon sah sich machtlos einer idealen Größe gegenüber, die auch in Ketten seiner Tyrannei Trotz zu bieten verstand. Es hat sich selten so deutlich gezeigt, was die katholische Kirche über die Gemüter vermag, als in jenen Tagen, da der Nachfolger Petri als Gefangener in Savona weilte und von irdischen Gütern nicht mehr zu seiner Verfügung hatte, als die Mitglieder der ersten Christengemeinden. Es gab nicht wenige in und außer Frankreich, die das entsetzliche Brandunglück, von dem das Fest des Fürsten Schwarzenberg am 1. Juli heimgesucht wurde und das der Schwägerin des Festgebers, der Fürstin Pauline und zwanzig anderen hochstehenden Persönlichkeiten einen martervollen Tod brachte, als das erste sichtbare Zeichen einer höheren strafenden Gewalt erkannten, die allerdings nicht die Schuldigen traf, aber dennoch als eine entsetzliche Drohung zukünftiger schwererer Schicksalsschläge gebeutet wurde.

Doch für Napoleon gab es keine Warnung, keine Einkehr zu ruhiger Ueberlegung, kein Besinnen; er hatte längst die Grenze überschritten, die für den verständigen Menschen durch die Erwägung des Möglichen und des Zweckmäßigen gesteckt ist, er kannte kein Gesetz als seinen Willen, und dieser riß ihn zu immer neuen Veränderungen der kaum geschaffenen Verhältnisse, zu Gewaltthaten fort, deren Ziel und Zweck niemand mehr zu fassen vermochte. Es war ihm zur fixen Idee geworden, daß er England, die einzige noch unbesiegte und seinen Befehlen trotzende Macht durch das Kontinentalsystem wirtschaftlich zu Grunde richten und zwingen könne, seine Friedensbedingungen anzunehmen. Am 21. November 1806 war von Berlin das Dekret ausgegangen, „durch welches die britischen Inseln zu Wasser und zu Lande in Blockadezustand versetzt, aller Handel, Verkehr und Korrespondenz mit ihnen verboten, jeder Engländer ohne Ausnahme, der sich in einem von französischen Truppen oder deren Verbündeten besetzten Lande betreffen lasse, für kriegsgefangen, jedes Magazin, alle Waren und Eigentum jeder Art, die einem Engländer zugehörten, für gute Prise erklärt, aller Handel mit englischen Waren aber durchaus verboten wurde. Kein unmittelbar von England oder von den englischen Kolonien herkommendes Schiff, oder welches dort seit der Publikation des Dekrets gewesen, sollte in irgend einem Hafen zugelassen, alle Schiffe aber, die durch falsche Deklarationen diese Bestimmung zu umgehen suchen würden, sollten samt ihrer Ladung gleich dem englischen Eigentum konfisziert werden". Begründet wurde diese Verfügung damit, daß England das Völkerrecht nicht anerkenne, nicht nur die dem feindlichen Staate gehörenden Kriegsschiffe und deren Mannschaften, sondern auch die Handelsfahrzeuge und deren Bemannung, die Geschäftsführer und Kaufleute den Kriegsregeln unterwerfe und das Blockaderecht auf Plätze und Küsten ausdehne, die es thatsächlich nicht blockiert hatte und nicht blockieren könne.

Das waren Maßregeln, die nicht nur von England seit geraumer Zeit angewendet worden waren, sondern deren sich auch Frankreich, so weit seine Macht reichte, immer bedient hatte. England säumte nicht, auf das Berliner Dekret mit noch schärferen Repressalien zu antworten. Napoleon erklärte hierauf durch die Dekrete von Mailand (17. Dezember 1807) und Paris (11. Januar 1808) jedes Schiff irgend einer Nation, das von einem englischen Schiff visitiert worden oder sich einer Fahrt nach England unterworfen oder irgend eine Abgabe an die englische Regierung bezahlt habe, für denationalisiert und den englischen Schiffen gleich zu achten. Damit hörte nicht nur der Handelsverkehr mit England, sondern überhaupt jeder überseeische Handel auf, da mittlerweile fast alle außereuropäischen Kolonien von England entweder ganz weggenommen oder doch in seinen Machtkreis gebracht worden waren.

Es war ganz unmöglich, daß sich die handeltreibenden Völker diesen Dekreten unterwarfen, die ihre Lebensbedingungen zerstörten und sie in den Zustand bitterster Not versetzen mußten. Napoleons eigener Bruder, König Ludwig von Holland, brachte es nicht über sich, die Uebertreter des tyrannischen Gesetzes mit den Strafen zu belegen, die sein kaiserlicher Oberherr von ihm verlangte, denn er faßte seine Aufgabe als Monarch ernst und würdig auf, indem er es für seine Pflicht hielt, das Wohlergehen seiner Unterthanen zu befördern. Er sah sich deshalb sehr bald einer höchst beleidigenden Behandlung von seiten Napoleons und seiner Werkzeuge ausgesetzt, er mußte es geschehen lassen, daß die Provinzen Nordbrabant und Seeland seinem Staate entrissen und ein französisches Occupationscorps nach Holland gesendet wurde. Als auch der persönliche Verkehr mit dem Bruder, der bald nach seiner Vermählung mit der jungen Kaiserin Holland bereiste, die Verhältnisse nicht besserte, sondern die Kluft zwischen den Brüdern noch erweiterte, hielt er seine Stellung nicht mehr mit Ehre und Gewissen vereinbar und floh am 1. Juli 1810 aus dem Lande, auf dessen Regierung er zu Gunsten seines Sohnes verzichtete. Napoleon, über die Unbotmäßigkeit des Bruders höchst gereizt und in seiner Eitelkeit verletzt, berücksichtigte die Bedingung seiner Abdankung nicht, sondern vereinigte am 9. Juli das Königreich Holland, das in sieben Departements zerstückt wurde, mit dem Kaisertum Frankreich. Europa mußte sich diesen neuen willkürlichen Eingriff in sein seit Jahrhunderten anerkanntes und mit den größten Opfern geschütztes Staatensystem gefallen lassen, es gab keine Macht mehr, die dagegen auftreten konnte. England führte den Krieg gegen den Allgewaltigen zwar unentwegt fort, aber es konnte ihn auf dem Kontinente nicht bekriegen, als durch Unterstützung des Widerstandes in Spanien; Rußland galt noch als Verbündeter und rechnete noch immer darauf, im Oriente schadlos gehalten zu werden; doch sollte schon der nächste Staatsakt des Freundes und Bundesgenossen den Zaren überzeugen, daß auch dessen nächste Verwandte von Napoleon nicht geschont würden, wenn es sich um neuen Machtzuwachs für die französische Universalmonarchie handelte.

Nicht nur Holland, auch die norddeutsche Küste mußte dem Einflusse Englands gänzlich entzogen und der Ausbeutung durch Frankreich zugänglich gemacht werden. Es genügte nicht, daß dort seit dem Jahre 1806 fran=

zösische Besatzungen die autonomen Regierungen überwachten und fast unerschwingliche Steuern einhoben; Napoleon fand diese Gebiete zur Vereinigung mit Frankreich geeignet und machte aus Oldenburg, Lauenburg, den drei Hansestädten, einigen Teilen des Königreichs Westfalen, Großherzogtums Berg, den Arembergschen und Salmschen Besitzungen noch drei neue Departements mit den Hauptorten Osnabrück, Bremen und Hamburg, zusammen 605 Quadratmeilen und nahezu 1200000 Einwohnern. Marschall Davoust wurde Generalgouverneur mit der Vollmacht, die ihm unterstellte Bevölkerung nach Belieben durch administrative Maßregeln ohne Rücksicht auf deren Berechtigung zu peinigen, wenn nur der Verkehr mit England aufgehoben und eine möglichst große Geldabfuhr nach Frankreich erzielt werde. Unter den Großwürdenträgern des neuen Kaiserreiches war dieser edle Burgunder einer der frechsten und unzivilisiertesten Bengel, ein Mensch von niedriger Denkungsart, zu dessen persönlichem Vergnügen es gehörte, anderen die Thränen aus den Augen zu treiben — ein echter Sohn der Revolution, durch welche angeblich die Menschenrechte entdeckt und sichergestellt worden sein sollen. Er hatte wohl eine dunkle Ahnung davon, daß man mit lästigen und aufreizenden Verwaltungsregeln ein Volk nicht für alle Zeiten niederdrücken und zur Ausbeutung geeignet machen könne, und meinte daher seinen Angriff auch gegen die deutsche Litteratur richten zu sollen, „die es den Deutschen allein noch möglich mache, sich noch für eine Nation zu halten. Doch er mußte es bei dem guten Willen bewenden lassen, denn die Sache selbst war seinen Begriffen zu fern. Mit Händen wollte er sie greifen und vergriff deshalb immer nur an einzelnen Männern und an litterarischem Handwerksgerüst." [1]) Der deutsche Buchhandel wurde unter eine Kontrolle gestellt, die ihn gewiß unfähig gemacht haben würde, auf das geistige Leben der Nation Einfluß zu nehmen, wenn die kontrollierenden Beamten die Fähigkeit gehabt hätten, die ihnen vorgezeichneten Aufgaben auszuführen. Ihr Mangel an Kenntnis der deutschen Sprache hinderte sie daran, sich von dem Inhalte der Bücher, deren Titel ihnen bekannt gegeben werden mußten, irgendwelche Vorstellung zu machen, und so geschah es, daß sie das Erscheinen von Werken über Färbekunst, Obstbaumzucht, Schachspiel u. s. w. untersagten, dagegen unter dem Titel „œuvres diverses" oder „œuvres politiques" u. a. die Einführung beliebiger Autoren gestatteten. Hätte es nicht immer eine Anzahl elender Deutscher gegeben, durch welche die französischen Behörden auf Werke, die ihnen bedenklich erscheinen konnten, aufmerksam gemacht wurden, so wäre der deutsche Buchhandel niemals an der Verbreitung von Schriften gehindert worden, die zur Erweckung des nationalen Geistes beitragen konnten. An feigen Seelen, die ihre Niedertracht mit empörender Frechheit zur Schau trugen, hat es in jenen Tagen des Napoleonischen Despotismus aber nicht gefehlt. Wie weit die Verleugnung jedes politischen Anstandes gehen konnte, möge folgende Stelle eines Aufsatzes der in Hamburg herausgegebenen „Minerva" bezeugen, der die Aufschrift „Ein Blick in unsere Zukunft" trägt. [2]) Darin wird zuerst die Unhaltbarkeit der früheren

[1]) Friedr. Perthes' Leben. 1. Bd. 180.

[2]) Er gehört dem 1. Bande des Jahrganges 1811 dieser Zeitschrift an, des letzten, den der charakterlose Archenholtz herausgegeben hat; denn im Mai desselben Jahres übernahm Dr. Bergk

Zustände Deutschlands auseinander gesetzt und dann die Behauptung aufgestellt, daß „der Unsicherheit der äußeren oder politischen Existenz, sowie den Mängeln einer Verfassung, die zu ihrer Wiedergeburt durch sich selbst einer ganz anderen Zeit bedurft hätte, als der jetzigen, mit einemmal auf das sicherste und kräftigste abgeholfen worden sei durch die Maßregel des mächtigen Kaisers der Franzosen, nach welcher wir dem großen Reiche einverleibt worden sind. Eine große, festbegründete Macht, wie die Welt noch keine gesehen, sichert uns nunmehr vor jeder äußeren Gefahr, vor jedem unziemenden Ansinnen fremder Gewalthaber; eine neue Regierung, die keine anderen als kräftige, zum Ziele führende Maßregeln kennt und in Thätigkeit setzt, wird unsere innere Wohlfahrt schützen und fortdauernd heben; eine treffliche Gesetzgebung, von weisen und wohlwollenden Richtern gehandhabt, wird Recht und Gerechtigkeit, Ruhe und Ordnung pflegen und erhalten; neue und weite Aussichten öffnen sich und erregen unsere Aufmerksamkeit und Teilnahme, neue Quellen des Erwerbes, der Thätigkeit und des vielfachen Verdienstes werden sich aufthun. Wir dürfen also wohl diese Schickungen segnen, mit dankbarer Anbetung und inniger Ergebung; unsere Pflichten, die gegen unsere neue Obrigkeit uns obliegen, stehen nicht im Widerstreit mit unserer Ueberzeugung; was wir vernünftig wünschen konnten und wünschen durften, sehen wir vor uns in nicht mehr zu bezweifelnder Erfüllung." In solchen Worten, mehr als in allen Vergewaltigungen und Bedrückungen, die von den Deutschen damals ertragen werden mußten, ist es begründet, daß die Zeit der Napoleonischen Herrschaft die Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung genannt wird.

Der Einverleibung der norddeutschen Küstengebiete in das neufranzösische Reich war noch eine andere Territorialveränderung auf deutschem Boden vorhergegangen, der Dalbergsche Primatialstaat hatte Regensburg, das an Baiern abgetreten wurde, verloren und wurde in ein Großherzogtum Frankfurt umgewandelt. Dieses bestand nun aus dem Gebiete dieser Stadt, dem Fürstentum Aschaffenburg, der Grafschaft Hanau, dem Fürstentum Fulda, der Stadt Wetzlar und einigen früher standesherrlichen Bezirken. Kardinal Fesch verlor die Anwartschaft auf die Nachfolge, die dem Vizekönig Eugen als Ersatz für Italien zufiel. Rom wurde die zweite Hauptstadt von Frankreich, nach der sich der Erbe des Kaiserreiches zu nennen hatte, den Maria Luise am 20. März 1811 ihrem Gemahle schenkte.

Außerhalb Deutschlands war eine wichtige Veränderung in der Regierung von Schweden vor sich gegangen, dessen wahnsinniger König Gustav IV. von den Reichsständen des Thrones verlustig erklärt worden war, als Napoleon eben im Begriffe war, den Krieg gegen Oesterreich zu rüsten. An seine Stelle trat der alte Herzog von Südermannland als König Karl XIII., dem in der Person des Prinzen Christian August von Holstein der Nachfolger bestimmt wurde. Dessen am 18. Mai 1810 erfolgter gewaltsamer Tod machte die Neuwahl eines

in Leipzig die Redaktion und führte sie bis Januar 1814, da Herr Bron an die Spitze des Unternehmens trat. Archenholtz starb im Alter von 71 Jahren im Februar 1812. Dr. Bergk befliß sich nach Möglichkeit litterarischen Anstandes, ähnliche Speichelleckereien wie unter Archenholtz sind unter seiner Leitung in der Minerva nicht mehr ans Tageslicht gekommen.

Kronprinzen nötig und diese fiel auf den Marschall Bernadotte, Fürsten von Ponte-Corvo, der während seiner Anwesenheit in Schwedisch-Pommern mit hervorragenden Persönlichkeiten der schwedischen Aristokratie in Verkehr getreten war und sich nicht nur bei diesen, sondern auch beim Volke Sympathien erworben hatte. Napoleon fand keine Form zur Verhinderung dieser Rangserhöhung seines alten Kriegsgenossen, dem er so wenig Vertrauen entgegenbrachte, als er verdiente. Bernadotte, der an die göttliche Sendung des Generals Bonaparte weder wirklich glaubte, wie so manche der Marschälle, noch diesen Glauben heuchelte, wie die Mehrzahl derselben, war während der Krise in Holland im August 1809 in den nicht ungegründeten Verdacht gekommen, daß er im Falle einer unglücklichen Wendung in dem Geschicke des Kaisers mit den Gegnern desselben gemeinsame Sache machen würde; Napoleon wußte dies und konnte daher wenig Befriedigung darüber empfinden, daß einer der unverläßlichsten seiner Generale zur Regierung eines Landes berufen wurde, das sich schon durch seine geographische Lage einer unmittelbaren Beeinflussung durch die französische Militärmacht entzog. Aber er freute sich des „Possens, der den Engländern dadurch gespielt wurde, daß ein französischer Marschall den Thron Gustav Adolfs bestieg". Konflikte mit Schweden sah er nicht voraus, obwohl sie in den Verhältnissen begründet waren. Die Schweden waren zwar, wie uns Arndt versichert, zum größten Teile begeisterte Anhänger des Bonapartismus, aber das Kontinentalsystem war für sie auf die Dauer unerträglich und mußte endlich zum Bruche mit Frankreich führen; Napoleon glaubte jedoch nicht mehr an die Möglichkeit eines Widerstandes gegen ihn, er traute auch niemandem den Mut zu, sich gegen ihn zu erheben oder eine verräterische Verbindung zu wagen. Und wenn ihn vielleicht eine innere Stimme vor diesem neuen Kronprinzen von Schweden, der als Sohn eines Advokaten zu Pau das Licht der Welt erblickt hatte, gewarnt haben sollte, so hat er sie aus Stolz unterdrückt, weil er sich nicht gestatten durfte, jemanden zu fürchten.

Absichtliche Selbsttäuschung über Vorgänge in seiner nächsten Umgebung verursachte die zahlreichen politischen Fehler, die Napoleon beging, als er im Besitze der größten Macht sich befand. Er glaubte in seinen Brüdern und Verwandten Werkzeuge seiner Regierungskunst zu besitzen und merkte nicht, daß er sie durch die unvernünftigen Forderungen, die er an sie stellte, zu Gegnern des französischen Imperialismus machen mußte. Lucian hatte dies kommen sehen und war zuerst vor dem „Tiger, der Blut geleckt" geflohen. Ludwig mußte nach längerem redlichen Bemühen, seine Pflichten als König und Bruder in Einklang zu bringen, an der Erreichbarkeit dieses Zieles verzweifeln und sich ebenfalls dem Machtkreise des unzugänglichen Alleinherrschers entziehen; Joseph frondierte in Spanien ziemlich offenkundig gegen den kaiserlichen Oberherrn und Schwager Murat richtete sich in Neapel darauf ein, wenn einmal der Stern Napoleons sinken würde, anderen Gestirnen zu folgen und erblickte in sich den berufenen Regenten eines zukünftigen unabhängigen Königreiches Italien.

Der Krieg in Spanien hatte im Jahre 1809 für Frankreich ziemlich glücklich geendet, der Sieg Wellesley-Wellingtons über General Viktor bei Talavera war durch das Gefecht bei Ocaña wettgemacht worden, in dem die spanischen

Insurgenten eine schwere Niederlage erlitten; König Joseph besetzte mit 70000 Mann frischer Truppen das ganze Land bis nach Cordova; die Zentraljunta der nationalen Verteidigung mußte sich nach Cadix zurückziehen und sah sich genötigt, da ihre Autorität in stetem Schwinden begriffen war, eine Volksvertretung auf liberaler Grundlage, die jedoch den Namen der alten Cortes trug, nach Cadix zu berufen. Trotz aller Anstrengungen Soults, der die Belagerung dieser letzten Felsenfeste der spanischen Unabhängigkeit leitete, machte dieselbe keine Fortschritte, neue Guerillabanden erhoben sich in Andalusien und belästigten die ohnehin schon kampfesmüden Soldaten Frankreichs und seiner Bundesgenossen durch kühne Ueberfälle, bei denen oft Ausbrüche grausamer Rache stattfanden. Napoleon hatte schon mehr als 400000 Mann auf spanischem und portugiesischem Boden vereinigt und doch vermochte er der Halbinsel nicht Herr zu werden. Massena, der den Feldzug in Portugal beenden sollte, prallte mit seiner Armee von etwa 45000 Mann an den Befestigungen von Torres Vedras ab, mußte sich nach Galicien zurückziehen und erlitt auch dort noch eine Niederlage, weil er von Suchet und Ney nicht die nötige Hülfe erlangte. Die Eifersucht der Generale untereinander und ihr von Napoleon gut geheißener Widerstand gegen alle wohlthätigen Verwaltungseinrichtungen des Königs Joseph gab den Gegnern der französischen Regierung immer aufs neue Gelegenheit, sich zu kriegerischen Unternehmungen zu sammeln. Einen verhängnisvollen Fehler beging Napoleon durch die Zerstörung des inneren Zusammenhanges der Königreiche und Landschaften, die den Gesamtstaat Spanien bilden, indem er das Gebiet zwischen den Pyrenäen und dem Ebro in Militärkommanden verteilte und Gouverneuren unterstellte, die sogar das Recht der Steuerausschreibung erhielten. Mit Recht erblickte man in solchen Maßnahmen die vorbereitenden Schritte zur Losreißung von Aragonien und Katalonien, durch welche diese Königreiche, wie es eben mit Holland geschehen war, an das monströse Frankreich angeschlossen werden sollten, für das es weder ethnographische, noch historische, noch natürliche Grenzen mehr gab. An solchem Vaterlandsverrate durften sich die „Josefinos", die Anhänger eines unabhängigen konstitutionell regierten Königtumes unter Joseph Bonaparte, nicht mitschuldig machen, es zogen sich daher viele derselben vom öffentlichen Leben zurück oder schlossen sich an die Partei des nationalen Widerstandes an, der durch den Zusammentritt der Cortes in dem kleinen Hafenorte Isla de Leon bei Cadix am 24. September 1810 einen mächtigen Antrieb gewann. In ganz Spanien, wo nicht gerade die französischen Bajonette die autonomen Behörden in ihren Amtshandlungen hinderten, waren Abgeordnete zu diesen Cortes gewählt worden, die den Eid auf Erhaltung der römisch-katholischen Religion, der Integrität der spanischen Monarchie, der Treue und Anhänglichkeit an Ferdinand VII. und die Bourbonische Dynastie leisteten. Während zahlreiche mehr oder minder gut organisierte Corps und Guerillabanden teils in Verbindung mit den Engländern, teils unter selbständigen Anführern die französischen Armeen bekämpften und deren kaum errungene Erfolge durch das aufreibende System des kleinen Krieges wieder aufhoben, schufen die Cortes eine Verfassung im Geiste der französischen Nationalversammlung von 1789 auf Grundlage der Anerkennung der Volkssouveränität mit strenger Sonderung der gesetzgebenden,

richterlichen und ausführenden Gewalt. Durch Preßfreiheit sollte die weit zurückgebliebene geistige Entwickelung des spanischen Volkes gefördert, durch die Einbeziehung der Kirchengüter in das Nationalvermögen der wirtschaftlichen Bedrängnis gesteuert werden. Wenn auch durch Beschlüsse dieser Art der Keim künftiger Zerwürfnisse auch unter den altspanischen Parteien gelegt wurde, so hielt doch die erste Begeisterung über die Wiedergeburt des spanischen Staates lange genug vor, um die Volksheere derart zu verstärken, daß Napoleon auf die Unterwerfung der pyrenäischen Halbinsel und den entscheidenden Sieg über England, der damit erreicht worden wäre, sobald nicht rechnen durfte.

Diese Erkenntnis hat sich dem Kaiser jedoch nicht mit allen ihren Konsequenzen aufgedrängt, er unterschätzte den Einfluß des fortdauernden spanischen Krieges auf die Stimmung und die Disziplin seiner Armee, auf der doch alle Macht beruhte, die er bisher in seiner Hand vereinigt hatte. Die besten Corps, bewährte Generale und sieggewohnte Regimenter verkamen unter den demoralisierenden Verhältnissen, denen sie nur entzogen werden konnten, wenn sich ihr Gebieter selbst wieder an ihre Spitze gesetzt und den Feldzug mit seinem angeborenen Ungestüm bis zur Vernichtung der letzten englischen Brigade auf der Halbinsel geführt hätte. Doch der Sieger von Wagram erlebte eben seine Flitterwochen mit der Tochter des Besiegten und beschäftigte sich mit den mutmaßlichen Folgen eines Krieges mit Rußland, dessen Unvermeidlichkeit ihm feststand. Graf Metternich, der nach der Vermählung der Erzherzogin Marie Luise so lange in Paris blieb, bis er über die nächsten politischen Absichten Napoleons Klarheit gewinnen konnte, versichert uns in seinen „Nachgelassenen Papieren", daß der Kaiser zu Ende September 1810 in einem Gespräche mit ihm zu St. Cloud die Ueberzeugung ausgesprochen habe, die schwedischen Angelegenheiten würden das Einvernehmen mit Rußland unhaltbar machen. „Ich werde den Krieg mit Rußland haben aus Gründen, die außerhalb jedes menschlichen Könnens liegen, weil sie in der Eigentümlichkeit der Sache selbst wurzeln." Oesterreich könne sich nicht mit Rußland verbinden, denn es werde keinen Vorteil davon haben, er selbst aber sei bereit, ihm die illyrischen Provinzen zurückzugeben, wenn es dafür einen Teil von Galizien an das von ihm in Aussicht genommene Königreich Polen abtreten wolle. Metternich antwortete ausweichend, er machte geltend, daß die illyrischen Provinzen trotz ihrer Bedeutung für Oesterreichs Handel keinen Ersatz für Galizien bieten, weil sie weder in den Einkünften noch in der Volkszahl demselben gleichkämen. Er hatte keine Veranlassung, den Projekten Napoleons irgend welche Nahrung zu geben und war sehr befriedigt, dieselben kennen gelernt zu haben. Sofort bei seiner Ankunft in den österreichischen Staaten, die bald nach jener Unterredung erfolgte, entwickelte er dem Kaiser Franz sein politisches System, welches im wesentlichen dahinging, so lange als möglich neutral zu bleiben, auf keinen Fall mit Rußland in eine gemeinsame kriegerische Aktion einzutreten, sich jedoch darauf vorzubereiten, um die Wechselfälle des Krieges nach Thunlichkeit ausbeuten und Oesterreich zum Herrn der Situation machen zu können. Unter den in Aussicht genommenen Rückerwerbungen, die man dabei von Napoleon eintauschen zu können hoffte, befand sich auch ein Teil von Preußisch-Schlesien im Falle der Zerstückelung

Preußens, einer nach Metternichs Erachten unausbleiblichen Folge des nächsten Krieges.

Kaiser Franz stimmte diesen Ausführungen im allgemeinen zu und beauftragte den Minister, sich über den Wert der Gebiete, die allenfalls ausgetauscht werden sollten, genau zu unterrichten. Zu einer Annäherung an Rußland konnte sich Oesterreich damals um so weniger versucht fühlen, als der russisch-türkische Krieg, der nach dem Tilsiter Frieden wieder größere Ausdehnung angenommen hatte, die Gefahr nahe rückte, daß Rußlands Einfluß auf dem rechten Ufer der Donau ein dauernder werden könne. Die um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Serben, deren Anführer Karl Georg Czerny eine staunenswerte Thatkraft entwickelte, waren von der Politik Rußlands ganz und gar abhängig und konnten sich gegen den Erbfeind nur mit russischer Hilfe und unter fortwährender Teilnahme russischer Truppen halten. Die österreichische Diplomatie hat damals den Satz aufgestellt, von dem sie sich auch heute noch nicht lossagen zu können glaubt, daß im Interesse Oesterreichs die Befestigung des russischen Einflusses in den Balkanländern unter allen Umständen hintangehalten werden müsse. Solange also Frankreich es als seine Aufgabe ansah, jeder Machterweiterung Rußlands entgegenzutreten, war es in den Augen Metternichs der natürliche Bundesgenosse Oesterreichs. Auch Graf Radetzky, ohne Zweifel einer der fähigsten österreichischen Generale, dessen strategische Betrachtungen der politischen Erwägungen nicht entbehren konnten, hatte sich in einer Denkschrift vom 10. März dahin ausgesprochen, daß Oesterreich die ihm angebotene Allianz Frankreichs annehmen und die Wiederherstellung Polens unter französischer Protektion geschehen lassen müsse, wenn ihm dagegen Venedig, Mantua, Südtirol, Preußisch-Schlesien bis zum Golzbach, Serbien, Bosnien, die Moldau und Walachei überlassen werde.

Die Ruhe, die ihr durch die Verbindung mit Napoleon gewährt war, benutzte die österreichische Regierung, um äußerst zerrüttete Finanzzustände vorübergehend zu ordnen. Sie entwickelte dabei eine Rücksichtslosigkeit gegen die Privatinteressen der Unterthanen, die in mancher Hinsicht bis zur Härte fortschritt. Schon der Finanzminister Graf O'Donnel hatte im Jahre 1810 einen Versuch gemacht, die ungeheuere Menge des im Umlaufe befindlichen Papiergeldes durch eine teilweise Entwertung desselben im Verordnungswege zu beschränken. Er war jedoch gescheitert, weil er einerseits auf freiwilliger Einlösung der Bancozettel beruhte und weil es andererseits an einem Fonds fehlte, um diese Einlösung sofort vornehmen zu können. Sein Nachfolger, Graf Wallis, setzte das Finanzpatent vom 20. Februar 1811 durch, das die Einlösung von 1060 Millionen Bancozettel mittelst Ausgabe von 212 Millionen Einlösungsscheinen (Wiener Währung) vorschrieb, indem vom 15. März an alle Steuern, Abgaben und Gebühren im fünffachen Betrage in Bancozetteln oder in den neuen Scheinen entrichtet werden mußten. Die Bancozettel behielten überhaupt nur bis 31. Januar 1812 ihren Geldwert. Durch diese Verfügung, die den Besitzern von Schuldurkunden schwere Opfer auferlegte, wurde zwar die Verringerung des Papiergeldes, nicht jedoch die Gleichstellung desselben mit dem Silberhartgelde erreicht, aber auch die erstere war nur von kurzer Dauer, denn schon 1813

trat die Finanzverwaltung mit einem neuen Wertzeichen, den sogenannten Anticipationsscheinen auf, die bis zum Jahre 1816 schon wieder die Summe von 470 Millionen darstellten.

In Preußen hatten die finanziellen Schwierigkeiten den Sturz des Ministeriums Altenstein hervorgerufen, das nach Steins Entlassung eingesetzt worden war. Es sah sich bei dem geringen Vertrauen, das es in der Bevölkerung besaß, zu dem Vorschlage genötigt, die Zahlung der Kontribution an Frankreich, für die es keine Mittel aufzubringen vermochte, dadurch vom Staate abzuwenden, daß an Stelle des Geldes Land, nämlich Teile von Schlesien, gegeben werden. Der König, der diesen Gedanken nicht zu fassen vermochte, sah in dem Freiherrn von Hardenberg den einzigen Mann, der ihn aus der Bedrängnis befreien könne, in die ihn sein Ministerium neuerdings gestürzt hatte, und stellte ihn deshalb an die Spitze einer neuen Regierung. Napoleon, auf dessen Geheiß Hardenberg im Herbste 1807 entfernt worden, gab seine Zustimmung zu dessen Rückberufung, forderte dafür aber die Entlassung Scharnhorsts, der sich diesem Spruche sofort unterwarf und das Kriegsministerium niederlegte. Um in Preußen bleiben und als Chef des Generalquartiermeisterstabes und des Ingenieurcorps seine Pläne weiter verfolgen zu können, mußte er eine Rechtfertigung gegen die ihn treffenden Anklagen französischer Spione aufsetzen, in welcher er es als ein Unglück bezeichnete, „dem größten Monarchen der Welt mißfallen zu haben" und seine Unschuld an dem Kriege von 1806 und an dem Unternehmen Schills beteuerte. Dies genügte, Scharnhorst, der als Hannoveraner nach einem französischen Dekrete vom 26. September 1810 den preußischen Dienst hätte verlassen müssen, blieb unbehelligt und war nach wie vor die Seele der Militärorganisation, da sein Nachfolger im Kriegsministerium, General Hake, in einem Uebereinkommen zugestand, in allen wichtigen allgemeinen Verfügungen und Verträgen, wenn nicht die Eile der Sache es hindere, sich mit Scharnhorst verständigen und seine Zustimmung einholen zu wollen. An der Berufung Hardenbergs zum Staatskanzler, dem die obere Leitung aller Staatsangelegenheiten und die Kontrolle der gesamten Verwaltung unter den unmittelbaren Befehlen des Königs übertragen war,[1]) hatte die Königin Luise noch mit großem Eifer teilgenommen, wenige Wochen danach war sie bei einem Besuche, den sie ihrem Vater in dem mecklenburgischen Schlosse Hohenzieritz abstattete, einer plötzlich auftretenden Lungenentzündung erlegen. Mit dem Könige, den ein seltener Herzensbund mit dieser edlen Fürstin vereint hatte, trauerte nicht nur das kleine Preußen, es trauerte jeder Deutsche, dessen Herz von patriotischen Gefühlen bewegt werden konnte; denn in ihr war die Teilnahme der deutschen Frau an den nationalen Bestrebungen der Männer in einer verehrungswürdigen und zugleich vollendet schönen Gestalt verkörpert, für die Tausende und Tausende ihr Leben hinzugeben bereit waren. Niemand konnte ahnen, daß es die Mutter

---

[1]) Die Schöpfung des Staatskanzleramtes war das eigenste Werk Hardenbergs. Daß Schön sich mit Unrecht dies Verdienst zugeschrieben hat, geht aus Ernst Meiers Darstellung in dem Buche „Die Reform der Verwaltungsorganisation unter Stein und Hardenberg" hervor.

eines deutschen Kaisers sei, deren Leiche am 27. Juli 1810 durch die Straßen Berlins geführt wurde, daß der an ihrer Bahre weinende dreizehnjährige Prinz Wilhelm von der Vorsehung dazu auserwählt sei, dem deutschen Volke ein neues Reich zu schaffen, das mit herrlichen Thaten des Krieges und noch herrlicheren Werken des Friedens alle Schmach austilgen durfte, die seit Jahrhunderten über dieses Volk gekommen war; und doch war es eine tiefbegründete, heiligende Stimmung, die sich aus dem Schmerze um den Verlust dieser Toten entwickelte und sich gewiß jedes Deutschen bemächtigt hat, der je vor dem einfachen und doch unbeschreiblich erhabenen Denkmale gestanden ist, das den Leichnam der Königin in Charlottenburg umschließt. Die Liebe der Gattin, die Güte und Sorge der Mutter, die Größe einer deutschen Königin sprechen aus den Zügen des schönen Antlitzes, das Rauchs Meisterhand verewigt hat. Pflichten ernstester Art zwangen den tief erschütterten König, sich den düsteren Empfindungen zu entringen, in die ihn der Verlust der so innig geliebten Gattin versenkt hatte; er mußte mit Hardenberg die Grundlagen für eine neue Staatswirtschaft schaffen, die den drängenden Forderungen Napoleons nach Zahlung der Kriegskontribution nachzukommen vermochte. Niebuhr hatte mit holländischen Bankhäusern eine Anleihe zu stande gebracht, mit deren Ergebnis wenigstens vorläufig 5 Millionen Thaler abgestattet werden konnten. Es verblieben zwar noch immer 85—86 Millionen Franken Schulden, Hardenberg stellte diesen jedoch 122 Millionen an Werten entgegen, die zur Deckung verwendet werden könnten, darunter 83 Millionen an Domänen und Forsten. Zur Durchführung des Geschäftes verlangte er die Errichtung einer vom Staate unabhängigen Bank und die Einführung von Papiergeld. Niebuhr hielt dies für schädlich, zweifelte an der Möglichkeit, den Wert des Papiergeldes mit dem Bargelde al pari erhalten zu können und machte beim Könige dringende Vorstellungen gegen die Finanzpläne Hardenbergs, die auch Schön bekämpfte. Stein, um seine Meinung befragt, antwortete den Freunden: „Wißt ihr bei Krebs und Brand andere Mittel als Schnitt, Schierling und Höllenstein, so sagt sie; Papier ist Uebel und gewaltsame Maßregeln, um Metalle zu erpressen, sind auch ein Uebel; aber der gegenwärtige Zustand ist noch ein größeres und seine Dauer wegen der Folgen das allergrößte." Hardenbergs Absicht ging dahin, die Befreiungen von der Grundsteuer ganz aufzuheben, in allen Provinzen den gleichen Kataster für die Einhebung der Grundsteuer einzuführen, dagegen alle Zwangs- und Bannrechte zu beseitigen und völlige Gewerbefreiheit herzustellen. Das Schuldenwesen des Staates und der Provinzen sollte vereinigt, durch den Verkauf von Domänen und geistlichen Gütern der Staat in den Besitz der Barmittel gesetzt werden, um seinen Verpflichtungen gegen Frankreich ungesäumt nachkommen zu können.

Der Einfluß dieser vom Standpunkte der Finanzen notwendigen Maßregeln auf die Verwaltung, auf das Wesen des ganzen Staates wurde nicht verkannt. Die feudale Partei erblickte darin mit Recht den letzten Schritt zur Beseitigung ihrer Macht. Der Haß gegen den Zentralismus, der seit der Regierung Friedrich Wilhelms I. die Gesetzgebung durchdrungen hatte, kam noch einmal mit Ungestüm zum Ausbruch, die Gesinnungsgenossen der einst von den

Hohenzollern unterworfenen brandenburgischen Junker warfen dem Könige Verfassungsbruch vor und erklärten die Grundlage der neuen Staatseinrichtung als Rechtsverletzung. In einer im Februar 1811 berufenen Versammlung von ständischen Deputierten aller Provinzen (Notabeln) fielen von einzelnen Wortführern der Feudalen so unehrerbietige Reden, daß die Heißsporne nach Spandau geschickt wurden. Der Staatskanzler ließ sich aber nicht abhalten, in der Verwirklichung moderner Prinzipien fortzuschreiten, er verfügte durch ein Edikt vom 14. September 1811 die Ablösung der Erb- und Zeitpachten und der Dienste (Fronen), die Freiteilbarkeit der freigewordenen Besitzungen. Es war eine bureaukratisch durchgeführte Revolution, was Hardenberg in Preußen vornahm, die Anwendung von Grundsätzen, die sich vielfach mit den Ideen von 1789 berührten. „Das neue System, das einzige, wodurch Wohlstand begründet werden kann," führte der Staatskanzler in einer vor den Notabeln gehaltenen Rede aus, „beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staates, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines anderen daran behindert zu werden; daß niemand eine Last trage, die nicht gemeinsam mit gleichen Kräften getragen werde, daß die Gleichheit vor dem Gesetze einem jeden Staatsunterthan gesichert sei, und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich befinde, ungehindert emporstreben könne; daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde, daß endlich durch Erziehung, durch echte Religiosität und durch jede zweckmäßige Einrichtung *ein* Nationalgeist, *ein* Interesse und *ein* Sinn gebildet werde." Die Einsetzung einer repräsentativen Körperschaft, mit welcher die Regierung die Mittel zur Durchführung dieser Grundsätze vereinbart hätte, wäre wohl in der Tendenz Hardenbergs begründet gewesen; dieser Schritt unterblieb jedoch, weil einerseits zu erwarten war, daß die Junker in den ständisch gegliederten Körperschaften für die Befestigung der alten Sonderrechte eintreten würden, andererseits aber, weil der liberale Staatskanzler mit so wenigen Persönlichkeiten als möglich den Einfluß auf die Gestaltung des Staates zu teilen geneigt war. Bei seinem Regierungsantritte hatte er von dem Minister des Innern, Grafen Dohna, die Vorlage der auf die Schaffung einer Repräsentativverfassung gerichteten Vorarbeiten verlangt. Dieser glaubte den neuen Leiter der preußischen Regierung vor einem überstürzten Versuche warnen zu müssen und setzte in dem Begleitschreiben zu den übersendeten Entwürfen aus der Epoche Altenstein nachdrücklichst auseinander, daß die unglückliche Lage des Staates kein Antrieb, sondern ein Hindernis für die Einführung von Reichsständen sei. „Welche Wirkung könnte es hervorbringen," fragt er, „wenn ein Haufe Menschen, durchaus unfähig zu Reichsständen, durchaus unfähig, klar und richtig die Dinge des Staates, insbesondere auch der Finanzen zu durchschauen und zu beurteilen, aber bewegt durch viele in der Nation noch sehr lebendige Absonderungsbegriffe und mancherlei Vorurteile, aber leidenschaftlich gereizt durch das innere, jedem mehr oder weniger innewohnende Gefühl des Drucks und bitteren Unglücks der Zeitumstände, unter dem Namen und mit der furchtbaren Macht, welche Reichsstände vorzüglich in unglücklichen und gedrückten Zeiten auf die Gemüter haben, bei uns zusammen-

träte?"[1]) Dohna hat selbst von Notabeln nichts wissen wollen und richtig vorausgesagt, daß die Einberufung derselben „ganz erfolglos" sein oder die „meisten Nachteile der plötzlichen Zusammenberufung eines Reichstages haben müßte", dennoch hat Hardenberg das Experiment gemacht und sich dabei die Ueberzeugung verschafft, daß durch die Zusammenkunft einiger „ernannter Ratgeber" der Anspruch des Volkes auf Mitwirkung bei den wichtigsten Staatsaufgaben zwar keineswegs befriedigt, dagegen den mit den Regierungshandlungen unzufriedenen Elementen doch Gelegenheit geboten wird, die Grundsätze der Staatsverwaltung einer schädlichen Kritik zu unterziehen. Er hütete sich, den Anregungen der Feudalen, die in einer von Adam Müller verfaßten Denkschrift eine „ständische, teils aus den Hauptklassen des Volkes erwählte, teils durch Geburt berufene Ratsversammlung" verlangten, nachzugeben, da er in ihnen die heftigsten Gegner des modernen Beamtenstaates erblickte. Von diesem versprach er sich die Herstellung von Zuständen, aus welchen die Nation gekräftigt und reif für die höheren Aufgaben der Gesetzgebung hervorgehen werde. Vorläufig fand er die „zweckmäßige Nationalrepräsentation" in der Heranziehung einiger Ständevertreter zur „Generalkommission zur Regelung der Provinzial- und Kommunalkriegsschulden", die durch das Edikt vom 7. Dezember 1811 eingesetzt wurde. Zu den von der Regierung ernannten Mitgliedern hatten auch gewählte zu treten, und zwar 18 Vertreter der Rittergutsbesitzer, 9 Vertreter der bäuerlichen Grundeigentümer, die mindestens eine Hufe besaßen, 3 Vertreter von Berlin, Königsberg und Breslau und 9 Vertreter aller übrigen Städte. Als die Versammlung am 10. April 1812 in Berlin zusammentrat, erwies sich der Mangel einer Begrenzung ihres Wirkungskreises und einer Geschäftsordnung äußerst störend, es wurden in ihr Ansprüche erhoben, die über die Beratung der Finanzangelegenheiten weit hinaus gingen und auf die Einsetzung einer dauernden Volksvertretung gerichtet waren. Es erregte Mißstimmung, daß ein neues Edikt über die Vermögens- und Einkommensteuer am 24. Mai vollzogen wurde, „ohne daß die Versammlung, die es schon beschäftigt hatte und die es lebhaft interessierte, darüber gehört worden wäre". Die Mißstimmung steigerte sich, als am 30. Juli auch das „Gendarmerieedikt" erschien, das eine neue Kreispolizei- und Kreiskommunalordnung enthielt, durch welche die gutsherrliche Macht zu Gunsten der Bureaukratie beschränkt werden sollte.[2]) Die Repräsentanten verlangten genaue Aufschlüsse über die Abmachungen mit Frankreich wegen Zahlung der Kriegskontribution, über den Stand der gesamten Staatsschuld, über die neue Organisation der Armeeangelegenheiten, die unter den Augen eines mißtrauischen Gegners unmöglich erörtert werden konnten, ohne die Politik der Regierung lahm zu legen. Welche

---

[1]) A. Stern, Abhandlungen und Aktenstücke, S. 163 u. ff.

[2]) Durch das Gendarmerieedikt wurden die Kreisdirektorien geschaffen, denen die Polizeiverwaltung als erste Landespolizeiinstanz und als Oberbehörde der Gemeinde- und Lokalpolizei, die Aufsicht über die Gemeinden und Korporationen, die Kirchen- und Schulangelegenheiten u. s. w. oblag. Die gesamte ortsobrigkeitliche Gewalt war von den Gutsherren auf die Schulzen und Dorfgerichte übertragen; den Gutsbesitzern war nur die Kontrolle der Polizeiverwaltung der Dorfgerichte belassen worden. (Ernst Meier a. a. O.)

weitgehenden Ideen mit der Einberufung der Kommission geweckt worden waren, spricht sich in dem Votum des Vertreters der litauischen Städte, Kommissarius Bock, aus: „Wir sind nach den Formen, die das Gouvernement bestimmt hat, zum erstenmal dazu gewählt, um für uns und den Staat die Konstitution zu entwerfen, die den Monarchen und das Volk sichert und jeden Kampf zwischen seinen Dienern auf ewig verbannen und hemmen soll. Wir werden immer nur der Spott unserer Kommittenten und jedes denkenden preußischen Bürgers bleiben, wenn wir fortfahren, ohne feierliche Konstitution und Organisation zusammenzutreten; wir sind immer nur eine Gesellschaft von Privatpersonen, die von der Willkür ihrer Lenker abhängt." Die Feudalen dagegen verwarfen die „schnell verfertigten Systeme der neueren Zeit" und wiesen auf die Notwendigkeit hin, die Rechte der Stände in den einzelnen Provinzen zu wahren.

Hardenberg hatte Mühe, die Verhandlungen durch Versprechungen hinzuhalten, bis die Wendung in den äußeren Verhältnissen das Interesse an der von ihm voreilig berufenen und ungenügend vorbereiteten Einrichtung abschwächte. Glücklicherweise hat ihr Napoleon niemals eine besondere Bedeutung zugemessen und sich in dem Glauben an die Schwäche des preußischen Staates nicht wankend machen lassen. Er hat vielleicht die Schwierigkeiten, die sich demselben aus der Haltung der Repräsentanten ergaben, nicht ohne Befriedigung wahrgenommen. Hervorragenden Einfluß haben die Repräsentanten nur auf die Entwickelung der Gesetzgebung in der Sache der Bauernbefreiung genommen. Es wurde ihnen ein von Fr. v. Raumer verfaßter Entwurf vorgelegt, der die Absichten der Regierung erfüllte. Er unterschied zwei Klassen von Bauern: 1. diejenigen, denen erbliche oder auch lebenslängliche Besitzrechte an ihren Stellen zustehen, und ihnen gegenüber 2. die Zeitpachtbauern. Die erblichen und lebenslänglichen sollten sofort Eigentümer werden und sich wegen der noch bestehenden Lasten und Rechte mit den Gutsherren auseinandersetzen, wobei die Möglichkeit angenommen war, daß sich auch auf seiten der Bauern ein Ueberschuß an Rechten ergeben konnte. Die Zeitpachtstellen hingegen blieben ungeändert, der Gutsherr mußte für ihre Besetzung mit bäuerlichen Wirten sorgen und sie in wirtschaftlichem Zustande erhalten. Wollte er frei darüber verfügen, so mußte er die Hälfte an beliebige Annehmer zu Eigentum abgeben. Die Landesrepräsentanten setzten es durch, daß von diesen Grundsätzen zum Teil abgegangen wurde. Das Regulierungsdekret vom 14. September 1811 reiht nur die erblichen Laßbauern in die erste Klasse, die unerblichen Laßbauern werden den Zeitpächtern gleichgeachtet. Bei der ersten Klasse tritt das Eigentum der Bauern ein, sobald sie sich mit den Grundherren auseinandergesetzt haben, wobei angenommen ist, daß jedenfalls der Bauer dem Grundherrn etwas herauszugeben habe. Die Entschädigung geschieht nicht nach Erhebung der Verhältnisse und Abschätzung, sondern nach Normalsätzen: von erblichen Bauerngütern fiel ein Drittel, von lebenslänglichen Lassiten und Zeitpächtern die Hälfte des Grundes an den Gutsherrn. Der Regierungsvertreter, Kriegsrat Scharnweber, hat zugestanden, daß der Gutsherr durch das Edikt mehr erhalte, als ihm nach strengem Recht gebühre, der Staat erleide den Schaden, weil die Bauern weniger steuerkräftig werden. Der Grund der Nachgiebigkeit der Re-

gierung lag in der Erwartung, daß in der vorgeschriebenen Form die Regulierung rasch von statten gehen werde. Nur die Entschädigung mit Land war durchführbar, die Geldentschädigung bei der allgemeinen Verarmung gänzlich ausgeschlossen. Die Notwendigkeit der Entschädigung der Gutsherren war aber allgemein anerkannt, an ihr zu rütteln konnte Hardenberg nicht wagen, somit wurde durch das Edikt so viel erreicht, als unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichen war, und es wird begreiflich, daß einer der Landesrepräsentanten am 17. September an den Staatskanzler geschrieben hat: „Was selbst Friedrich der Einzige nicht vermochte, was man — vielleicht noch im vorigen Jahre — für unmöglich hielt, das ist jetzt ausgesprochen, nämlich: die Verleihung des Eigentums der Bauernhöfe. Wer es mit seinem Vaterlande gut meint, wer Sinn und Gefühl für Menschenwohl und Sittlichkeit und das allgemeine Beste überhaupt hat, der kann bei dem wichtigsten Ereignis in unserem Staat nicht gleichgültig bleiben.“ [1])

Die Frage der allgemeinen Wehrpflicht, für die Scharnhorst unablässig thätig war und in einer Reihe von Denkschriften eintrat, wurde noch immer nicht gelöst und gab daher keinen Anlaß zu Eingriffen Frankreichs in die preußische Verwaltung; die Ersparnisse, die im Heeresbudget gemacht wurden, kamen sogar der Leistungsfähigkeit des Staates in der Kontributionszahlung so augenscheinlich zu Hülfe, daß die französische Regierung über die letztere völlig beruhigt wurde. Napoleon hat zwar dem Könige den Rat erteilen lassen, er solle seine Armee gänzlich auflösen, dann würde sein Staatshaushalt sofort geordnet sein; aber er hat doch selbst nicht erwartet, daß dieser Rat sofort befolgt werden würde. Das Krümpersystem hatte sich bereits eingebürgert und bewährt. Die nach dem Kantonreglement dienstpflichtigen Mannschaften wurden vollzählig herangezogen und in überraschender Schnelligkeit ausgebildet. Die Dienstzeit wurde von zwanzig auf vier Jahre herabgesetzt, den Wohlhabenden die Möglichkeit geboten, durch Uebernahme der Uniformierung auf eigene Kosten die Präsenzzeit bis auf fünf Monate herabzumindern. Die Befreiungen und die Stellvertretung blieben jedoch aufrecht, bis die neuen Rüstungen Frankreichs und die Gewißheit des Krieges mit Rußland einen Umschwung der Anschauungen auch bei Hardenberg und dem Könige hervorbrachten.

Im Laufe des Jahres 1811 wurde es offenkundig, daß das Bündnis von Tilsit nicht aufrecht zu halten sei. Napoleon hielt es für notwendig, sich den ganzen Kontinent von Europa völlig zu unterwerfen, bevor er an die letzte Abrechnung mit England schreiten konnte. Der Probierstein seiner unbeschränkten Macht wurde die Handhabung der Handelssperre, durch die er die englischen Finanzen ganz und gar zu vernichten gedachte. An die Stelle des unbedingten Handelsverbotes hatte er zunächst das System der Lizenzen gesetzt. Frankreich konnte der Kolonialwaren nicht entbehren. Die eigene Industrie bedurfte dieselben zur Herstellung ihrer Erzeugnisse. Gegen Erlaubnisscheine (Lizenzen) durften französische Fabrikate ausgeführt und Kolonialwaren eingeführt werden.

---

[1]) G. F. Knapp, Die Bauernbefreiung und der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens.

Bald zeigte es sich jedoch, daß die Kontrolle der Einfuhr zu große Schwierigkeiten bot und der Schleichhandel große Dimensionen annahm. Um diesem zu steuern, wurde der Zolltarif von Trianon am 5. August 1810 erlassen. Es durften zwar noch immer weder mit England noch mit seinen Kolonien Handelsgeschäfte geschlossen werden, aber den Neutralen, die Kolonialwaren einführen wollten, wurden die Häfen geöffnet. Auf die eingeführten Waren wurde ein hoher Zoll, der bis zu 30 Prozent stieg, aufgelegt. Dies brachte noch im Jahre 1810 eine Bareinnahme von 150 Millionen Frank. Englische Erzeugnisse wurden der Vernichtung preisgegeben. Wo immer die französischen Zollwächter dieselben aufzuspüren vermochten, da wurden sie weggenommen und verbrannt. Die Rheinbundstaaten mußten zuerst das neue System in seiner vollen Härte kennen lernen. Uebertretungen desselben wurden unter Umständen mit dem Tode bestraft, Kaufleute, bei denen englische Manufakturen gefunden wurden, kamen auf die Galeeren und verloren ihr Vermögen. „Wer noch daran gezweifelt hatte, daß Deutschland das Joch eines Tyrannen trug, dem konnten es jetzt die Strafmaßregeln, Verfolgungen und Verurteilungen zeigen, welche die Uebertreter der französischen Dekrete trafen."

In deutschen Landen gab es keine Hülfe, keine Zuflucht zu einem Fürsprecher, kein Tribunal, wo man gegen absichtliche Rechtsverletzung und offene Gewaltthätigkeit klagen konnte; aber Rußland war nicht gewillt, sich durch die unsinnigen Zumutungen des teuren Verbündeten zu Grunde richten zu lassen. Der Zar, der durch den raschen Abbruch der Werbung um eine russische Braut und durch die Beraubung des Herzogs von Oldenburg persönlich beleidigt worden war, gab es auf, sich durch die Rücksicht auf das Tilsiter Bündnis von Maßregeln zum Schutze des russischen Handels abhalten zu lassen, er erließ am 31. Dezember 1810 ein Zolldekret, das den französischen Industrieerzeugnissen die Einfuhr versagte, den Wein mit einem hohen Zoll belegte, dagegen Kolonialwaren unter neutraler Flagge zuließ. Er hatte schon nach dem Wiener Frieden von Napoleon eine bestimmte Zusicherung verlangt, daß dieser die Absicht auf Wiederherstellung des Königreichs Polen aufgebe, daß das Herzogtum Warschau als sächsische Provinz gehalten und selbst der Name Polen offiziell nicht mehr gebraucht werden solle. Der französische Botschafter, Caulaincourt, hatte geglaubt, diesen Forderungen nachgeben zu sollen, Napoleon aber seine Zustimmung versagt. Im Laufe des Jahres 1811 gab der „Kaiser des Kontinents", wie er sich selbst bezeichnete, seinen Groll gegen Rußland immer offener zu erkennen, die Absicht eines Krieges gegen den abgefallenen Freund trat unverschleiert aus seinen Aeußerungen hervor. Sie war übrigens kein so neuer Bestandteil in dem Arsenal seiner Pläne, sondern hat seit 1807 im innersten Grunde seiner Seele bereits geschlummert. Es war nicht nur ein wohlwollender Rat, dem Bundesgenossen erteilt, daß in den westlichen Gebieten des Reiches große Futtermagazine zu errichten seien. Die Beharrlichkeit, mit welcher die französische Botschaft den Gedanken verfolgte und auf dessen Ausführung drang, beweist, daß Napoleon diese Magazine, die mit den Kommunikationsmitteln von damals nicht so rasch aufgelöst werden konnten, für seinen eigenen Gebrauch einzurichten gedachte, daß die Teilnahme seiner Offiziere bei der Anlage derselben diesen

Gelegenheit bieten sollte, die Landesverhältnisse im Hinblicke auf die Verpflegung großer Heeresmassen genau kennen zu lernen.[1]) Für das Streben, Rußland um jeden Preis wirtschaftlich dermaßen zu schwächen, daß es den Anforderungen eines langwierigen Krieges nicht genügen könne, spricht nicht nur die Verhetzung der Türkei, sondern auch die erwiesene Thatsache, daß Napoleon die Herstellung falscher russischer Banknoten begünstigt hat.

Als natürlicher Bundesgenosse stellte sich für Rußland nebst England zunächst Schweden dar, das sich der Kontinentalsperre nicht unterwerfen konnte, ohne die bereits weit fortgeschrittene Verarmung seiner Bevölkerung in gefährlicher Weise zu beschleunigen. Der neue Kronprinz Bernadotte war nicht nur kein Hindernis der Annäherung beider Staaten, er war ihr um so geneigter, als er mit dem Charakter seines ehemaligen Kameraden wohl vertraut war und nicht daran zweifeln konnte, daß derselbe vor keiner Gewaltthat zurückschrecken würde, um Schweden zur Ausführung seiner Befehle zu zwingen. Schweden hatte zwar an Rußland Finnland verloren, es konnte nicht erwarten, daß ihm dieses um den Preis eines Bündnisses zurückgegeben würde; dieser Besitz hatte ihm aber lange nicht die Vorteile gebracht, die von einer anderen Erwerbung zu erwarten waren, die Bernadotte bei dem Eintritte in die neue Heimat sofort ins Auge gefaßt zu haben scheint: die Erwerbung von Norwegen. Dieses aber war nur durch eine gegen Frankreich gerichtete Politik zu erlangen, denn es gehörte Dänemark, dem aufrichtigsten Anhänger der französischen Weltmacht. Daß er auf Schweden nicht rechnen dürfe, hat Napoleon bald wahrnehmen müssen, um so wichtiger wurde ihm die Haltung Preußens. Er mag sich wohl kurze Zeit hindurch mit dem Plane getragen haben, mit diesem Staate ein rasches Ende zu machen, bevor er in den großartigen Feldzug eintrete, der ihm den Weg nach Indien öffnen sollte; es fehlte nicht an Gerüchten über die Aufteilung der preußischen Provinzen unter Sachsen und Westfalen, die noch Abfälle für französische Vasallenfürstentümer abwerfen konnte; aber sie waren grundlos. Napoleon hatte bei aller Mißachtung der Deutschen und ihrer militärischen Fähigkeiten doch eine dunkle Ahnung von dem Widerstande, den er in Preußen finden könne, und mußte in der Bezwingung desselben einen überflüssigen Aufenthalt für den Vormarsch seiner Heere an den Niemen erblicken. War Rußland gedemütigt und unschädlich gemacht, Polen zwischen Rußland und Deutschland eingeschoben, dann befand sich letzteres so ganz in der Gewalt des Imperators, daß es jedem plötzlichen Einfall, jeder Laune sofort geopfert werden konnte. Bis dahin zog es Napoleon vor, sich die Heeresfolge Preußens, sowie der Rheinbundstaaten durch den einfachen Ausdruck seines Willens zu sichern. Bevor er in dieser Frage mit sich selbst ganz im klaren war, ergaben sich aber für Preußen äußerst gefahrvolle Situationen, in denen es den Anschein hatte, als ob sein Bestand aufs Spiel gesetzt sei. Hardenberg war zwar schon im Frühjahre 1811 ganz bereit, in eine enge Verbindung mit Frankreich einzutreten, er hatte dazu selbst durch eine Sendung des Fürsten Hatzfeld nach Paris die Anregung gegeben, dort stellte man sich aber noch sehr wenig empfänglich für

---

[1]) Bernhardi, Denkwürdigkeiten des Grafen von Toll. 3. Buch.

preußische Anträge, verbot namentlich jede Rüstung und fing an, die militärischen Vorbereitungen, die Preußen traf, strenger als bisher zu beaufsichtigen.

Die preußischen Patrioten waren der Meinung, man müsse mit aller Entschlossenheit dem Verzweiflungskampfe entgegensehen und sich auf denselben vorbereiten, ohne ängstlich um den Eindruck zu fragen, den dies auf Frankreich machen werde. Die Vermehrung der französischen Streitkräfte in Deutschland, die Verschiebung derselben in östlicher Richtung konnte wohl für einen Angriff auf Rußland berechnet sein, sie bedeutete aber auch so viel als eine militärische Besetzung Preußens, die jeden Gewaltstreich ermöglichte. Scharnhorst begann mit Gegenvorkehrungen, er zog so viele Krümper ein, als sich mit den verschiedenartigsten Begründungen rechtfertigen ließ. Die Besorgnis einer englischen Landung an der Ostseeküste, die auch von Napoleon geteilt wurde, gab ihm den Anlaß, eine Konzentrierung der in der Provinz Brandenburg stehenden Truppen, die von den französischen am schnellsten abgeschnitten werden konnten, in Pommern vorzunehmen. Kolberg, Pillau, Graudenz wurden verstärkt, ja, es wurden Aufstellungen vorgenommen, die darauf berechnet waren, dem Könige den Weg nach Pommern und Ostpreußen freizuhalten, wenn Napoleon einen Handstreich auf Berlin ausführen lassen sollte. Gneisenau entwarf den Plan einer Volkserhebung, bereitete alle Befehle vor, durch welche dieselbe organisiert werden sollte, so daß der König nichts als seinen Namen darunter zu setzen gehabt hätte. Dieser aber verweigerte jeden Schritt, der ihn in einen „revolutionären Volkskrieg“ hineingerissen hätte. Er konnte sich denselben nur als ein Chaos, als einen Wirrwarr vorstellen, den niemand zu leiten im stande wäre. Doch war er damit einverstanden, daß mit Rußland die Bedingungen eines gemeinsam zu führenden Krieges besprochen würden. Im tiefsten Geheimnisse, verkleidet, mit falschem Passe, die Poststraßen vermeidend, reiste Scharnhorst im September nach Petersburg. Es gelang ihm, Alexander davon zu überzeugen, daß seine Armee die erste Aufstellung an der Weichsel suchen und in Fühlung mit der preußischen bleiben müsse. Diese aber sollte, auf einige starke Waffenplätze und verschanzte Lager gestützt, mindestens 100000 Franzosen beschäftigen, angriffsweise aber nur dann verfahren, wenn sie an irgend einer Stelle mit Uebermacht auftreten, einen Flanken- oder Rückenstoß auf die gegen Rußland operierenden französischen Corps ausführen könne. Mit Barclay de Tolly wurden die Grundzüge des Feldzuges vereinbart, der möglichst in die Länge gezogen und auf die Ermüdung des Gegners gerichtet werden sollte. Der Zar war bereit, „eine bedeutende Vermehrung der französischen Truppen oder ihrer Verbündeten an der Weichsel“ oder auch die „Besetzung eines Teiles der preußischen Staaten, unter welchem Vorwande es auch sei“, als Kriegsfall anzusehen. Scharnhorst gewann die Ueberzeugung, daß es Alexander mit seinen Zusagen voller Ernst war und daß er fest entschlossen sei, in diesem Sinne zu handeln. Er trat die Rückreise mit dem glücklichen Gefühle an, daß Preußen nunmehr mit Beruhigung auf Rußlands Seite treten und von Napoleon keine Friedens- und Allianzbedingungen zu erbetteln brauche.[1])

[1]) Die Onckensche Auffassung der von Scharnhorst abgeschlossenen Militärkonvention vermag ich so wenig zu teilen, wie seine Bewunderung der Zurückhaltung Friedrich Wilhelms III.

König Friedrich Wilhelm III. war anderer Meinung geworden. Er hielt es für ausgeschlossen, gegen die französische Uebermacht aufkommen zu können, hatte kein Vertrauen zu Rußland, keines zu der moralischen Kraft des eigenen Volkes und kam den ersten Anerbietungen, die von Paris ausgingen, mit Unterwürfigkeit entgegen. Hardenberg kann von der Schuld nicht freigesprochen werden, daß er diesen Entschluß des Königs herbeizuführen geholfen hat. Er hat ohne Rücksicht auf die Sendung Scharnhorsts Unterhandlungen mit Frankreich geführt, durch Krusemarck in Paris und persönlich mit St. Marsan in Berlin, durch die der Freund verleugnet wurde, um dessen militärische Unterstützung man sich gleichzeitig bewarb. Er stellte auf Napoleons Begehren die Rüstungen ein, entließ die einberufenen Krümper und gestattete einem französischen Kommissär, die Provinzen zu bereisen und sich von der Befolgung der Befehle seines Kaisers zu überzeugen. Nachdem das längst verdächtig gewordene Preußen so weit gebracht worden war, eröffnete Napoleon in Berlin die Bedingungen eines Bündnisses, das er vor fünf Monaten abgelehnt hatte. „Verworfen war von den Vorschlägen alles, was Preußens Selbständigkeit erhalten oder vermehrt haben würde: die Beschränkung des Bündnisfalles auf solche Kriege, die Preußens Interesse nicht fremd waren; die bevorrechtete Stellung des preußischen Hülfscorps; die Vermehrung des preußischen Heeres; die Rückgabe Glogaus; die Ermäßigung der Kontribution; der Vorbehalt über Erwerbungen und Entschädigungen bei gemeinsam errungenen Erfolgen. Hinzugefügt waren neue Lasten, neue Demütigungen: Preußen sollte erbarmungsloser als je das Kontinentalsystem durchführen, Kaper ausrüsten, zwei Linienschiffe und eine Fregatte stellen."[1]) Hardenberg hielt es für unmöglich, diese Bedingungen anzunehmen, er befürwortete jetzt in einer glänzenden Denkschrift den Abschluß des Bündnisses mit Rußland. Der König aber widerstrebte, er hielt alles, was ihm die Patrioten vorstellten, für inhaltslose Träume, und sah den sicheren Untergang seines Staates voraus, wenn er diesen einem plötzlichen Ueberfall Napoleons aussetze.[2]) Nur dazu ließ er sich herbei, einen Versuch bei Oesterreich zu machen, um dieses allenfalls für ein Zusammengehen mit Rußland zu gewinnen. Sollte dieser Fall eintreten, dann war er bereit, die Anträge Napoleons abzulehnen.

Abermals trat ein für die Geschicke Oesterreichs und für dessen Stellung

---

Es will mir scheinen, als sei der geschätzte Geschichtschreiber in seinem Bemühen, alle Ereignisse mit den Augen des von ihm so hochgestellten Metternich zu sehen, etwas zu weit gegangen. Zur Kontroverse fehlt mir hier der Raum, doch halte ich mich verpflichtet, die bewußte Abweichung meiner Erzählung von der Denckens anzumerken.

[1]) Lehmann, Scharnhorst II, 419 u. ff.

[2]) Hans Delbrück („Leben des Feldmarschalls Gneisenau" I.) rechtfertigt die Entschließung Friedrich Wilhelms durch das rückhältige Verhalten Rußlands. „Preußen war in dem Dilemma, daß es durch Rüstungen den sonst noch vermeidlichen Krieg, der dem König unter allen Umständen als ein Unglück erschien, herbeigeführt hätte, wenn es aber nicht rüstete, im Augenblicke des Ausbruchs wehrlos war. Die Schuld an diesem Dilemma hatte nicht bloß der König, sondern ebensosehr auch Alexander, der, wenn er ernstlich Preußens Bündnis zu gewinnen wünschte, auch den Entschluß zum Kriege wirklich fassen, seine eigenen Truppen verschieben und Preußen zu Rüstungen encouragieren mußte zu einer Zeit, als sie noch möglich waren."

zu Deutschland bedeutungsvoller Augenblick ein. Scharnhorst, kaum aus Petersburg zurückgekehrt, machte sich auf Geheiß seines Königs auf den Weg nach Wien, um den Bund der drei Mächte gegen den Unterdrücker der Freiheit Europas zu beantragen. Damals war Preußen nicht in der Lage, besondere Zugeständnisse für die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse zu verlangen. Oesterreich konnte für dieselben Ideen eintreten, denen es im Frühjahr 1809 seinen Arm zu leihen versprochen hatte, es konnte das deutsche Volk zu den Waffen rufen, um die ihm gebührende Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Aber kein Stadion lenkte die Geschicke des Staates, dessen Herrscher drei Jahrhunderte lang die deutsche Kaiserkrone getragen hatten, keiner der Erzherzoge, die so lange und so hingebungsvoll den Kampf für die Interessen Deutschlands geführt hatten, konnte sein Wort in die Wagschale werfen — Metternich beherrschte die Situation. Diesen aber bestimmte nicht etwa die Rücksicht auf die verwandtschaftliche Verbindung des Kaiserhauses mit Napoleon, sondern der Abscheu vor den deutschen Patrioten, vor einer Erweckung der schlummernden Volkskräfte, vor dem Tugendbund, in dem er ein schädliches demokratisches Element erblickte, Haß gegen Rußland und Mißgunst gegen Preußen. Schon die Person des Unterhändlers war ihm verdächtig und unangenehm. Scharnhorst, der treueste Anhänger der monarchischen Staatsform, galt ihm für einen Mann des Umsturzes, für einen gefährlicheren Revolutionär, als Napoleon! Seine Sendung war gescheitert, bevor er in Wien angelangt war. Man ließ sich zwar in einige Unterredungen mit ihm ein, hielt ihn auch eine Zeit hindurch mit scheinbarem Entgegenkommen hin, brach aber dann mit der Erklärung vom 26. Dezember ab, „für den Augenblick sei Oesterreich ganz außer Stande, Hülfe zu gewähren; und das, was in der Folge geschehen könne, werde von den Umständen abhängen". Das war die ganze Weisheit des Mannes, den Erzherzog Johann in jenen Tagen mit den Worten charakterisiert hat: „Metternich als Minister ein Mann, dem es weder an Talent noch Kenntnissen fehlt, aber oberflächlich, leichtsinnig, den Unterhaltungen nachjagend, der führt das Geschäft. Es ist empörend zu hören, wie es da geht . . . daß seine Untergebenen verzweifeln möchten, weil nichts geschieht, daß viel liegen bleibt, daß davon, wenn Leute kommen ihn zu fragen, er ihnen etwas vorlügt."[1])

Durch das Scheitern der Mission Scharnhorsts in Wien war die Sache der Patrioten in Preußen vollkommen aussichtslos geworden. Der König war nahezu apathisch, erst der Einmarsch von 15000 Franzosen in Brandenburg ließ ihn die Gefahr erkennen, in der er schwebte. Nun faßte er den Entschluß, „an der Spitze seiner Truppen das über ihn geworfene Netz zu zerreißen", schon war die Stunde des Aufbruches aus der Residenz bestimmt, da traf der Kurier aus Paris ein, der Krusemarcks Meldung von dem am 24. Februar abgeschlossenen Bündnisse mit Frankreich überbrachte. Preußen war nach der Meinung seines Königs gerettet, indem es seine Truppen und seine materiellen

[1]) Erzherzog Johanns Tagebuchaufzeichnungen Januar 1812 bei v. Krones „Aus Oesterreichs stillen und bewegten Jahren". Die Annäherung Preußens scheint auch vor Erzherzog Johann geheim gehalten worden zu sein, denn es findet sich keine Andeutung darüber im Tagebuch vor.

Hülfskräfte dem Feinde zur Verfügung stellte, von dem es jeden Augenblick den Todesstoß erwarten konnte. Was seit drei Jahren an Kriegsbedürfnissen in den Magazinen angehäuft worden war, um im letzten Verzweiflungskampfe gegen den französischen Blutsauger zu dienen, das wurde diesem jetzt ausgeliefert, damit er um so leichter den Krieg gegen Rußland führe, das einzige Land, das dem preußischen Könige noch eine Zufluchtsstätte gewähren konnte, wenn ihn Napoleon wie die Bourbonen und Braganza zu behandeln beliebte. Ein Corps von 20 000 Mann und 60 Geschützen mußte Preußen zum Heere des sogenannten Bundesgenossen stellen, der Rest erhielt bestimmte Garnisonen zugewiesen; die Kommandanten von Kolberg und Graudenz wurden den Befehlen des französischen Generalstabs unterstellt, keine Truppenversammlung, keine militärische Bewegung durfte ohne Zustimmung Frankreichs vorgenommen werden.

Es war eine Kapitulation vor dem Kriege, dieses sogenannte Bündnis mit Frankreich, eine Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, die dem Gewalthaber Europas hätte verdächtig erscheinen müssen, wenn er nicht so unerschütterlich an seine Allmacht geglaubt hätte. Und doch wäre mit dem Zweifel an die Aufrichtigkeit der Unterwerfung dem Könige von Preußen bitteres Unrecht widerfahren, denn er hat das Bündnis nicht mit der Absicht geschlossen, Napoleon in Sicherheit zu wiegen und bei der ersten ungünstigen Wendung des Krieges auf die Seite des Gegners überzugehen; er hat an die Unbesiegbarkeit des Kaisers geglaubt und an der Widerstandskraft des eigenen Volkes verzweifelt. Die Mehrzahl der Männer, die an der Wiedergeburt Preußens festgehalten und für dieselbe gehandelt hatten, erblickten in dem Bündnisse mit Frankreich ein nationales Unglück und verzweifelten an der Rettung des Vaterlandes. Gneisenau schrieb: „Mit Feigheit haben wir einen Unterwerfungsvertrag unterzeichnet, der uns mit Schande besudelt, Blut und Vermögen des Volkes fremder Willkür preisgibt und die königliche Familie der augenfallendsten Gefahr bloßstellt. Der König gibt sich seinem bittersten Feinde, Hände und Füße gebunden, hin, der ihn sicherlich, wofern Rußland besiegt werden sollte, vom Throne stoßen, oder, falls er selbst ein Unglück erfahren sollte, als Geisel bewahren wird. Freiwilliger und unbedingter hat sich wohl noch kein Herrscher unterworfen.“ Blücher äußerte sich zu Gneisenau: „Nach der unglücklichen Schlacht schrieb Friedrich II.: alles ist verloren, nur die Ehre nicht, jetzt schreibt man, alles ist verloren und die Ehre auch.“ Nur Scharnhorst wird nicht müde, zu bedenken und zu raten, wie unter den neugeschaffenen Verhältnissen noch für die Zukunft vorgesorgt werden könne. Er verlangt, daß man Napoleon jeden Anlaß zum Mißtrauen nehme, daß man sich jedoch streng an den Wortlaut des Bündnisses halte, die Franzosenfreunde nicht bevorzuge, daß man in den Rüstungen, soweit es angehe, fortfahre und daß der König und seine Familie sich nach Schlesien zurückziehen. Während Gneisenau, Boyen und viele jüngere Offiziere ihren Abschied aus der preußischen Armee nahmen, um nicht für Napoleon fechten zu müssen, ließ sich Scharnhorst dazu herbei, in der bescheidenen Stellung eines Inspektors der Festungen nach Schlesien zu gehen. Er ließ sich die Hoffnung nicht nehmen, daß er dem Staate noch werde dienen können. Gneisenau ging über Oesterreich nach Rußland und nach Ausbruch des Krieges nach England,

nicht ohne Billigung des Königs in der Absicht, eine Annäherung zwischen Preußen und England anzubahnen. In Wien hat er mit Erzherzog Karl gesprochen, der bei dieser Gelegenheit den bedeutungsvollen Ausspruch that, daß die Welt nur durch Männer gerettet werden könne, die nicht im Fürstenstande geboren seien. Blücher zog sich vom Dienste zurück, Boyen und Clausewitz gingen nach Rußland, um in die deutsche Legion einzutreten. Dorthin war ihnen bereits ein anderer Feind Napoleons vorausgegangen, der edelste und thatkräftigste Vertreter, den das deutsche Volk in das Lager jener Nation entsenden konnte, die allein noch die Pflicht auf sich nahm, für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen.

Der Freiherr v. Stein hatte nach dem Frieden von Schönbrunn zuerst in Brünn, dann in Prag seinen Aufenthalt genommen, sich teils der Erziehung seiner Töchter gewidmet, teils staats- und volkswirtschaftliche Studien getrieben, daneben aber die Weltereignisse mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt und nach dem Sturze des Ministeriums Altenstein als Berater Hardenbergs in dessen finanziellen Unternehmungen eine einflußreiche Thätigkeit entwickelt. Der Abfall der preußischen Regierung von der patriotischen Politik, auf die auch er große Hoffnungen gesetzt hatte, mußte ihn aufs tiefste erschüttern und in ihm den Wunsch erregen, seine Kräfte dem russischen Staate zu widmen, als dieser in den großen, entscheidenden Kampf gegen Napoleon eintrat. Noch ehe dieser Wunsch zur Kenntnis Alexanders gelangen konnte, hatte dieser sich bereits selbst des genialen Staatsmannes erinnert, den man in Frankreich so gut als in allen deutschen Landen als eine Macht für sich anerkannt hatte, und ihn eingeladen, in seine Dienste zu treten. Am 19. Mai 1812 war das Schreiben des Zaren in Steins Hände gelangt, am 23. meldete dieser bereits seinen Entschluß, sich sofort, nachdem er die nötigen Pässe durch die russische Gesandtschaft in Wien erhalten haben werde, nach Wilna zu begeben. Am 12. Juni langte er dort an. Oesterreich hatte ihn gerne ziehen sehen, denn für einen Stein gab es neben Metternich keine Verwendung, seine Anwesenheit in den kaiserlichen Staaten wurde um so unangenehmer empfunden, als man ihn noch immer für das Haupt des gefürchteten Tugendbundes hielt, der gar nicht mehr bestand, und seine Einwirkung auf die mit ihm verkehrenden Personen durch Verbreitung revolutionärer Grundsätze fürchtete. Stein hatte in den letzten Wochen seines Prager Aufenthaltes, während dessen er unter der sorgfältigsten polizeilichen Aufsicht stand, viel mit dem früheren preußischen Staatsrate und Polizeidirektor von Berlin, Justus Gruner, verhandelt, der nach dem Abschlusse der französischen Allianz den preußischen Dienst verlassen und die Stellung als russischer Staatsrat angenommen hatte, jedoch vorläufig nach Prag gereist war, um von dort aus geheime Verbindungen mit den Franzosenfeinden in Deutschland zu unterhalten und den Aufstand im Rücken der großen Armee Napoleons vorzubereiten. Stein hatte Gruners Absicht gebilligt, zunächst einen weitverzweigten Nachrichtendienst durch seine Vertrauten einzuleiten, um Rußland in Kenntnis aller Vorgänge in Deutschland zu erhalten, den Ueberfall und die Beraubung von Kurieren besorgen zu lassen und im Thüringerwalde, im Spessart und in den preußischen Wäldern Banden zu bilden, durch welche die Kommunikationen

zwischen Frankreich und dem Kriegsschauplatze unterbrochen werden sollten. Zwischen den zahlreichen geheimen Verbindungen, die in Deutschland bestanden, gedachte er Beziehungen herzustellen, um den Mut der Teilnehmer zu beleben und sie zur Unterstützung der Russen zu einigen, wenn diese siegreich über die Weichsel dringen sollten. Gruner, der durch Gneisenau auch mit England in Fühlung trat und Offiziere für die deutsche Legion warb, mit welcher Gneisenau auf deutschem Boden zu operieren vorhatte, wurde nicht nur durch die Organe des Grafen Metternich, sondern auch durch preußische Späher ausgekundschaftet. Er unterließ die nötige Vorsicht im mündlichen und schriftlichen Verkehre und gab dadurch der preußischen Regierung Anlaß, seine Auslieferung von Oesterreich zu verlangen. Die franzosenfreundliche Partei und namentlich mehrere seiner persönlichen Gegner verstanden es, das ohnehin schon sehr weitgehende Mißtrauen Metternichs gegen den Aufwiegler zu verschärfen. Doch fand es dieser viel zweckmäßiger, den gefährlichen Mann vom Schauplatz verschwinden zu lassen als ihn an Preußen zu übergeben; man setzte ihn in der Nacht vom 21. zum 22. August gefangen, bemächtigte sich seiner Papiere und ließ ihn nach einigen eingehenden Verhören, in denen er jedoch seine Agenten beharrlich verschwieg, in die banatische Festung Peterwardein bringen, wo er bis in den Sommer 1813 festgehalten wurde. Aus seinen Papieren hatte man zwar die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit dem Tugendbunde nichts zu thun und keine andere Absicht habe, als Frankreich so viel als möglich zu schädigen, seine offizielle Verbindung mit Rußland, gegen das ja Oesterreich sich im Kriegszustande befand, gab den Anhaltspunkt dazu, sich seiner zu versichern und ihn bis auf weiteres unschädlich zu machen.[1])

Durch Gruner war Arndt benachrichtigt worden, daß Stein ihn an seiner Seite zu haben wünsche, und hatte, da er sich ohnehin schon auf der Flucht vor den Franzosen befand, ohne Säumen von Prag über Galizien und Brody die Reise nach Rußland angetreten. Er traf Ende August in Petersburg bei Stein ein und diente ihm als Sekretär in den Angelegenheiten der deutschen Legion und des Verkehrs mit den Gesinnungsgenossen in der Heimat. Stein hatte kein russisches Staatsamt angenommen, er wollte frei bleiben, nach seiner Ueberzeugung handeln können und den Russen nicht zum Gegenstande des Neides und der Mißgunst werden. Alexander berief ein Komitee für die deutschen Angelegenheiten, an dessen Spitze er seinen Schwager Georg von Oldenburg setzte, dessen Seele aber doch nur Stein sein konnte. Die wichtigste Aufgabe jedoch, die ihm zugefallen war, bestand darin, den unheilvollen Einflüssen des Ministers Romanzoff auf Alexander entgegenzuwirken, der selbst während des Krieges mehr Sympathien für Napoleon als für sein Vaterland zu haben schien und nicht müde wurde, Friede und Unterwerfung zu predigen. Stein stand aber nicht nur beim Zaren, der sich an seiner Energie stets wieder Kraft und Selbstvertrauen holte, im hohen Ansehen, er machte sich, wie Arndt[2]) berichtet, „eine

[1]) Näheres bei Fournier „Stein und Gruner in Oesterreich“ im 53. Bande der „Deutschen Rundschau“.

[2]) Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben.

breitere, mächtige Bahn in der großen Petersburger Gesellschaft und durch diese wirkte er wieder, und vielleicht mächtiger, auf den Kaiser zurück. Sein Mut, seine Kühnheit, noch mehr sein Witz und seine Liebenswürdigkeit drangen allenthalben durch und ein und leuchteten und zündeten wie Blitzstrahl, wo irgend noch etwas zu zünden war. Die sittliche Schönheit und Klarheit seines Wesens, durch und durch mit Mut durchgossen, und die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, womit er in den kürzesten unscheinbarsten Worten an den Tafeln und Theetischen zu spielen wußte, wo er sich auch gern und unbewußt selbst im leichteren Kosen und Scherzen hingehen ließ, machte ihn bald zu einem mächtigen Mann in der Petersburger Gesellschaft; sein tapferer Wille, seine Einfälle, seine Worte wurden zu Anekdoten ausgeprägt, welche wie Blitzfeuer rundliefen. Bald hatte er einen sehr bedeutenden Anhang, der um so treuer war, da alle wußten, daß er nur als Pilger gekommen sei, der mit dem Siege wieder gegen Westen walle, daß er also keinem in den Weg treten werde. Er stand endlich in Petersburg wie das gute Gewissen der Gerechtigkeit und Ehre, und die Orloffe, Soltykowe, Ouwarowe, Katschubey, Lieven und das zum Begeistern und Fortschnellen so allmächtige Heer der schönen und geistreichen Frauen pflanzten sein Banner auf."

Es war das Banner Deutschlands, das der König von Preußen hatte sinken lassen und der deutsche Reichsfreiherr hoch emporhielt im fernen Osten, wo die Sonne der Freiheit aufgehen mußte. An seiner Persönlichkeit hing das Schicksal Europas, denn sein Verdienst allein ist es, daß Alexander die Ausbauer und Widerstandskraft entwickelte, von der, nach den ersten Siegen Napoleons, allein der Umschlag des Kriegsglückes erwartet werden konnte.

Nachdem Napoleon sich Preußens, wie er meinte, vollständig versichert hatte, schloß er auch mit Oesterreich am 14. März 1812 ein Bündnis, das seine Armee um 30000 Mann mit 60 Geschützen verstärkte. Dieses Corps, das aus drei Infanterie- und einer Kavalleriedivision zu bestehen hatte, mußte am 15. Mai zu Lemberg aufgestellt, mit einem doppelten Munitionspark versehen und mit Fahrzeugen zum Transport der Lebensmittel für 20 Tage ausgerüstet sein. Sein Befehlshaber wurde, nachdem Erzherzog Karl auf den Wunsch Napoleons, dieses Kommando zu übernehmen, nicht eingegangen war,[1]) der Fürst Karl Schwarzenberg. Die verbündeten Staaten garantierten sich gegenseitig ihren Besitzstand, sowie die Integrität des türkischen Reiches. Für den Fall der Wiedererrichtung des Königreichs Polen garantierte Napoleon Oesterreich den Besitz von Galizien, doch sollte es dem Kaiser freistehen, für einen Teil dieses Landes, der etwa zu Polen geschlagen würde, illyrische Provinzen

[1]) Erzherzog Johann teilt in seinen Tagebüchern mit, daß Kaiser Franz die Weigerung seines Bruders sehr übel aufnahm. „Er (der Kaiser) sagte, der General oder Beamte könne sich wohl pensionieren lassen oder quittieren, wenn er nicht gehen wolle, allein seine Brüder seien verpflichtet, alles für den Staat zu thun; es sei das dritte Mal, daß Karl ihm dies thue, das werde er nie verziehen und er ihn nicht mehr brauchen, wenn er (Karl) es selbst suchte." (Krones, Aus dem Tagebuch Erzherzog Johanns.)

einzutauschen, im Falle eines glücklichen Verlaufes des Krieges waren Oesterreich noch besondere Entschädigungen und Vergrößerungen in Aussicht gestellt.

Dieser Vertrag entsprach ganz und gar dem Metternichschen Systeme der österreichischen Politik, in welchem es für nationale Pflichten und historische Traditionen keine Stelle gab. Er gewährte übrigens Oesterreich weitaus günstigere Bedingungen als Preußen und erfuhr durch die geschickte Auslegung derselben durch Metternich eine Anwendung, die selbst die Beziehungen zu Rußland nicht ganz ungünstig gestaltete. Der Zar war damit zufrieden, daß das österreichische Hülfscorps wegen seiner geringen Stärke keine selbständige Aufgabe durchführen konnte und auch seinerseits nur wenige Streitkräfte zur Beobachtung in Anspruch nahm. Der österreichische Kriegsminister Graf Bellegarde stellte das Schwarzenbergsche Corps fast nur aus Cadres von nicht mobilisierten Regimentern zusammen, er hielt sich dadurch die Möglichkeit sofortiger, unauffälliger Verstärkung offen, ohne vorher den Friedensstand der Armee aufzuheben. Napoleon hat dies nicht ungerügt gelassen. Metternich verstand es aber, dieser Maßregel jeden verdächtigen Charakter abzusprechen. Auch nach London sandte er durch den Gesandten Grafen Hardenberg, mit dem er seit seinem Amtsantritte vertraute Beziehungen pflog, beruhigende Aufklärungen. „Das Bündnis," erklärte er demselben, „sei unvermeidlich gewesen, um den völligen Ruin der österreichischen Monarchie zu verhüten, die ohne Armee und Geld außer stande war, ihre Neutralität mit den Waffen zu behaupten; eine unbewaffnete Neutralität aber wäre reine Täuschung gewesen, sie hätte die Franzosen nicht gehindert, sie mit Truppendurchmärschen und Requisitionen aller Art zu durchbrechen; selbst eine förmliche Neutralitätskonvention hätte Oesterreich vor solchem Unheil nicht geschützt, denn mit dieser hätte es nicht einmal wagen dürfen, die erforderlichen Truppen zu sammeln, um das Feuer der Unruhen zu dämpfen, die man ganz gewiß in Galizien genährt und nach Ungarn herübergetragen hätte. Schließlich hätte man am Ende des Krieges keine Möglichkeit gehabt, sich Abmachungen zu widersetzen, welche beide Mächte zum Nachteil Oesterreichs treffen konnten; die französischen Grundsätze hinsichtlich solcher Abmachungen zum Schaden dritter seien ja bekannt, und die gleichen Grundsätze habe Kaiser Alexander ausgesprochen, als er dem König von Preußen erklären ließ: Der Krieg könnte Lagen herbeiführen, welche ihn nötigen könnten, seine innigsten persönlichen Freundschaftsbeziehungen der Wohlfahrt und dem Heile seines Reiches zu opfern. Alle diese Gefahren konnten nur beschworen werden durch einen Bündnisvertrag, unter dessen Schutz Oesterreich seine Armee auf eine beliebige Stärke bringen könnte, ohne die Verpflichtung, für seinen Verbündeten auch nur einen Mann mehr zu verwenden, als der Vertrag vorschreibe; diese Verstärkung werde denn auch positiv eintreten und binnen kurzem werde Oesterreich mit Einschluß des Hülfscorps, des Corps in Siebenbürgen, das eben mobil gemacht werde, und der Reserven, die in Galizien und Ungarn gebildet werden, 120 000 Mann in der Nähe des Kriegsschauplatzes unter Waffen haben." Hardenberg nahm diese Erklärungen nicht ohne Mißtrauen auf, nach vielfachen Erwägungen glaubt er das englische Kabinett aber doch versichern zu können, daß Oesterreich keinen vollständigen Systemwechsel vollzogen habe, sondern „die

künftige Vereinigung aller Feinde der Uebermacht Frankreichs vorzubereiten trachte". Die Charakteristik, die Hardenberg bei dieser Gelegenheit von Metternich entwirft, war jedoch kaum danach angethan, um ein besonderes Vertrauen in seine staatsmännische Ehrlichkeit zu erwecken. „Mit einer hohen Meinung von der Ueberlegenheit seiner Gaben, seiner Klugheit und seiner Feinheit liebt er die Finasserie in der Politik und hält sie darin für nötig; in politischen Dingen erkennt er keinen über sich an, und da er nicht Thatkraft genug hat, um, wo es nötig wäre, von den Hülfsmitteln des Landes Gebrauch zu machen und gegen die Schwierigkeiten anzukämpfen, denen er sowohl im Innern als in der auswärtigen Politik begegnet, und gleichzeitig von den Talenten Bonapartes und seinen Hülfsquellen eine übertriebene Vorstellung hat, glaubt er den Charaktermut und die Kraft durch List ersetzen zu können, und wenn auch diese versagt, so gibt er im Augenblick nach, in der Hoffnung, daß eine andere List ihn aus der Verlegenheit herausziehen werde. So leicht ihm die Arbeit wird, das Vergnügen zieht er der Arbeit vor, und da er fürchtet, daß große Krisen ihn hindern, sich dem Genuß hinzugeben, sucht er sie zu vermeiden, indem er sich gut stellt mit jedermann und alle Mächte zu schonen sucht; am liebsten möchte er von irgend einem glücklichen Zufall, wie z. B. dem Tode Bonapartes, großen Erfolgen Rußlands gegen ihn, oder von irgend einem anderen unvorhergesehenen Ereignis den günstigen Augenblick erwarten, wo er ohne zu viel Anstrengung Oesterreich eine Rolle spielen lassen könnte."[1]) Als der Zufall russischer Siege gegen Frankreich eingetreten war, hatte sich Metternich auch schon bereit gestellt, um zufällig ein großer Mann zu werden. Worin seine Größe bestanden haben würde, wenn Napoleon in Rußland nicht unterlegen wäre, das hat nicht nur er, das haben auch seine Bewunderer vorsichtig verschwiegen. Doch um eine „List" wäre der große Staatsmann wohl nicht verlegen gewesen!

Eine peinliche Enttäuschung erlebte Napoleon mit Schweden, einen Fehler in seinen Berechnungen wies das Verhalten der Türkei auf; denn er war des Glaubens gewesen, Bernadotte werde mit ihm halten, um das kaum verlorene Finnland wiederzugewinnen, und die Türken würden den Krieg mit Rußland fortsetzen. Der Kronprinz von Schweden hatte sich, wie bereits angedeutet, einen ganz besonderen Plan ausgedacht, um seine Dynastie bei den Schweden in glänzender Weise einzuführen, er hatte eine Erwerbung im Auge, die den schwedischen Interessen besser entsprach, als das gegen Rußland auf die Dauer doch nicht zu haltende Finnland, nämlich Norwegen, das damals noch unter dänischer Hoheit stand. Diese Tendenz mußte ihn von Napoleon, dem sein Land schon

---

[1]) Oncken, Oesterreich und Preußen. 2. Bd. 88. Den Ausdruck „übertrieben", den Hardenberg hinsichtlich der Vorstellung von Bonapartes Talenten und Hülfsquellen braucht, beanstandet Oncken, indem er darauf hinweist, daß alle Niederlagen von 1803—1809 durch Selbsttäuschung über die Macht Bonapartes hervorgerufen worden seien. Wir haben diese Ansicht nicht gewinnen können. Die Kraftentfaltung des vielgerühmten Schlachtenkaisers hat die Erwartung niemals übertroffen, nur die Leistungen seiner Gegner sind stets allzuweit hinter dem zurückgeblieben, was man von ihnen mit Recht hätte verlangen können. Vor allem kann die Zerfahrenheit Deutschlands, das getrennte Losschlagen Oesterreichs und Preußens unmöglich dem Genie und den Hülfsquellen Napoleons zugeschrieben werden!

wegen des Kontinentalsystems nicht folgen konnte, noch weiter entfernen; denn Dänemark war der eifrigste Anhänger des großfränkischen Kaiserreiches und würde gutwillig sein Nebenland, von dem es zwar wenig materiellen Nutzen, aber großes Ansehen unter den seefahrenden Nationen genoß, nicht preisgegeben haben. Die Lage Schwedens gestaltete sich im Bunde mit Rußland und England unvergleichlich besser als in einer erzwungenen Allianz mit Frankreich, dessen kontinentale Hülfskräfte gegen die Unternehmungen Englands an den skandinavischen Küsten keinen Schutz bieten konnten. Als nun Frankreich, sowie es das preußische Gebiet nicht verschont hatte, auch seine Truppen in Schwedisch-Pommern einrücken ließ, um den Schleichhändlern nachzujagen, die hier unter besonders günstigen Verhältnissen ihr Wesen trieben, schloß sich Schweden durch den Vertrag vom 5. April 1812 an Rußland an. Einige Wochen später kam der Friede mit der Pforte zu stande, nachdem der Zar auf den Besitz beider Donaufürstentümer verzichtet und sich mit dem am linken Ufer des Pruth gelegenen Teile der Moldau begnügt hatte. Der Sultan hatte keine Mittel, den Krieg fortzuführen, und fürchtete die Drohung der Engländer, daß sie die Dardanellenschlösser überwältigen und Konstantinopel beschießen würden, wenn er der Alliierte Frankreichs sein werde. Das neue System des europäischen Staatenbundes unter französischem Protektorate zeigte schon sehr große Lücken, als Napoleon die von ihm abhängigen Souveräne in Dresden um sich versammelte, um ihre Huldigung entgegenzunehmen, bevor er den Alexanderzug gegen die Barbaren des Ostens unternahm.[1]) Nicht nur die kaiserlichen Schwiegereltern aus Wien mußten dort zur Begrüßung Maria Luisens eintreffen, auch der König von Preußen wurde verhalten, seine Unterwerfung auch äußerlich durch persönliche Teilnahme an den Festen, die in Dresden zu Ehren des Imperators veranstaltet wurden, zu bezeugen. Die Rheinbundfürsten mußten selbstverständlich ihre Schuldigkeit thun, nur der lustige König von Westfalen durfte nicht unter ihnen erscheinen, er mußte sich durch seine taktvollere und besser gesittete Gattin vertreten lassen, sowie auch der König von Neapel ferngehalten wurde, damit er nicht durch einige unpassende Vertraulichkeiten oder Frechheiten die Stimmung störe. Napoleon wandte eine Methode an, um seine Oberherrlichkeit über alle die versammelten Herrscher zu zeigen, die an die

---

[1]) Eine sehr anziehende, mit manchem interessanten neuen Detail ausgeschmückte Darstellung „Napoléon à Dresde“ bringt Albert Vandal im 2. Hefte der „Revue de Paris“, 1896. Es geschah wohl nicht ohne Absicht, daß der französische Geschichtschreiber diese Veröffentlichung in dieselben Tage fallen ließ, in welchen die Deutschen die Wiedererrichtung des deutschen Kaisertumes feierten. Er schwelgt in der Bewunderung des Schauspieles, das der angebliche Sohn Frankreichs dort aufgeführt hat. „Les désastres sont proches, ils pèsent sur l'avenir. Néanmoins, qu'il nous soit permis un instant de borner nos regards au présent. Avant d'aller plus loin, arrêtons-nous sur cette cime et jouissons du spectacle. Car c'est un âpre et merveilleux plaisir que de voir ces empereurs et ces rois élevés à détester la France, ces représentants des dynasties qui l'ont à travers les siècles jalousie et haïe, ces monarques fils et petit fils d'ennemis, ces descendants de Frédéric et ses successeurs des Ferdinand et des Léopold, s'abattant devant l'homme qui portait si haute la gloire et les destins de notre race, et lui, les tenant sous son pied humiliés, prosternés, anéantis, le féant dans la poussière.“

poetische Stelle der Bibel vom Nahen Gottes im Säuseln des Windhauches erinnert. Wenn im Schlosse der alten Reichserbmarschalle, über dessen Portalen die Kurschwerter sich kreuzen, großer Abendempfang gehalten wurde, rief der Thürhüter die Namen und Titel der Fürstlichkeiten und Regenten nach herkömmlichem Zeremoniell in den Versammlungssaal. Da hieß es: „Leurs Majestés le roi et la reine de Saxe, Leurs Majestés Impériales et Royales Apostoliques, Sa Majesté l'Impératrice des Français, reine d'Italie". Dann folgte eine kleine Pause, die ganze Versammlung harrte auf den Meister. Zwei Schläge mit dem Stocke des Zeremonienmeisters, die Thüre öffnete sich, „L'Empereur!" betritt den Saal, neigt den Kopf in die Runde, richtet einige Worte an diesen oder jenen und begibt sich dann in den Speisesaal: Er allein bedeckten Hauptes voran, nach ihm Kaiser Franz mit seiner Tochter, die Könige und Großherzoge, sämtlich den Hut in der Hand. Nur die Kaiserin Maria Ludovica, die aus ihrem Widerwillen gegen den Korsen niemals ein Hehl gemacht hat und mit innerem Widerstreben, nur aus Gehorsam gegen ihren Gemahl, die Reise nach Dresden mitgemacht hatte, wußte sich dieser demütigenden Prozession zu entziehen. Ihre leider nicht geheuchelte Krankheit gab ihr Anlaß, sich in einem Fahrstuhle durch die Salons bringen zu lassen, „et cette manière d'échapper au cérémoniel napoléonien semblait une protestation". Trotz aller ganz ungewöhnlichen Bemühungen Napoleons, ihr durch Liebenswürdigkeit und ausgesuchte Aufmerksamkeiten Interesse abzugewinnen oder durch geistreiche Gesprächswendungen zu imponieren, hielt die Kaiserin-Schwiegermutter ihre Zurückhaltung fest, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Würde des alten Kaiserhauses in jenen Tagen von keiner anderen Persönlichkeit so geschickt gewahrt wurde, als von der kleinen Estensischen Prinzessin. Zwei Tage vor der Abreise Napoleons von Dresden langte daselbst Graf Narbonne an, der in Wilna noch einen Scheinversuch gemacht hatte, den Krieg mit dem Zaren abzuwenden. Da er keine Zugeständnisse brachte, hatte sich Alexander darauf beschränkt, ihm nochmals die Versicherung zu geben, daß er den Krieg nicht beginnen werde, sondern den Angriff abwarte. Er soll dann auf die Karte von Rußland gewiesen, seinen Finger auf die Behringsstraße gesetzt und gesagt haben: „Wenn der Kaiser Napoleon zum Kriege entschlossen ist, und das Glück die gerechte Sache nicht begünstigt, so kann er bis hierher gehen, um den Frieden zu suchen." Für mündliche Unterhandlungen sei jetzt übrigens keine Zeit mehr; wenn Napoleon noch Anerbietungen zu machen habe, so müßte dies in entsprechender Form und schriftlich geschehen. Darauf hatte man dem Abgesandten zu verstehen gegeben, daß alles zu seiner Abreise bereitet sei, und er mußte wohl oder übel dieser Aufforderung folgen.

Da übrigens die Witterung günstig war und man bei dem fortschreitenden Frühling in den Ebenen des Weichsellandes das Gedeihen des Graswuchses erwarten durfte, fand Napoleon eine weitere Zögerung nicht mehr notwendig. Die Insurrektion von Russisch-Polen und Litauen sollte von Warschau eingeleitet werden, er entsandte dahin einen besonderen Vertreter, den Mr. de Pradt, Erzbischof von Malines, nachdem Talleyrand, der ursprünglich dazu bestimmt gewesen war, durch voreilige Finanzoperationen, die auf seiner neuen Verwen-

dung beruhen sollten, seinen Unwillen erregt hatte.[1]) Die Polen sahen ihre Hoffnungen aber schon beim Beginne des Unternehmens teilweise enttäuscht, da ihnen Galizien nicht preisgegeben, überhaupt die Wiederherstellung ihres alten Königtums nicht offiziell angekündigt wurde. Die ursprüngliche Begeisterung der nationalgesinnten Polen hielt nicht lange vor und hat insbesondere außerhalb des Herzogtums Warschau geringe Verbreitung gefunden, weil man Napoleon nicht traute. Mögen alle anderen Vorbereitungen zum Kriege vortrefflich gewesen sein, in Polen ließen sie das meiste zu wünschen übrig. Dort hätten schon 100000 Reiter aufsitzen und die Gewißheit, daß das Piasten- und Jagellonenreich wiedererstanden sei, in die entfernteste Steppe tragen müssen, als die ersten Brücken über die Grenzflüsse Rußlands geschlagen wurden. Warum hat denn das Volk, das heute noch auf sein Recht pocht, ein Reich zu bilden, die beste Gelegenheit vorübergehen lassen, die sich seit der Teilung dazu ergab? Wo blieb denn die unwiderstehliche Kraft dieser Nation, die von 1806 bis 1812 Zeit genug gehabt hätte, sich zu entfalten? Sie war nie vorhanden gewesen! Aus Tausenden fauler und feiler Edelleute und aus Millionen zertretener, durch Hunger und Branntwein entkräfteter Bauern macht man noch keine Nation, die das erreichen kann, was sie will! —

Napoleon gab am 20. Juni von Gumbinnen das erste Bulletin von der großen Armee aus, dem schon am 22. desselben Monats ein zweites folgte, in dem er der Welt auseinandersetzte, wie ihn Rußland dazu gezwungen habe, zu den Waffen zu greifen und die Ehre Frankreichs zu verteidigen. Als mit dieser unvereinbar wird die am 30. April von Kurakin aufgestellte Forderung bezeichnet, die französischen Truppen müßten vor jeder weiteren Unterhandlung zwischen den beiden Staaten das preußische Gebiet räumen, „das Gebiet seiner eigenen Bundesgenossen, um sie Rußlands Willkür zu überlassen!“ Alle späteren Annäherungen seien zurückgewiesen worden. Nach Narbonne habe der Kaiser auch noch den Grafen Lauriston beauftragt, sich zum Zaren zu begeben, um zu sehen, „ob es nicht möglich wäre, die Aufforderung des Fürsten Kurakin zurückzunehmen und Frankreichs Ehre, sowie das Interesse seiner Bundesgenossen mit der Eröffnung der Unterhandlungen vereinbar zu machen. Allein der nämliche Geist, der im russischen Kabinette herrscht, hinderte unter verschiedenen Vorwänden den Grafen v. Lauriston, sich seiner Mission zu entledigen, und man sah zum erstenmal einen Ambassadeur, dem es nicht erlaubt war, sich weder dem Souverän noch dem Minister unter so wichtigen Verhältnissen zu nähern.“ Der Legationssekretär Prevost brachte diese Nachrichten nach Gumbinnen und der Kaiser befahl den Marsch, um über den Niemen zu gehen. „Die Ueberwundenen,“ sagte er, „nehmen den Ton der Sieger an; das Verhängnis reißt sie hin, also möge das Schicksal erfüllt werden!“ In ähnlichen großartigen Phrasen, die dem neuen Cäsar so viel Vergnügen bereiteten, erging sich auch die Proklamation an die Armee, die am Tage des zweiten Bulletins erlassen wurde. Sie schloß mit den Worten: „Der zweite polnische Krieg wird für Frankreichs Waffen glorreich wie der erste sein; aber der Friede, den wir schließen werden, wird seine Bürgschaft

[1]) Vandal a. a. O.

mit sich führen und dem unseligen Einfluß, den Rußland seit fünfzig Jahren auf die europäischen Angelegenheiten ausübte, ein Ziel setzen."

Der Imperator hatte alles gethan, was nach seiner Meinung erforderlich war, um die stolzen Versprechungen, die er der Welt gab, einlösen zu können. Die Streitmacht, die er zur Züchtigung des Friedens- und Bundesbrechers aufgeboten hatte, war gewiß die größte, die seit der Völkerwanderung unter der Führung eines einzigen gebietenden Feldherrn aufgetreten war. Den modernen Generalstabsoffizieren, die mit Millionen — auf dem Papiere zu manövrieren verstehen, mögen die Zahlen, mit denen man 1812 zu rechnen hatte, recht unbedeutend vorkommen. In Anbetracht, daß diese in den äußersten Osten Europas geschobenen Massen nur aus Linientruppen, ohne Reservisten, Landwehr- und Landsturmmännern, bestanden, waren sie doch ganz imposant. Und dabei ging der Lauf der übrigen Welt ohne Unterbrechung weiter, kein Rädchen in dem großen Getriebe des geistigen und materiellen Gütertausches, soweit es nicht durch ganz andere vorausliegende Veranlassungen schon früher gehemmt worden war, blieb stecken, trotzdem in Spanien nahe an 200000 französische Streiter zurückgeblieben waren und die Besatzungen in den Niederlanden, in Italien und Deutschland kaum viel weniger betragen haben dürften. Napoleon führte seinen russischen Krieg, der doch auch mit den größten denkbaren Verlusten geendet hat, ohne daß die Weltordnung unterbrochen worden wäre, was man in einigen Generalstabskanzleien für den wahrhaft „modernen Krieg" zu erwarten scheint; er führte ihn in sechs Monaten bis zur vollständigen Auflösung und Vernichtung der eigenen Armee, und trotzdem standen sich nach abermals sechs Monaten mindestens ebenso große Heeresmassen in Mitteleuropa kämpfend gegenüber. Darauf darf man heute einigen Nachdruck legen!

Die große Armee bestand aus einem riesenhaften Zentrum und zwei schwachen, nahezu bedeutungslosen Flügeln. Den linken Flügel bildete das 10. Corps unter Macdonald, bestehend aus einer Division Polen, Baiern und Westfalen und zwei preußischen Divisionen mit zusammen 32000 Mann,[1]) das Zentrum zerfiel ursprünglich in zwei Armeen, von denen die eine der unmittelbaren Führung des Kaisers unterstand, die andere dem Namen nach von seinem Bruder Jérome geführt wurde, jedoch sehr bald teils zu Detachierungen verwendet, teils zur ersten Zentrumsarmee herangezogen wurde. Hier befanden sich das 1. Corps Davoust mit 72000 Mann (Franzosen, Spanier, Badenser, Mecklenburger, Hessen), das 2. Corps Oudinot 37000 Mann (Franzosen, Schweizer, Hanseaten, Illyrier), das 3. Corps Ney 40000 Mann (Franzosen und Württemberger), das 4. Corps Vizekönig Eugen 42000 Mann (Franzosen, Italiener, Baiern), das 5. Corps Fürst Poniatowski 36000 Mann (Polen), das 6. Corps Gouvion St. Cyr 28000 Mann (Baiern), das 7. Corps Reynier 19000 Mann (Sachsen), das 8. Corps ursprünglich Vandamme, dann Tharreau 19000 Mann (Westfalen), die beiden Garden unter Mortier, Léfèbvre und Bessières 47000 Mann, drei Kavalleriecorps unter Murat 32000 Mann, das

[1]) Ich folge den Angaben in dem Werke von Jähns „Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart" (1873).

Kavalleriecorps Latour-Maubourg 8000 Mann. Für den rechten Flügel war zuerst nur das österreichische Hülfscorps von 34000 Mann ausersehen, dessen Kommando der Fürst Schwarzenberg am 30. Mai in Lemberg übernommen hatte. Nach dem unglücklichen Verlaufe der ersten Gefechte der Sachsen unter Reynier, wurden ihm auch diese unterstellt, da es bald klar geworden war, daß 40—50000 Mann zur Sicherung der rechten Flanke der großen Armee unumgänglich notwendig seien. Insgesamt waren es also 467000 Mann (mit den Nachzügen 619000) mit 182000 Pferden, 1108 Geschützen und einem Park von zahllosen Wagen aller Art, die teils am 23., teils am 30. Juni den Grenzfluß Njemen überschritten, um den Feldzug von 1812 zu beginnen. Es hatte keine geringe Anstrengung verursacht, den strategischen Aufmarsch dieses Riesenheeres zu stande zu bringen; noch größer war aber der Aufwand an Geld und Gütern, der damit notwendigerweise verbunden war und der zum größeren Teile von Preußen getragen werden mußte. Ein Schreiben des Staatskanzlers v. Hardenberg an den Grafen Metternich vom 4. September, dasselbe, auf welches Oncken den Beginn des Einverständnisses zwischen Oesterreich und Preußen zurückführt, berechnet bereits, daß Preußen im Sommer 1812 durch die Lieferungen für die große Armee nicht nur den Rest seiner Kriegsschuld von 35 Millionen Frank an Frankreich abgezahlt, sondern Vorschüsse bis zum Betrage von 60 Millionen gemacht habe. Nach einer genauen Berechnung, die der französischen Intendantur anfangs Oktober vorgelegt wurde, betrugen die Vorschüsse in Lieferungen 66 Millionen Frank, der Preis für die von den Franzosen mitgenommenen 60651 Pferden 29 Millionen. Die Angaben Hardenbergs, daß bei dem Abmarsche der französischen Armeen aus Ostpreußen und Litauen „beträchtliche Mengen von Lebensmitteln, Vieh, Pferden und Fuhrwerk“ gewaltsam fortgenommen wurden, daß die Schiffahrt in den Häfen ganz unterbrochen sei, daß man Fahrzeuge und Waren willkürlich, ohne irgend einen gültigen Vorwand weggenommen habe, verdienen gewiß vollen Glauben. Mit diesen Unsummen aus thatsächlich vorhandenem Besitze hat Preußen die Kraft Frankreichs vermehrt, statt sie zum nationalen Kampfe gegen Frankreich zu verwenden, wie es die Patrioten verlangt hatten. Zur Beurteilung der Chancen eines preußisch-russischen Krieges gegen Napoleon im Jahre 1812 muß diese Rechnung auch herangezogen werden.

Der russische Feldzug verlief in seinen ersten Abschnitten scheinbar sehr günstig für Napoleon. Die Rüstungen der russischen Armee waren weit zurückgeblieben; bis zum Beginne der Feindseligkeiten waren an der Westgrenze des Reiches nicht mehr als 180000 Mann, einschließlich der Kosaken, aufgestellt, hinter diesen standen noch etwa 35000 Mann Reserven, die man mit Rücksicht auf weiteren Nachschub allmählich in die erste Linie ziehen konnte. Eine Armee von 40000 Mann marschierte von der Walachei heran, auf sie war jedoch vor Ende September auf dem westlichen Kriegsschauplatze nicht zu rechnen; außerdem kam Bataillon auf Bataillon, Eskadron auf Eskadron und Sotnje auf Sotnje allmählich vom Don und der Wolga herangerückt, die zu Verstärkungen,

aber nicht zu neuen Formationen verwendet werden konnten. Von den zunächst zur Verfügung stehenden 180 000 Mann vereinigte General Barclay de Tolly 90 000 Mann als erste Westarmee, deren rechter Flügel unter dem Grafen Wittgenstein sich ans Baltische Meer lehnte und Macdonald bei Riga gegenüberstand, während der linke unter Doktoroff (Dochturow) bei Grodno stand. Dort berührte sich die erste mit der zweiten Westarmee unter dem Fürsten Bagration, die nicht über 45 000 Mann betrug, während die Reservearmee unter Tormassow, die sich in Wolhynien ausbreitete, auf 35 000 Mann Linie und 10 000 Kosaken geschätzt werden konnte. Als Oberkommandant galt anfangs Zar Alexander selbst, dessen Hauptquartier sich in Wilna befand. Er stand unter dem Einflusse des vormals preußischen Generals v. Phull, eines einseitigen, beschränkten Theoretikers, der sich von einem verschanzten Lager, das er bei Drissa an der Dwina ziemlich weit von den beiden strategischen Hauptstraßen nach Petersburg und Moskau hatte anlegen lassen, Wunderdinge versprach. Ein Plan, sich vor den französischen Heeren fechtend zurückzuziehen, bis die ungeheure Ausdehnung des Terrains dieselben getrennt und geschwächt haben würde, bestand im russischen Hauptquartier nicht, er wurde wenigstens von keiner einflußreichen Persönlichkeit daselbst vertreten, obwohl er schon vor einem Jahre ausgesprochen worden war. Scharnhorst hatte seinen Freunden gegenüber die Ueberzeugung kundgegeben, „daß Napoleon an der ungeheuren Ausdehnung des Russischen Reichs zu Grunde gehen müsse, wenn Rußland diese gehörig ins Spiel bringe, d. h. seine Kräfte bis zum letzten Augenblick aufspare, zu diesem Ende seine Heere so tief ins Innere ausweichen lasse, als irgend nötig sei, um einer vorzeitigen Entscheidung zu entgehen und unter keiner Bedingung Frieden schließe".[1] Es ist wahrscheinlich, daß Scharnhorst noch von Schlesien aus Andeutungen dieser Art an russische Freunde gelangen ließ, es ist gewiß, daß sein Schüler Clausewitz, der mit den hervorragendsten Mitgliedern des russischen Hauptquartiers täglich in Berührung kam, ähnliche Ansichten geäußert hat; aber es ist auch ganz sicher, daß sie weder vom Zaren noch von Barclay anerkannt und zur Grundlage der Operationen gemacht worden sind. Auch Graf Liewen, früher russischer Gesandter in Berlin und als solcher in Verbindung mit Scharnhorst und dessen Freunden, hat noch Ende Juni, als er im Hauptquartier eintraf, für die Idee des mit Absicht eingeleiteten Rückzuges kein Verständnis zu schaffen vermocht.

Zum Glücke für Rußland wurde Zar Alexander noch rechtzeitig genug in seinem Vertrauen auf den General Phull wankend und gab den Gedanken, hinter den Verschanzungen von Drissa eine Schlacht anzunehmen, auf. Er entschloß sich, die Armee zu verlassen, nach Petersburg zurückzukehren und seinerseits vor allem für die Ergänzung der Armee, für die Förderung der Nachschübe thätig zu sein. Barclay verlangte die Vereinigung mit Bagration; um diese zu erreichen mußten beide Westarmeen noch hinter Witebsk zurückgehen und dem Feinde somit freiwillig ein ungeheures Terrain überlassen, in welchem er unaufhaltsam vordrang, ohne doch einen namhaften Vorteil zu erreichen. Napoleon

[1]) Bernhardi, Denkwürdigkeiten Tolls I, 329 u. f.

große Armee stehen bleiben können. Napoleon war bei seiner Ankunft daselbst zu der richtigen Erkenntnis gelangt, daß er nicht weiter ins Ziellose vorrücken solle. Er hatte das Ende des polnischen Feldzuges von 1812 verkündet und die Fortsetzung desselben im Frühjahr 1813 in Aussicht gestellt. Doch bald war ihm der Gedanke, sich mitten im Sommer in die Winterquartiere zu begeben, unerträglich erschienen, die große organisatorische Thätigkeit, die sich auf dem Boden des alten Polenreiches und an der Ostseeküste für ihn ergeben hätte, erschien ihm wenig verlockend; er verlangte nach einem großen Erfolge, nach einem Siege und nach demselben nach dem Frieden, den ihm Rußland anbieten sollte.

In den sechs Wochen, die der Feldzug bis jetzt gewährt hatte, waren von der Armee, deren Gesamtfront 130 Meilen betrug, 50 Meilen im Vormarsche zurückgelegt worden. Dabei hatte das Zentrum allein schon 100 000 Mann eingebüßt, die teils in den Einzelgefechten, die man mit Kosaken und fliegenden Truppen bestehen mußte, gefallen, teils Krankheiten erlegen, teils infolge der brennenden Hitze und des tötenden Staubes auf den elenden Straßen vor Erschöpfung zurückgeblieben waren. Nachdem die Corps von Oudinot, St. Cyr, Latour-Maubourg und Reynier zur Deckung der Hauptoperationslinie abkommandiert worden waren, rückte Napoleon mit 185 000 Mann gegen Smolensk. Dort lieferten ihm Barclay und Bagration vom 15. bis 19. September eine Reihe von Gefechten, in denen er 20 000 Mann verlor; dann zogen sich die Russen abermals in bester Ordnung gegen Moskau zurück, nahmen bei Wiäsma 15 000 Mann Verstärkungen unter Miloradowitsch und am 4. September bei Borodino 10 000 Mann Milizen auf. Sie bildeten am Tage der Schlacht an der Moskwa ohne die Kosaken eine Streitmacht von 120 000 Mann, denen Napoleon noch 130 000 entgegenzustellen hatte. Feldmarschall Kutusow, der am 29. August den Oberbefehl übernommen hatte, da sich Bagration samt seinem intriganten Generalstabschef Yermolow dem tüchtigen Barclay, der ein deutscher Livländer war, nicht fügen wollte, hielt sich verpflichtet, am 7. September jene gewaltige Schlacht zu schlagen, in welcher die russischen Truppen neuerdings ihre unnachahmliche Ausdauer im heißesten Kampfe und ihre heldenmütige Standhaftigkeit erwiesen, in der sie keiner anderen Nation nachstehen, auch keiner, die sich zu den kriegerischen zu zählen berechtigt ist. Obwohl Napoleon mit dem Blute seiner Soldaten, namentlich der „verbündeten“, nicht sparte, obwohl seine Generale, vor allen Ney und Murat, an persönlicher Einwirkung nichts verabsäumten, konnten die Russen nicht eigentlich geschlagen werden. Die Erschöpfung beider Teile war so groß, daß die Schlacht um 3 Uhr nachmittags abgebrochen werden mußte. Napoleon behauptete nicht einmal das ganze Schlachtfeld, aber er war sicher, daß sein Gegner den Kampf am nächsten Tag nicht wieder aufnehmen könne. Deshalb führte er auch die Garde nicht mehr ins Feuer, obwohl seine Marschälle es verlangt hatten. Von der russischen Armee, die einen ihrer Führer, den Fürsten Bagration, unter den Opfern der Schlacht zählte, lag die Hälfte auf dem Schlachtfelde. Die Verluste der großen Armee waren ebenfalls ungeheuer, namentlich die Kavallerie, die italienische und die deutsche, hatten furchtbar gelitten. Ein sächsisches Kürassierregiment wurde bei-

nahe gänzlich aufgerieben, vom 1. baierischen Chevauxlegersregiment sollen am Abend des 7. September nur 30 Mann und 2 Offiziere diensttauglich und zu Pferde gewesen sein.[1])

Am 14. September zog Napoleon mit 90000 Mann in Moskau ein, nachdem die russische Armee die heilige Stadt wenige Stunden vorher verlassen hatte. Mit ihr entfernte sich der größte Teil der Einwohner. In den Häusern stand noch alles, wie es das vor kurzem noch ungefährdete Leben der nach Hunderttausenden zählenden Bewohner mit sich gebracht hatte. Man ließ dem eindringenden Feinde alles zurück, was nicht zu retten war; sich selbst aber wollten die Unglücklichen vor der Berührung der Tyrannen retten, die ihre Heiligtümer verspottet, ihre Priester mißhandelt hatten. Und so hatte es ihnen der Stellvertreter des Zaren geboten! Aehnliches hatten Frankreichs stolze Söhne noch nicht erfahren. Wie gebildet und zivilisiert hatten sich doch die Wiener und Berliner gegen sie benommen, wie heimlich war es ihnen in deren gastlichen Wohnräumen geworden! Und nun die Oede von Moskau, wo sie doch als Sieger mit gewohnter Unterwürfigkeit aufgenommen zu werden erwartet hatten. Das Mißbehagen der ersten Tage steigerte sich zum Entsetzen, als dieses menschenleere Häusermeer zu brennen begann, als man sich überzeugen mußte, daß nicht die unvermeidliche Zerstörungswut, die der Krieg aller Orten hervorbringt, an einzelnen Stellen zum Ausbruch kam, wie man das längst gewohnt war; nein, daß zahlreiche Brandleger die ganze altehrwürdige Zarenstadt samt dem heiligen Kreml der Vernichtung preisgegeben, daß nicht einzelne Häuser und Straßen, sondern ganze Stadtviertel auf einmal in hellen Flammen standen. Was war von einem Volke noch zu gewärtigen, das aus Haß gegen den in sein Land eingedrungenen Feind die eigene Hauptstadt in Brand steckte! Dieser Gedanke setzte sich bei den „Siegern" immer mehr fest und beunruhigte sie um so mehr, als sie mit dem Besitze von Moskau das Ende ihrer Leiden zuversichtlich erwartet hatten. Die Frage, ob der Brand von Moskau durch das Zusammentreffen einer Reihe besonders unglücklicher Zufälle entstanden oder ob er auf den selbständigen Entschluß des Gouverneurs Grafen Rostopschin zurückzuführen ist,[2]) dürfte kaum mehr zu entscheiden sein; unzweifelhaft aber steht es fest, daß von französischer Seite gewiß nichts dazu gethan wurde; denn am härtesten ist von dem Ereignisse die große Armee betroffen worden, nicht sowohl, als ob sie obdachlos geworden und gezwungen worden wäre, die rauchenden Trümmer zu verlassen, als vielmehr wegen des tiefen moralischen Eindruckes, den das grausige Schauspiel auf die Truppen hervorgerufen hatte, die eben die blutigste und schreckensreichste Schlacht miterlebt hatten, von der die Kriegsgeschichte zu erzählen weiß.

Napoleon hätte auch in dem unzerstörten Moskau nicht verweilen können, denn er mußte besorgen, darin samt den Resten seiner Armee gefangen zu werden, sobald die Russen alle ihre Streitkräfte herangezogen haben würden.

---

[1]) Albrecht Adam a. a. O.

[2]) Bernhardi neigt sich der letzteren Ansicht zu, obwohl Rostopschin in späterer Zeit, als der Brand nicht mehr populär war, die Zumutung zurückwies, daß er den Brand angeordnet habe.

Aus der Moldau rückte Admiral Tschitschagoff mit 40000 Mann heran, deren Bekämpfung Schwarzenberg, der sich mit Tormassow in Wolhynien herumschlug, nicht auch noch aufgebürdet werden konnte. Wittgenstein war durch 12000 Mann unter Steinheil verstärkt worden, die aus Finnland angelangt waren, und hielt Macdonald, Oudinot und St. Cyr im Schach, die außerdem die Aufgabe hatten, die Verbindung vom Njemen bis an die Moskwa aufrecht zu erhalten. Außerdem regte sich seit der Einnahme von Moskau der durch religiöse Elemente gekräftigte nationale Geist der Russen, der sich in der Aufstellung zahlreicher Milizbataillone kundthat. Napoleon hatte einzig und allein auf das Reservecorps des Marschalls Victor zu rechnen, das sich in Wilna bildete. Woher hätte die französische Armee den langen Winter und das für den Verkehr noch ungünstigere Frühjahr hindurch sich verpflegen sollen? Wenn die Besetzung von Moskau nicht den Frieden zur Folge hatte, so war der ganze Feldzug verloren, ja mehr als das, er wurde zu einem unsinnigen Unternehmen, dessen unglückliche Konsequenzen noch gar nicht abzusehen waren.

Der alte Kutusow, der in seinem äußeren Auftreten den patriarchalischen Nationalhelden darzustellen liebte, in seinem Innern aber ebenso von egoistischen Trieben geleitet wurde, wie fast alle höheren Beamten und Offiziere Rußlands, der sein langes Leben hindurch immer ein Freund der Intriguen und Ränke gewesen war, hatte den Ausgang der Schlacht bei Borodino in den ersten Berichten an den Zaren als einen für die russischen Waffen siegreichen dargestellt und die kolossalen Verluste der Armee verschwiegen. Die darauf erfolgte Preisgebung Moskaus hat dann allerdings Zweifel in die Richtigkeit dieser Darstellung hervorgerufen, auch den gerechten Unmut des Zaren erregt; aber die dreiste Lüge hatte doch die vortreffliche Folge, daß jene Petersburger Kreise, die nur auf den Augenblick lauerten, in dem sie mit der ganzen Inbrunst ihrer Franzosenverehrung für den Frieden wirken konnten, im ersten Augenblicke über den wahren Stand der Dinge getäuscht wurden und nicht von der Erschütterung Nutzen ziehen konnten, welche die Kenntnis der Wahrheit jedenfalls mit sich gebracht hätte. Unter dem Eindrucke einer entschiedenen Unglücksbotschaft hätte man dem weichherzigen, von Stimmungen so stark beeinflußten Zaren ein Friedensangebot entreißen können. Und wie gierig würde Napoleon nach diesem gegriffen haben! Doch der Zar, der noch auf die Erfolge seiner Armee rechnete, der nicht zweifeln konnte, daß Kutusow, den er eben zum Fürsten und Feldmarschall gemacht hatte, an dem Zerstörer der nationalen Hauptstadt Rache nehmen werde, empfand keine Anregung, mit seinem stolzen Freunde von Tilsit und Erfurt die alten Beziehungen wieder herzustellen. Der Freiherr v. Stein und die deutschen Prinzessinnen, die mit ihm für die Sache ihres Vaterlandes eintraten, boten alles auf, um Alexander in seiner ablehnenden Haltung zu befestigen. Noch ahnte niemand das Schicksal, das der „großen Armee" bevorstand, noch handelte es sich nur darum, sie so lange als möglich in Rußland zurückzuhalten, damit indessen England die deutsche Legion ausrüste und die lange erwartete Landung an der deutschen Küste vornehme, von welcher die Erhebung von Norddeutschland ausgehen solle.

Als Woche um Woche verging, ohne daß sich die russische Regierung in

irgend einer Form an den inmitten ihres Landes lagernden Kaiser von Frankreich wendete, hielt dieser es nicht für unpassend, seinerseits den Anfang zu machen. Die Russen mochten vielleicht doch zu verschüchtert sein, um ihm ihr Anliegen vorzutragen. Er wandte sich zuerst an Kutusow, der mittlerweile mit seinem Heere die Schwenkung eines Viertelkreisbogens um Moskau gemacht und sich im Südwesten der Hauptstadt aufgestellt hatte. Er deckte dadurch den wichtigen Waffenplatz Kaluga und die Gewehrfabriken von Tula und bedrohte Napoleons Rückzugslinie, auf welcher ihm einzelne wichtige Punkte schneller erreichbar waren als der französischen Armee. Als ihm Graf Lauriston, der gewandte Unterhändler, die Frage vorlegte: „Cette guerre singulière, cette guerre inouie, doit-elle donc durer éternellement?“ antwortete er, daß er keinen Auftrag zu unterhandeln habe und nicht einmal Lauristons Worte dem Kaiser berichten dürfe. Er gab jedoch seine Zustimmung dazu, daß der im Lager anwesende Fürst Wolkonsky ein Schreiben Napoleons an den Zaren mitnehme, und ließ dem Grafen ausrechnen, wie lange die Ankunft einer Antwort dauern würde. Napoleon hat dann auch einen gefangenen russischen Edelmann zum Ueberbringer seiner Anträge an den Zaren gemacht, aber es erschien kein russischer Bote, ihm die erwünschte Antwort zu bringen. Die Ruhe in und um Moskau, die nur von leichten Gefechten mit den Kosaken und den russischen Reitercorps unterbrochen wurde, übte auf die Disziplin der großen Armee den schädlichsten Einfluß. Selbst bei der Garde rissen Zustände ein, die in einer braven Truppe ganz unmöglich sein sollen. Ein Tagesbefehl des Marschalls Léfèbvre wirft der „erlesenen Schar“ vor, daß sie Keller und Magazine, die für die Armee bereitet waren, erbrochen, die Instruktionen der Schildwache mißachtet, die Wachen und ihre Befehlshaber durch Wort und That beleidigt habe![1]) Die Pferde der Reiterei hatten kein Futter und gingen zu Grunde. Schon bestanden Bataillone unberittener Kavalleristen. „Die äußere Lage der großen Armee wurde von Tag zu Tag ungünstiger, die russischen Milizen, die nun mehr und mehr, wenn auch schlecht bewaffnet, heranrückten, und die leichten Reiter, die vom Adel gestellt wurden, zogen ein Netz fast rund um Moskau und erschwerten den Franzosen die Beschaffung aller Bedürfnisse in hohem Grade.“ Das Heer Kutusows hatte sich mittlerweile bis auf 75000 Mann verstärkt, so daß es mit den Milizen und der Artillerie 94000 Mann betrug, zu denen sich noch mindestens 20000 Kosaken gesellten. Schon war also die große Armee auch an Zahl überboten. Wären die Russen von so vortrefflichen Generälen geführt gewesen wie die Franzosen, hätten sie sich überhaupt an Organisation und Ausbildung mit ihren Gegnern messen können, so wäre wohl kein Mann der großen Armee, den Kaiser inbegriffen, an den Niemen gelangt.

Am 18. Oktober war Napoleon durch einen Angriff der Russen auf die unter Murat bei Winkowo aufgestellte Avantgarde belehrt worden, daß an die Stelle der von ihm erwarteten Unterhandlungen wieder der volle Ernst des Krieges getreten war, am 19. trat er, nachdem er so viel kostbare Zeit verloren hatte, den Rückmarsch auf der neuen Straße nach Kaluga an. Er hatte die

---

[1]) Bernhardi, Tolls Denkwürdigkeiten II, 217.

Hauptarmee durch Nachschübe und Einziehung von Detachements wieder auf 107000 Mann gebracht, die 569 Geschütze mit sich führten und 14500 Mann Kavallerie bilden sollten. Von den letzteren waren aber nur die Garden im vollen Kriegsstande (4500), die Artilleriebespannung befand sich in einem so elenden Zustande, daß die Verluste an Geschützen schon mit dem ersten Marschtage begannen. Bei seinem Abzuge von Moskau gab Napoleon noch ein Beispiel seiner „Größe"; er beauftragte den Marschall Mortier, der den Nachtrab führte, alle öffentlichen Gebäude von Moskau und vor allem den Kreml zu sprengen und zu verbrennen. Mortier wurde persönlich für die Ausführung des Befehles verantwortlich gemacht, er durfte Moskau nicht verlassen, bevor er sich von der Zerstörung der Kirchen und Paläste, die den heiligen Berg bedecken, überzeugt habe.

Die Stellung, welche Kutusow bei Tarutino eingenommen hatte, ließ Napoleon befürchten, daß ihm das russische Heer in der Richtung seines Rückzuges vorauskommen und die Straße nach Smolensk verlegen könne. Er glaubte daher, zunächst nach Süden ausbrechen und Kutusow zurückwerfen zu sollen, um sich den Rückmarsch zu sichern. Das Gefecht von Malo-Jaroslawez am 24. Oktober führte jedoch nicht zu diesem Erfolge, Kutusow blieb in seiner Stellung und Napoleon mußte unverrichteter Dinge auf die neue Straße gegen Smolensk zurückkehren. Wären die Russen über die Absicht Napoleons im klaren gewesen, hätte Kutusow nicht immer noch den Angriff auf Kaluga gefürchtet, so wäre es ihnen gewiß nicht schwer gefallen, sich dem Rückzuge der französischen Armee zu widersetzen und sie zu einer Schlacht zu zwingen, in der die Verwirrung und Demoralisation derselben bereits augenscheinlich geworden wäre. Die Altersschwäche und Gebrechlichkeit des Oberbefehlshabers, der sich von einem komfortablen Nachtquartier kaum trennen konnte, hat sich von da an zu Ungunsten der russischen Heerführung immer mehr geltend gemacht. Trotz des unnatürlichen Eifers, den der Generalstabschef General Toll an den Tag legte, ließ man sich in größere Unternehmungen nicht mehr ein, sondern begnügte sich, südlich von der französischen Armee den Vormarsch fortzusetzen und in kleinen Gefechten dem Gegner so viel Schaden zuzufügen, als ohne Besorgnis für eigene größere Verluste möglich war. Denn seit Anfang November wußte man auch im russischen Hauptquartier, daß die Heeresmacht Napoleons, deren Uebergewicht man noch vor kurzem fürchten zu müssen geglaubt hatte, allmählich der gänzlichen Auflösung entgegenging. Dieser Zustand hatte bereits begonnen, als der Feldzug noch von einem ungewöhnlich milden Herbste begünstigt war, der den Aufenthalt der Franzosen in und um Moskau zu einer Zeit ganz angenehm gestaltete, in der man in anderen Jahren bereits Schneegestöber und Frost zu gewärtigen gehabt hatte. Seit dem 11. November, an welchem Tage Napoleon den Rückzug von Smolensk fortsetzte, brach plötzlich der Winter herein, kein ungewöhnlich strenger, sondern der gewöhnliche, unvermeidliche russische Winter, von dem sich die Mehrzahl der fremden Soldaten freilich noch keine Vorstellung gemacht hatte. Napoleon hatte in Smolensk noch 45000 Mann, er hatte also auf dem Wege von Moskau bis daher mehr als 60000 verloren, den geringeren Teil in Gefechten, den größeren durch das Zurückbleiben von Kranken und

Nachzüglern, deren sich große Mengen bei den russischen Feldwachen aufhielten und von diesen oft mit dem letzten Brote, das sie besaßen, gesättigt wurden.

Napoleon hat bei seinem Abmarsche von Smolensk angenommen, daß Kutusow die nördliche Straße nach Witebsk einschlagen und sich mit Wittgenstein zu vereinigen trachten werde; erst am 15. November erfuhr er in Krasnoi, daß die ganze russische Armee in seiner linken Flanke stehe und, wenn sie von ihrer Stärke Gebrauch machen wolle, die in großen Abständen hintereinander herziehenden französischen Corps einzeln schlagen könne; er blieb daher mit der alten Garde in Krasnoi stehen und deckte den Vorbeizug Davousts, Neys und des Vizekönigs. Damals stand es in Kutusows Macht, durch einen beherzten Angriff dem ganzen Kriege ein Ende zu bereiten; denn Napoleon hätte demselben nicht widerstehen können. Aber die Furcht war zu mächtig im Herzen des alten Generals, er vermochte ihrer nicht Herr zu werden und verpaßte daher trotz des Drängens des Generals Toll und des Herzogs Eugen von Württemberg den günstigen Augenblick zu einem sicheren Siege. Nur das Corps Ney, welches als letztes von Smolensk aufgebrochen war, wurde von der Hauptarmee abgeschnitten und in einen Kampf verwickelt, der zwar den Russen selbst nicht gelegen kam, dennoch die Vernichtung des ganzen Corps zur Folge hatte. Ney entkam durch einen kühnen Zug über das Eis des Dniepr mit kaum 1000 Mann.

Die Verbindung mit dem äußersten linken Flügel, der bei Riga stand, mußte von den französischen Corps Victor, St. Cyr und Oudinot aufrecht erhalten werden. Diese wurden von Wittgenstein hinreichend beschäftigt und sahen sich außer stande, den Befehl Napoleons auszuführen und Wittgenstein über die Düna zurückzuwerfen. Marschall Victor brachte 25 000 Mann zusammen und griff am 14. November den rechten Flügel des 30 000 Mann starken russischen Corps an. Er brachte es jedoch zu keinem ausgesprochenen Erfolge und zog sich daher, um sein Corps zu erhalten, nach Cereja nördlich der Straße, welche die große Armee zwischen Dniepr und Beresina einschlagen mußte, zurück. Macdonald blieb mit dem 10. Corps in Kurland und beobachtete Riga, ohne jedoch eine ernste Belagerung dieses Platzes einzuleiten. General York, der die beiden preußischen Divisionen unter ihm befehligte, hatte durch selbständig eingeleitete und tapfer ausgefochtene Kämpfe mit den Russen die Stellung Macdonalds gesichert.

Fürst Schwarzenberg war mit dem österreichischen „Auxiliarcorps“ und dem 7. Corps unter Reynier (Sachsen) während des Vorrückens der großen Armee im Juli und August durch das russische Corps Tormassow festgehalten worden.[1]) Napoleon hatte zwar den Anschluß Schwarzenbergs an das Zentrum verlangt, Schwarzenberg war auch im Begriffe gewesen, gegen Minsk vorzugehen, er hatte jedoch zum Schutze Reyniers umkehren müssen, der, von einer Uebermacht angegriffen, eine ganze Brigade durch Gefangennahme verloren hatte. Unmittelbar darauf sah sich Schwarzenberg der Moldauarmee unter Tschitschagoff gegenüber, gegen die er sich nur defensiv verhalten konnte.

---

[1]) Eine treffliche Darstellung der Leistungen Schwarzenbergs und seines Corps hat v. Angeli im Jahrg. 1884 der „Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs“ geliefert.

Durch die westliche Verschiebung der russischen Hauptarmee unter Kutusow, die zwar keine Verfolgung, aber doch eine höchst störende, flankierende Begleitung der französischen großen Armee bedeutete, war in der zweiten Hälfte Novembers die Entfernung Kutusows von Wittgenstein und Tschitschagoff derart vermindert, daß der russische Oberbefehlshaber ein Zusammenwirken aller drei Heeresteile in Aussicht nehmen konnte. Tschitschagoff hatte den General Sacken mit 27000 Mann gegen Schwarzenberg und Reynier zurückgelassen, und war selbst gegen Minsk vorgerückt, dessen er sich am 16. November nach einem leichten Gefecht gegen die schwache französisch-polnische Besatzung bemächtigte. Schwarzenberg wollte ihm zwar folgen und sein weiteres Vorgehen aufhalten, zum zweitenmal aber zwang ihn die Gefahr, in die Reynier durch Sacken versetzt worden war, zu schleuniger Umkehr, da er nach der Vernichtung Reyniers von Warschau abgeschnitten gewesen wäre und Sacken im Rücken der Oesterreicher und Franzosen hätte operieren können. Tschitschagoff erreichte am 20. November unaufgehalten die Straße nach Smolensk und stand am 21. bei Borissow an der Beresina, wohin auch Wittgenstein dirigiert wurde.

Es ist einleuchtend, daß die französische Armee samt ihrem Kaiser an der Beresina noch leichter als bei Krasnoi hätte gefangen werden können, wenn die Russen nur einigermaßen ihre Schuldigkeit gethan und den Feind dort gesucht hätten, wo er wirklich zu finden war. Tschitschagoff ließ sich am 25. November von Oudinot überfallen und über die Beresina zurücktreiben. Wittgenstein zauderte mit dem Vormarsch gegen Borissow, bis Tschitschagoff zurückgetrieben war und Kutusow folgte Napoleon so langsam und vorsichtig wie möglich, immer glücklich und zufrieden, wenn ihm nichts Bedenkliches widerfuhr. Die Franzosen wurden an der Beresina durch Tschitschagoff und Wittgenstein erst angegriffen, als sie den Fluß zum größeren Teile schon übersetzt hatten, freilich haben auch diese verhältnismäßig unbedeutenden Kämpfe ihre Verwirrung aufs höchste gesteigert und Verluste herbeigeführt, die sonst nur durch große Schlachten erreicht werden. „Nie hat eine Verfolgung im großen," sagt Clausewitz, „mit solcher Thätigkeit und Anstrengung der Kräfte stattgefunden, wie in diesem Feldzuge. Freilich waren die russischen Generale oft zaghaft in dem Augenblick, wo sie die Flüchtliche greifen sollten, aber darum war die Thätigkeit des allgemeinen Nachrückens doch bewundernswert, man muß nur den Maßstab nicht aus den Augen verlieren. In den Monaten November und Dezember nach einem sehr angestrengten Feldzuge zwischen Schnee und Eis in Rußland, entweder auf wenig gebahnten Nebenwegen oder in der ganz verwüsteten Hauptstraße, bei einer sehr großen Schwierigkeit der Verpflegung, dem flüchtigen Feinde 120 Meilen weit innerhalb 50 Tagen folgen, ist vielleicht beispiellos; und um das Ganze dieser großen Anstrengung mit einem Wort auszudrücken, dürfen wir nur sagen, daß die russische Hauptarmee 110000 Mann stark von Tarutino abmarschiert und 40000 Mann stark bei Wilna angekommen ist. Das übrige war tot, krank, verwundet oder erschöpft zurückgeblieben."

Das Schicksal der französischen Armee läßt sich nach dem Beispiele desselben Autors am deutlichsten in den Verlustzahlen darstellen, die sie während der einzelnen Abschnitte des Rückzuges aufzuweisen hat: Abmarsch von Moskau

den 18. Oktober mit 103000 Mann. Nach vierzehn Tagen, in die das Gefecht von Malo-Jaroslawez fällt, kommen zu Wiäsma 60000 Mann an; in Smolensk den 10. November 42000 Mann. Dort erhält die Armee 5000 Mann Verstärkung, so daß sie mit 47000 Mann abmarschiert. An die Beresina gelangen davon 11000. Sie vereinigen sich hier mit den Resten dreier Corps (Ney, Oudinot, Victor), die ursprünglich 80000 Mann ausmachten und nun noch 19000 stark waren. Drei Tage nach dem Uebergang über die Beresina waren von den 30000 noch 9000 schlagfertig. Sie wurden bei Osmiona durch 13000 Mann der Division Durutte verstärkt, dessen ungeachtet marschierte die Armee den 11. Dezember nur 4000 Mann stark von Wilna ab und überschritt mit 1600 Mann am 13. Dezember den Niemen. Die Nachzügler und Waffenlosen sind nicht gerechnet. Mit allen Nachschüben dürften im ganzen 619000 Mann nach Rußland marschiert sein. Davon sind mit Einschluß der Oesterreicher und Preußen 58000 Mann zurückgekehrt, in Rußland sind tot und gefangen geblieben 552000 Menschen. Von 182000 Pferden sind etwa 15000 zurückgekommen, von 1108 Geschützen 150.

Am 5. Dezember verließ Napoleon die Armee, nachdem er am 3. ein Bulletin, das berühmt gewordene neunundzwanzigste, hatte ausgeben lassen, in welchem er, wenn auch mit Beschönigungen, den Untergang der großen Armee eingestand. Murat erhielt den Auftrag, die kläglichen Reste der Armee über den Niemen zurückzubringen. Napoleon reiste, nicht ohne zweimal ernstlich am Leben bedroht zu werden, in der Verkleidung eines Sekretärs Caulaincourts mit diesem und Duroc allein, ohne weitere Begleitung über Wilna, Warschau, Dresden nach Paris, wo er am 18. nachts eintraf. Man hat ihn nur an wenigen Orten erkannt und erfuhr von seiner Anwesenheit meist erst Stunden und Tage nach seiner Abreise. Seine Ankunft in Paris, unmittelbar nachdem man das 29. Bulletin im Moniteur gelesen hatte, brachte in Frankreich eine sehr günstige Wendung der Stimmung hervor, die seit einigen Wochen, namentlich aber seit dem Bekanntwerden des Komplotts des Generals Malet, eine äußerst gedrückte gewesen war. Die Staatsmaschine war ins Stocken geraten, kein Minister und kein General wollte die Verantwortung für die notwendigen Entscheidungen auf sich nehmen. Das wurde mit einem Schlage anders, als der „außerordentliche Mann“, den man schon eingeschlossen oder gar gefangen geglaubt hatte, wieder in den Tuilerien saß und mit allen Mitteln, die ihm sein organisatorisches Genie an die Hand gab, die Regierung führte.

In Deutschland hat man nur allmählich begreifen gelernt, was in Rußland eigentlich geschehen war; selbst als die Nachrichten sich mehrten und es immer deutlicher ward, daß die ungeheure Kraftanstrengung Napoleons völlig vergeblich gewesen war, daß das Ende aller der herrlichen Siege, von denen die französischen Blätter zu erzählen gewußt hatten, eine Niederlage von ungeahntem, unglaublichem Umfange geworden war, haben wohl nur wenige Menschen die Ueberzeugung gewonnen, daß damit die Befreiung Europas begonnen hatte. Von den Regierungen hat sich zuerst England zu neuen Opfern für den Krieg entschlossen, nachdem es durch den Ausbruch der Feindseligkeiten mit Nordamerika, die 1812 einen nicht sehr günstigen Verlauf genommen hatten,

und durch die Zerrüttung seiner Finanzen nahezu reif zur Entsagung, zur Annahme der französischen Friedensbedingungen geworden war. Nächst England hat Oesterreich am schnellsten die Wendung vollzogen, zu der ihm der Ausgang des russischen Feldzuges die Bahn eröffnete. Graf Metternich zweifelte nicht, daß seine Zeit gekommen sei, daß Oesterreich durch geschicktes Diplomatisieren sich zum Herrn der Situation machen könne. Der nationale Aufschwung des deutschen Volkes bedurfte noch einer starken Anregung, eines großen Beispieles, einer klärenden, hinreißenden That, um die Fesseln der Gewohnheit und des Kleinmutes zu zerbrechen, den Glauben an die eigene Kraft zu beleben und felsenfest zu machen. Sie ließ nicht auf sich warten. Durch sie wurde der Uebergang geschaffen vom russischen Feldzug zu den deutschen Befreiungskriegen.

Zweiter Abschnitt.

Der Befreiungskrieg.

Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß aus dem russischen Feldzuge notwendig der Kampf Europas gegen das Napoleonische Kaiserreich hervorgehen mußte. Die Dinge hätten auch ganz anders verlaufen können, und es war nicht allzuweit davon entfernt, daß sie anders verlaufen wären. Vor allem war es nicht ausgemacht, welche Ziele sich Rußland stecken würde und wie weit seine Kräfte reichen würden. Noch im August hatte zu Abo in Finnland eine persönliche Begegnung des Zaren mit dem Kronprinzen von Schweden, Johann Bernadotte, stattgefunden, bei welcher der Zar seine Einwilligung zur Verbindung Norwegens mit Schweden gab. Dänemark sollte aufgefordert werden, sich gegen Frankreich zu wenden. Ging es auf diese Zumutung ein, so wollte man ihm eine Entschädigung für den Verlust von Norwegen in deutschen Territorien in Aussicht stellen; beharrte es bei der französischen Allianz, so sollte es mit Krieg überzogen werden. England und Schweden würden sich dann der dänischen Inseln bemächtigt haben. Für Rußland ergab sich die willkommenste Vergrößerung durch Ostpreußen bis an die Weichsel. Dafür erwärmten sich viele einflußreiche Persönlichkeiten am Hofe und im Heere, die gar nicht den Gedanken faßten, daß der Krieg noch weiter als an die Weichsel fortgesetzt werden könne. Zu diesen gehörte Kutusow und der größte Teil seiner Generale. Man war des Krieges müde und wollte so bald als möglich Frieden schließen. Wo wären auch die Mittel gewesen, mit denen man den Krieg hätte weiter führen sollen? Tschitschagoff hatte nach den Gefechten an der Beresina noch 8215 Mann Fußvolk, 5200 Reiter, 2100 Mann Artillerie mit 177 Geschützen, Kutusow 40290 Mann. Berechnet man dazu noch die kleineren Corps, die Macdonald und Schwarzenberg gegenüberstanden, so kommt man nicht höher als auf eine Gesamtmacht von 110000 Mann.[1]) Wie bald konnte Napoleon mit den Hülfskräften seiner Länder und der verläßlichen Verbündeten über die doppelte und dreifache Zahl von Kriegern verfügen!

[1]) Bernhardi, Tolls Denkwürdigkeiten II, 372.

Die Polen, die auf russischer Seite verharrt hatten, und diejenigen, die von Napoleon die Wiederherstellung ihres Reiches nicht mehr erwarten zu können glaubten, legten dem Zaren nahe, daß er selbst der Erneuerer desselben werden und daraus eine Sekundogenitur seines Hauses machen könne. Der Zar aber trug sich wohl mit dem Gedanken, selbst noch König von Polen zu werden. Wie verhielten sich diese Bestrebungen mit den Interessen Oesterreichs und Preußens? Waren sie geeignet, diese beiden Mächte von dem Bündnisse mit Frankreich zu entfernen? Preußen hatte von Rußland nicht nur nichts zu hoffen, wenn die altrussische Partei bei Alexander Einfluß gewann, es mußte sogar befürchten, durch den Verlust von Ostpreußen in eine noch niedrigere Machtsphäre herabgedrückt zu werden, als in der es sich gegenwärtig befand. Zwar hatte sich Alexander dem Oberst v. Boyen gegenüber, der sich in seine Dienste begeben hatte, dahin ausgesprochen, daß er auf den Anschluß Preußens rechne und daß er bereit sei, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis der König seine verlorenen Provinzen wiedererlangt habe, und Graf Lieven hatte unmittelbar nach dem Brande von Moskau den Staatskanzler Hardenberg auf die Möglichkeit einer allgemeinen „Wiederherstellung" aufmerksam gemacht;[1]) aber es gab noch keine Bürgschaft dafür, daß der Zar sein Wort werde einlösen können.

Eine sehr wichtige Rolle mußte Oesterreich zufallen. Metternich hat sie mit der ganzen ihm eigenen diplomatischen Geschicklichkeit vorbereitet; er hat die Beziehungen zu Preußen sehr freundlich gestaltet, hat in einer vertraulichen Korrespondenz mit Hardenberg die Gemeinsamkeit des Zieles, das beide Staaten, Oesterreich und Preußen, anzustreben hätten, nachdrücklichst betont. Es mußte ihm selbstverständlich sehr wichtig sein, Preußen so weit aufzurichten und in ihm so viel Hoffnung auf ein Zusammengehen mit Oesterreich zu erwecken, als notwendig war, damit es sich nicht ganz isoliert und auf Napoleons Gnade allein angewiesen erachte. Mit der Aengstlichkeit und Entschlußlosigkeit Friedrich Wilhelms III. war nichts anzufangen. Die paßte in keine politische Rechnung; deshalb suchte Metternich das preußische Kabinett zu ermutigen und für den Widerstand gegen Napoleon einzunehmen. Es mußten sich drohende Wolken am politischen Horizonte zeigen, wenn die Friedensvermittelung an Wert gewinnen sollte. Dieses Geschäft aber war es einzig und allein, von dem sich Metternich einen hervorragenden Nutzen versprach. Sein Standpunkt ist schon sehr deutlich in der Instruktion vom 9. Dezember ausgedrückt, die der österreichische Botschaftsrat v. Floret in Wilna erhielt. „Wie groß auch die Schwierigkeit eines allgemeinen Friedens erscheinen mag, schwieriger ist er doch nicht — vorausgesetzt, daß der Kaiser der Franzosen ihn will — als ein Sonderfriede (mit Rußland). Die einzige Macht, die berufen ist, zuerst von diesem so wünschenswerten Frieden zu sprechen, ist Oesterreich. Als starke und zentrale Macht haben wir diese Ueberzeugung. Wir würden sie gewinnen, hätten wir sie nicht schon infolge der Versuche jeder Art, welche die mit Frankreich im Krieg befindlichen Mächte machen, um uns unserem gegenwärtigen Bundesverhältnis zu entfremden. Der Kaiser Franz allein kann gegenüber Frankreich,

---

[1]) Ranke, Hardenberg IV. 329 u. ff.

England und Rußland eine Sprache führen, die weder die Eigenliebe der feindlichen Regierungen, noch die nationale Empfindung ihrer Völker verletzt. Der Kaiser allein kann das Gewicht, das eine reelle Macht verleiht, in die Wagschale der großen Interessen Europas werfen. Anderseits geben die Beziehungen des Blutes, welche die beiden Kaiserhöfe von Oesterreich und von Frankreich verknüpfen, jedem Vorgehen unseres erhabenen Herrn ein besonderes Gepräge. Umworben von allen anderen Mächten, wie er ist, würde man ihm nicht die gleichzeitig so reinen und dem Souverän Frankreichs so günstigen Absichten zutrauen, die er wirklich hegt. Der Kaiser Franz ist nicht nur an der Aufrechterhaltung, sondern am Wohlergehen der neuen, in Frankreich herrschenden Dynastie ebenso sehr beteiligt, als den anderen Mächten dieses Interesse fremd ist." [1])

Für die Zukunft des deutschen Volkes gab es in diesem Programme keinen Platz, Oesterreichs Interesse, das Metternich als ein ganz besonderes, für sich allein bestehendes bezeichnet, hat sich mit dem deutschen nicht gedeckt. Aber auch der König von Preußen hat zur Zeit, als die flüchtigen Franzosen sich in Ostpreußen zu sammeln begannen, noch nicht die Ansicht gewonnen, daß er dazu berufen sein könne, etwas Entscheidendes für die Besserung der Zustände in Deutschland zu thun, er hat sich noch nicht einmal entschließen können, die Anträge zu berücksichtigen, die ihm Alexander von Rußland, hinter dem der Freiherr vom Stein stand, schon damals gestellt hat. Den Denkschriften, die ihm in den Dezembertagen von seinen Räten vorgelegt wurden, um ihn zum Abfall von Frankreich zu bewegen, hat er immer nur Zweifel an dem Gelingen einer allgemeinen Erhebung entgegengestellt. Den Versprechungen Metternichs, auf unblutigem Wege und ohne Opfer einen annehmbaren Frieden zu stande zu bringen, legte er größere Bedeutung bei, als der Versicherung Alexanders, für Preußen die Grenzen, die es vor 1806 besessen, wieder herstellen zu wollen. In einer Aufzeichnung des Königs vom 28. Dezember findet sich der Satz: „Nimmt Napoleon gemäßigte Bedingungen an und der allgemeine Frieden — denn nur von diesem kann die Rede sein — kommt bis zum April zu stande, so ist der größte aller Zwecke erreicht." [2]) Aus dieser Stimmung ist die fortgesetzte Annäherung an Oesterreich zu erklären, die alles andere eher bezweckt als eine offene Erhebung gegen Napoleons Uebermacht, gegen welche bis zum letzten Atemzug angekämpft werden müsse. Kriegerische Demonstration, bewaffnete Friedensvermittelung ist die Losung, Knesebecks Sendung nach Wien hauptsächlich darauf gerichtet, in einem Bunde mit Oesterreich gegen etwaige Gewaltmaßregeln Rußlands Schutz zu suchen. Von Oesterreichs Vermittelung, von seiner wohlwollenden Berücksichtigung der Notwendigkeit eines starken preußischen Staates erwartete Knesebeck und mit ihm der König die Wahrung der preußischen Interessen. Man rechnete in Berlin sogar mit der Möglichkeit, daß Napoleon im Frühsommer 1813 mit einer neuen Armee von 400 000 Mann erscheine, bis an die Weichsel vorgehe und einen neuen Angriff gegen Rußland unternehme. Das sollte ruhig hingenommen, die ganze Last eines Durchzuges

[1]) Oncken a. a. O. I, 38.

[2]) Lehmann, Scharnhorst II, 475.

französischer Armeen nochmals ertragen werden und erst, wenn dieselben mit Rußland wieder handgemein geworden, dann sollten Oesterreich und Preußen den bedächtig vorbereiteten Krieg erklären und Napoleon im Rücken angreifen. Es muß heute noch, nach allen weitschweifigen Erörterungen über die Unterhandlungen, die im Dezember 1812 zwischen Oesterreich und Preußen stattgefunden haben, als die zutreffendste Charakteristik der Gesinnungen am Berliner Hofe anerkannt werden, was J. Droysen in seinem Buche über General York behauptet: „Man war weit davon entfernt, die ungeheure Krisis der Machtverhältnisse Europas anders, als nach dem Maße diplomatischer Mittel und nach dem Verhältnis nicht der glorreichen Vergangenheit, sondern der nächsten peinlichen Gegenwart zu berechnen; von dem unerhörten Gottesgericht, das mit Moskau begonnen, an der Beresina vollendet erschien, von der überwältigenden Wirkung auf die Gemüter der Menschen, von den schon sich entzündenden Stimmungen im Heer und Volk, von der ganzen Größe der Situation nahm man so wenig wie möglich Notiz; an die Möglichkeit einer nationalen Erhebung glaubte man nicht."

Der General York war der erste, der durch sein Verhalten dem König Friedrich Wilhelm eine Ahnung davon erweckt hat, zu welchen Thaten die große Zeit deutsche Männer bestimmen könne. Er stand mit den beiden preußischen Divisionen unter dem Kommando des Marschalls Macdonald in Kurland; sein Verhältnis zum Marschall, das anfangs nicht ungünstig gewesen war, infolge energischer Verwendung des Generals für eine ausreichende Verpflegung seiner Mannschaft und seiner Pferde jedoch zu einem offenen Bruch geführt hatte, nahm auf seine dienstliche Stellung keinen Einfluß, nachdem der König dem Ersuchen, ihn von seinem Kommando abzuberufen, nicht zu willfahren entschieden hatte.[1]) Seit Ende September war man von russischer Seite wiederholt mit der Zumutung an York herangetreten, sich von Macdonald zu trennen und zu den Russen überzugehen. Graf Wittgenstein hatte ihm im November geschrieben: „Ich offeriere Ihnen die Mitwirkung meiner Armee zur gemeinschaftlichen Vertreibung der grausamen Bedrücker, welche Preußen genötigt haben, an den unsinnigen Plänen Napoleons teilzunehmen; ich schlage Ihnen vor, gemeinschaftlich mit mir Ihrem Könige seine Gewalt zu restituieren und dann Deutschland von den Schrecken des Barbaren zu befreien," und der Gouverneur von Riga, General Paulucci, war immer dringender mit ähnlichen Anträgen geworden, je bedeutungsvoller die Nachrichten wurden, die von dem Zustande des Zentrums der großen Armee bis zu deren äußerstem Flügel gelangten. York hatte sich diesen Aktionen gegenüber höflich ablehnend verhalten und seinen König in Kenntnis derselben gesetzt. Das Berliner Kabinett hat ihm jedoch auf diese Eröffnungen gar keine Weisungen erteilt. Die Offiziere, die York nach Berlin gesendet hat, um durch sie die Ansichten des Königs über das von ihm einzu-

[1]) Die „Souvenirs du Maréchal Macdonald" enthalten gar nichts, was uns über den Beweggrund des Marschalls zu dem hochmütigen und herausfordernden Benehmen desselben gegen York aufklären könnte, sie bieten überhaupt für die Geschichte dieser Kriegsepisode nicht die geringste Bereicherung und erheben sich nicht über eine selbstgefällige Plauderei.

schlagende Verfahren mit den Russen kennen zu lernen, haben nachdrücklichst versichert, daß York weder offene noch geheime Instruktionen erhalten habe. Der Major v. Seydlitz erzählt, daß er den König gefragt habe: ob, wenn der Untergang der französischen Macht so vollständig sei, wie man vermuten müsse, der König gebiete, daß York streng bei der Allianz verharre, sein General bitte flehentlich um des Königs Befehle, wie er handeln solle; und der König habe geantwortet: „nach den Umständen," und habe damit Seydlitz entlassen.

York war seit dem 8. Dezember in Kenntnis von dem Untergange der Großen Armee, die Nachrichten mehrten sich von da ab durch die Ankunft versprengter französischer Offiziere im Kommandobezirke Yorks; letzterer machte davon Anzeige bei Macdonald, und dieser ordnete für den 18. Dezember den Rückmarsch an den Njemen an. Er hatte aber um zwei Tage zu lange gezögert, schon waren die Truppen Wittgensteins im Rücken des französischen Corps bemerkbar geworden und zeigten das Bestreben, sich zwischen Mitau und Memel einzuschieben und den Rückzug Macdonalds zu hemmen. Durch forcierte Tag- und Nachtmärsche suchte dieser sich jetzt der Einschließung zu entziehen. Kälte, Glatteis und starker Schneefall machten es jedoch unmöglich, daß die Kolonnen, in die sich das Corps auf dem Marsche auflösen mußte, in Fühlung miteinander bleiben konnten. Obwohl York, der den Beschluß machte, seinen Truppen die größten Anstrengungen nicht ersparte, konnte er es doch nicht verhindern, daß am Weihnachtstage bereits starke feindliche Abteilungen zwischen ihm und dem Marschall Stellung nahmen und ihm die Verbindung mit diesem abschnitten. Macdonald eilte mit der Division Grandjean und einer Brigade Preußen unter General Massenbach nach Tilsit weiter, das durch ein scharfes Gefecht dem Feinde abgenommen werden mußte. Er sandte Ordonnanzen und Reiterpiketts an York ab, um diesen über die Richtung seines Marsches zu orientieren und zur Nachfolge aufzufordern, sie gelangten jedoch nicht mehr an ihre Bestimmung. Wittgenstein hatte ein Corps von 4800 Mann unter dem jüngeren Kutusow und 1800 Mann unter Diebitsch der Kolonne York entgegengesendet, von Riga war Paulucci mit 2500 Mann aufgebrochen und erschien im Rücken der preußischen Division, die aus 7500 Mann Fußvolk, 300 Husaren und 31 Geschützen bestand. Diebitsch verlangte eine Unterredung mit York; die erste fand am 25. Dezember abends statt. Hauptmann v. Clausewitz, damals Generalstabsoffizier bei Diebitsch, hat ihr beigewohnt. York erfuhr dabei, daß die russischen Befehlshaber den Auftrag hatten, die Preußen nicht als eigentliche Feinde zu betrachten, sondern womöglich mit ihnen ein freundschaftliches Abkommen zu treffen, daß Diebitsch jedoch entschlossen sei, wenn ein solches Abkommen nicht zu stande käme, ihrem Weitermarsch entgegenzutreten und ihnen auf jede mögliche Weise Schaden zuzufügen. Er war wohl schon bei dieser ersten Verhandlung mit sich darüber im klaren, daß er die ihm anvertrauten Truppen seinem Könige erhalten und sich daher mit den Russen in keinen Kampf einzulassen habe, setzte jedoch seine Bewe
bis die militärische Situation den Abschluß einer Kar
den Flügeladjutanten des Königs, Grafen Henck
York am 27. Dezember an den König: „Seit

Marschall Macdonald, ich glaube nicht, daß ich wieder zu ihm stoßen kann, und werde ich, im Falle ich auf ein russisches Corps stoße, bemüht sein, alles so zu leiten, daß ich Ew. Majestät Truppen konserviere, die Ehre der Waffen nicht kompromittiert wird und Ew. königl. Majestät nach einem kurzen Zeitraum eine freie Disposition über das mir anvertraute Corps haben werden. ... Ich bin noch immer ohne Leitfaden, weder Kapitän v. Schack, noch der Major v. Seydlitz sind zu mir gekommen, selbst von der Grenze habe ich seit acht Tagen gar keine Nachricht, meine Lage ist wahrlich sehr peinlich, da ich beim besten Willen fehlgreifen kann. Handle ich unrecht, so werde ich meinen alten Kopf ohne Murren zu Ew. Majestät Füßen legen; und der Gedanke, mir vielleicht die Unzufriedenheit Ew. Majestät zuzuziehen, macht mich sehr unglücklich, über alles übrige bin ich einig mit mir selbst." Tags darauf ließ er Diebitsch durch Clausewitz wissen, daß er nach eintägiger Rast in Tauroggen am 30. seinen Marsch gegen Tilsit fortsetzen werde, wenn er jedoch Truppen vorfinde, die ihn daran hindern können, so werde er dem Kampfe durch eine Konvention ausweichen. Am 29. kam Seydlitz aus Berlin in Tauroggen an und überbrachte York eine Reihe von Schriftstücken, in denen die für ihn dringendste Frage, sein Verhalten gegenüber den Anträgen der Russen, nicht berührt war. Dagegen befanden sich darin Hinweise auf die noch immer in Kraft stehende Allianz mit Frankreich. Daß der König, obwohl er aus den Meldungen des Generals dessen Zweifel über die Richtung seiner Pflicht erkannt haben mußte, diesem sein Vertrauen nicht entziehen wollte, konnte er daraus ersehen, daß ihm das Generalgouvernement der Provinz Ostpreußen übertragen war, sobald er mit den Truppen auf dem Boden der Provinz stehen würde.

Ganz gleichzeitig wurde dem General noch ein Schreiben Wittgensteins zugestellt, das von 50000 Mann sprach, die am Ufer des Njemen zur Verfolgung der französischen Armee bereit ständen, und die Aufforderung zu raschem Uebertritte auf die Seite Rußlands im Interesse des Königs von Preußen enthielt, und durch einen Boten Macdonalds ein Zettel überbracht, der die Worte enthielt: „Le général York est attendu avec impatience à Tilsit. M." Die Entscheidung war unmittelbar in Yorks Hand gelegt, sie mußte in den nächsten Stunden erfolgen. Am 29. abends kam Clausewitz in das Hauptquartier zu Tauroggen. York fuhr ihn an: „Bleibt mir vom Leibe, ich will nichts mehr mit euch zu thun haben. Eure verdammten Kosaken haben einen Boten Macdonalds durchgelassen, der mir den Befehl bringt, auf Piktupöhnen zu marschieren und mich dort mit ihm zu vereinigen. Nun hat aller Zweifel ein Ende; eure Truppen kommen nicht an, ihr seid zu schwach, ich muß marschieren und verbitte mir jetzt alle weiteren Unterhandlungen, die mir den Kopf kosten würden." Clausewitz bat, die Briefe, die er überbringe, vorlegen zu dürfen. Einer war von dem Generalstabschef Wittgensteins, d'Auvray, und enthielt die Dispositionen für den 31. Dezember, durch welche an diesem Tage die Straße von Tilsit nach Königsberg vollkommen verlegt werden sollte. Nachdem York gelesen hatte, sagte er nach augenblicklichem Nachdenken: „Clausewitz, Sie sind ein Preuße, glauben Sie, daß der Brief des Generals d'Auvray ehrlich ist und daß sich die Wittgensteinschen Truppen am 31. wirklich auf den genannten Punkten befinden

werden? Können Sie mir Ihr Ehrenwort darauf geben?" Clausewitz erwiderte: „Ich verbürge mich Ew. Excellenz für die Ehrlichkeit des Briefes nach der Kenntnis, die ich vom General d'Auvray und den übrigen Männern des Wittgensteinschen Hauptquartiers habe; ob diese Dispositionen so ausgeführt sein werden, kann ich freilich nicht verbürgen; denn Ew. Excellenz wissen, daß man im Kriege oft mit dem besten Willen hinter der Linie zurückbleiben muß, die man sich gezogen hat." York schwieg noch einige Augenblicke ernsten Nachdenkens, reichte dann Clausewitz die Hand und sagte: „Ihr habt mich. Sagt dem General Diebitsch, daß ich mich morgen früh bei den russischen Vorposten einfinden werde; Zeit und Ort habe er zu bestimmen."

York wollte aber mit der ganzen Division die neue Stellung einnehmen, für die er sich entschieden hatte; zu ihr gehörte die Brigade Massenbach, die mit Macdonald marschiert war. Ein Offizier derselben war in Tauroggen. Der General fragte ihn — ungefähr wie Wallenstein: „Was sagen eure Regimenter?" Der Offizier ergoß sich sogleich in Enthusiasmus über den Gedanken, von dem französischen Bündnis loszukommen, und sagte, so fühle jeder einzelne ihrer Truppen. „Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute, mir Altem aber wackelt der Kopf auf den Schultern," erwiderte York.

Nachdem die Nachricht über den Entschluß Yorks an Massenbach abgefertigt worden, versammelte der General seine Offiziere und erklärte ihnen, was er zu thun willens sei: „Wer so denkt, wie ich, sein Leben für das Vaterland und die Freiheit hinzugeben, der schließe sich mir an, wer dies nicht will, der bleibe zurück. Der Ausgang unserer heiligen Sache mag sein, wie er will, ich werde auch den stets achten und ehren, der zurückbleibt. Geht unser Vorhaben gut, so wird der König mir meinen Schritt vielleicht vergeben; geht es mißlich, so ist mein Kopf verloren. In diesem Falle bitte ich meine Freunde, sich meiner Frau und Kinder anzunehmen." Mit begeistertem Jubel wurden die rührenden Worte aufgenommen. Keiner wollte zurückbleiben. Am 30. Dezember wurde in der Poscherunschen Mühle die Konvention abgeschlossen. Das preußische Corps, mit Inbegriff der Truppen Massenbachs und aller Nachzügler, sowie des Materials, das sich zwischen Mitau und Tilsit befand, hatte in einem neutralen Landstriche zwischen Memel, Tilsit und dem Haff Stellung zu nehmen. Sollte der König von Preußen oder der Zar die Konvention verwerfen, so dürfe das Corps unbehelligt nach dem Orte marschieren, den der König bestimmen werde, doch dürfe es bis 1. März nicht gegen Rußland fechten.

Der Bericht, den York noch am 30. von Tauroggen an den König absandte, schloß mit den Worten: „Die Konvention läßt Ew. Majestät in Höchstihren Entschließungen freien Willen; sie erhält aber Ew. Majestät ein Truppencorps, was der alten oder einer etwaigen neuen Allianz Wert gibt und Allerhöchstdieselben nicht unter die Willkür Ihres Alliierten setzt, von dem Sie die Erhaltung oder Retablierung Ihrer Staaten als Geschenk annehmen müßten. Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich [illegible]
sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, [illegible]
treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. [illegible]
Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüt[illegible]

Alliierten losreißen können, dessen Pläne mit Preußen in einem mit Recht Besorgnis erregenden Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet. Gebe Gott, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt."

Die Massenbachschen Truppen erhielten in Tilsit den Befehl des Generals, sich ihm anzuschließen. Ungesäumt folgten sie am Morgen des 1. Januar dem an sie ergangenen Rufe, setzten angesichts der westfälischen und polnischen Bataillone, die zum 10. Corps gehörten, unangefochten über das Eis der Memel und trafen nach kurzem Marsche mit ihren Kameraden zusammen, die in hellem Jubel die preußische Grenze überschritten hatten. Als Marschall Macdonald den Abzug Massenbachs erfuhr, wurde ihm die große Bedeutung dieses Ereignisses sofort klar. Der letzte Rest der Großen Armee, mit dem er das weitere Vordringen der Russen hätte aufhalten können, war seiner streitbarsten Mannschaft beraubt, die Preußen hatten sich selbständig gemacht und waren die gefährlichsten Feinde ihrer alliierten Waffenbrüder geworden. Der Marschall erkannte sofort, daß seines Bleibens in Tilsit nicht länger sein konnte; mit seinen 4—5000 Mann und zwei reitenden Batterien, die ihm geblieben waren, durfte er sich in keinen Kampf mit Wittgenstein und York einlassen. Er zog nach Königsberg und von da weiter nach Danzig, nachdem er noch vorher die 32 Mann Stabswache unter Lieutenant v. Korff, die zu seiner persönlichen Bedeckung gedient hatten, mit Dank und Anerkennung ihrer trefflichen Haltung zu York entlassen hatte.[1]) Am Abende desselben Tages rückte das preußische Corps in der Stärke von 12000 Mann in Tilsit ein.

War die That des Generals York schon in militärischer Hinsicht von ausschlaggebender Bedeutung, weil sie das Stärkeverhältnis der beiden in Ostpreußen gegeneinander stehenden Gegner zu Gunsten der Russen erheblich günstiger gestaltete, so war sie es noch weit mehr durch ihre moralische Wirkung. Was sich Tausende und Tausende von Deutschen bei den überraschenden, kaum geglaubten Nachrichten über die Ereignisse in Rußland nicht selbst einzugestehen wagten, was sie sich angesichts der feindlichen Behörden und Garnisonen nicht verstohlen zuzuflüstern wagten, das hat ein preußischer General, den jedermann nur als einen Mann der strengsten militärischen Pflichterfüllung, als einen unbedingt treuen Diener seines Herrn kannte, durch einen einzigen Schritt vor aller Welt bekundet: der Augenblick, das fremde Joch abzuschütteln, sei gekommen, er führe seine 12000 Mann von dem aufgedrungenen Alliierten hinweg, weil er die Ueberzeugung in sich trage, daß sein König ihm dies befehlen würde, wenn er die Freiheit seiner Entschließungen besäße.

Durch York wurde im deutschen Volke der Glaube an die Möglichkeit

---

[1]) Macdonald selbst erzählt: „Il (v. Korff) voulut s'attacher à nous et nous suivre; je lui dis de faire monter à cheval; je remerciai ce détachement, de son zèle, de sa fidelité et de son attachement; je lui donnai six cents francs de gratification de ma propre bourse, autant à l'officier pour un cheval, et, malgré leurs instances, je les renvoyai à leurs compatriotes." Daß der Lieutenant das Geschenk angenommen, scheint den Marschall weniger befremdet zu haben, als daß der Major eines preußischen Bataillons am Tage vorher noch 2000 Franken von ihm begehrt hatte, um seinen Leuten Schuhe zu kaufen.

der Erhebung erweckt, es wurde ihm gezeigt, daß scheinbares Unrecht zum heiligsten Rechte werden könne, wenn es sich um den Kampf gegen brutale Unterdrückung handelt, daß es nie zu früh ist, das Schwert gegen den zu richten, der mit dem Schwerte Gewalt ausübt, und daß der wagen und mit Kühnheit handeln muß, der sich der Freiheit wert hält.

Als fern im äußersten Nordosten deutschen Landes die erlösende That geschehen war, da konnte der Sänger den Lauen und Verschämten in allen Gauen zurufen:

Nennt es, solang's euch gut dünkt, nennt's Verschwörung,
Wenn Männer schwören, Männer sein zu wollen,
Wenn Liegende, was sie längst hätten sollen,
Empor sich endlich raffen, nennt's Empörung!

Ich nenn's an euch die tiefste Selbstbethörung,
Die tollste Tollheit, nenn ich's, aller Tollen,
Daß ihr könnt eurem eignen Volke grollen,
Das sich und euch will ziehn aus der Zerstörung.

Dem ureigenen deutschen Wesen entsprach es, daß die Ueberzeugung von der Notwendigkeit rascher Entschlüsse und sich drängender Thaten sich nur allmählich Bahn brach. Das Feuer, das York entzündet hat, vermochte die Gemüter nicht mit jener Sturmesschnelle zu entflammen, wie es in einer leidenschaftlicher veranlagten Nation gewiß der Fall gewesen wäre, es bedurfte einer auch unter harten Proben nicht versagenden Ausdauer, bis die patriotische Gesinnung alle Kreise des Volkes durchdrungen hatte. Sie mußte nicht nur ohne Unterstützung, sondern sogar in einem offenen Gegensatz zur preußischen Regierung ihren Weg vollenden, denn der König von Preußen erfaßte die Bedeutung der Lage nicht, in der er sich mit seinem Staate befand, wenigstens nicht in den ersten Wochen des Jahres, das eines der glorreichsten in der Geschichte Preußens und Deutschlands werden sollte. Als die Nachricht von der Konvention von Tauroggen am 4. Januar in Berlin eintraf, geriet der König in die größte Aufregung, deren er überhaupt fähig war. „Da möchte einen doch der Schlag rühren!“ [1]) soll er ausgerufen haben, und die weiteren Verfügungen seines Kabinetts bewiesen, daß es nicht Freude, sondern Unwille war, der ihm diese Worte entlockte. Was hatten die Generale, die Truppen, was hatte das Volk, das ihn mit Bittschriften um Trennung von Frankreich überschüttete, an die Zukunft des Staates zu denken, ja für denselben zu handeln? Das zu besorgen war seine Sache; war doch eben der Oberst v. Knesebeck im Begriffe, nach Wien zu gehen und sich von Metternich Verhaltungsmaßregeln geben zu lassen. Zu-

---

[1]) Oncken legt Gewicht darauf, daß dieser Ausruf nicht der That Yorks, sondern dessen Briefe an Macdonald gegolten habe, in welchem er Verhandlungen der kriegführenden Mächte, also auch Preußens und Rußlands, als notwendig annahm. Diese Erklärung wurde aber erst den nächsten Tag dem Major v. Thile gegeben, nachdem dieser, aus dem russischen Hauptquartier kommend, die Verhältnisse ausführlich dargestellt hatte.

nächst sollten die Ziele eines allenfalls gemeinsam zu führenden Krieges festgestellt werden; erst wenn diese schwierige diplomatische Aufgabe beendet war, durfte man vielleicht daran denken, den Krieg auch wirklich vorzubereiten. Die Rheinbundfürsten, mit alleiniger Ausnahme des Königs von Westfalen, mußten doch erst über ihren Besitzstand beruhigt werden, bevor man für das bedrängte, von ihnen verlassene Vaterland zu den Waffen rief; das Schicksal des Herzogtums Warschau sollte entschieden, der Besitz desselben für Preußen gesichert werden, ehe man die Kraft der deutschen Nation zur Wiedererlangung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit sammelte und in Bewegung setzte. Zum Kriege mit Frankreich sollte es noch lange nicht kommen, vielleicht überhaupt nicht, wenn sich Napoleon vielleicht diplomatisch besiegen ließ. Dazu brauchte man keine voreiligen Konventionen mit Rußland, keine selbständig handelnden Generale und keinen Volksaufstand!

Vor allem anderen mußte daher der Fehler gut gemacht werden, den York begangen hatte, Napoleon mußte beruhigt, die öffentliche Meinung irregeführt werden. Zunächst wurde schon am 5. Januar ein Artikel an den „Moniteur" gesendet, der „den lebhaftesten Unwillen des Monarchen über die Verräterei des Generals v. York" zum Ausdruck brachte und die Versicherung gab, „man werde alle Mittel anwenden, um sich desselben zu bemächtigen und ihn nach Berlin zu bringen, damit er daselbst nach Maßgabe seines ungeheuren Verbrechens gerichtet und bestraft werde"; am 17. Januar aber wurden die Maßregeln in den Berliner Zeitungen veröffentlicht, die der König von Preußen aus Anlaß der Konvention von Tauroggen ergriffen hatte: „Se. Majestät haben bei dieser unerwarteten Nachricht den höchsten Unwillen empfunden und, Ihrem Bündnis mit Frankreich getreu, nicht allein die Konvention nicht ratifiziert, sondern auch sofort verfügt, daß 1. dem Generallieutenant v. York das Kommando des preußischen Hülfscorps genommen und dem General v. Kleist übertragen, 2. der Generallieutenant v. York sogleich verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werden, 3. der General v. Massenbach, welcher sich an die Kapitulation angeschlossen hat, gleichfalls suspendiert und zur Untersuchung gezogen, endlich 4. die Truppen selbst aber nach dem Inhalt des mit Frankreich abgeschlossenen Traktats zur alleinigen Disposition Sr. Majestät des Kaisers Napoleon oder Seines Stellvertreters, des Königs von Neapel Majestät, verbleiben sollen."

Der Adjutant des Königs, Major v. Natzmer, der diese Befehle an York zu überbringen hatte, wurde von Wittgenstein nicht zu den preußischen Truppen durchgelassen, er durfte nur dem Zaren einen eigenhändigen Brief des Königs bringen, doch war die Entscheidung des letzteren am 10. Januar bereits in Königsberg bekannt. York wollte sofort vom Kommando zurücktreten, obwohl er keinen schriftlichen Befehl in Händen hatte, und forderte Kleist auf, an seine Stelle zu treten. Kleist weigerte sich dessen, da er wenigstens ebenso strafbar als York sei. Und als York erklärte, er werde die Truppen aufmarschieren lassen und vor der Front das Kommando ihm übergeben, erwiderte Kleist: er werde es auch dann refüsieren und niemand im Corps werde sich finden, der es übernehme. Auch General v. Bülow, der in Westpreußen stand, schloß sich

an York und erkannte ihn als Gouverneur der Provinz an, da er vom Könige kurz vor Abschluß der Konvention dazu ernannt worden war.

Nun blieb York keine Wahl, als entweder nach den Bestimmungen der Konvention aus der neutralen Zone abzumarschieren und sich selbst den Franzosen zu stellen, oder die Beziehungen zu den russischen Heerführern inniger zu gestalten und mit ihnen gemeinsam gegen die französischen Truppen Front zu machen. Er entschied sich für das letztere. Trotzdem würde seine Stellung in der Provinz unklar und wenig einflußreich geblieben sein, wenn nicht zu rechter Zeit der Freiherr vom Stein auf dem Schauplatze erschienen wäre und dem Stande der Dinge eine neue Wendung gegeben hätte. Durch Stein war Zar Alexander bestimmt worden, den Feldzug, der unter Gottes Beistand die Vernichtung des sieggewohnten Feindes herbeigeführt hatte, zur Befreiung Europas fortzusetzen.

Die Denkschrift vom 17. November hatte die Grundlagen festgestellt, welche bei dem neuen Kriege beobachtet werden mußten. „Der allgemeine Grundsatz wird sein: die Einwohner zu schonen, sie gegen den gemeinsamen Feind in Thätigkeit zu setzen, die Regierungen aber zu überwachen, zu leiten und in gewissen Fällen sich ihrer zu bemächtigen. Man muß den festen Willen aussprechen, die Unabhängigkeit Deutschlands herzustellen, den Rheinbund zu vernichten, und man wird alle Deutschen einladen, sich zur Eroberung ihrer Freiheit mit den verbündeten Heeren zu vereinigen; man wird das russische Heer gleich bei seinem Eintritt in Deutschland von Männern begleiten lassen, die der Sache ihres Vaterlandes treu geblieben sind, sowie durch die deutsche Legion, der man durch die Bevölkerung des zu besetzenden Landes mehr Ausdehnung geben muß. Diejenigen Fürsten, welche sich der allgemeinen Sache anschließen, müssen dann die Aufrichtigkeit und die Beharrlichkeit ihrer Gesinnungen dadurch gewährleisten, daß sie sich nur mit wohldenkenden Männern umgeben und ihre Streitkräfte in die Hände der Verbündeten geben, welche zugleich die Länder der Napoleon etwa anhänglich bleibenden Fürsten in Besitz nehmen und verwalten werden. Man darf hoffen, daß Oesterreich und Preußen auf ihren wahren Vorteil hören werden, sobald die Annäherung der russischen Heere gegen ihre Grenzen ihnen Halt und Schutz gegen Napoleons Unterdrückung gibt, und daß sie nicht ferner das ihnen von Gott zum Glück ihrer Völker anvertraute Ansehen mißbrauchen wollen, um ihre Fesseln zu verstärken. Die übrigen deutschen Fürsten werden länger zaudern, sich von ihrem Tyrannen loszureißen, weil die Furcht zu tief eingewurzelt ist in ihren durch den Druck und das Gefühl der Schwäche herabgewürdigten Seelen. Finden sich diese Voraussetzungen durch die Ereignisse gerechtfertigt, so wird man besonders bei dem Könige von Preußen darauf dringen, daß er sein Ministerium und seine Umgebungen aus Männern bilde, welche die Reinheit ihrer Grundsätze und die Kraft ihrer Charaktere erprobt haben, daß er ein Ministerium aus dem Präsidenten v. Schön, General v. Scharnhorst und dem ehemaligen Minister Grafen v. Dohna zusammensetze; daß er diesen feigen und verächtlichen Haufen entferne, der, weit entfernt, ihn gegen die Schwäche zu hüten und zu stählen, dieser unglücklichen Anlage nachzugeben hinzieht, und daß er dadurch den Verbündeten, welche ihn schützen und stü Gewähr seines politischen Betragens gebe.

„Was die übrigen deutschen Fürsten betrifft, so haben sie — was auch ihr Betragen sein mag, sei es, daß sie sich widersetzen oder sich sogleich unterwerfen — kein Recht, die Beibehaltung oder Wiederherstellung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen; sie sind jetzt in feindlichem Stande, und im Augenblick des Eintritts der verbündeten Heere können deren Fürsten eine solche Anwendung des Eroberungsrechtes machen, wie ihr eigener Vorteil ihnen anzeigen wird. Selbst die vertriebenen Fürsten haben kein Recht, ihre Wiedereinsetzung zu verlangen, da es ausschließlich von den verbündeten Mächten abhängt, welchen Gebrauch sie von ihren Erfolgen machen wollen, wenn sie die Franzosen aus Deutschland gejagt haben; denn sie sind keineswegs die Verbündeten dieser Fürsten und haben ihnen keine Gewähr gegeben. . . . Es ist ein so unvermeidliches Los der kleinen Staaten, den Stärkeren im Kriege zu folgen, daß selbst, wenn wir auf die Throne der kleinen Staaten, in welche Europa jetzt geteilt ist, Zweige unseres eigenen Königshauses oder vornehme Engländer setzten, jedoch die Unterabteilungen des Festlandes in ihrem jetzigen Zustande ließen, wir bei einem neuen Kriege finden würden, daß wir das Schwert nur einer Art Feinden entwunden und einer anderen übergeben hätten, die nicht weniger bereit sein würde als die vorige, es zu unserer Vernichtung zu gebrauchen."

Die Steinsche Denkschrift enthält das einzige wirklich nationale Programm, das damals von einem Staatsmanne aufgestellt wurde; was bedeuten daneben alle Hardenbergschen und Metternichschen Noten, Knesebeckschen Berichte und Ancillonschen Vorschläge! Es ist allerdings zweifelhaft, ob die Worte des großen Freiherrn irgend welchen Erfolg gehabt hätten, wenn sie an Friedrich Wilhelm III. oder Franz I. gerichtet worden wären — bei Alexander aber verfehlten sie ihre Wirkung nicht. Gegen den Willen seines Kanzlers und seiner Generale beschloß der Zar, den Krieg fortzusetzen und Deutschland zu befreien. Dies soll ihm unvergessen bleiben. Wer vermag zu behaupten, daß ohne Rußlands kräftigen Impuls die Befreiungsstunde des deutschen Volkes damals geschlagen hätte? England blieb matt und engherzig wie immer, stellte welfische Großmachtspläne in den Vordergrund, vertrödelte mit schwedischen Machenschaften, die Stein mit Recht als Seifenblasen bezeichnete, die kostbare Zeit; Gneisenau, der in richtiger Beurteilung der Verhältnisse am preußischen Hofe sogar um den Preis hannoverscher Großmachtspläne englische Hülfstruppen auf deutschen Boden zu bringen getrachtet hatte, verzweifelte daran, die Londoner Regierung für ein großes Unternehmen zu gewinnen; die Nachricht von der Konvention zu Tauroggen belehrte ihn über den Geist, der im alten Ordenslande zu sieghaftem Durchbruche gelangt war, und er folgte dem Rufe des Generals Borstell in Kolberg, sich den alten Waffengefährten wieder anzuschließen.

Am 22. Januar traf Stein in Königsberg ein, vom Zaren Alexander mit der Vollmacht ausgestattet, die Provinz Preußen so lange zu verwalten und alle ihre Kräfte für den Krieg anzuspannen, bis der König ein Abkommen mit Rußland getroffen haben werde. Sein erster Schritt war die Aufforderung an den Landhofmeister v. Auerswald, die Stände von Ostpreußen und Litauen zu einem Generallandtage zu berufen, um über die Errichtung eines Landsturmes und einer Landwehr schlüssig zu werden. Noch ehe dieser zusammentrat, wurden

die auf der Kontinentalsperre beruhenden Verordnungen aufgehoben, wodurch das Land wieder in die Lage versetzt wurde, seine Erzeugnisse zu verwerten, durch russische Vorschüsse wurde York mit den Mitteln versehen, sein Corps zu ergänzen, die Lieferungen für die russische Armee wurden geregelt, der Umlauf russischen Papiergeldes wurde behördlich genehmigt und dadurch der Güterverkehr erleichtert. Am 5. Februar erschien York, von den Ständen eingeholt, als Generalgouverneur im Landtage, forderte das Land zur Bewaffnung auf und legte seine Vorschläge einem ständischen Ausschusse vor. Sie gingen dahin, 13000 Mann Reserve zur Ergänzung seines Corps auszuheben, 20000 Mann Landwehr und 750 Freiwillige zu Pferde zu stellen. Dörnberg, Clausewitz und Alexander Dohna entwarfen die Landsturm- und Landwehrordnung, die schon am 7. Februar samt Yorks Anträgen genehmigt waren. Begeisterung herrschte in der Versammlung, die aus der Unmöglichkeit, die Verbindung mit dem Könige herzustellen, ihr Recht zu selbständigen Beschlüssen ableitete. In militärischer Hinsicht war die Versäumnis nicht wieder gut zu machen, die aus dem Stillstande der Bewegungen nach der Konvention entstanden war, Macdonald war längst in Sicherheit, Danzig, das damals durch einen kühnen Handstreich hätte gewonnen werden können, zum Stützpunkte der gesammelten französischen Armee an der Weichsel geworden; aber für den politischen und nationalen Charakter des Krieges, zu dem man rüstete, war es entscheidend, daß ein deutsches Land, geführt von seinen legalen Vertretern, mit eigenen Mitteln in denselben eintrat, daß Yorks Getreue nicht im russischen Heere ihre Selbständigkeit verloren, sondern den Kern bildeten für eine preußische Armee, die nur der Befehle ihres Königs harrte, um für ihn zu kämpfen und zu sterben.

Als die preußischen Stände ihre denkwürdigen Beschlüsse faßten, war der König nicht mehr in Berlin. Der Staatskanzler Hardenberg hatte Andeutungen über einen Plan der Franzosen erhalten, sich des Königs durch Gewalt zu versichern; er stellte es demselben als Pflicht dar, sich einer solchen Möglichkeit zu entziehen, und veranlaßte dadurch die Reise der königlichen Familie nach Breslau. Am 25. Januar kam Friedrich Wilhelm in der schlesischen Hauptstadt an und wurde von der Bevölkerung mit rührendem Jubel begrüßt. Die Voraussetzung, daß mit dieser Reise der Kampf gegen Frankreich entschieden sei, war zwar eine unrichtige; Napoleon hatte seine Zustimmung dazu erteilt; trotzdem läßt sich von ihr der Umschwung der preußischen Politik ableiten. Die Umgebung, in die der König und der Staatskanzler traten, verfehlte ihre Einwirkung nicht. Scharnhorst war der Mittelpunkt derselben und drängte mit stürmischem Eifer zur That. Er bewies, daß der Vizekönig Eugen, der an Murats Stelle den Oberbefehl über die an der Weichsel stehende französische Macht übernommen hatte, nicht stark genug sei, um sich gegen die vereinigten Russen und Preu-
viele derselben im Augenblick marschieren konnten, zu halten; den-
Bülow in Westpreußen und von Borstell in Pommern st-
deckten ihn noch Schwarzenberg und die Sachsen, aber es
Schwarzenberg den Russen, wenn sie drängten, Wi-
Immerhin aber mußte die Haltung des preußischen C-
sofort in Bewegung gesetzt werden konnte, dem Vize-

erregen. Verhielt sich auch der König diesen Auseinandersetzungen gegenüber noch sehr kühl, so wurde doch Hardenberg durch dieselben umgestimmt, nachdem auch die Nachrichten, die von Knesebeck aus Wien eintrafen, zu den kriegerischen Absichten der Patrioten stimmten. Sowohl Metternich als Kaiser Franz hatten ziemlich unumwunden ausgesprochen, daß sie nichts dagegen einwenden würden, wenn sich Preußen an Rußland anschließe. Oesterreichs Ziel war die Vermittelung eines Friedens, durch den Napoleons Uebermacht, die alle kontinentalen Staaten bedrohte, beseitigt würde. Um dies zu erreichen, mußte Napoleon mürbe gemacht, er mußte gezwungen werden, seine Truppen mindestens hinter die Elbe, wenn nicht hinter den Rhein, zurückzunehmen. Dies war nur denkbar, wenn Preußen in den Krieg eintrat. Die Bundesgenossenschaft Oesterreichs mit den Kriegführenden war in Wien nicht beabsichtigt, aber als sicher durfte angenommen werden, daß die österreichischen Waffen sich nicht gegen sie kehren würden. Metternichs Note vom 30. Januar sprach dies aus. Sie enthielt folgende Stelle: „Die Wünsche Oesterreichs sind auf den Frieden gerichtet. Unter Frieden versteht es einen Zustand der Dinge, der dauerhaft ist und die Bürgschaft seiner Dauer in seinen Grundlagen selber hat. Ein solcher Friede ist notwendigerweise unzertrennlich von dem Gedanken eines gewissen Gleichgewichtes unter den großen Mächten, insbesondere von der Wohlfahrt der Mächte, die in dem Zwischenraum zwischen Frankreich und Rußland liegen. Ohne die ersten Bedingungen kann von einem Frieden nicht die Rede sein, wie denn sonst jedes Abkommen von seinem Ursprung an den Keim der Selbstzerstörung in sich trüge. Wie schwer es auch sein mag, zu einer solchen Ordnung der Dinge zu gelangen, sie muß dennoch das Ziel der kriegführenden Mächte bleiben, und auf dies Ziel ist unser ganzer politischer Gang gerichtet. Der Kaiser hat zu Gunsten des Friedens die Schritte gethan, die Seiner preußischen Majestät bekannt sind, in Frankreich, in London und in Rußland. Der Kaiser Napoleon hat die Verwendung Oesterreichs persönlich angenommen; wir sind im Begriffe, zum Kaiser Alexander und nach England Unterhändler zu schicken; der Kaiser schmeichelt sich, daß diese Mächte ihrerseits zu den Bemühungen mitwirken werden, die er der edelsten Sache widmet. Inzwischen hat der Kaiser Befehl gegeben, seine mobilen Armeen auf 100 000 Mann zu bringen. Weit entfernt, die Entwickelung der Ereignisse zu hemmen oder zu durchkreuzen, folgt ihnen Oesterreich Schritt für Schritt, aber in den Formen, die es angenommen hat.“ [1])

Noch ehe Knesebeck diese Note, sowie einen Brief des Kaisers Franz ähnlichen Inhalts nach Breslau gebracht hatte, war Hardenberg schon für das russische Bündnis gewonnen, und der in Wien verwendete Vertraute des Königs mußte sich schon am 9. Februar in das russische Hauptquartier auf den Weg machen, um dem Zaren den Entwurf eines Vertrages vorzulegen, der die Ziele dieses Bündnisses festsetzte. [2]) Als solche werden bezeichnet „die Wiedererlangung

---

[1]) Oncken, Oesterreich und Preußen I, 155.

[2]) Oncken hat den Wortlaut desselben zum erstenmal mitgeteilt. Er hat auch (Oesterreich und Preußen im Befreiungskrieg, II, 160 u. ff.) sehr weitläufig und umständlich nachzu-

und Behauptung einer dauerhaften Sicherheit für die beiden Staaten, die so lange nicht stattfinden kann, als die Streitkräfte Frankreichs Stellungen oder feste Plätze in Norddeutschland innehaben", als Bedingungen dieser Sicherheit die Wiedervereinigung jener Provinzen mit Preußen, die es vor dem Kriege von 1806 besessen hat. „Da es überhaupt ebensosehr im Interesse Rußlands wie in dem Deutschlands liegt, daß die politischen und militärischen Angelegenheiten im nördlichen Teile Deutschlands von einer leitenden Macht abhängen, so verpflichtet sich der Kaiser aller Reußen, keinen Frieden zu schließen, bevor dieser entscheidende Einfluß ausschließlich Preußen zugewiesen ist, und im allgemeinen mit dem gemeinsamen Feinde niemals für sich in Sonderverhandlung zu treten, keinen Frieden oder Vertrag anders als im Verein mit Sr. Majestät von Preußen abzuschließen." Was den Feldzugsplan betrifft, so wird verlangt, daß die russischen Streitkräfte so bald als möglich an die Oder und „folgeweise" bis 15. April an die Elbe vorgeschoben werden, während gleichzeitig Preußen seine Streitkräfte in Pommern und Schlesien vermehrt, damit sie in Gemeinschaft mit den russischen Truppen im Norden Deutschlands handelnd auftreten können. In der für Knesebeck ausgefertigten Instruktion wird jedoch die Aufgabe des mit Rußland zu führenden Krieges wesentlich beschränkt: „Preußen kann sich nicht verpflichten, den Bündnisfall auszudehnen auf die Angelegenheiten Spaniens oder Italiens, auch nicht auf die Lande jenseits des Rheins, auf Holland und auf die Befreiung von ganz Deutschland, auf die letztere wenigstens nur mit dem Vorbehalt, soweit die Ereignisse dazu die Mittel bieten werden, sei es auf dem Weg der Unterhandlungen, sei es durch die Waffen." Die aufzustellende Truppenstärke wird für Rußland mit 150000 Mann, für Preußen mit 80000 Mann in Aussicht genommen. Dieses Verhältnis entprach der Wirklichkeit nicht, die Leistung Rußlands war zu hoch gespannt, die militärische Kraft Preußens weit unterschätzt.

Wie gering noch in der ersten Hälfte des Februar das Vertrauen des Königs in seine eigene Macht war, bewies sein ängstliches Bemühen, jeden Zusammenstoß mit französischen Truppen zu vermeiden. Er hielt es nicht für wahrscheinlich, daß die Allianz mit Rußland so bald geschlossen werden könne, und wollte bis dahin die Neutralität Schlesiens gegen beide Teile, Russen und Franzosen, aufrecht halten.

General Reynier war, nachdem sich Schwarzenberg nach Galizien zurückgezogen, von den Russen bei Kalisch geschlagen worden und floh an der preußischen Grenze vorüber nach Glogau. Der Zar ersuchte den König, man möge Reynier den Rückzug abschneiden; aber Friedrich Wilhelm ließ keinen Mann

---

weisen versucht, daß Hardenberg durch den Ausdruck „vor dem Kriege von 1806" statt „Besitzstand von 1805" aus Leichtfertigkeit einen großen Fehler begangen habe. Seine Ansicht beruht wohl auf einer Ueberschätzung der diplomatischen Thätigkeit überhaupt, die in einer Zeit, in der jeder Tag Gelegenheit bietet, durch Thatsachen neue Verhältnisse zu schaffen, nicht mehr geeignet ist, die Schicksale der Völker zu bestimmen. Für die Vorgänge am Wiener Kongresse und die dort erfolgte Verunstaltung Deutschlands waren die Entwürfe Hardenbergs vom Beginne des Jahres 1813 nicht mehr maßgebend. Wir werden die Urheberschaft jener unglücklichen Verballhornung noch zu erörtern haben.

marschieren, er ließ es sogar ruhig geschehen, daß die französischen Besatzungen in den schlesischen Festungen sich aus seinem Lande mit Lebensmitteln versahen. Aber er that trotzdem einen Schritt, der ihn unaufhaltsam in andere Bahnen drängen mußte, er verfügte am 12. Februar die Mobilmachung aller Feldtruppen in Schlesien und Pommern, er ließ den Aufruf an Freiwillige ergehen und hob die Ausnahmen von der Wehrpflicht auf, die bis dahin bestanden hatten. Von den jungen wehrhaften Leuten im Alter vom 17. bis zum 24. Jahre war jeder, der sich nicht freiwillig bei den Jägern meldete, der Aushebung verfallen.

Noch war nicht ausgesprochen, was der König mit der Rüstung bezwecke, ja dieser selbst wußte noch nicht, ob er mit seinen Truppen nur zu demonstrieren brauchen werde oder ob er sie zum Kampfe verwenden müsse — das preußische Volk aber hatte bereits entschieden, es wollte den Kampf um seinen Staat und um die Freiheit der Nation unter jeder Bedingung wagen, es strömte in heller Begeisterung an die Sammelplätze und schuf ein Heer, das unmöglich anders zu gebrauchen war, als gegen Napoleon. Nicht nur das Leben, auch Hab und Gut für das Vaterland zu opfern, war jeder Stand, jedes Alter bereit, Freischaren wurden gebildet, außer der durch Theodor Körner berühmt gewordenen, vom Major v. Lützow befehligten, noch drei vornehmlich für Ausländer, d. h. Nichtpreußen bestimmte Corps; Beamte und Professoren, wie Bauern und Handwerker füllten ihre Compagnien, Geld und Kleinode wurden gesammelt, um den verarmten Staat in den Besitz von Mitteln gelangen zu lassen, mit denen er seine Rüstungen betreiben konnte. An Edelmetall herrschte infolge der an Frankreich geleisteten riesigen Zahlungen großer Mangel. Papiergeld mit Zwangskurs mußte ausgegeben werden, Ringe und Ketten, die von Frauen und Mädchen gespendet wurden, wanderten in die Münze, um zu Geld gemacht zu werden. Trotzdem konnten die neu organisierten Truppenkörper nicht die gewohnten Uniformen erhalten, schlicht und nüchtern nahmen sich die der farbigen Abzeichen entbehrenden, vom Kopf bis zu den Füßen in einfaches Grau gekleideten Bataillone aus, aber in ihren Herzen loderte Rachedurst und Kampfslust, und mit diesen war Besseres zu erreichen, als mit den glänzendsten Uniformen.

Die Gewalt der patriotischen Thatkraft, in deren Aeußerung Schlesien und Brandenburg mit Ostpreußen wetteiferten, übte ihre größte Wirkung auf Hardenberg und den König aus. Im Verlaufe von drei Wochen verschwand alle Zaghaftigkeit aus der preußischen Politik. Friedrich Wilhelm hatte den Glauben an sein Volk wiedergefunden, der ihm durch das Jahr 1806 geraubt worden war, und so wie er es früher als seine Regentenpflicht erkannt hatte, jedes durch die Verzweiflung eingegebene Wagnis zu vermeiden, um den Staat vor einer letzten, vernichtenden Katastrophe zu bewahren, so glaubte er jetzt nicht länger die Opfer zurückweisen zu sollen, die das Volk dem Staate zu bringen im Begriffe stand, damit er den höchsten Einsatz wagen dürfe. Am 23. Februar hat der König nach einem langen Kampfe mit sich selber den Entschluß gefaßt, mit Frankreich zu brechen. „Die Mutigen hatten es über die Vorsichtigen, die Deutschen über die preußischen Partikularisten, die Männer des Kriegs über die Politiker davongetragen. Herr der Lage war der preußische Kriegsminister, der Schöpfer des neuen preußischen Heeres, der Urheber des Freiwilligenaufrufes

und des Wehrpflichtgesetzes." [1]) Fremde Beobachter, die bisher das deutsche Nationalgefühl nicht einmal vom Hörensagen gekannt hatten, wußten sich über das, was sie in Breslau erlebten, kaum zu fassen. Der österreichische Gesandte Graf Zichy, ein allerdings ziemlich beschränkter Diplomat, schrieb am 25. Februar: „Die Geister sind in einer Gärung, die schwer zu beschreiben ist. General Scharnhorst übt unbegrenzten Einfluß. Die Militärs und die Häupter der Sekten (!) haben sich unter der Maske des Patriotismus der Zügel der Regierung vollständig bemächtigt, der Kanzler wird vom Strome fortgerissen."

Herr v. Knesebeck war mittlerweile im russischen Hauptquartier zu Chlodawa angelangt und hatte über den ersten Empfang, den ihm der Zar bereitete, die befriedigendsten Meldungen gemacht. Alexander hatte wiederholt die Aeußerung gethan, daß er die vollständige Wiederherstellung des alten Glanzes der preußischen Macht und selbst noch mehr durchsetzen wolle, wenn die Erfolge den Anstrengungen entsprechen. Er forderte jedoch Vertrauen und raschen Entschluß, womöglich augenblickliche Mitwirkung der unter York und Bülow zur Verfügung stehenden preußischen Streitkräfte, damit Wittgenstein mit ihrer Hülfe die auf dem Rückzuge über die Oder begriffenen französischen Abteilungen rasch angreifen und unschädlich machen könne. Es gehört ein hoher Grad von Unbilligkeit dazu, dem Zaren aus diesem Verlangen einen Vorwurf zu machen. Wie stand es um Preußen, wenn Rußland den Krieg gegen Napoleon nicht fortgeführt, wenn es in Moskau Frieden geschlossen oder am Njemen stehen geblieben wäre, wenn der Zar nicht die Ideen Steins zu den seinen gemacht hätte? Woher hätte Friedrich Wilhelm den Mut genommen, den französischen Forderungen mindestens auszuweichen, wenn ihm nicht die Freundschaft des Zars für alle Fälle eine Stütze geboten hätte. Wenn aber Rußland den Krieg so lange fortsetzen sollte, bis Preußen seine alte Machtstellung wieder erreicht hatte, mußte es dann nicht darauf bestehen, daß Preußen so rasch als möglich kompromittiert und zum Festhalten an der Freundschaft mit Rußland gezwungen wurde? Mit einer so zweifelhaften Stellung, wie sie der König noch am 8. Februar einzunehmen versucht hatte, war Rußland nicht geholfen. Knesebeck faßte seine Sendung in dem Sinne auf, daß er sämtliche Punkte des ihm von Hardenberg mitgegebenen Vertragsentwurfes zur Anerkennung bringen müsse, ehe er abschließe. Unter diesen Punkten war einer, den Rußland nicht genehmigen konnte, ohne im vorhinein auf jeden Gewinn aus der Besiegung Napoleons zu verzichten. Preußen zählte zu den Ländern, die es wieder in Besitz zu nehmen hätte, auch das Herzogtum Warschau. In diesem konnte Rußland aber die einzige namhafte Vergrößerung suchen, in der sich eine Entschädigung für die ungeheuren Opfer erblicken ließ, die es bereits gebracht hatte und noch bringen sollte. Alexander bot Preußen das Königreich Sachsen zum Ersatz. Knesebeck glaubte darauf nicht eingehen zu können und wollte von einem Bündnisse nichts hören, das seinem Könige nicht die mittleren Weichsellandschaften garantierte. Daraufhin sandte der Zar auf Steins Rat seinen Staatsrat Anstett nach Breslau. Unmittelbar nach ihm kam Stein selbst dahin, erkrankte

[1]) Lehmann, Scharnhorst.

jedoch und hat an den Verhandlungen, die am 26. und 27. Februar stattgefunden haben, keinen persönlichen Anteil genommen. Hardenberg war wohl noch nicht im klaren darüber, wie weit Stein in seiner Beeinflussung der preußischen Politik gehen wolle und ob derselbe nicht seine eigene amtliche Stellung bedrohe. Er verhielt sich daher sehr kühl gegen den möglichen Nebenbuhler. Seine Ideen hat er aber, wie so oft, auch diesmal aufgenommen und — so weit er es vermochte — durchgeführt.

Am 27. Februar wurde der Bündnisvertrag mit Rußland geschlossen, in dessen erstem Geheimartikel der Zar sich verpflichtete, „die Waffen nicht niederzulegen, solange Preußen nicht wieder hergestellt sein wird in den statistischen, finanziellen und geographischen Verhältnissen, entsprechend dem, was es vor dem Kriege von 1806 war". Zu diesem Zweck versprach der Zar in der feierlichsten Weise, „zu den Entschädigungen, welche die Umstände erheischen könnten, im Interesse beider Staaten selbst und zur Vergrößerung Preußens alle Erwerbungen zu verwenden, welche durch ihre Waffen und ihre Unterhandlungen im nördlichen Teile Deutschlands gemacht werden können, mit Ausnahme der alten Besitzungen des Hauses Hannover." Der zweite Artikel lautete: „Um dem vorhergehenden Artikel eine Bestimmtheit zu geben, welche dem zwischen den beiden hohen vertragschließenden Teilen gegenwärtig herrschenden, vollkommenen Einverständnis entspricht, gewährleistet Se. Majestät der Kaiser aller Reußen Sr. Majestät dem König von Preußen mit seinen gegenwärtigen Besitzungen ganz besonders das alte Preußen, dem ein Gebiet angeschlossen werden soll, welches in allen, sowohl militärischen als geographischen Beziehungen diese Provinz mit Schlesien verbindet."

So war denn die Entscheidung über die polnische Frage zurückgestellt, damit die deutsche Frage zuerst zur Lösung komme. Wenn Preußen in seinen Besitz, wie er vor dem Kriege von 1806 bestand, wieder eingesetzt, wenn es durch norddeutsches Land vergrößert wurde, dann mußte Deutschland von der Fremdherrschaft frei sein. Dafür setzten Stein und Scharnhorst und alle, die mit ihnen strebten und wirkten, ihre gewaltigen Kräfte ein. Die Sorge um die Ostgrenze durfte die deutschen Patrioten nicht davon abhalten, das große Ziel des Kampfes gegen den Unterdrücker, der aus dem Westen gekommen war, endlich festzustellen und dem Volke zu sagen, wohin es die Waffen zu tragen habe, die es mit edelster Begeisterung ergriff. Gewiß war Rußland auf die Hülfe Preußens angewiesen, wenn es den Krieg mit Napoleon weiter bestehen wollte, gewiß waren seine Erfolge auf das Spiel gesetzt, wenn Preußen sich nochmals an Frankreich fesseln ließ. Aber was hatte dieses von dem Imperator zu erwarten, wenn er endlich doch noch Rußland zum Frieden gezwungen hätte? In denselben Tagen, in denen Friedrich Wilhelm mit seinem Volke einig ward und die Kraft würdigen lernte, die in demselben geweckt worden war, hatte die Brutalität des Korsen sich neuerdings geoffenbart. Er wies seine Generale an, in Preußen alles unbedenklich zu nehmen, was sie brauchten: „Man muß tüchtig im Lande requirieren, Magazine anlegen und Bons ausgeben, wie es Feinde thun," hatte er befohlen. Des Raubens sollte kein Ende sein. Und um polnischen Landes willen, um die Fiktion einer günstigen Grenze an der Weichsel

willen sollte dem nicht endlich gesteuert werden? Der Vertrag, den Scharnhorst selbst in das russische Hauptquartier nach Kalisch gebracht hat und der nach diesem Orte benannt wird, war, wie Treitschke bestätigt, „durch die Lage der Dinge vollkommen gerechtfertigt; um einen geringeren Preis ließ sich Rußlands Hülfe nicht erringen. Wie Cavour das Notwendige that, als er Savoyen und Nizza preisgab für die Befreiung Oberitaliens, ebenso und mit weit besserem Rechte opferte in ähnlicher Lage König Friedrich Wilhelm der Befreiung Deutschlands einen Teil seiner polnischen Ansprüche, die er selbst als eine Last für Preußen ansah. Er gewann dafür jenes westliche Stück Polens, dessen sein Staat nicht entbehren konnte, und eine feste Zusage vollständiger Entschädigung in Deutschland — ein Versprechen, das Zar Alexander ritterlich gehalten hat." Es kann an diesem Urteile nichts ändern, daß die Pläne des Zaren wegen der Zukunft Polens eine Wendung nahmen, die Preußen nicht gutheißen konnte, daß er mit dem Gedanken einer Wiederherstellung des alten, vermorschten Königreiches gespielt und dadurch seine Bundesgenossen ernstlich beunruhigt hat. Der Vertrag hat dazu keine Handhabe gegeben, und es wäre selbst durch die Fassung, die ihm Knesebeck hatte geben wollen, kaum abzuhalten gewesen, daß der zu großen Entwürfen sich neigende Geist Alexanders sich früher oder später mit solchen Plänen beschäftigt hätte. Aber unzweifelhaft ist es, daß auch die russische Politik eines realen Interesses bedurfte, um in der Fortführung des Krieges gegen Frankreich nicht zu erlahmen. Es war zu viel verlangt, daß die russischen Armeen wegen der Wiederherstellung Preußens und Deutschlands allein bis an und über den Rhein marschieren sollten. Wenn also doch ein Beutestück für den Bundesgenossen bestimmt werden mußte, dann war das Herzogtum Warschau gewiß dasjenige, das dem deutschen Volke die geringsten Kosten verursachte.

General Scharnhorst, für dessen längst vorbereitetes Eingreifen in die Ereignisse nunmehr der Weg geebnet war, erschien Anfang März in Kalisch, um sich mit dem Czaren und seinen Generalen über die Führung des Krieges, der eben beschlossen worden war, zu verständigen. Es gelang ihm zunächst, eine Deckung von Schlesien gegen die allenfalls dahin vordringenden Polen durch eine Abteilung des russischen Heeres unter Sacken zu schaffen, die Anlage von Verschanzungen an der Weichsel, Warthe und Oder zu veranstalten und den Vormarsch der im freien Felde verfügbaren verbündeten Truppen an die Elbe durchzusetzen. Leider waren die Rüstungen Preußens noch weit zurück, da sich der König viel zu spät dazu entschlossen hatte; die Stärke der russischen Armee aber war überschätzt worden, sie betrug ohne die Kosaken kaum mehr als 45000 Mann zwischen Oder und Elbe. Es wurde zwar die Bildung einer Reservearmee unter dem Fürsten Lobanow angeordnet, der 151 Bataillone zugeführt werden sollten. Diese Bataillone bestanden jedoch aus „Scharen nicht ganz vollständig eingekleideter, sehr ungenügend bewaffneter und bei weitem noch nicht gehörig ausgebildeter Rekruten, die unter wenigen und nicht den besten Offizieren heranmarschierten" (Toll). Die Reorganisation der französischen Armee machte

hingegen raschere Fortschritte, als man erwartet hatte. Die Weichselfestungen Thorn und Danzig waren noch ebenso in den Händen der Franzosen, wie Küstrin, Spandau, Stettin, Magdeburg und Glogau; nur Pillau war in den ausschließlichen Besitz von Preußen übergegangen. Bei Berlin stand der Vizekönig Eugen mit allem, was er über die Oder an geordneten Truppenteilen zurückgebracht hatte, in Süddeutschland sammelte Napoleon eine neue Armee. Der Vormarsch der Verbündeten an die Elbe nötigte Eugen zum Rückzug, deckte die preußischen Rüstungen, hob die moralische Verfassung der Truppen und verhinderte das Zusammenwirken der französischen Feldarmee mit dem überwiegenden Teile ihrer Festungsbesatzungen. Drei Armeen wurden gebildet: eine im Norden unter Wittgenstein, der auch York, Bülow und Borstell mit ihren preußischen Truppen angehörten, eine im Süden unter Blücher, die aus den in Schlesien befindlichen preußischen Abteilungen und dem russischen Corps Wintzigerode bestand, in der Mitte zwischen ihnen, doch etwa drei Tagemärsche zurück, die russische Hauptarmee unter Kutusow, dem auch der Oberbefehl zugedacht war. In erster Linie aber hatten Streifcorps gegen den Feind zu wirken, die vorzugsweise aus Reiterei bestanden, woran die Verbündeten ihrem Gegner entschieden überlegen waren. Scharnhorst selbst, der den gerechtesten Anspruch auf ein Kommando gehabt hätte, stellte seine eigenen Wünsche in edelster Selbstverleugnung zurück, um allen persönlichen Bestrebungen die rein sachlichen entgegenhalten zu können; trotzdem blieb er der leitende Geist der gemeinsamen Bewegungen.

Kaum von Kalisch zurückgekehrt, wandte er sich mit größter Energie wieder den Rüstungen zu, die unter unerwartet großartiger Beteiligung der Bevölkerung weitergeführt wurden. Zu den Linientruppen, die auf den dreifachen Stand der Stärke vom 31. Dezember 1812 gebracht werden konnten, kamen die freiwilligen Jäger, die aus denjenigen Klassen der Staatsbürger genommen wurden, „welche nach den bisherigen Kantongesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug waren, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können“. Sie waren weder für den Garnisons- und Wachtdienst bestimmt, noch sollten sie mit taktischen Uebungen belästigt werden, auf das treffsichere Schießen war bei ihrer Ausbildung das Hauptaugenmerk zu lenken. Scharnhorst, dem die Teilnahme der gebildeten Stände am nationalen Kriege ganz besonders wesentlich erschien, gab sich alle Mühe, um sie an den Dienst zu fesseln. Er verlangte für sie eine liebreiche und väterliche Behandlung und den mäßigsten Gebrauch von Strafen, für die Strapazen des Krieges sollten sie allmählich tauglich gemacht und vorher mit Schonung behandelt werden. „Denjenigen, welche sich durch Tapferkeit, Diensteifer und Vaterlandsliebe auszeichneten, wurde verheißen, daß sie in ihrer dereinstigen Zivildienstlaufbahn, soweit ihre Tauglichkeit erlaube, vorzugsweise berücksichtigt werden sollten. Anderseits wurde bestimmt, daß aus den gegenwärtig zwischen dem 17. und 24. Lebensjahre stehenden Altersklassen in Zukunft niemand zu irgend einer Stelle, Würde oder Auszeichnung kommen solle, wenn er nicht ein Jahr bei den aktiven Truppen oder in den Jägerdetachements gedient habe. Ausgenommen von dieser Androhung sollten nur diejenigen sein, welche in einem aktiven königlichen Dienste standen oder körperlich zum Militärdienste untauglich waren oder als einzige erwachsene Söhne einer Witwe ihre

Mutter zu ernähren hatten." [1]) Mit dieser letzteren Bestimmung war die Freiwilligkeit der Kriegsdienstleistung schon einigermaßen in Frage gestellt. Scharnhorst glaubte aber noch weiter gehen zu müssen, um die Zahl der Streiter zu vermehren, die den ungeheuren Heeren Napoleons entgegengestellt werden konnten; er hob die Befreiungen, die das Kantonsgesetz den höheren Ständen gewährte, für die Dauer des Krieges auf, und gewann aus diesen Kreisen die Elemente für die Offiziers- und Unteroffiziersstellen. Die Anhänger des Berufssoldatentums nahmen diese Maßregeln zwar mit geringem Vertrauen auf, sie zweifelten an der Disziplin der Freiwilligen und fürchteten von ihnen einen schädigenden Einfluß auf die Linientruppen. „Aber wie bald waren diese Besorgnisse verflogen. Niemals hat sich eine Gemeinschaft rascher mit einer Neuerung befreundet als das preußische Heer mit den freiwilligen Jägern. Nachdem ein paar Wochen ins Land gegangen waren, konnten die Bataillons- und Regimentsführer nicht genug freiwillige Jäger haben; niemand wollte welche abgeben; untröstlich war, wer durch die Ungunst der Verhältnisse kein oder nur ein schwaches Jägerdetachement bekam."

Der Zudrang zu den Werbeplätzen übertraf alle Erwartungen, nicht nur in Bezug auf die Zahl der sich Meldenden, sondern auch auf ihre Beschaffenheit. Schon am 10. Februar mußte bekannt gemacht werden, daß auch die dem 24. Lebensjahre bereits entwachsenen Männer in die Jägerdetachements eintreten dürften, denn die Nation verlangte es. Auch die königlichen Beamten wollten von der ihnen zu teil gewordenen Befreiung keinen Gebrauch machen, selbst Regierungsräte traten als Gemeine in die Reihen derjenigen, die sich freiwillig bewaffneten. „Kinder der reichsten Familien," schrieb Gneisenau, „strömen herbei und nehmen als Gemeine Dienste; es ist rührend, alle die Söhne des Adels und höheren Bürgerstandes von der feinsten Bildung als Gemeine in den zahlreichen Jägercompagnien eingestellt zu sehen, wo sie sich selbst bekleiden, bewaffnen und besolden; es herrscht ein herrlicher Enthusiasmus." Scharnhorst gab sich trotzdem mit den Zuzügen von Freiwilligen nicht zufrieden, er mußte für einen voraussichtlich länger andauernden Krieg einen vollkommen gesicherten Nachschub von Mannschaft zur Verfügung haben. Diesen durfte er nur von einer festen **Landwehrordnung** erwarten, die der Bevölkerung vorschrieb, wie weit ihre Verpflichtung unter allen Umständen zu gehen habe. Die am 17. März, am Tage nach der preußischen Kriegserklärung, erflossene „Verordnung über die Organisation der Landwehr" verlangt 120000 Mann, d. i. den vierzigsten Teil aller Einwohner von den Provinzen Kurmark, Neumark, Pommern, Schlesien, Westpreußen, Ostpreußen und Littauen. Zu ihrer Aufstellung sind zuerst Freiwillige aufzurufen; was durch dieselben nicht gedeckt wird, muß durch Losung bestimmt werden, der sich alle Männer vom 17. bis zum 40. Lebensjahre zu unterwerfen haben. Ausgenommen wurden nur die Leiter der Behörden, Geistliche, Schullehrer und jene Gutsbesitzer oder Verwalter, die zur Bewirtschaftung eines Gutes, das die vierfache Größe eines einfachen Bauernhofes hatte, unbedingt erforderlich sind, ferner die Inhaber von Fabriken und Handlungs-

[1]) Lehmann a. a. O.

häusern. An der Errichtung der Landwehr waren vorzugsweise die „Kreise“ beteiligt, in denen das ständische Element noch eine bedeutende Wirksamkeit besaß. Ein Kreisausschuß, der aus zwei Abgeordneten der Rittergutsbesitzer und je einem von der Regierung ernannten Vertreter der Städte und der Bauern bestand, leitete die Aushebung, vereidigte die Ausgehobenen, entschied über Befreiungen und wählte die Offiziere bis zu den Compagnie- und Eskadronskommandanten; er sorgte für die Bewaffnung, mit Ausnahme der Feuergewehre und Kavalleriesäbel, die der Staat lieferte, für das Sattelzeug der Reiter und ergänzte die Bekleidung, wenn der Landwehrmann selbst dafür nicht aufkommen konnte. Diese war übrigens so einfach als möglich, ohne irgendwelchen Prunk: die Städter durften die Uniformen, die sie als Bürgergarden getragen, beibehalten; für die Bauern genügte der kurze Sonntagsrock, die Litewka; die Auszeichnungen bestanden in weißen und schwarzen Bändern, die Kopfbedeckung war eine Mütze ohne Schirm. Solange der Staat nicht die genügende Anzahl Gewehre besaß, um die gesamte Landwehr damit zu versehen, trug das erste Glied acht Fuß lange Piken. Besonders erwünscht war eine zahlreiche Reiterei, die ebenfalls nach Kosakenart bewaffnet werden sollte. Vorgeschrieben waren 8982 Pferde; man rechnete jedoch auf eine größere Zahl.

Aber auch die Landwehr und das stehende Heer genügten nicht, wenn an den Grenzen der Heimat oder in dieser selbst der Kampf entbrannte. In diesem Falle konnte nach der königlichen Verordnung vom 21. April der „Landsturm“ aufgeboten werden. In den Bestimmungen darüber äußert sich eine wilde Entschlossenheit. Jeder Mann, der noch eine Waffe führen kann, gehört zum Landsturm; zur Waffe nimmt er, was er hat; wenn es keine Feuergewehre gibt, so dienen Beile, Sensen, Heugabeln als Waffen. Mit diesen kann der Landsturm noch immer dort eingreifen, wo Heer und Landwehr nicht ausreichen: bei Zufuhr von Lebensmitteln und Munition, bei nächtlichen Ueberfällen, bei der Erstürmung von Schanzen, vor allem bei der Verteidigung des heimatlichen Bodens. „Dann hält er die Feinde beständig in Atem, fängt ihre Munition, ihre Lebensmittel, ihre Sendboten, ihre Rekruten ab, hebt ihre Hospitäler auf, überfällt sie nächtlicher Weile, beunruhigt, peinigt, vernichtet sie: einzeln und in Trupps, wo es irgend möglich ist; denn es ist ein Kampf der Notwehr, der alle Mittel heiligt; die schneidendsten sind die vorzüglichsten; sie beenden die gerechte Sache am siegreichsten und schnellsten.“ Jede Art der Landschaft kann auf diese Weise verteidigt werden. „Die Sümpfe der alten Deutschen, die Gräben und Kanäle der Niederländer, die Hecken und das Buschwerk der Vendée, die Wüsten Arabiens, die Berge der Schweizer, der wechselnde Boden der Spanier und Portugiesen haben, vom Volke verteidigt, stets eine und dieselbe Folge erzeugt. Hat der Gebirgsbewohner den Vorteil unangreifbarer Höhen, Schlupfwinkel durch Felsen gesichert, so hat der Bewohner der bebauten Ebene seine Seen, Wälder und Sümpfe und den Vorteil, leichter eine gewisse Menge auf einen Fleck zu versammeln, als die zerstreut liegenden Wohnungen in den Bergen dies gestatten.“ Bezeichnend für den moralischen Ernst, den man damals im ganzen Volke voraussetzen durfte, sind die Strafbestimmungen. „Desertion nach der Heimat, Weigerung dem Aufgebote zu folgen, und Widersetzlichkeiten gegen die Offiziere

ziehen beschimpfende Strafen nach sich, als: ein abgesonderter Stand in der Kirche, oder wohl gar Verlust der Besitzfähigkeit im Distrikte; Verlust des Tragens der Nationalkokarde" (§ 26). „Feige und solche, die ihren anvertrauten Posten ohne Not verlassen, sollen die Waffen verlieren. Ihre gewöhnlichen Abgaben und Leistungen sollen verdoppelt werden. Sie sollen der körperlichen Züchtigung unterworfen werden. Wer Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln" (§ 27). Zu den Exerzitien gehörte die Gewöhnung, geräuschlos und schweigend zu marschieren, mit Piken und Heugabeln umzugehen, damit die feindliche Kavallerie zurückzuweisen, mit einem Trupp sich in Thälern, hinter Höhen und Waldungen fortzuschleichen, sich einzeln auf Kundschaft zu legen und zu patrouillieren, hinter Dörfern und Scheunen, in Waldungen, hinter Höhen mit Trupps zu verstecken, dann plötzlich und unvermutet hervorzubrechen, schwärmend und geschlossen anzugreifen u. dgl. „Das System der Ordonnanzen, Boten, Späher, um fortwährend gute und häufige Nachricht einzuholen, ist aufs schnellste und fleißigste zu verbreiten und in Ausführung zu bringen. Diese Späherei, weit entfernt, verächtlich zu sein, ist Pflicht gegen den Feind, und vom höchsten Werte, und muß daher überall aufgemuntert werden." Der Landsturm mußte sich auch darauf gefaßt machen, daß ein ganzer Bezirk oder der Umkreis einer belagerten Festung von den Einwohnern auf eine Zeitlang geräumt und in solchen Zustand versetzt werde, der den Aufenthalt des Feindes darin unmöglich macht und ihn des Unterhalts beraubt; „dann bedenke ein jeder, daß es kein zerstörtes Dorf gibt, das im Verhältnis seiner Größe nicht weniger aufzubauen kostete, als feindliche Einquartierung und Brandschatzung demselben kosten würden."

Was in dieser Instruktion ausgesprochen und befohlen wurde, sprach nichts anderes aus, als was die Bevölkerung selbst schon beschlossen, ja sogar aus freien Stücken eingerichtet hatte. In den Gegenden, wo die Franzosen operierten, hatten sich die waffenfähigen Männer bereits zusammengethan und waren ausgezogen, dem Feinde Schaden zu thun, wo sie nur konnten. [1]) Man sah in den neuen Heereseinrichtungen einerseits eine notwendige militärische Maßregel, anderseits auch die Bürgschaft für die Befestigung eines nationalen Geistes, der sich nicht nur im Kampfe gegen den äußeren Feind, sondern auch gegen den Absolutismus und seine schädlichen und verächtlichen Begleiterscheinungen bewähren würde: ja man ging wohl auch so weit, sich in den Landwehrmännern und Landstürmern Nachfolger der alten Germanen vorzustellen, von deren freiheitlichen Gesinnungen und Thaten man romantisch gefärbte, historisch unnachweisbare Anschauungen hatte, und von ihrem Eingreifen in die öffentlichen Verhältnisse die Umgestaltung der deutschen Staaten im national-demokratischen Sinne zu erwarten. Das war die revolutionäre Seite der Bewegung des Jahres 1813, die den Feudalen so gut wie den Bureaukraten sehr bald aufgefallen ist, und einen Widerstand gegen die auf dieser Grundlage sich entwickelnden nationalen Bestrebungen hervorrief, der die gründliche Ordnung der deutschen

---

[1]) Ein Beispiel aus der Gegend von Crossen gibt die Beilage 13 in Boyens „Erinnerungen" 8. Bd. S. 275 u. ff.).

Angelegenheiten um ein halbes Jahrhundert aufgehalten hat. Wie konnten sich die österreichischen Staatsmänner, die von den Wiener Kanzleien aus das Wohl aller k. k. Unterthanen „im Auge zu behalten“ bestrebt waren, einem Geiste geneigt zeigen, der nicht nur die unfügsamen alten Germanen, sondern auch die noch unbotmäßigeren Czechen und Lechen, Magyaren und Chazaren auf den politischen Plan zu bannen im stande gewesen wäre? Wie sollten endlich die Privilegierten nicht fürchten, daß durch die Gleichheit, die man den Kriegern gewährte, auch das Verlangen nach dem Sturze aller sozialen Schranken erweckt und Tendenzen in die doch zu erkämpfende Friedenszeit übertragen würden, die vom Jakobinismus kaum zu unterscheiden waren?

Die Schöpfer des ersten preußischen Landwehrgesetzes haben die Volkskräfte zur Rettung der heiligsten Güter der Nation zu entfesseln gesucht und ihr Ruf ist nicht verhallt, er hat in den Herzen aller Tapferen und Edlen die freudigste Stimmung und den aufrichtigsten Thatendrang geweckt. Daß aus den für die Zeit der nationalen Not und Bedrängnis notwendig gewordenen Einrichtungen später bleibende und schwere Belastungen des Volkes entstehen würden, die zu der „germanischen Freiheit“ in kein Verhältnis zu bringen waren, daß sie die Grundlage zu einem militärischen System legten, das den wirtschaftlichen Kampf in Europa zu einer Kulturgefahr machen würde, haben sie nicht ahnen können, so wenig als Berthold Schwarz die Wirkungen eines Shrapnels oder Torpedos. Der Keim des Scharnhorstschen Gedankens mußte sich weiter entwickeln, nachdem er seine Lebensfähigkeit in der deutschen Erhebung gezeigt hatte. Niemand vermochte das Wachstum der jugendlichen, schönen Pflanze zu ermessen oder aufzuhalten, aus der jenes Riesenschlingkraut des Militarismus entstand, der heute die Kraft der europäischen Menschheit zu verzehren droht. Ernst Moriz Arndt hat in seiner Schrift „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?“ die Erwartung ausgesprochen, daß durch die Aufstellung einer nationalen Miliz die stehenden Heere beseitigt werden würden, er träumte von der Wiedererrichtung des alten Heerbannes, der nicht ein Werkzeug der Regierungen, sondern des Volkswillens sein würde. Die stehenden Kriegslasten, die aus der Erhaltung des gedrillten Heerbannes hervorgehen würden, konnte er nicht voraussehen. Aber selbst wenn er sie vorausgesehen hätte, so würde er nicht gezaudert haben, sie den späteren Geschlechtern aufzubürden, um das Werk zu ermöglichen, das seine Gegenwart vollbringen mußte. Und von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir auch heute noch die Mittel preisen, die zur Rettung der Nation ergriffen worden sind; denn die Opfer, die unseren Vorfahren auferlegt wurden, waren noch größer, als die ihrer schwerbelasteten Nachkommen; sie wurden ja mit Freuden gebracht, weil sie notwendig waren und von der Nation um ihrer Selbsterhaltung willen gefordert werden mußten. So oft die Nation sich ihrer bediente, haben sie ihre Wirkung nicht versagt, sie waren so wertvoll als kostbar. Es ist Sache der Nation darüber zu wachen, daß dieser Wert erhalten bleibe und Landwehr und Landsturm nie in einem anderen Sinne gepflegt werden, als im Sinne ihrer Schöpfer; sie muß mit um so größerer Sorge darüber wachen, je größer die Gefahr ist, daß die von den Deutschen im Falle der Notwehr ergriffene Waffe in den Händen anderer Nationen zu böswilligem Angriff und unreinen Zwecken mißbraucht werde!

Zu der Linie, die durch die freiwilligen Jäger zu Fuß und zu Pferde verstärkt wurde, und zur Landwehr, die ebenso wie die erstere in der Feldschlacht zur Verwendung kommen sollte, gesellte sich noch eine dritte Truppengattung: die Freicorps, die ihre Mannschaften vornehmlich aus Nichtpreußen gewinnen sollten. Das größte und berühmteste wurde das von den Majoren Adolf v. Lützow und v. Petersdorff gestiftete, das bis zu einer Stärke von 3 Bataillonen, 5 Schwadronen und 2 Halbbatterien anwuchs. Ihm hat der populärste und liebenswürdigste Sänger der Freiheitskriege, Theodor Körner, angehört. In Westfalen sammelte Oberstlieutenant v. Reuß 4 Bataillone, außerdem Hauptmann v. Reiche ein „ausländisches freiwilliges Jägerbataillon". Alle diese Freicorps mußten sich aus eigenen Mitteln ausrüsten; die Freiwilligen waren oft persönlich nicht so reichlich bemittelt, daß sie für alle ihre Kriegsbedürfnisse sorgen konnten; für diesen Fall steuerten diejenigen bei, die nicht selbst Muskete und Degen ergreifen konnten, trotzdem aber für die Befreiung des Vaterlandes mitzuwirken bereit waren. Welcher Art die Gefühle waren, die damals die Heldenthaten unseres Volkes hervorgerufen haben, wie fest der Glaube an die Rechtmäßigkeit des Kampfes, zu dem es schritt, wie unerschütterlich das Vertrauen an den Beistand Gottes war, hat eben jener jugendliche Lützower, der von der Leier zum Schwerte griff, in einfachen, schönen Worten ausgesprochen, als das „königlich preußische Freicorps" zu Rogau in Schlesien eingesegnet wurde:

„Der Herr ist unsre Zuversicht,
Wie schwer der Kampf auch werde;
Wir streiten ja für Recht und Pflicht
Und für die heil'ge Erde.
Drum, retten wir das Vaterland,
So that's der Herr durch unsre Hand.
Dem Herrn allein die Ehre!"

und wieder in dem „Aufrufe", der so mächtig belebend auf die Bedenklichsten wirken mußte; in den dithyrambischen Strophen, die mit den Worten beginnen:

„Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,"

tritt die Ueberzeugung von der religiösen Weihe des Freiheitskampfes, der sittliche Ernst der Kämpfer mit überwältigender Kraft hervor:

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen,
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen:
Errette sie mit deiner Freiheit Sieg!

Den deutschen Mädchen und Frauen gilt die Mahnung:

So betet, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!

Es war keine Sache der Form und der Gewohnheit, daß der Geistlichkeit des Landes ganz besonders aufgetragen wurde, „die ihrer Seelsorge anvertrauten Gemeinden in keinem Drangsale und in keiner Gefahr aus den Augen zu verlieren oder von ihnen zu weichen“, daß die Landwehrmänner das Kreuz auf der Mütze trugen und daß das höchste Ehrenzeichen, das in diesem Kriege durch Tapferkeit erworben werden konnte, in einem schlichten eisernen Kreuze bestand. Dies alles entsprach dem Gefühle des Volkes und der religiösen Weihe, die der Befreiungskrieg in seinen Augen erhielt. Von diesem Gefühle getragen war auch der vom Regierungsrat Hippel verfaßte Aufruf, den König Friedrich Wilhelm, nachdem er am 15. März die Kriegserklärung an Frankreich beschlossen hatte, an sein Volk richtete und der mit den Worten schloß: „Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König, als für einen fremden Herrscher, der so, wie viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Mut, Ausdauer und der Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!“

Als Blücher über die Elbe ging, sprach er die „Landsleute, Verwandten, Freunde, Brüder“ in einer Proklamation an, die also begann: „Der Tag des Heils ist da, der Tag der Errettung, der Erlösung und Auferstehung. Sechs unglücksvolle Greueljahre sind vorüber, eine lange schreckliche Zeit des Elends, der Schande, der Schmach und der Sünde. Eine feindliche Gewalt hatte uns äußerlich getrennt und wähnte eine ewige Scheidewand aus den Trümmern unseres Staats gebaut zu haben. Solche Vermessenheit war teuflisch und kindisch, als vermöchte des Eroberers Wort, Willen und Werk das Volksgefühl zu vernichten. Darum haben wir in stiller Ergebung, in frommem Glauben auf Gottes Vorsehung gehofft und geharrt, gelebt und gelitten und kommen jetzt zu euch wie lang verschollene Brüder mit neuer Liebe und neuer Freundschaft. Wir kommen zurück aus dem Elend und der Knechtschaft zu den Trümmern unseres ehrwürdigen Vaterhauses, um es mit euch vereint schöner und dauerhafter wieder aufzubauen. . . .“

Von der Hauptarmee unter Kutusof aber erging folgende Erklärung „An die Deutschen“: „Indem Rußlands siegreiche Heere, begleitet von denen Sr. Majestät des Königs von Preußen, in Deutschland auftreten, kündigen beide

Monarchen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwendeten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reiches mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu bieten. Nur dieser große, über jede Selbstsucht erhabene und deshalb den verbündeten Monarchen allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen ihrer Heere gebietet und leitet. Diese, unter den Augen beider Monarchen von ihren Feldherren geführten Heere vertrauen auf einen waltenden Gott und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze Welt und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollen Jochs so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Losung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens würdig, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler, oder stehe in den Reihen der Männer des Volkes, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben! . . ."

Derselbe Aufruf enthielt auch einige Sätze, die sich auf das Verhältnis der Verbündeten zu den deutschen Fürsten bezogen und aus dem Nebel der Unsicherheit und Ratlosigkeit über die künftige Gestaltung Deutschlands einige feste Punkte herausleuchten ließen. Die Verbündeten „fordern treues Mitwirken besonders von jedem deutschen Fürsten und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen. Der Rheinbund, diese Fessel, womit der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses länger nicht geduldet werden". Das Verhältnis des Kaisers von Rußland zum wiedergeborenen Deutschland und zu seiner Verfassung könne, „da er den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünscht, kein anderes sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll". Diese Sätze verkündeten beiläufig den Inhalt der **Konvention**, die am 19. März zu **Kalisch** zwischen Stein und Graf Nesselrode als Vertretern Rußlands und dem Staatskanzler Hardenberg und Scharnhorst als Vertretern Preußens abgeschlossen worden war. Der erste Punkt derselben bestimmte, daß jeder deutsche Fürst, welcher in einem bestimmten Zeitraum der Aufforderung der Verbündeten zur Mitwirkung nicht entsprechen sollte, mit dem Verlust seiner Staaten bedroht werde. In konsequenter Verfolgung dieses Grundsatzes hätte der Aufruf auch den Zeitpunkt angeben müssen, der den deutschen Fürsten zu ihrer Entschließung gestattet sein sollte; dies unterblieb jedoch, weil die Verbündeten vor dem Beitritte Oesterreichs, auf den sie rechneten, in den deutschen Angelegenheiten keine Verfügungen treffen wollten, die möglicherweise bei Oesterreich Mißtrauen erwecken konnten. Diese Rücksicht ging so weit, daß man bei dem Vertreter Oesterreichs im Hauptquartier der Verbündeten, dem Ritter v. Lebzeltern, die ohne Zustimmung der beiderseitigen Regierungen erlassenen Aufrufe Blüchers und Wittgensteins als nicht offiziell erklärte und

mißbilligte.[1]) Der Zweck des Aufrufes war es wohl nicht, auf die Fürsten zu wirken, die schon seit der Flucht Napoleons aus Rußland in Erwägungen ihrer Stellung zu diesem begriffen waren und dabei jedenfalls mehr von den Ereignissen als von Aufrufen beeinflußt werden konnten, als vielmehr die Bevölkerungen darauf aufmerksam zu machen, daß die durch die Macht des französischen Kaisers geschaffenen staatlichen Einrichtungen bei dem Aufhören dieser Macht ihre Rechtsgrundlage verlieren. Die Konvention hat daher Sorge getragen, daß in den zu erobernden Landschaften sofort eine oberste Behörde ins Leben treten könne, durch welche das Recht und die Interessen der Verbündeten gewahrt werden. Diesem „Zentral-Verwaltungs-Rate" wurde das Geschäft zugewiesen, in den besetzten Ländern vorläufige Verwaltungen einzusetzen, dieselben zu überwachen und ihnen die Grundsätze vorzuzeichnen, nach denen sie die Hülfsquellen der Länder zu Gunsten der gemeinen Sache nützlich machen sollen. Die Einkünfte der eingenommenen Länder sollten zwischen Rußland und Preußen geteilt werden, doch war auch für die hannoversche Regentschaft eine Anteilnahme im Verhältnis zu der von ihr zu stellenden Truppenzahl vorgesehen. Alle zu besetzenden Länder von Sachsen bis zu den Grenzen Hollands, mit Ausnahme der alten preußischen und der hannoverschen Besitzungen, sollen in fünf große Abschnitte geteilt werden, nämlich: 1. Sachsen mit den Herzogtümern, 2. das Königreich Westfalen mit Ausnahme Hannovers und der alten preußischen Besitzungen, 3. die Herzogtümer Berg, Westfalen und Nassau, 4. das Departement der Lippe, 5. die Departements der Elbmündungen und Mecklenburg. Diese Abschnitte erhalten Zivil- und Militärgouverneure, erstere unterstehen dem Zentralrate, letztere dem Oberfeldherrn der Verbündeten, in jedem werden Linientruppen ausgehoben, Landwehren und Landsturm gebildet, die jedoch nur zur Verteidigung Deutschlands gegen Frankreich dienen sollen. Dem Zentralrate oblag auch die allgemeine Polizei- und Finanzverwaltung in den zu besetzenden Ländern, der Abschluß und die Aufsicht über die Ausführung von Verträgen mit deutschen Fürsten über Truppen-, Lebensmittel- und Geldleistungen für die Befreiung des Vaterlandes. Seine Mitglieder waren von seiten Rußlands der Minister des Innern Graf Kotschubey und der Freiherr v. Stein, von seiten Preußens die Staatsräte v. Schön und v. Rhediger; da Kotschubey nicht auf dem Kriegsschauplatze erschien, blieb Rußland nur durch Stein vertreten und diesem fiel auch der Vorsitz im Kollegium zu.

Neben den Vorbereitungen für den Krieg und die Schaffung provisorischer Einrichtungen in den durch den Krieg zu gewinnenden Ländern, gab es für die Verbündeten keine wichtigere Aufgabe, als die Herstellung eines vollen und aufrichtigen Einvernehmens mit Oesterreich und die Einflußnahme auf die Entschließungen der mächtigen Rheinbundstaaten Baiern, Württemberg und Sachsen. Die Verhandlungen mit Oesterreich wurden teils in Kalisch mit dem Ritter v. Lebzeltern, teils in Wien durch den Grafen Hardenberg geführt.

---

[1]) Oncken, Oesterreich und Preußen I, 333.

Lebzeltern hatte Briefe des Kaisers Franz nach Kalisch gebracht, die nichts anderes als die Bereitwilligkeit zur Friedensvermittelung und ganz allgemeine wohlwollende Versicherungen enthielten. Der Zar, der dadurch sehr enttäuscht war, suchte den österreichischen Unterhändler sofort davon zu überzeugen, daß sein Herr durch den Anschluß an die Verbündeten mehr gewinnen könne, als ihm Napoleon je zu versprechen geneigt sei. „Ich wünschte," äußerte sich Alexander, „daß Oesterreich seine alte Stellung und alle seine Besitzungen zurückerhalte; daß Preußen unabhängig und mit einem gewissen Maße von Festigkeit ausgestattet aus diesem Kriege hervorgehe, daß Deutschland vom französischen Joche erlöst und frei, oder vielmehr wie ehedem der Herrschaft ihres Souveräns untergeben werde." [1]) Er verlangte dafür von Oesterreich nichts weiter, als daß es von dem, was ihm gehöre, Besitz nehmen wolle; es brauche dazu nicht mehr als 30 000 Mann, könne sich jedes Angriffes auf Frankreich enthalten und zur Regelung der neuen Ordnung in Europa einen Kongreß vorschlagen. Metternich wollte jedoch so weit nicht gehen, er glaubte noch immer, alle Vorteile für Oesterreich ohne Kriegserklärung gegen Frankreich erlangen zu können und widerstrebte der nationalen Strömung in Deutschland, der Aufstellung eines Programmes für die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse. Es war und blieb der Hauptpunkt der Metternichschen Politik, daß die Großmachtstellung Oesterreichs, die das Endziel derselben bildete, am besten gestützt sei, wenn die außerhalb Oesterreich stehenden deutschen Stämme nicht zu einem lebenskräftigen Ganzen verbunden würden. Die Einigung Deutschlands sollte weder unter österreichischer noch unter einer anderen Führung zu stande kommen; Oesterreich bleibt das Kaisertum der Habsburger, daneben gibt es nur deutsche Mächte, die sich gegenseitig das Gleichgewicht halten und innerhalb der Machtsphäre der Wiener Diplomatie liegen. Dieser Grundgedanke spricht sich unleugbar in dem Vorschlage aus, den er in Kalisch durch Lebzeltern machen ließ: „Mögen die Verbündeten ganz allgemein erklären, daß sie weder mit Frankreich noch mit Deutschland Krieg führen, sondern mit Napoleon außer Frankreich: daß das Ziel ihrer Anstrengungen ist die Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen den Großmächten und folglich der allgemeinen Ruhe, daß die Mächte des zweiten und dritten Ranges nichts von ihrer gegenwärtigen Stärke verlieren sollen, daß man vielmehr wünscht, sie alle Rechte der Souveränität mit der größten Unabhängigkeit genießen zu lassen." Mit größerer Entschiedenheit hätten die nationalen Forderungen der gesamten deutschen Nation, die der österreichischen Deutschen mit inbegriffen, nicht zurückgewiesen werden können, als es in diesen Worten geschehen ist.

Als Zar Alexander von diesen Zumutungen Metternichs in Kenntnis gelangte, war die Proklamation von Kalisch bereits in die Welt gegangen, in der die Erwartung ausgesprochen worden war, daß Deutschland verjüngt, lebenskräftig und „in Einheit gehalten" unter Europas Völkern erscheinen werde. Trotzdem hielt sich der Zar berechtigt, eigenmächtig und ohne Vorwissen seines

---

[1]) Diese und die folgenden Mitteilungen aus diplomatischen Akten nach Oncken, Oesterreich und Preußen, I. u. II. Band.

Verbündeten, Oesterreich Zusagen zu machen, durch welche eine wahrhafte Einigung der Deutschen in einer neuen Staatsform ebenso ausgeschlossen wurde, wie die Verwirklichung der dualistischen Idee, für welche Preußen seit Friedrich dem Großen eingetreten war. Am 30. März konnte Lebzeltern nach Wien melden: „Indem die Verbündeten sich vorbehalten, auf den Norden Deutschlands einzuwirken, überlassen sie Oesterreich alle Höfe des Südens — der Kaiser Alexander, der ganz auf unsere Absichten eingeht und Ihrer (Metternichs) Weisheit vertraut, läßt dem Kaiser von Oesterreich freie Wahl hinsichtlich der Formen, die er Höfen gegenüber für die passendsten erachten wird, deren Interessen und Stimmungen er besser als irgend jemand kennen muß.“ Diese Erklärung des Zaren war der Anfang des Verrates an Preußen und dem deutschen Volke, den Alexander gewiß nicht mit Bewußtsein und Absicht, aber infolge eines Mangels an strenger Ueberlegung der Erreichbarkeit fernliegender Ziele und aufrichtiger Prüfung seiner Versprechungen und Bestrebungen beging. Die Ursache seiner Großmut gegen Oesterreich war nicht nur das eifrige Verlangen, diese Macht von Frankreich abzulenken, sondern auch die Hoffnung, ihren Widerstand gegen die Durchführung seiner polnischen Pläne durch Preisgebung der Zukunft Deutschlands brechen zu können. Sein Jugendfreund Fürst Adam Czartoryski, der seinerzeit mit russischer Hülfe Preußen und Oesterreich ihrer ehemals polnischen Besitzungen hatte berauben wollen und dann mit Napoleon die Wiederherstellung des Polenreiches durchzusetzen geglaubt hatte, war ihm nach dem Untergange der großen Armee wieder nähergetreten und hatte ihn seit dem 6. Dezember 1812 neuerdings für die Idee zu begeistern gesucht, der Erneuerer der polnischen Selbstständigkeit zu werden, sei es auch durch Begründung einer russischen Sekundogenitur auf dem Throne der Jagellonen. Und wenn der Zar auch diese Form der Staatsbildung für Polen abgelehnt hatte, so war er doch ganz dafür eingenommen, die Wünsche der Polen auf Kosten Preußens und Oesterreichs zu erfüllen, soweit dies mit den Interessen Rußlands vereinbar war. Sein Lieblingstraum ging dahin, die Kronen von Polen und Rußland auf seinem Haupte zu vereinen, vielleicht in der Form der Personalunion bei getrennter Verwaltung der nicht schon russisch gewordenen Teile des alten polnischen Reiches. Metternich hatte von diesen Plänen Kenntnis erlangt und sie schon im Februar zur Kenntnis Napoleons bringen lassen. Diese Kenntnis trug wohl dazu bei, Oesterreichs Mißtrauen gegen die überraschenden Anerbietungen des Zaren aufrecht zu erhalten und den Lenker der österreichischen Politik in der Ueberzeugung zu bestärken, daß es für diese am vorteilhaftesten sei, die Allianz mit Frankreich so lange nicht unmöglich zu machen, als noch Hoffnung vorhanden war, durch dieselbe bessere Bedingungen zu erlangen, als durch den offenen Anschluß an die Verbündeten. Der Waffenstillstand mit Rußland, der Rückzug des Auxiliarcorps nach Krakau hatten zwar die heftigsten Wutausbrüche Napoleons zur unmittelbaren Folge gehabt, aber der bedrängte Imperator hatte mit Oesterreich nicht gebrochen, sondern sich den Anschein gegeben, als glaube er an die militärische Notwendigkeit dieser Schritte.

Als der Fürst Schwarzenberg anfangs April wieder in Paris erschien, war Napoleon noch fest davon überzeugt, daß Oesterreich ihn nicht aufgeben

könne, und der Fürst that nichts, um diese Ueberzeugung zu erschüttern. Der Kaiser verhehlte seine Absicht nicht, im Falle ihm das Kriegsglück im nächsten Feldzuge gegen Preußen und Rußland den Sieg bringe, Preußens Besitz so zu verteilen, daß davon zwei Millionen Seelen an Oesterreich, je eine an Westfalen und Sachsen kämen und der Rest von einer Million am rechten Ufer der Weichsel den Namen des fridericianischen Königreiches noch weiter trage. Schwarzenberg beschränkte sich darauf, die Versicherung abzugeben, daß sein Herr nur einen dauerhaften, auf ein gerechtes Gleichgewicht unter den Mächten gegründeten Frieden wünsche; jeder Gedanke an eine Vergrößerung auf Kosten Preußens läge ihm ferne. Diese Erklärung stützte sich auf die Instruktion, welche der Fürst am 28. März von Metternich erhalten hatte. Sie betonte mit besonderem Nachdrucke die Solidarität Oesterreichs und Preußens, dessen Fortbestand als unabhängige Macht eine Lebensbedingung für Oesterreich, ein Bollwerk sowohl gegen Frankreich als auch gegen Rußland sei. Napoleon ließ sich dadurch nicht abhalten, die Vorteile auseinanderzusetzen, die Oesterreich erwachsen, wenn es mit ihm den Krieg gegen die Verbündeten fortsetze, und als dessen Preis Illyrien und Schlesien zu bezeichnen, dessen Eroberung er vom Erzherzog Karl erwartete. Die Vermittelung Oesterreichs im Interesse des Friedens lehnte er nicht ab, er verlangte aber gleichzeitig durch seinen Gesandten Narbonne in Wien, daß das österreichische Hülfscorps, durch 10 000 Mann verstärkt, die Feindseligkeiten gegen Rußland wieder beginne, sobald er mit seiner „Mainarmee" an der Elbe erscheinen werde. Metternich hatte jedoch durch eine äußerst spitzfindige Abmachung mit Rußland dafür gesorgt, daß dieses Hülfscorps von dem Schauplatze verschwand, auf dem es hätte verwendet werden sollen. Er ließ den Waffenstillstand durch die Russen künden und veranlaßte eine Verschiebung der Streitkräfte derselben an der Weichsel, die dem Hülfscorps, das damals vom General Frimont befehligt wurde, den Grund für einen weiteren Rückzug auf österreichisches Gebiet lieferte. Durch diese Bewegung verlor auch das Corps Poniatowski den Schutz, den ihm die österreichischen Truppen bis jetzt gewährt hatten, und mußte sich entweder auflösen oder den Weg durch Oesterreich nehmen, um sich mit einem französischen Corps zu vereinigen. Dieser Durchmarsch wurde ihm jedoch dadurch sehr unangenehm gemacht, daß Oesterreich die Ablegung der Waffen verlangte, die auf Wagen geladen werden sollten. In dem Augenblick aber, in dem Poniatowski aus der Weichselgegend entfernt war, konnte Frimont nach Böhmen rücken und die Streitkräfte vermehren, die der Kaiser zur Unterstützung seiner bewaffneten Vermittelung daselbst versammelte. Napoleon ließ durch Narbonne vergeblich alle Mittel anwenden, um sich diese Streitkräfte dienstbar zu machen; es nützte keine Drohung und kein Appell an Vertrag- und Allianzverpflichtung; Kaiser Franz verweigerte in einer Audienz am 23. April jede Mitwirkung an den kriegerischen Unternehmungen seines Schwiegersohnes, denn mit Wissen und Billigung desselben habe er die Rolle des Bundesgenossen verlassen, um die einer Hauptmacht zu ergreifen; in dieser Eigenschaft übernehme er jetzt die bewaffnete Vermittelung, gestützt auf 200 000 Mann; er breche das Bündnis nicht, aber die Bestimmungen jenes Vertrages seien in der Lage Oesterreichs auf den jetzigen Krieg nicht mehr anwendbar; es liege nicht im Interesse

seines Staates, Rußland zu zerschmettern, wohl aber im Interesse Frankreichs, mit Oesterreich nicht zu brechen; Napoleons Lage sei so gefahrvoll, daß wenn er geschlagen würde, weder er noch sein Sohn je in Frankreich regieren würden, während wenn er, der Kaiser von Oesterreich, geschlagen werden sollte, sein Sohn ihm dennoch in der Regierung folgen würde. Die endgültige Erklärung des Wiener Kabinetts erfolgte am 1. Mai durch den Grafen Metternich an den Grafen Narbonne: „Der Kaiser von Oesterreich hat Europa gegenüber die schönste Haltung angenommen, welche dem Souverän eines großen Staates vorbehalten sein kann, die des Vermittlers. Sobald Seine Majestät die Sache will, will sie auch die Mittel. Die Mittel bestehen in den Formen der vollständigsten Unparteilichkeit und der Entfaltung großer Kräfte. Die ersteren haben wir angenommen, die letzteren sind alle bereit. Der Kaiser will den Frieden und nichts als den Frieden. Nicht mit schwachen Kräften wird der Kaiser Franz seine Friedensworte behaupten und die Feinde der Interessen Frankreichs bekämpfen, die er niemals von denen seines Reiches trennen wird."

In diesen Worten sprach sich die Tendenz Metternichs ohne Rückhalt aus. Mehr wollte er nicht, als Europa, mit Einschluß Frankreichs, den Frieden diktieren und damit die Stellung einnehmen, die Napoleon für sich in Anspruch nahm. Die Bestimmungen des Friedens so einzurichten, daß das Uebergewicht und die schiedsrichterliche Stellung Oesterreichs auch für die Zukunft gesichtet werde, konnte einem so geistreichen Diplomaten, wie dem Grafen Metternich, nicht schwer fallen. Der deutschen Erhebung stellt sich Oesterreich keineswegs freundlich zur Seite, von Anklängen an die alten Reichstraditionen ist gar nichts mehr zu hören, das deutsche Volk hat von Oesterreich nicht mehr zu erwarten als das französische, Metternich kümmert sich überhaupt um Völker nicht, als insoferne sie Rekruten stellen und Steuern zahlen, er rechnet mit Kabinetten und Staatsmännern, die nach seiner Ansicht jede Rücksichtnahme auf die Wünsche der Völker fernzuhalten und deren Mitwirkung zur Erreichung der Kabinettspolitik auf die vorgeschriebenen Formen zu beschränken haben. Daß das Oesterreich Metternichs mit den Vorgängen in Preußen nichts gemein haben wolle, daß es jede volkstümliche Regung selbst angesichts des Feindes zu unterdrücken bereit sei, bewies es innerhalb seiner eigenen Grenzen.

Auch in Oesterreich regte sich nämlich ein selbständiger, nationaler Geist, der zu Thaten antrieb, die im Vereine mit denen der Brüder im Norden die Freiheit Deutschlands begründen sollten. Vor allem sollten die deutschen Alpen der französischen Macht wieder entrissen, in Tirol eine neue Erhebung eingeleitet werden. Erzherzog Johann war nicht nur das Haupt, er war auch die innerlich treibende Kraft der Partei, die durch das Volk selbst das große Ziel der deutschen Unabhängigkeit erreichen wollte. Er hatte die Erklärungen der preußischen Stände mit Begeisterung vernommen, das Vordringen der Russen an die Oder mit wachsendem Interesse verfolgt und den Entschluß gefaßt, das Seinige zu dem großen Befreiungswerke beizutragen. Sein Tagebuch enthält die Umrisse eines Planes, den er mit den ihm nahestehenden Tirolern, mit dem englischen Agenten King, dem Erzherzog Franz von Este, Bruder der Kaiserin und Schwiegersohn des Königs von Sardinien, und dem Freiherrn v. Gagern be-

sprochen hatte. „Zuerst erhebt sich Tirol, dem die alte Verfassung gegeben wird, zugleich die Grenze, daran schließt sich Salzburg, Villacher Kreis, Krain; die Engländer landen zu Fiume, dann Eröffnung der Verbindung mit Tirol, Ausbruch nach Welschland, Erhebung des Veltlin und der Brescianer Thäler; Beginn im Aretinischen und Modenesischen, Coup de mare auf Genua auf seiten Sardiniens, zugleich nach Norden hinaus, nach Baiern und Schwaben. Werbungen, Gewinnung dieser Höfe, deutsche Legion, dann läßt sich erst das weitere bestimmen, Oesterreich im Bunde mitwirken oder wenigstens nicht dagegen." Die Erhebung, an welcher der Erzherzog jedenfalls persönlich den größten Anteil genommen hätte, sollte zunächst einen „Alpenbund" schaffen, der Tirol, Salzburg, Vorarlberg, Illyrien und die Schweiz umfaßt hätte. Er war als eine selbständige Bauern-Republik gedacht, die den Erzherzog Johann als Diktator anerkennen würde, bis der große Kampf gegen den allgemeinen Unterdrücker glücklich zu Ende geführt sei. Was dann weiter mit dieser Konföderation zu Kriegszwecken geschehen solle, scheint niemanden ernstlich beschäftigt zu haben. Erzherzog Johann war, wie seine Tagebücher ausweisen, entschlossen, „wenn alles vollbracht und der Friede gesichert sei, in sein ‚väterliches Haus' so zurückzukehren, wie er es verlassen." Eine solche Uneigennützigkeit, meinte er, werde wohl die Regierung Oesterreichs gewinnen. Rußland und England sollten nur zur Lieferung von Waffen und Geld herangezogen werden, alles übrige die Alpenländer aus eigener Kraft vollbringen. Bei der Schwäche der Truppen, die Napoleon in diesen Gegenden zur Verwendung bringen konnte, darf man der bereits für April in Aussicht genommenen Erhebung die Möglichkeit eines Erfolges nicht absprechen; ohne Zweifel würde sie auf die süddeutschen Staaten den größten Eindruck gemacht und Veranlassung gegeben haben, daß nicht ein Mann süddeutscher Truppen nördlich des Mains ins Feuer gekommen wäre.

Als Metternich von diesem Plane Kenntnis erhielt, war es ihm sofort klar, daß er ihn nicht zur Ausführung kommen lassen dürfe. Auch in dem Alpenbunde wären ja Völker und nicht Regierungen zu Kraftäußerungen gelangt, große bewaffnete Massen wären auf dem Kriegsschauplatze erschienen, die nicht von dem Machtspruche der Diplomaten abhingen und bei den Friedensverhandlungen die Forderungen der deutschen Nation wirksam zur Geltung bringen konnten. Nicht die Völker durften Napoleons Schicksal bestimmen, sondern nur die österreichische Diplomatie, das hieß: der Graf v. Metternich, der über die Unterthanen des Kaisers verfügte. Wenn ein kaiserlicher Prinz, von dessen enthusiastischer Natur und volksfreundlicher Gesinnung die deutschen Oesterreicher bereits zahlreiche Beweise erhalten hatten, an der Spitze der gefürchteten Bauernscharen in Süddeutschland einfiel und mit Preußen und Russen gemeinsame Sache machte, wo blieb dann die Freiheit der Entschließung für das österreichische Kabinett, wie konnte dieses dann hoffen, die leitenden Fäden der gegen Napoleon gerichteten europäischen Aktion allein in die Hand zu bekommen und die Verteilung der Beute in einer Art durchzusetzen, die ausschließlich nur den Wünschen Oesterreichs entsprach? Selbstverständlich wäre es für Metternich ein Leichtes gewesen, diese Gefahren dadurch abzuwenden, daß er persönlich mit dem Erzherzog Johann verhandelte und ihm die Berücksichtigung der Interessen der österreichischen

Regierung nahe gelegt hätte. Wenn man den Alpenbund fallen ließ und die Erhebung in Tirol so einrichtete, daß sie mit der Kriegserklärung Oesterreichs zeitlich zusammenfiel, hätte man sie sich vielleicht gefallen lassen können. Der kluge Graf schlug aber einen anderen Weg ein, der ihn zu dem langersehnten Ziele bringen sollte, den Kaiser mit seinen Brüdern gänzlich zu entzweien, die Erzherzoge von der Mitwirkung an der Leitung der Armee und der Verwaltung ganz auszuschließen und dadurch den Kaiser vollends in seine Macht zu bekommen. Er wollte, wie Hormayr aussagt, dem Kaiser zeigen: „Die Erzherzoge, die Urheber alles Unglücks von 1809, seien noch nicht zur Besinnung gekommen! Wie einen Menschen, der aus langem Kerkerdunkel plötzlich hervortritt, blende sie jetzt die Hoffnung, Napoleon zu überwältigen und die alte Scharte auszuwetzen. Jeder von ihnen handle nach eigenen Ansichten und nicht nach den Befehlen des Monarchen. Jeder wolle einen Staat im Staate bilden und sei ein Werkzeug unruhiger Ehrgeiziger. Unter solchen Umständen könne kein Minister für die Durchführung seiner ohnehin schwierigen Aufgabe mehr verantwortlich sein." Metternich fand es also für seine Zwecke sehr förderlich, den Vorbereitungen zur Ausführung des Planes einige Zeit freien Lauf zu lassen, ja sie sogar zu beschleunigen. Er gewann einen nichtsnutzigen Beamten tirolischer Abkunft, Anton v. Roschmann, als Agent provocateur und ließ die Vertrauten des Erzherzogs Johann, zu denen sich der Verräter zu gesellen verstanden hatte, insgesamt verhaften, sobald er dem Kaiser die Beweise für deren verräterische Absichten hatte vorlegen können. Roschmann hatte nichts anderes zu thun, als über die Beratungen, die beim Erzherzog stattfanden, wahrheitsgemäß zu berichten, jedoch hinzuzusetzen, daß das Endziel der Unternehmung die Proklamierung des Königreichs Rhätien und des Erzherzogs Johann zum König dieses neuen Alpenstaates gewesen sei. Kaiser Franz hat das geglaubt,[1]) hat seinen Bruder zuerst in Wien interniert und durch den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Nimptsch überwachen lassen; später durfte er sich auf sein Gut Thernberg, jedoch nicht nach Graz begeben, weil er dort wieder Gelegenheit gefunden hätte, mit patriotisch gesinnten Männern aus den Alpenländern in Verbindung zu treten. Es gab echte Begeisterung für die deutsche Sache in Steiermark, es hätte auch an Opferwilligkeit nicht gefehlt, wenn die Regierung an dieselbe appelliert hätte. Sie unterließ es, weil sie in der Verfolgung ihrer Ziele durch die Stimme des Volkes nicht beeinflußt werden wollte.

Zu den inneren Gründen, die Metternich zur Verhinderung eines Aufstandes in den Alpenländern bestimmten, mag wohl auch die Rücksicht auf Baiern getreten sein. Es steht außer Zweifel, daß zu den Bedingungen des Friedens, den Oesterreich durch seine bewaffnete Neutralität erzwingen wollte, jedenfalls die Rückerwerbung von Tirol gehört hat. Für diese sollten jedoch Entschädigungen in Aussicht gestellt werden, damit Baiern nicht zur Wahrung

---

[1]) So berichtet Hormayr in den sogenannten „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" 2. Abteil. (Urkundenbuch). Das Tagebuch Erzherzogs Johann enthält nichts, was uns berechtigen würde, in diesem Falle an der Wahrheit der Aussagen Hormayrs zu zweifeln. Die Thatsachen aber bestätigen dieselben.

seines Besitzstandes auf Frankreich angewiesen sei. Die gewaltsame Loslösung Tirols durch dessen kriegerisch gesinnte Bewohner hätte einer Verständigung mit der baierischen Regierung vorgegriffen und diese zu militärischen Gegenmaßregeln gezwungen, die unmöglich mit der Annäherung an die Verbündeten oder an Oesterreich, ja nicht einmal mit einer Neutralitätserklärung in Einklang zu bringen waren. Im März und zu Anfang Aprils standen die Dinge in München derart, daß eine Wendung in der äußeren Politik Baierns wohl erwartet werden durfte. Der preußische Agent Jouffroy hatte sich alle Mühe gegeben, den Minister Montgelas davon zu überzeugen, daß die Machtstellung Baierns nicht vermindert werden würde, wenn es sich den Verbündeten anschließe. Hardenberg hatte ihn am 31. März zu der Erklärung ermächtigt, daß Preußen darauf verzichte, die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth zurückzuerwerben, wenn Baiern offen für die gemeinsame deutsche Sache eintrete. Er verlangte keine augenblickliche militärische Leistung zu Gunsten der Verbündeten, sondern daß sich Baiern allen Forderungen Frankreichs versage und insgeheim für eine thätige Mitwirkung die Mittel vorbereite, die es den Verbündeten zuführen würde, sobald diese in der Nähe seien. Dagegen würden die Verbündeten sich um die Integrität der gegenwärtigen Besitzungen Baierns bemühen, und falls Rückabtretungen unabweisbar notwendig werden sollten, ihm geeignete Entschädigungen verschaffen. Jouffroy erzielte durch diese Mitteilungen die günstigste Stimmung bei Montgelas und glaubte bereits den Abschluß einer geheimen Konvention erwarten zu dürfen, als plötzlich durch persönliche Einflußnahme des Gesandten Grafen Otto und durch Nachrichten aus Paris die Situation völlig verändert wurde. Der König glaubte an die Lügen der französischen Blätter, die von 1200000 Mann berichteten, mit denen Frankreich Deutschland überschwemmen werde, und fürchtete die Rache Napoleons, wenn er von der pflichtschuldigen Devotion gegen diesen auch nur im geringsten abweiche. Die entgegengesetzten Anschauungen der Königin und des Kronprinzen gelangten nicht zur Geltung. Als gar zwanzig baierische Offiziere, aus der russischen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, in einem Aufrufe ihre Waffenbrüder im Namen der Ehre und der Rettung Deutschlands zum Uebertritt auf die Seite der Verbündeten aufforderten und als dieser Aufruf in Berliner Blätter abgedruckt wurde, verdrängte das Mißtrauen gegen Preußen jede Erwägung nationaler Pflichten. „Der König war außer sich, ließ die Offiziere auf der Stelle von der Liste streichen und als Rebellen in die Acht erklären. Montgelas sah schon im Geiste die ganze Armee in Meuterei, das ganze Land von Aufruhr überflutet, das Volk in Waffen, um den Monarchen zu vergewaltigen; gegen den österreichischen Geschäftsträger klagte er Preußen an, daß es den Geist der Rebellion durch alle Länder trage, um die Bande zwischen den Unterthanen und dem Souverän zu zerreißen.“ Jouffroy wurde verdächtigt, mit den zum Aufstande geneigten Tirolern in Verbindung zu stehen, und erhielt seine Pässe zugestellt. Damit war die Absage Baierns an die Verbündeten in aller Form erfolgt. Baiern stellte sich in dem Kampfe um die Unabhängigkeit Deutschlands an die Seite des Unterdrückers derselben. Montgelas war überzeugt, daß diese Politik den Wünschen Oesterreichs entspreche. Fürst Schwarzenberg hatte sie auf seiner Durchreise nach Paris ausdrücklich

gebilligt. „Während unserer lange dauernden Unterredung," berichtet Montgelas,[1]) „zeigte der Fürst die vollste Uebereinstimmung mit meinen Ansichten und forderte mich auf, die betretene Bahn zu verfolgen, ein Truppencorps zur französischen Armee stoßen zu lassen, aber allenfallsigen weitergehenden Anforderungen nicht zu entsprechen, um unsere Kräfte nicht völlig zu erschöpfen." Montgelas zweifelt daran, daß man in Wien den Krieg ernstlich gewollt habe. „Wohl drängte dort, wie überall, eine gewisse Partei zu demselben; allein es ist doch höchst wahrscheinlich, daß das Ministerium, welches einer Frankreich günstigen Stimmung seinen Ursprung verdankte, die Vermählung Marie Luisens eingeleitet hatte und an die einmal angenommene Politik durch mancherlei Beweggründe gebunden war, gelinderen Mitteln zur Erreichung seines Zieles den Vorzug gegeben hätte." —

Der König von Sachsen hatte schon am 24. Februar seine Residenz verlassen und war mit seiner Familie nach Plauen gereist, da ihm die Nähe der Kosaken den Aufenthalt in Dresden zu verleiden begann. Seine und seines Ministers, Grafen von Senfft, Lage war überhaupt keine behagliche mehr, seit das Bündnis zwischen Rußland und Preußen zur That geworden war und in der preußischen Bevölkerung sich ein Geist entwickelte, der dem von Sachsens mächtigem Protektor so tief erniedrigten Staate Friedrichs des Großen eine Bedeutung zu geben versprach, die dem Glanze des neuen sächsischen Königtums Schaden bringen konnte. Der Hülferuf an Oesterreich hatte keinen Erfolg gehabt, zu ihrem Entsetzen mußten König und Minister wahrnehmen, daß das konservative Oesterreich dem revolutionären Preußen nicht in den Arm fiel und das Vordringen der Russen über die Oder nicht hinderte, daß infolge der am 16. März erfolgten preußischen Kriegserklärung die Armee Blüchers in den Kottbuser Kreis eindrang und denselben für den König von Preußen in Besitz nahm, daß die Sachsen im Namen Deutschlands zum Anschlusse an die Verbündeten aufgerufen wurden und die Proklamation von Kalisch im ganzen Königreiche verbreitet wurde, der gemäß das Recht der Eroberung auch auf Sachsen Anwendung finden konnte. Die Verbündeten hatten kaum einen triftigen Grund, die ablehnende Haltung des Königs gegen ein gemeinsames Vorgehen besonders zu beklagen, denn es lag an ihnen, das Königreich ihrem Unternehmen dienstbar zu machen und sie durften dasselbe für die Entschädigungen in Aussicht nehmen, die nach Beendigung des Krieges zur Verteilung kommen sollten; aber Oesterreich wollte Sachsen nicht preisgeben, sondern an seine Politik ketten und machte dem Könige daher Vorschläge zu einer Allianz mit ihm. Fürst Esterhazy, der die Unterhandlungen in Plauen führte, konnte zwar keine Garantie für die Wiedergewinnung des Herzogtums Warschau bieten, aber er konnte Friedrich August das Versprechen geben, daß seine Regierung den Status quo zur Grundlage der Friedensbedingungen machen wolle. Metternich ging sogar so weit, dem sächsischen Gesandten, Freiherrn v. Watzdorf, in Wien nicht nur die Garantie für die deutschen Besitzungen seines Souveräns, sondern auch eine Entschädigung für Warschau

[1]) Denkwürdigkeiten des baierischen Staatsministers Maximilian Grafen von Montgelas (1799—1817). Stuttgart, Cotta. 1887.

zuzusagen. Er gab bei dieser Gelegenheit eine Charakteristik der deutschen Politik Oesterreichs, die alle Befürchtungen der Partikularisten zu zerstreuen geeignet war. Als Watzdorf der Besorgnis Ausdruck gab, daß Preußen die ihm günstige Gesinnung Oesterreichs benutzen möchte, um vielleicht ein Protektorat in Norddeutschland aufzurichten, da erwiderte ihm der Minister, daß Oesterreich ein solches Protektorat oder einen Einfluß Preußens auf die deutschen Zwischenstaaten niemals zulassen werde. „Was in den Instruktionen Schwarzenbergs über Preußen gesagt sei, dessen Erhaltung und Konsolidierung übrigens in den Absichten Oesterreichs liege, das sei keineswegs die Frucht einer besonderen Vorliebe, sondern der Notwendigkeit, an dieser Macht festzuhalten. . . . Hätte Sachsen sich die Rolle Preußens gewählt, so würde Oesterreich sich ganz ebenso bestimmt für Sachsen ausgesprochen haben, wie jetzt für Preußen." [1])

Der König war Ende März von Plauen nach Regensburg gezogen, da ihn die Nähe der verbündeten Truppen beunruhigte; die günstige Wendung der Beziehungen zu Oesterreich bestimmte ihn, dessen Einladung anzunehmen und sich nach Prag zu begeben. Während seiner Reise dahin, wurde am 20. April in Wien eine Konvention geschlossen, in der Sachsen seinen Anschluß an Oesterreich aussprach, um die von dieser Macht eingeleitete bewaffnete Vermittelung zur Geltung zu bringen. Sollte dies auf friedlichem Wege nicht gelingen, so würden die Truppen des Königs sich mit der österreichischen Armee vereinigen und als selbständiges Armeecorps unter dem Oberbefehle des Chefkommandanten der österreichischen Armee stehen. Der Kaiser gewährleistete dem Könige „die Unverletzlichkeit seiner erblichen Besitzungen nach den letzten Verträgen". Sollte die Abtretung des Herzogtums Warschau eine unumgängliche Bedingung des nächsten Friedensschlusses sein, so verpflichtete sich der Kaiser, „dem Könige eine passende Gebietsentschädigung zu erwirken, je nachdem die Umstände es gestatten werden". Drei Geheimartikel bestimmten, daß weder über Erfurt, noch über die Länder der sächsischen Herzoge, noch über Anhalt, Schwarzburg oder Reuß anders als zu Gunsten des Königsreichs Sachsen verfügt werden dürfe, daß Oesterreich für die Rückgabe des Kottbuser Kreises eintreten werde und daß der König auf jede mittelbare oder unmittelbare Teilnahme an den Operationen des nächsten Feldzuges verzichte. Die vertragschließenden Teile behielten sich die Bestimmung des Zeitpunktes vor, in welchem Sachsen die festgesetzte Truppenzahl von 30 000 Mann ins Feld zu stellen haben werde.

Somit schien Graf Metternich einen für Oesterreich bedeutungsvollen Erfolg schon im Beginne der diplomatischen Aktion gegen Frankreich errungen zu haben. Er hatte dafür gesorgt, daß die nationale Erhebung Preußens keine ernsten Folgen nach sich ziehen könne, indem er Sachsen in seinen Schutz nahm und mit ihm vereint die Neugestaltung Deutschlands diktieren wollte. Daß die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze in der kürzesten Zeit den sächsischen Hof zur Untreue an seinen besten Freunden verleiten würden, konnte er nicht voraussehen.

---

[1]) Oncken, Oesterreich und Preußen II, 263.

Der Krieg hatte seit Mitte Februar wieder an Lebhaftigkeit zugenommen, nachdem er im Januar an der Weichsel zum Stehen gekommen war. Wittgenstein hatte seine leichten Truppen bis an und über die Oder vorgeschoben. Drei Divisionen waren zur Einschließung von Danzig verwendet worden, seine Hauptmacht stand bei Konitz, während Kutusow gleichzeitig an der Warthe gegen Posen vorrückte, Miloradowitsch und Wolkonsky bei Kalisch erschien. York, der seinen König bereits in Breslau wußte, zögerte mit dem Anschlusse an die russischen Truppen, da er bestimmte Befehle von seiten des Königs erwartete. Er rückte deshalb nur langsam vor, arbeitete unausgesetzt an der Verstärkung seines Corps und hielt die Verbindung mit Bülow und Borstell aufrecht, die mit einer stattlichen Rekrutenzahl nach Pommern gelangt waren und von den Franzosen noch als Freunde betrachtet werden mußten, solange sie noch keinen Akt offener Feindseligkeit gegen dieselben unternahmen. Der Vizekönig Eugen, der ihnen jedoch nicht vertraute und überflügelt zu werden fürchtete, gab am 22. Februar die Oderlinie auf, indem er sich von Frankfurt nach Köpenick bei Berlin zurückzog und auch die Stellungen bei Krossen und Schwedt von den Baiern und dem Corps Viktor räumen ließ. Die Kosakenstreifcorps unter Tschernitschef erschienen bald darauf vor Berlin; ja Oberst v. Tettenborn, ein Pfälzer von Geburt, später in österreichischen Diensten Adjutant Schwarzenbergs, seit 1812 in der russischen Armee verwendet, überwältigte die Besatzungen der östlichen Thore und ritt durch die Straßen der Stadt bis zum Alexanderplatz, wo das französische Fußvolk und Geschütz seinem Vordringen ein Ende bereitete. Von der Bevölkerung und den in der Stadt anwesenden freiwilligen Jägern mit Jubel begrüßt, schlugen sich die russischen Reiter einige Stunden in den Straßen mit den Franzosen herum, machten Gefangene und zogen sich dann wieder in die Gegend von Oranienbaum zurück. Der moralische Eindruck dieses kühnen Reiterstreiches blieb nicht aus: der Vizekönig befürchtete einen Volksaufstand in Berlin und die Niedermetzelung der Garnison. Der Mangel an Reiterei, an dem er litt, verhinderte die Auskundschaftung der Umgebung, um genaue Kenntnis vom Feinde zu erlangen. Als Marschall Gouvion St. Cyr, der an Augereaus Stelle den Befehl über Berlin übernommen hatte, in schwere Krankheit verfiel, erlangten im Hauptquartiere des Vizekönigs jene Stimmen die Oberhand, die schon längst den Rückzug hinter die Elbe verlangt hatten, wo Magdeburg und Wittenberg als Stützpunkte für eine andauernde Verteidigung dieser Linie dienen konnten. Am 4. März begann die Räumung von Berlin, am 9. war das Hauptquartier Eugens bereits in Leipzig. Gleichzeitig zogen die letzten französischen Feldtruppen aus Mecklenburg ab. Carra St. Cyr räumte Hamburg, die Baiern rückten nach Meißen. Wittgenstein hielt am 11., York am 17. März den Einzug in Berlin, der sich zu einer großartigen Huldigung für den Retter des Vaterlandes gestaltete. Erst den Tag vorher hatte York eine königliche Kabinettsordre und einen Armeebefehl erhalten, in welchem ausgesprochen wurde, daß die Konvention von Tauroggen von einer militärischen Kommission geprüft und des Generals Verhalten vorwurfsfrei befunden worden sei. Bald danach langte der König selbst in Potsdam an, bei der Audienz, die York sofort gewährt wurde, scheint eine völlige Lösung der Spannung erfolgt

zu sein, die zwischen dem Könige und dem General bis dahin noch immer bestanden hatte.

In den ersten Apriltagen begann bei der Armee Wittgensteins der Vormarsch an und über die Elbe. Der Vizekönig ging derselben von Magdeburg entgegen, wurde jedoch am 5. April von Borstell und York bei Dannigkow und Möckern durch ein glänzendes Gefecht zurückgeworfen und zum Verlassen von Magdeburg genötigt. Er nahm dann eine Stellung zwischen dem unteren Harz und der Saale. Die Verbündeten konnten nunmehr auch die Elbe überschreiten, während Bülow und Borstell die Beobachtung von Magdeburg, Kleist die Einschließung von Wittenberg übernahm, das erst vor kurzem durch die Franzosen stark befestigt worden war. Wittgenstein ließ sich verleiten, eine Beschießung und Berennung dieses Platzes anzuordnen, ohne jedoch zu einem Erfolge zu gelangen. York setzte sich am linken Elbeufer bei Köthen und Dessau fest und trat mit Blücher in Fühlung. Das schlesische Heer hatte sich schon um die Mitte des April in Bewegung gesetzt; am 18. erschienen die ersten Kosaken am rechten Elbeufer bei Dresden, General Winzingerode mit 10 000 Reitern bei Bautzen. Marschall Davoust, der das Kommando in Dresden übernommen hatte, ließ am 19. einen Pfeiler der schönen Elbebrücke absprengen und zog sich dann nach Leipzig zurück, das jedoch bald von den Franzosen aufgegeben werden mußte. Davoust erhielt mit einem Teile seiner Truppen die Weisung, an die untere Elbe zu rücken, der Rest vereinigte sich mit denen des Vizekönigs. Am 4. April erschienen die ersten russischen Regimenter in Leipzig; ihnen folgten in rascher Aufeinanderfolge preußische Garden und Freiwillige. Dennoch konnten es die Verbündeten nicht wagen, angriffsweise gegen den Vizekönig vorzugehen, denn die Russen unter Miloradowitsch und Kutusow waren nicht, wie der Kriegsplan von Kalisch bestimmt hatte, drei Tagereisen, sondern volle vierzehn Tage zurückgeblieben. Die Ursache dieser verhängnisvollen Zögerung war wohl zunächst in der Erkrankung des Höchstkommandierenden, Kutusow, zu suchen, der von Tag zu Tag schwächer wurde, endlich in Bunzlau zurückbleiben mußte; aber es erwies sich, daß die Bewegungsfähigkeit der russischen Truppen mit Ausnahme der immer weit vorausschwärmenden Kosaken eine sehr geringe war; Flußübergänge bereiteten ihnen große Schwierigkeiten, die Sorge für Gepäck und Troß hemmte häufig in ungerechtfertigter Weise den Marsch. So kam denn erst mit dem Schlusse des Monats April der Aufmarsch der Verbündeten zum Abschlusse; in derselben Zeit war aber auch Napoleon zum Angriffe fertig geworden und sein neu organisiertes Heer im Begriffe, den Thüringerwald zu überschreiten und sich mit dem Vizekönig zu vereinigen. Die Gelegenheit, die wochenlang isolierte Armee des letzteren mit Uebermacht anzugreifen und zu zersprengen, hatte nicht ausgenützt werden können, man sah sich aus der Offensive in die Defensive versetzt, bevor noch die Vereinigung aller Streitkräfte hatte erfolgen können.

Ein wesentliches Hindernis raschen Fortschreitens entstand den Verbündeten durch die unpatriotische Haltung der sächsischen Behörden, die man viel zu lange und zu nachsichtig ertrug. Nicht nur Blücher, auch der Freiherr v. Stein ließ sich von der aufgeblasenen Immediatkommission, die man am besten sofort aus dem Lande gejagt hätte, in wichtigen Entschlüssen und Maßnahmen auf=

halten. So redlich deutsch die weiteren Kreise der Bevölkerung dachten und fühlten, so tückisch und eigensüchtig benahm sich die gesamte Beamtenschaft, die, ungewohnt selbständig zu denken und auf eigene Verantwortung zu handeln, noch immer nach dem König schielte, der sein Volk und sein Land verlassen hatte, weil es vom Drucke der Fremdherrschaft befreit werden sollte. Es hat sich in jenen Tagen erwiesen, daß die moralische Verderbnis, die von den verbuhlten Kurfürsten ins Land gebracht und genährt worden war, weiter gegriffen hatte, als man glauben wollte, und daß sie sich zum mindesten in der Unfähigkeit erwies, sich rücksichtslos einer Idee hinzugeben, ohne an den persönlichen Vorteil und Nutzen zu denken; es hat sich ferner erwiesen, daß die beste Gesinnung des schaffenden Bürgertums erfolglos bleibt, wenn sie im Gegensatze zu den Absichten einer Beamtenschaft steht, der man es gestattet, sich einzig und allein als Trägerin von Hoheitsrechten zu betrachten, während sie doch weit mehr Ursache hätte, sich in den Dienst der öffentlichen, gemeinen Wohlfahrt zu stellen. — Freiherr v. Stein hat schon bei Beginn seiner Thätigkeit in Sachsen erkannt, daß die Immediatkommission die Bestrebungen der Verbündeten nur zu hindern geeignet sei, dennoch hat er ihre Absetzung nicht durchgesetzt und kostbare Zeit verloren, um die Hülfsmittel des Landes der nationalen Sache zuzuführen. Gerade aus dem Grunde, weil man seines Besitzes nicht sicher war und gewärtigen mußte, vor dem mit Uebermacht anrückenden Feinde sich wieder zurückziehen zu müssen, hätte alles, was man an Mannschaft und Geld aus Sachsen ziehen konnte, längst in Sicherheit gebracht sein sollen, ehe das Kriegsglück die ersten Entscheidungen herbeiführte. Das sächsische Militär hatte sich nach Torgau zurückgezogen; General Thielemann, der das Kommando führte, war sehr geneigt, mit den Verbündeten eine Konvention zu schließen und die wichtige Elbefestung, ohne sie förmlich einer fremden Macht zu übergeben, ihrem Interesse zu unterstellen. Es wurde hin und her unterhandelt, Kuriere wurden an den König abgeschickt, obwohl man diesen ganz aus dem Spiele lassen und den Verkehr zwischen Torgau und Regensburg untersagen konnte, allen widrigen Einflüsterungen wurde Spielraum gelassen, bis es zu spät war und Napoleons Nähe die Gemüter wieder bedrückte.

Frankreich hatte sich nach dem Verluste der großen Armee ohne Bedenken entschlossen, eine neue aufzustellen, deren Zahl die der Gegner noch übertreffen sollte. Die Konskription von 1812 war gänzlich verbraucht, die von 1813 zum größten Teile ebenfalls schon außer Landes. Der Senat genehmigte am 11. Januar die Aushebung von 350 000 Mann, und zwar 100 000 Mann Nationalgarden, 100 000 Konskribierte aus den Jahrgängen 1809—1812, die noch nicht eingezogen worden waren, 150 000 Rekruten aus dem Jahrgange 1814. Die mobilisierten Nationalgarden boten ein vortreffliches Menschenmaterial, sie waren zum Teil sogar schon für den Dienst vorbereitet und an Disziplin gewöhnt;[1]) dagegen bestand das Kontingent von 1814 vielfach aus ganz jungen,

---

[1]) Jedes der 108 Departements hielt eine Compagnie Infanterie, „sorte de garde prétorienne de MM. les préfets, qui s'étaient complu à la former des hommes les mieux constitués. Ceux-ci, ne quittant jamais les principales villes du département où ils

noch nicht völlig erwachsenen Leuten, die noch niemals ein Gewehr in der Hand gehabt hatten und so wenig marschieren als schießen konnten. Die rasche Ausbildung derselben, die vielfach während des Marsches geschehen mußte, war eine glänzende Leistung der Offiziere und Unteroffiziere der alten Armee, die, nur in Feldzügen herangebildet, genau zu unterscheiden wußten, was man von Feldsoldaten verlangen müsse und was zum überflüssigen Friedensdrill gehört. Es kam vor, daß die Nachschübe ohne Waffen ihre Ergänzungsbezirke verließen und erst auf deutschem Boden mit nachgesendeten Waffen ausgestattet wurden. Böses Blut machte es, daß jene Militärpflichtigen, die in den vorausgegangenen Kriegsjahren Stellvertreter gestellt und mit bedeutenden Summen (12—20 000 Franken) bezahlt hatten, nun doch zu den Fahnen berufen wurden. Unter diesen wohlhabenden und älteren Rekruten hat sich am wenigsten Kriegseifer gezeigt, obwohl man die verwöhntesten unter ihnen durch die schönen Uniformen zu befriedigen suchte, in welche die vier neuen Regimenter der „Gardes d'honneur" gekleidet wurden. Für die Artillerie wurden meistens Marinesoldaten verwendet, die ja längst nicht mehr auf offener See gedient hatten, sondern in den Hafenstationen als Arsenalarbeiter verwendet worden waren. Auch die spanische Armee mußte einigermaßen gelichtet werden: man entnahm ihr an 150 Stämme alter, kriegsgewohnter Leute, um die nötigen Exerziermeister für die ganz aus Rekruten gebildeten Bataillone zu gewinnen und den letzteren ein moralisch kräftiges Element zu geben. Am empfindlichsten war der Mangel an Pferden und Reitern, die in so kurzer Zeit, als Napoleon diesmal zur Verfügung hatte, nicht herangebildet werden konnten. Gute Reiter und geschickte Organisatoren mußten aus dem Felde in die Depotstationen zurückkehren, um die Ausbildung von Mannschaft und Pferden zu beschleunigen; die Mehrzahl der neu formierten Schwadronen konnte erst in der zweiten Hälfte des Jahres auf dem Kriegsschauplatz erscheinen. Der Geist der Armee, die nur zu einem Dritteil aus Franzosen bestand, war kein gleichartiger. Die Italiener und Illyrier, die General Bertrand (Bertram) durch Tirol nach Baiern führte, gehorchten nur der Notwendigkeit und benützten jede Gelegenheit zur Desertion; die Deutschen leisteten wie immer, ohne viel darüber nachzudenken, alles, wozu sie verpflichtet zu sein glaubten; Württemberg und Baden kamen allen Anforderungen gewissenhaft nach. Baiern hielt zurück und schützte Unausführbarkeit, Schwäche, Geldmangel vor. In Frankreich war die Jugend überzeugt, daß der Kaiser siegen müsse, sobald er wieder an die Spitze der Armee trete, die ältere Generation war weniger enthusiastisch gesinnt, ja sie konnte ihren Unwillen über die Endlosigkeit des Krieges und die Schwere der Lasten, die ihr derselbe auferlegte, nicht verhehlen; aber niemand dachte an Widerstand gegen die Regierung, die über eine vortrefflich eingerichtete Polizei verfügte.[1])

étaient fort bien casernés, nourris et vêtus, et où ils faisaient très peu de service, avaient eu le temps d'acquérir toutes leurs forces corporelles". Marbot, Mémoires. III. Alle diese Compagnien, deren Stärke von 150—250 schwankte, wurden den Linienregimentern einverleibt.

[1]) „Remarques faites pendant un voyage de Genève à Breslau par la Suisse, le pays de Bade et de Wurtemberg, la Bavière et l'Autriche". Beilage 5c zu Boyens Erinnerungen. III. Teil

Als die preußische Kriegserklärung erfolgt war und die Nachrichten über die Errichtung der Landwehr und des Landsturms nach Paris gelangten, bewilligte der Senat am 3. April nochmals eine Aushebung von 180 000 Mann; 10 000 Freiwillige der Garde d'honneur, 90 000 Nationalgarden, 80 000 Konskribierte von 1814. Von diesen sind im Laufe des Jahres 1813 aber nur sehr wenige ins Feld gekommen; man kann nicht annehmen, daß beträchtlich mehr als 300 000 Mann frischer Truppen thatsächlich aufgestellt worden seien; doch ist, um die Stärke Napoleons richtig zu beurteilen, wohl in Betracht zu ziehen, daß die Garnisonen der Festungen allein schon eine Armee ausmachten, die durch entlaufene Gefangene und genesene Kranke, die sich bei ihnen sammelten, noch zunahmen. Man hat den Kaiser getadelt, daß er die Besatzungen der jenseits der Elbe gelegenen Festungen nicht rechtzeitig an sich gezogen hat;[1]) gewiß läßt sich ihr Verbleiben in weit von dem eigentlichen Operationsfelde entlegenen Gebieten nur daraus erklären, daß Napoleon mit voller Bestimmtheit darauf gerechnet hat, in kurzer Zeit wieder an die Weichsel vordringen zu können. Den Gegnern hat er durch die Nötigung, Beobachtungscorps vor den Festungen zurückzulassen, weniger Kräfte entzogen, als sich selbst. Für den Frühjahrsfeldzug hatte Napoleon zunächst die Armee des Vizekönigs zur Verfügung. Diese bestand aus den Corps Victor (2.), Lauriston (5.), Macdonald (11.), Davoust (13.), Vandamme (1.), den detachierten Divisionen Carra St.-Cyr, Morand, Durutte, den Kavallerie-Divisionen Latour-Maubourg und Sebastiani, meistens Trümmern ehemaliger vollzähliger Heereskörper, die insgesamt kaum mehr als 50—60 000 Mann ausgemacht haben können. Davoust, Carra St.-Cyr und Morand operierten an der Niederelbe, Vandamme hatte sich in Wesel formiert und war ebenfalls im Begriffe, sich an Davoust anzuschließen. Napoleon vereinigte bei Würzburg die Corps Ney (3.), Bertrand (4.), Marmont (6.), Oudinot (12.), die alte Garde unter Bessières, die junge Garde unter Mortier 80—90 000 Mann mit 350 Geschützen und etwa 8000 Reitern.

Diesen hatten die Verbündeten zu Ende April entgegenzustellen: 61 000 Preußen, und zwar unter Blücher die Brandenburgische, Niederschlesische, Oberschlesische, Westpreußische und Pommersche Brigade mit 38 Bataillonen und 52 Eskadronen, das kombinierte Corps York mit 19 Bataillonen und 16 Eskadronen, zusammen 210 Geschützen; 30—40 000 Russen, von denen ein schwaches Corps bei Wittgenstein, das Detachement Winzingerode bei Blücher eingeteilt war, während 11 000 Mann unter Miloradowitsch eine besondere Kolonne bildeten, und die sogenannte Hauptarmee seit Kutusows Erkrankung unter dem direkten Befehle des Zaren stand. Beide Armeen waren vereinigt der französischen an Reiterei und Artillerie überlegen, denn sie zählten 25 000 Reiter und über 500 Geschütze. Die gesamte preußische Landwehr war noch in der Bildung begriffen, an der Niederelbe operierten Tettenborn, Dörnberg und Wallmoden mit einigen tausend Kosaken und Freiwilligen. Die Mehrzahl der russischen Reserven, 172 Bataillone und 44 Eskadronen, konnten erst im Laufe des Monats Mai an der Weichsel anlangen, an der Elbe durften nicht mehr als 20 000 Mann

[1]) Marbot, Mémoires. III, 238 u. ff.

erwartet werden. Nachdem Kutusow am 28. April zu Bunzlau gestorben war, erhielt Wittgenstein den Oberbefehl über die gesamte Streitmacht der Verbündeten, General Berg übernahm die Führung des ehemaligen Wittgensteinschen Corps, das mit den Truppen Yorks im engeren Verbande stand.

Als es im Hauptquartier der Verbündeten bekannt geworden war, daß Napoleon mit seinem neuen Heere vom oberen Main durch den Thüringerwald heranrücke und die Vereinigung mit dem Vizekönig suche, hat Scharnhorst es noch für möglich gehalten, den letzteren vereinzelt zu schlagen. Er beantragte, daß Blücher und Wittgenstein über ihn herfallen sollten, während Miloradowitsch und die russische Hauptarmee an der oberen Elbe stehen zu bleiben hätten. War der Vizekönig geworfen — was als sicher angenommen werden konnte, „so sollten die Sieger links schwenken, den Harz umgehen und sich auf der Straße von Eisenach nach Frankfurt aufstellen“. Dadurch sollte die Erhebung im nordwestlichen Teile Deutschlands gefördert und Napoleon zur Teilung seiner Streitmacht genötigt werden. Dieser Plan hätte, als er vorgelegt wurde (am 20. April) ungesäumt zur Ausführung gebracht werden müssen. Er hat jedoch nicht sofort die Zustimmung sämtlicher maßgebender Persönlichkeiten erhalten, weil die russische Hauptarmee damals noch nicht auf das linke Elbeufer übergegangen war; deshalb wurde er von Scharnhorst selbst fallen gelassen und die Vereinigung der zerstreuten Truppenkörper zwischen Leipzig und Altenburg angeordnet, um dort, wo sich ein für die Verwertung der zahlreichen verbündeten Reiterei geeignetes Terrain ergab, eine Schlacht zu liefern.[1]) Wittgenstein hat in einer Instruktion vom 27. April Wurzen (östlich von Leipzig) als Vereinigungspunkt in Aussicht genommen; als sich jedoch durch eine Rekognoszierung Winzingerodes herausstellte, daß Napoleon erst im Begriffe sei, die Saalepässe bei Kösen zu überschreiten, hielt er es doch für möglich, einen Angriff auf denselben zu unternehmen, bevor die Verbindung mit dem Vizekönig bereits vollzogen sei und ordnete den Uebergang über die Elster an. In der Nähe von Lützen gedachte er einen Stoß auf die Flanke der im Anmarsche befindlichen französischen Hauptarmee auszuführen. Die Idee dieses Angriffes wird allgemein gebilligt, diese hätte ohne Zweifel, wenn auch nicht zu einem vollständigen Siege, doch zu einer sehr nachteiligen Erschütterung und Verwirrung des Gegners führen können, wenn er mit Schnelligkeit und großer Wucht von statten gegangen wäre. Der Ausführung aber fehlte es an Umsicht und Genauigkeit. Sie war in die Hand des Generals Diebitsch gegeben, der als Generalstabschef bei Wittgenstein thätig war. Er versäumte es, das Corps Miloradowitsch zur Schlacht heranzuziehen, er gab fehlerhafte Anordnungen für den Anmarsch der Corps Blücher und York, so daß sich diese kreuzten, und er wußte die Reiterei, deren Uebermacht der französischen Armee so gefährlich werden konnte, nicht zusammenzuhalten und in gewaltigen Massen zu verwenden. Am Morgen des 2. Mai war Napoleon im Begriffe, mit seiner ganzen Macht über die Lützener Ebene nach Leipzig zu rücken, in der Ueberzeugung, daß er dort auf den Gegner stoßen würde; die

---

[1]) Daß General Toll, wie Lehmann meint, der Hauptgegner des Scharnhorstschen Vorschlages gewesen sei, läßt sich mit den Aeußerungen Tolls kaum in Einklang bringen.

Vereinigung mit dem Vizekönig war bereits erfolgt; Lauriston bildete den Vortrab, ihm folgten Macdonald, der Vizekönig, die Garden, Marmont, Bertrand, während Ney, dessen Corps damals 36000 Mann stark war, in der rechten Flanke die Dörfer Großgörschen, Kleingörschen, Kaja und Rahna besetzt hielt. Auf diese stürzte sich zuerst Blücher, aber es war Mittag geworden, als es zum Schlagen kam. Wäre man schon früher dazu bereit gewesen, so wäre die Ueberraschung der Franzosen vielleicht eine noch wirkungsvollere geworden. Es war auch nicht günstig, daß der Angriff zuerst auf die starke Stellung Neys gerichtet war, da man die anderen Corps doch im Marsche hätte anfallen und trennen können.[1]) Der heftige Kampf um die Dörfer fesselte fast die ganze Kraft der Verbündeten; vier Stunden lang wurde um sie gestritten und dadurch Napoleon Zeit gelassen, die Marschkolonnen in Schlachtordnung zu bringen. Als dies gelungen war, gingen die bereits im heißesten Kampfe gewonnenen Vorteile wieder verloren. Der Vizekönig und Macdonald rückten gegen den rechten Flügel der Verbündeten angriffsweise vor, Bertrand bedrohte den linken, so daß die ursprüngliche Absicht Wittgensteins, selbst eine Ueberflügelung des französischen rechten Flügels vorzunehmen, nicht mehr ausführbar wurde. Die Uebermacht der feindlichen Infanterie im Zentrum war in den Abendstunden bereits so groß, daß die Dörfer, die im Laufe des Nachmittags mehrmals genommen worden waren, endlich aufgegeben werden mußten. Nachdem auch ein nächtlicher Kavallerieangriff keinen ausschlagenden Vorteil zu bringen vermocht hatte, mußten die Verbündeten den Rückzug beschließen, denn sie konnten auch am folgenden Tage nicht darauf rechnen, das Mißverhältnis der beiderseitigen Streitkräfte zu ihren Gunsten zu verändern. Die Verbündeten haben in der Schlacht bei Großgörschen keine Niederlage erlitten, kein Geschütz, kein Feldzeichen und nur wenige Gefangene verloren, dagegen selbst einige Geschütze erobert und 800 Gefangene gemacht; aber es war durch dieses erste Zusammentreffen im offenen Felde festgestellt, daß ihre Kräfte nicht hinreichten, Sachsen zu behaupten.

Lauriston hatte um drei Uhr nachmittags Leipzig besetzt, Kleist war mit seiner Division bis Wurzen zurückgegangen. Die Erstürmung Halles durch Bülow, eine glänzende Waffenthat, konnte die Lage der verbündeten Truppen nicht derart verbessern, daß sie bei Leipzig noch länger standhalten durften.

Die junge französische Mannschaft war zwar mehrmals geworfen, ja in die Flucht getrieben worden, so daß Augenblicke großer Beängstigung in der Umgebung des Kaisers eingetreten waren, im ganzen aber hatte sie sich doch bewährt und namentlich an Manövriergeschicklichkeit die Verbündeten übertroffen. Die Rechtsschwenkung von 50000 Mann war mit einer Präcision vorgenommen worden, die nur durch das treffliche Kommando der kriegserfahrenen und schlachtengewohnten Offiziere, über die das Napoleonische Heer in so großem Maße ver-

[1]) Macdonald (Souvenirs) versichert, daß Napoleon selbst nach den ersten Kanonenschüssen noch daran festhielt, daß die Hauptmacht seines Gegners bei Leipzig stehe. Er erhielt anfangs widersprechende Befehle und fand, als er endlich auf den Kampfplatz vorrückte, die Reiterei der Verbündeten schon zwischen seinem Corps und Ney.

fügte, erklärt werden kann. Einen schweren Verlust hatte das Heer in einem Vorpostengefechte am 1. Mai erlitten, in welchem Marschall Bessières, der Herzog von Istrien, gefallen war. In der Schlacht waren bei 15000 Franzosen außer Gefecht gesetzt worden, zwei Generale waren tot geblieben, drei schwer verwundet worden. Napoleon machte aus der „Bataille de Lutzen“, wie er sie zur Erinnerung an Gustav Adolf und Wallenstein nannte, einen kolossalen Sieg, indem er mit 100000 Mann ein Heer von doppelter Stärke in die Flucht getrieben haben will.[1]) Die Proklamation vom 3. Mai an die Armee strotzt von den dummsten Lügen und ist dem bombastischen Geschrei eines schnapsgetränkten Budenbesitzers am ähnlichsten. „Im vorigen Feldzug,“ heißt es darin, „hat der Feind kein anderes Heil gegen unsere Waffen gefunden, als indem er die wilde Weise der Barbaren, seiner Ahnen, befolgte. Tatarische Horden haben seine Felder, seine Städte, selbst das heilige Moskau niedergebrannt. Jetzt sind sie in unsere (!) Gegenden gekommen, indem ihnen alle Taugenichtse und Deserteure von Deutschland, Frankreich und Italien (?) voranzogen, um zu Aufruhr, Anarchie, Bürgerkrieg, Mord aufzureizen; sie haben sich zu Aposteln aller Verbrechen aufgeworfen.... In einer einzigen Schlacht habt ihr alle diese vatermörderischen Komplotte vereitelt. Wir werden diese Tataren in ihre fürchterlichen Himmelsstriche, die sie nicht überschreiten sollen, zurückjagen. Sie sollen in ihren eisigen Wüsten bleiben, dem Aufenthalte der Sklaverei, der Barbarei und der Bestechlichkeit, wo der Mensch zum Tier herabgewürdigt ist. Ihr habt euch um das zivilisierte Europa verdient gemacht. Soldaten! Italien, Frankreich, Deutschland danken euch!“ Bei den Verbündeten war Blücher leicht, Scharnhorst schwer verwundet worden, der Prinz Leopold von Hessen-Homburg gefallen; der Verlust der Preußen kann mit 8000, der Verlust der Russen mit 2000 Mann beziffert werden. Die beiden Monarchen waren auf dem Schlachtfelde vom frühen Morgen an zugegen, ein Umstand, der nicht wenig dazu beigetragen hat, daß es an einer einheitlichen Leitung der Schlacht gefehlt hat. Der Zar setzte sich mehrmals dem dichtesten Kugelregen aus, was den Grafen Wittgenstein so bestürzt machte, daß er den Gang des Gefechtes nicht mit der nötigen Aufmerksamkeit verfolgte. Friedrich Wilhelm III. ließ seiner argwöhnischen Natur schon beim Beginne der Schlacht freien Lauf, indem er die Schuld des schlecht geleiteten Anmarsches auf Scharnhorst schob, der nichts damit zu thun gehabt hatte. Als Blücher gegen die Dörfer vorging, wurde er freudig erregt und sagte: „Ein Auerstädt wird es nicht“; die Mitteilung von der Notwendigkeit des Rückzuges, die ihm Alexander in später Nachtstunde selbst machte, brachte ihn wieder in Verzweiflung. Nun war es wieder „ganz wie bei Auerstädt“ und er sah sich schon hinter der Weichsel und in Memel. Die Haltung der preußischen Truppen war großartig. „Es

---

[1]) Seine Generale haben ihn in dieser Beziehung gerne zum Vorbild genommen: die Geschichtschreiber Frankreichs, die ihre Kritik gegenüber dem bewunderten Empereur stets in den engsten Schranken halten, gehen einer objektiven Darstellung des Kriegsverlaufes noch immer aus dem Wege. Auch die 38. (!) Auflage der „Mémoires du Général Baron de Marbot“ bringt ohne jede berichtigende Anmerkung die Angabe von der Stärke der vereinigten russischen und preußischen Truppen, „fortes de 300000 hommes, qui se présentèrent, le 28 avril devant l'armée de Napoléon, aux environs de Leipzig“.

ist wahrlich nicht Nationaleitelkeit," sagt Boyen, der dem russischen Armeekommando zugeteilt war, „sondern meine volle Ueberzeugung, wenn ich immer wieder auf den Mut unserer Leute zurückkomme; ich wenigstens habe eine derartige stolze Hingebung für die Sache des Vaterlandes noch niemals gesehen. Ein allgemeiner Wetteifer zuckte, wie ein mächtiger elektrischer Schlag durch alle Schlachtreihen, die Freiwilligen strebten sichtbar, den höheren Standpunkt ihrer Bildung auch im Gefecht bemerklich zu machen, und den Liniensoldaten dagegen belebte das kriegerische Ehrgefühl, nicht hinter den jüngeren Waffengefährten zurückzubleiben. Es war wohl kein Stand des bürgerlichen Lebens, der nicht an diesem Tage für die Erhaltung des Vaterlandes in unseren Kriegerreihen kämpfte, so mancher schon zum geistlichen Stande gebildete Jüngling verteidigte die Selbständigkeit seines Vaterlandes als die sicherste Grundlage für das Fortbestehen einer freien protestantischen Kirche, hohe und niedere Verwaltungs- und Gerichtsbeamte kämpften für die Erhaltung und den Geist der preußischen Verwaltung. Das brandenburgische Dragonerregiment führte der Chef desselben, der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, mehr als einmal an dem heutigen Tage in das ernste Gewühl des persönlichen Kampfes, während auf dem Flügel des Regiments in der ersten Reiterreihe der Hofmarschall des Prinzen, Graf Gröben, als Wachtmeister sich in den Kampf stürzte. Gelehrte und Künstler erkämpften sich mit ihrem Blute jenen hohen bürgerlichen Standpunkt, den heilige Vaterlandsliebe in dem alten Griechenlande errang."

Die Verbündeten zogen, nachdem nur ihre Nachhuten unter Miloradowitsch und Steinmetz am 5. Mai bei Kolditz vom Vizekönig in ein ernsteres Gefecht verwickelt worden waren, am 8. auf zwei über die Elbe geschlagenen Schiffbrücken in die Lausitz zurück und nahmen bei Bautzen Stellung, in der Absicht, sich hier neuerdings zu schlagen. Daß dies geschehen müsse, war beiden Souveränen klar und stimmte zu der Gesinnung der Bevölkerung, in deren Mitte man sich befand. Man durfte auf ausgiebige Verstärkungen rechnen, die, wenn auch nicht augenblicklich, so doch stetig die Truppenzahl vermehren mußten. In Brandenburg und Pommern standen bereits an 20 000 Landwehrmänner zu zwei Dritteilen mit Gewehren ausgerüstet; 10 000 Landstürmer konnten sie unterstützen, wenn Berlin bedroht wurde; auch auf die west- und ostpreußischen durfte man bald rechnen und das russische Heer mußte mit jedem Monate um mindestens 20—30 000 Mann zunehmen. Es galt daher dem Feinde die größte Entschlossenheit zu zeigen und ihm jeden Fußbreit Landes streitig zu machen, wenn man auch noch nicht mit Bestimmtheit erwarten durfte, ihm eine entscheidende Niederlage beizubringen. Vor allem sollte Oesterreich sehen, daß man den Mut nicht verlor und durch sein Zögern nicht zur Verzweiflung getrieben wurde. Auch der neuerliche Abfall des Königs von Sachsen, eines der traurigsten Ereignisse während des ganzen Krieges, konnte an dem Entschlusse der Verbündeten nichts ändern, obwohl der Verlust von Torgau, auf das man schon rechnen zu können gehofft hatte, eine wesentliche Verschlechterung der militärischen Situation bedeutete.

Napoleon hatte schon am 5. Mai Herrn v. Serra mit der kategorischen Aufforderung an den König von Sachsen nach Prag entsendet, sofort nach

Dresden zu kommen und seinen Verpflichtungen als Rheinbundfürst gerecht zu werden. Am 8. schickte er dem Gesandten durch den Baron v. Montesquieu ein Schreiben mit dem Auftrage, vom Grafen Senft Erklärungen über das Verhalten des Generals Thielemann zu verlangen, der sich noch weigerte, Torgau den französischen Truppen zu öffnen, und dem sächsischen Hofe zu erklären, daß er sich innerhalb sechs Stunden entschließen müsse: 1. dem General Thielemann zu befehlen, mit seinen Truppen Torgau zu verlassen und sich zum 7. Corps unter dem Kommando des General Reynier zu begeben; 2. ohne Verzug alle Reiterei ohne Ausnahme nach Dresden abmarschieren zu lassen; 3. durch einen Brief des Königs den Kaiser Napoleon zu versichern, daß er immer Mitglied des Rheinbunds sei, daß er die Verpflichtungen kenne, welche dieses Band auferlegt, daß er sie erfüllen wolle, und daß er endlich mit keiner Macht einen Vertrag eingegangen sei, der den Grundsätzen des Rheinbunds zuwiderlaufe. Friedrich August II. that alles, was sein Gebieter von ihm verlangte. Er widerrief in einem pharisäischen Schreiben die Verpflichtungen, die er Oesterreich gegenüber eingegangen war, und kehrte reuig nach Dresden zurück, schlotternd vor Angst, und bereit, jede Erniedrigung von dem Feinde seines Volkes zu ertragen, um sein erbetteltes Königtum zu retten. Oesterreich aber ließ den Treulosen samt seinen zwei Kürassierregimentern, die in Böhmen standen, ziehen, statt ihn festzunehmen und für die Dauer des Krieges in einer ungarischen Festung unschädlich zu machen. Die Schmach, die das Haus Wettin damals sich und Deutschland angethan hat, ist erst am 18. August 1870 bei St. Marie aux Chênes und St. Privat durch den heldenmütigen Kronprinzen von Sachsen und seine tapferen Landeskinder getilgt worden.

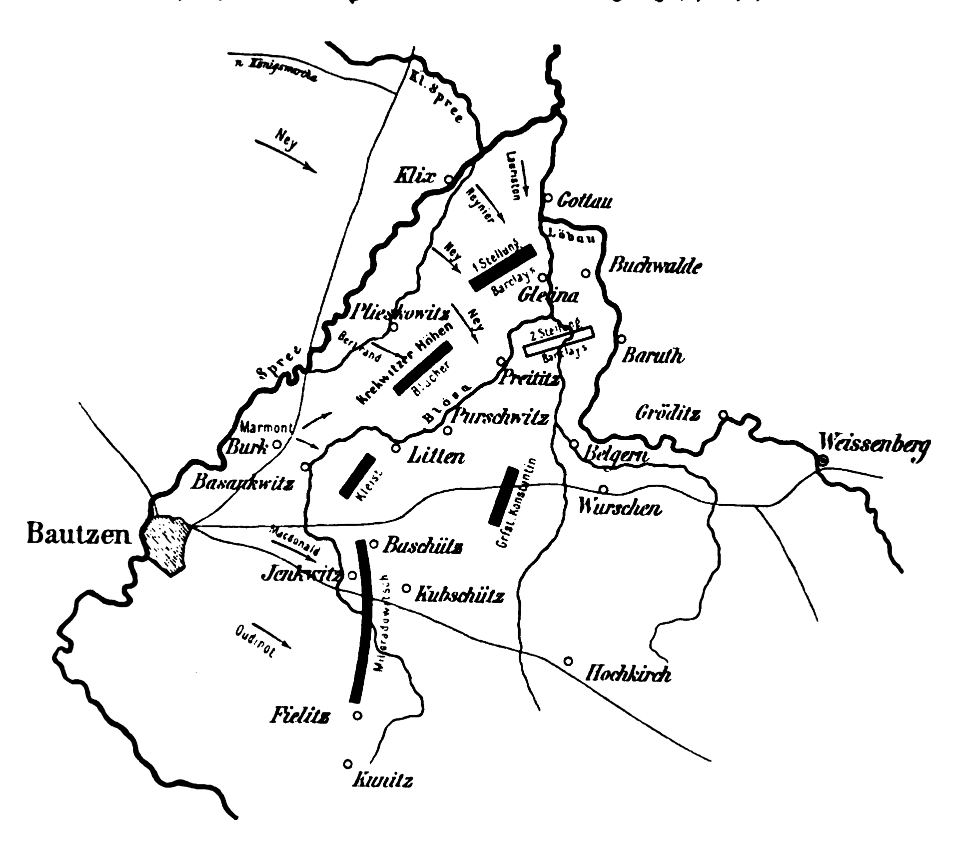
Nachdem der Kaiser der Franzosen durch sein dreistes Auftreten die Festung Torgau, 10—12000 Mann und darunter die ihm so notwendige Verstärkung an tüchtigen Reitern gewonnen hatte, eilte er dem Heere der Verbündeten nach und griff es in der Stellung bei Bautzen am 20. Mai an, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die von ihm vermutete Trennung der preußischen und russischen Armee nicht stattgefunden hatte. Marschall Ney war mit seinem und den Corps Lauriston und Reynier am 12. Mai in die Richtung von Berlin gewiesen worden und hatte sich von der Armee des Kaisers mehrere Tagemärsche entfernt. Dieser für die Verbündeten günstige Umstand wurde von denselben nicht beachtet, sonst hätten sie die Gelegenheit, über Napoleon mit überlegenen Kräften herzufallen, sofort benützen müssen. Ihre Macht war durch 14000 Russen, die General Barclay de Tolly herangeführt hatte, durch das Corps Kleist und 3000 Mann preußischer Reserven wieder auf die Stärke von 82000 Mann [1]) gelangt. Napoleon hatte mit den Sachsen und den bei ihm angelangten Verstärkungen 150000 Mann [2]), solange Ney detachiert war, kaum 100000. Er hatte daher die Diversion gegen Berlin sofort aufgegeben, als ihm bekannt geworden war, daß die Verbündeten ihm vereinigt gegenüberstanden. Viel zu spät kam man im Hauptquartier der Verbündeten, in welchem es noch immer

[1]) Droysen (Leben Yorks) spricht von 90000.

[2]) Nach Toll und Delbrück; Clausewitz nimmt nur 120000 an.

keinen wirklichen Befehlshaber gab, auf die Idee, durch die Absendung eines Heeresteiles gegen Ney und Lauriston die Wiedervereinigung dieser Corps mit der französischen Hauptmacht zu hindern. Barclay de Tolly und York sollten das mit 24000 Mann, die ihnen unterstellt wurden, zu stande bringen. Sie lieferten ein brillantes Gefecht bei Königswartha, in dem sich namentlich Yorks Truppen auszeichneten, aber sie mußten sich endlich vor der Uebermacht zurückziehen und den Anschluß Neys und Lauristons an das napoleonische Hauptheer freigeben.

Die Schlacht bei Bautzen war eine Verteidigungsschlacht, von der kaum



ein größerer Erfolg erwartet werden konnte, da die Uebermacht des angreifenden Teiles eine so bedeutende war, daß die Ausnützung des Terrains durch den Verteidiger die Ungleichheit der Kräfte nicht aufheben konnte. Gegen Neys auf ihren rechten Flügel gerichteten Angriff konnten sich die Verbündeten nur dadurch schützen, daß sie eine Hakenstellung einnahmen, an deren rechtem nach Norden gerichteten Flügel General Barclay an dem Windmühlenberge bei Gleina eine starke Stütze zu haben schien. Die Ausdehnung der ganzen Verteidigungslinie war viel zu groß, von Kunitz bis Gottau erstreckte sie sich über mehr als 1½ Meilen, so daß der Zusammenhang der einzelnen Teile ein außerordentlich lockerer war. Das Centrum, das die Preußen unter Blücher, York und Kleist hielten, fand zwar in den Kreckwitzer Höhen, auf die sich Friedrich II. nach dem

Ueberfalle von Hochkirch zurückgezogen hatte, eine brauchbare Terraingestaltung, es war jedoch durch das wasserreiche Blösathal in zwei Teile getrennt, die ihre Kräfte nicht rasch ausgleichen konnten. Die russische Armee, die am ersten Schlachttage in Verbindung mit York und Kleist das rechte Spreeufer und Bautzen zu verteidigen, beide jedoch ohne nachhaltigen Widerstand aufgegeben hatte, stand am 21. Mai, an dem der Kampf erst zur Entscheidung geführt wurde, unter dem Befehl von Miloradowitsch, auf beiden Seiten der Blösa von den Kunewalder Höhen bei Kunitz bis über Baschütz hinaus; die allgemeine Armeereserve an der Straße nach Wurschen unter dem Großfürsten Konstantin. Den Oberbefehl führte formell Wittgenstein, thatsächlich aber der Zar Alexander, der ihn dem Feldmarschall aus der Hand genommen hatte, da er seine Ansicht über die Anlage der Schlacht durch Napoleon nicht teilte. Dieser hatte schon am 20. eine besondere Lebhaftigkeit an seinem rechten Flügel an den Tag gelegt und das Corps Oudinot heftig gegen den linken der Russen vorstoßen lassen. Dasselbe Manöver wiederholte er am Morgen des 21., so daß sich Alexander davon täuschen ließ und fest überzeugt wurde, daß Napoleon die Verbündeten links umfassen und von den böhmischen Grenzgebirgen abdrängen wolle. Thatsächlich war die Absicht Napoleons gerade entgegengesetzt: den rechten Flügel der Verbündeten mit großer Uebermacht anzufallen, zu umgehen, dem Gegner den Rückzug nach Görlitz und Breslau gänzlich zu verlegen und ihn an das böhmische Gebirge zu drücken. Seine stärkste Heersäule war die des Marschalls Ney, der außer seinem eigenen noch die Corps Lauriston und Reynier zur Verfügung hatte. Er kam am 21. in nordwestlicher und nördlicher Richtung gegen Barclay heran und hatte von seinem Kaiser den Auftrag, bis an die Rückzugslinie der Verbündeten nach Wurschen vorzugehen und den „Turm von Hochkirch" als Direktion zu behalten. Barclay konnte mit seinen 14000 Mann die Stellung bei Gleina nicht gegen 40000 halten und trat schon vormittags den Rückzug in die Linie Preititz-Baruth an, die bei ersterem Orte jedoch äußerst schwach besetzt war. Barclay mußte nämlich das größere Gewicht auf die Verteidigung von Baruth legen, wo ihn Lauriston, der sich von dem Hauptkörper Neys losgelöst hatte, zu überflügeln suchte. Ney selbst nahm nun die Richtung gegen Preititz, rückte jedoch zum Glück für die Verbündeten nur mit großer Vorsicht vor, da er dort die Armeereserve vermutete. Leider hatte der Zar diese fast gänzlich zur Verstärkung der russischen Armee herangezogen, die mit Oudinot und Macdonald in einem heftigen Kampfe begriffen war, in welchem das Corps des ersteren nahezu aufgerieben und gegen Bautzen zurückgedrängt wurde. Oudinots Verlangen nach Unterstützung blieb unberücksichtigt. Napoleon ließ dem Marschall sagen, er möge sich halten, so gut er könne, denn die Schlacht würde um 3 Uhr nachmittags gewiß gewonnen sein. Sie wurde es auch, aber nicht in der Weise, wie der Kaiser es gewünscht und erwartet hatte. Blücher und York, die es in der Front mit den Corps Marmont und Bertrand, an diesem Tage von Soult kommandiert, zu thun hatten, gerieten durch das Vordringen Neys in die größte Gefahr. Blücher hielt die Kreckwitzer Höhen mit seiner bekannten Bravour, weder er noch sein Generalstabschef Gneisenau konnten sich so bald entschließen, die treffliche Stellung zu verlassen. Kleist

wurde gegen Preititz gezogen und sollte, durch einige russische Batterien verstärkt, diesen wichtigen Punkt, der zum Schlüssel der allgemeinen Stellung geworden war, verteidigen. Es war unmöglich; er fiel in die Hände der Feinde, die nun gegen Purschwitz und Litten vordringen konnten. Der Rückzug mußte angetreten werden. Dank dem Uebergewichte ihrer Artillerie und Reiterei gelang es den Verbündeten, denselben in guter Ordnung auszuführen, ohne daß ein Geschütz verloren ging oder eine Abteilung gefangen wurde. Die Schuld daran muß zum Teile auch Ney zugemessen werden, der nicht energisch genug gegen die Straße, die von Wurschen nach Weißenberg führt, vordrängte. Barclay, Blücher und York nahmen ihren Weg nach dem letztgenannten Orte, die Russen gingen über Hochkirch nach Löben; die nächste Stellung bot sich den vereinigten Armeen bei Görlitz.

Das Ziel, das sich Napoleon gestellt hatte, war durch die Schlacht bei Bautzen nicht erreicht worden, obwohl er sie gewonnen hatte. Sein Erstaunen war nicht gering, als er am Abende des blutigen Tages nach den Gefangenen fragte und ihm gemeldet werden mußte, daß es keine gebe und daß auch an Geschützen und Feldzeichen nichts in den Händen seiner Truppen geblieben war. Und doch hatte er 25000 Mann eingebüßt, 18000 Verwundete wurden in den nächsten Tagen nach Dresden gebracht. An derartige Schlachterfolge war der Siegreiche nicht gewöhnt; er hatte den Verbündeten eine schwere Niederlage beibringen wollen, die ihre Bewegungsfähigkeit aufhob und sie zum Friedensschlusse zwang, und er hatte nichts weiter als einen Rückzug des Gegners erreicht, der zur Annahme einer neuen Schlacht sich vorbereitete. Schon am Tage nach dem verlustreichen Ringen um die Spreegelände traf ihn ein schwerer Schlag, den er als ein persönliches Unglück empfand und der ihn in tiefste Trauer versetzte. Sein bester Freund, der Marschall des Palastes, Duroc, Herzog von Friaul, wurde bei einem Rückzugsgefechte mit der russischen Nachhut von einer Kanonenkugel niedergestreckt. Er starb nach wenigen Stunden. Um ihn scheint Napoleon aufrichtige Trauer empfunden zu haben.[1]) Auf jede mögliche Weise trachteten die Corpskommandanten der Verbündeten dem nachdrängenden Feinde zu beweisen, daß sie den Widerstand nicht aufzugeben gewillt seien. Blücher überfiel am 26. bei Haynau die Division Maison vom Corps Lauriston und stäubte sie auseinander; 400 Gefangene und 18 Geschütze waren die Trophäen dieses kecken Reiterstreiches.

Die Lage der verbündeten Armee nach der Schlacht bei Bautzen wurde jedoch dadurch höchst bedenklich, daß sich zwischen den russischen und preußischen Befehlshabern Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der zunächst einzuleitenden Schritte ergaben. Wittgenstein legte das Oberkommando, das er ohnehin nur dem Namen nach geführt hatte, nieder, nachdem Barclay de Tolly, der im

---

[1]) „Duroc ayant survécu quelques heures à sa blessure, l'Empereur se rendit auprès de lui et donna les preuves d'une grande sensibilité. Son désespoir fut des plus touchants. Les témoins de celle scène déchirante remarquèrent que, obligé de quitter son ami pour reprendre la direction de l'armée, Napoleon, en s'eloignant de Duroc, baigné de ses larmes, lui donna rendez-vous dans ‚un monde meilleur.“ (Marbot.)

Range älter war, zur Armee gestoßen war. Dieser trat an des Grafen Stelle und begann seine Thätigkeit damit, daß er dem Zaren die Notwendigkeit darlegte, die russische Armee hinter die Oder und nach Polen zurückzuführen, da sie mindestens sechs Wochen brauche, um sich zu sammeln, zu ordnen, zu verstärken. Sie hatte nicht nur an Zahl, sondern auch an Festigkeit der Verbände viel gelitten und bot keine Gewähr für irgend welche Leistung. Ganz anders stand es mit der preußischen Armee, die sich trotz der großen Verluste bei Bautzen, die auf 10—12000 Mann geschätzt werden müssen, von Tag zu Tag vermehrte, da immer neue Reserven und Landwehrbataillone ins Feld gestellt werden konnten. Disziplin und Gesinnung dieser Truppen ließ nichts zu wünschen übrig; Kleinmut war nur in den höheren Kreisen, beim gemeinen Manne nicht zu finden. Mit dem Rückzuge nach Polen wäre fast alles preußische Land preisgegeben worden, die Armee entfernte sich von ihren Magazinen und von den Ergänzungsbezirken, die Organisation der Landwehr wurde mitten in der besten und erfolgreichsten Thätigkeit unterbrochen, die Begeisterung und der Opfermut des Volkes gedrückt, indem man es wieder der gewaltthätigen Erpressung durch einen rücksichtslosen Feind preisgab. Die preußischen Generale protestierten daher dagegen, daß man sie zwinge, mit den Russen hinter die Oder zu ziehen, sie wollten Schlesien zu verteidigen suchen, schlimmstenfalls noch vor Berlin eine wilde, furchtbare Schlacht schlagen und untergehen. Sie setzten es durch, daß man wenigstens vorläufig von der direkten Rückzugslinie abwich und eine Flankenstellung bei Schweidnitz einnahm, während die Franzosen bis nach Breslau vordrangen und dasselbe besetzten. Es war Gneisenaus Plan, vom böhmischen Gebirge aus die Offensive in der Richtung gegen Breslau und Liegnitz wieder zu ergreifen; es ist aber sehr zweifelhaft, ob Barclay hätte bestimmt werden können, an derselben teilzunehmen. Die Stimmung in den Hauptquartieren war in hohem Grade gespannt und eine Trennung der beiden Armeen in nächster Aussicht, als der mit Oesterreichs Hülfe zu stande gebrachte Waffenstillstand von Poischwitz der augenblicklich herrschenden Not ein Ende bereitete. In diesen wurden auch die in der Lausitz und an der Elbe sich gegenüberstehenden Truppen einbezogen. General Bülow, der am 5. Mai noch zwischen Magdeburg und Wittenberg an der Elbe gestanden war, war nach dem Aufgeben der Elbelinie durch die Hauptmacht der Verbündeten sich selbst überlassen worden. Er hatte den Befehl über alle in den Marken stehende Truppen und zu seiner Unterstützung den Obersten Boyen aus dem großen Hauptquartier erhalten, dem die Organisation der Landwehr und des Landsturmes übertragen war. Es wurden zum Schutze von Berlin zwei Schanzenlinien gezogen und eine künstliche Ueberschwemmung der sumpfigen Niederungen, durch welche die Notte und die Nuthe fließt, eingeleitet. Als Ney mit Lauriston und Reynier vor der Schlacht bei Bautzen nach Norden ausbog, weil Napoleon die preußische Armee in der Gegend von Berlin vermutete, ging Bülow bis Trebbin zurück, in der Meinung, daß es sich nun darum handeln werde, vor der Hauptstadt eine Schlacht zu liefern. Mit 20000 Mann Landwehr, 10000 Landstürmern und der vor Magdeburg stehenden russischen Division Woronzoff konnte er 50—60000 Streiter aufbringen, die entschlossen waren, für die Rettung Berlins ihr Leben einzusetzen.

General L'Estocq, Gouverneur der Marken, hielt jedoch an der Ansicht fest, daß die Bewegung der französischen Corps nicht so ernst gemeint sei, und that sein Möglichstes, um die im höchsten Grade aufgeregte Bevölkerung zu beruhigen, was zu einem Gegensatze zwischen den beiden nebeneinander wirkenden Befehlshabern führte, der gefährlich werden konnte, wenn entscheidende Schritte notwendig wurden. Fürs erste behielt L'Estocq recht, Ney schwenkte wieder in die Lausitz ab und Bülow konnte sich in derselben Richtung von Berlin entfernen. Nach der Schlacht bei Bautzen sandte Napoleon das hart mitgenommene Corps Oudinot gegen Bülow, der am 28. Mai bei Hoyerswerda mit Uebermacht angegriffen wurde und nach Kalau weichen mußte. Ein zweites Gefecht am 4. Juni bei Luckau endete günstiger, da Oudinot mit bedeutendem Verluste, darunter über 700 Gefangenen, den Rückzug antreten mußte.

Während dieser Kämpfe in den Marken war auch Hamburg, das General Tettenborn mit einer fliegenden Kolonne schon am 18. März besetzt hatte, wieder verloren gegangen. Die Einwohnerschaft der reichen Handelsstadt hatte nicht jene Energie in der Vorbereitung des zu erwartenden Kampfes um ihre Heimat entwickelt, die allein Erfolg versprochen hätte; ihre Geldleistungen blieben weit hinter den Erwartungen zurück, die man nach der ersten aufwallenden Begeisterung beim Einzuge der Truppen hätte hegen dürfen. Trotz der größten Anstrengungen Tettenborns, der von Friedrich Perthes und Ludwig von Heß kräftigst unterstützt wurde, waren kaum 4000 Mann unter die Waffen getreten, und da es an Zeit zur Ausbildung derselben fehlte, konnte man von ihnen nicht Leistungen verlangen, die selbst kriegsgeübten Liniensoldaten kaum zugemutet werden konnten. An diesen fehlte es aber. Tettenborn, Dörnberg, Tschernitscheff und Benkendorf, der Lübeck gewonnen hatte, verfügten fast nur über Kosaken und zusammengeraffte Freiwillige. Außer 400 mecklenburgischen Garden und einem preußischen Füsilierbataillon war an geschulter Infanterie nichts vorhanden. Trotzdem setzten sie über die Elbe, insurgierten die östlichen Landschaften von Hannover und Oldenburg und lieferten am 2. April dem General Morand bei und in Lüneburg ein siegreiches Gefecht, in dem dieser mit 2500 Mann umzingelt und gefangen wurde. Wenige Tage danach erschien jedoch Vandamme, der in Wesel das 1. französische Corps formiert hatte, an der Niederelbe, hielt blutiges Gericht über die Einwohner, die sich an der Befreiung des Landes beteiligt hatten, ließ Beamte und Bürger erschießen, legte unerschwingliche Kontributionen auf und setzte sich gegen Hamburg in Bewegung. Das Kommando über sämtliche französischen Streitkräfte, die zur Wiedereroberung der abtrünnigen Hansestädte vereinigt wurden, führte Marschall Davoust, während Vandamme den Truppen des Generals Wallmoden entgegentrat, die sich die Beunruhigung des gegen Hamburg operierenden feindlichen Corps zur Aufgabe gestellt hatten. Dörnberg und die Lützowsche Freischar gingen bei Dömitz über die Elbe und brachten dem rechten Flügel Vandammes in dem Gefecht an der Göhrde am 12. Mai erhebliche Verluste bei. Die Uebermacht der Franzosen war jedoch so bedeutend, daß sich die Angreifer am rechten Ufer der Elbe nicht halten konnten. Das Schicksal Hamburgs hing jetzt von der Haltung der Dänen ab, die bei Altona standen und genügende Verstärkungen bieten konnten, um Hamburg bis

zum Entsatze durch die Verbündeten zu halten. Dänemark hatte sich nicht abgeneigt gezeigt, der Koalition gegen Napoleon beizutreten, machte dies aber von einem günstigen Ausgange seiner Unterhandlungen mit England abhängig. Diese zerschlugen sich, weil England bereits mit dem Kronprinzen von Schweden zu weit gegangen war und zur Erwerbung von Norwegen durch Schweden seine Zustimmung gegeben hatte. Als noch dazu durch die Nachrichten über Groß-Görschen das Vertrauen in die militärische Kraft der Verbündeten zu schwinden begann, glaubte Dänemark sich nicht für Hamburg zu sehr ereifern und die Rache Napoleons riskieren zu sollen, um so mehr, als die Aussicht doch ziemlich unsicher war, daß die für Hamburg gebrachten Opfer durch ein dauerndes Schutzverhältnis entschädigt werden würden. Die 2000 Dänen, die am 27. April unter General Wegener als Verbündete in Hamburg eingezogen waren, verließen die hartbedrängte Stadt am 19. Mai und stellten sich den Franzosen zur Verfügung. Tettenborn hoffte an den Schweden ausreichenden Ersatz zu finden. Bernadotte, der sich schon während des Krieges in Rußland vom Zaren Norwegen hatte versprechen lassen, hatte auch England dazu bestimmt, ihm diesen Preis für die Teilnahme an dem Kriege gegen Napoleon zuzusprechen. Im Vertrage vom 3. März verpflichtete er sich, mit 30000 Mann an der norddeutschen Küste zu landen, und durch englische Subsidien unterstützt den Krieg gegen Napoleon zu führen; England wurden dagegen Begünstigungen seines Handels eingeräumt. Eine wesentliche Bedingung seiner Teilnahme an dem Kriege zu Gunsten der Verbündeten bestand aber darin, daß er nicht nur seine Schweden kommandieren sollte, sondern daß ihm auch russische und preußische Streitkräfte unterstellt werden würden. Preußen verpflichtete sich am 22. April, das Hülfscorps, dessen Oberbefehl der schwedische Kronprinz übernehmen sollte, auf 27000 Mann zu bringen. Es war dies ein beklagenswerter Schritt der preußischen Regierung, zu dem sie sich durch die Rücksicht auf den Zaren und auf England bestimmen ließ. Schwedens Beitritt zur Koalition hat im ersten Augenblicke vielleicht einen gewissen moralischen Erfolg bedeutet, gestaltete sich in der Ausführung jedoch zu einem Unheil für den Fortgang des Feldzuges und für die spätere Ordnung der deutschen Verhältnisse. Bernadottes Kriegführung hat mehr Hemmung als Förderung der militärischen Operationen hervorgebracht, sie hat namentlich das preußische Kontingent in eine unwürdige Lage versetzt und auf die Stimmung der Truppen in ungünstigster Weise eingewirkt.

Die erste Enttäuschung über die schwedische Hülfe erlebte das deutsche Volk im Feldzuge an der Niederelbe. Als die Dänen Hamburg im Stiche ließen, wandte sich Tettenborn an den schwedischen General Döbeln, der in Mecklenburg stand. Dieser ließ in Anbetracht der Gefahr, in der sich Hamburg befand, ohne seinen Kriegsherrn zu befragen, 2500 Mann dahin abrücken. Diese konnten den hanseatischen Freibataillonen als Stütze dienen und der Bevölkerung Mut und Vertrauen einflößen; mit ihrer Hülfe wurden auch die Fortschritte der Franzosen im Angriffe auf die Stadt einige Tage aufgehalten. Sobald jedoch Bernadotte in Stralsund gelandet war und von dem eigenmächtigen Vorgehen seines Generals Kenntnis erhielt, berief er ihn und seine Truppen sofort zurück und führte dadurch den Fall Hamburgs herbei. Wäre es dem wackeren General

Döbeln gestattet worden, nur noch acht Tage in Hamburg zu verweilen, so wäre es wahrscheinlich gerettet und unermeßlicher Schaden verhütet worden. Am 24. Mai zogen die Schweden ab, am 29. folgte ihnen Tettenborn mit seinen Reitern und mit allen Linientruppen, die er organisiert hatte. Gegen 20000 Franzosen und 15000 Dänen, die nunmehr zum letzten Angriff auf die Stadt bereit waren, konnte er den Kampf nicht aufnehmen. Hamburg wurde zuerst von 5000 Dänen besetzt, dann hielt Davoust mit 30 Bataillonen seinen Einzug und sandte gleichzeitig auch eine Kolonne nach Lübeck, das ebenfalls in seine Gewalt fiel. Die Bürgerschaft mußte eine Kontribution von 48 Millionen Franken bezahlen und das Corps Davoust, das bis auf 40000 Mann vermehrt wurde, erhalten; 10000 Menschen mußten täglich an den Befestigungen arbeiten, die der Marschall anlegen ließ, um einem allfälligen Angriffe der Verbündeten widerstehen zu können; zwölf angesehene Bürger, die sich an der Regierung der befreiten Stadt beteiligt hatten, wurden verbannt und ihrer Güter beraubt, alle andern zu den Schanzarbeiten befohlen, für die bald auch um hohes Geld keine Ersatzmänner zu bekommen waren. Jede Aeußerung der Sympathie für die deutsche Sache war untersagt, ein widerwärtiges Polizeiregiment versetzte die Bevölkerung in fortdauernde Aufregung, da niemand vor standrechtlicher Exekution sicher war.

Der Waffenstillstand von Poischwitz setzte fest, daß die Zustände, die an der Niederelbe am 8. Juni thatsächlich bestehen würden, beibehalten werden müßten. Danach blieben Hamburg und Lübeck im französischen Besitze, unterhalb Hamburg wurde die Elbe die Grenze bis Magdeburg. Von dort lief die Demarkationslinie längs der preußischen Grenze an die Oder und teilte sich an der Mündung der Katzbach in zwei Linien, die quer durch Schlesien an die böhmische Grenze gingen und ein neutrales Gebiet einschlossen, in dem sich auch Breslau befand. Die Festungen Danzig, Modlin, Zamoszk, Stettin und Küstrin wurden durch eine neutrale Zone von der Ausdehnung eines Lieu von den Blockadetruppen getrennt; die Kommandanten der letzteren wurden verpflichtet, für die Verproviantierung der in den Festungen eingeschlossenen Garnisonen angemessen zu sorgen. Alle Truppenbewegungen sollten so eingerichtet werden, daß jede Armee am 12. Juni hinter der ihr gebührenden Linie stehen konnte. Diese Bestimmung wurde von den Franzosen so ausgelegt, daß verbündete Truppen, die nach dem 12. Juni noch am linken Elbeufer angetroffen wurden, feindlich behandelt werden durften. Dies widerfuhr dem kühnen Parteigänger Rittmeister v. Colomb und der Lützowschen Reiterschar, die vom Waffenstillstand in einer Situation überrascht wurden, in der sie die Bedingungen desselben nicht mehr erfüllen konnten. Colomb hatte mit einer einzigen Eskadron, die sich durch Freiwillige vermehrt hatte, im Rücken der französischen Armee wertvolle Proviantkolonnen und einen Artilleriepark von 24 Geschützen weggenommen; Lützow ging von Stendal aus gegen den Harz vor, beunruhigte die Umgebung von Erfurt und kam in die Gegend von Jena und Naumburg, wo er zufällig mit Colomb zusammentraf. Sie hatten eben einen Zug ins Bayreuthische verabredet, wo sie abermals einen Transport von Geschützen und Munition aufzuheben gedachten, als sie die Nachricht von dem Abschlusse des Waffenstillstandes erhielten. Sie trennten sich darauf und Colomb gelang es, obwohl ihm

3 Eskadronen westfälischer Husaren nachsetzten, seine wackere Schar glücklich über die Elbe zurückzubringen. Die Lützower aber, die durch einen sächsischen Lieutenant, nachdem sie alle Feindseligkeiten eingestellt hatten, von Plauen durch Sachsen über die Elbe geleitet werden sollten, wurden am 17. Juni bei Kitzen auf Befehl des Kommandanten von Leipzig, des Marschalls Arrighi, Herzogs von Padua, von mehreren, im Ganzen 5000 Mann starken Kolonnen überfallen, wobei sich besonders württembergische Kavallerie unter General Normann durch Wortbruch und schändliche Hinterlist gegen die eigenen Landsleute hervorthat. Das ganze Reitercorps wurde zersprengt. Lützow und etwa 100 seiner berittenen Jäger entkamen, 300 aber wurden gefangen nach Leipzig gebracht. Theodor Körner blieb schwer verwundet auf dem Kampfplatze, wurde jedoch durch einen braven Taglöhner gerettet, von einem Freunde aufgenommen und nach Heilung seiner Wunden über das Erzgebirge nach Karlsbad geschafft, wo er sich bald so weit erholte, um nach Ablauf des Waffenstillstandes seinen Dienst wieder aufnehmen zu können. Von den gefangenen Lützowern wurden in Leipzig viele von den Einwohnern heimlich befreit, worüber Napoleon, der die Freiwilligen für „brigands“ erklärt hatte, so sehr in Zorn geriet, daß er die wohlhabenden Bürger der Stadt brandschatzen, alle Vorräte an Wein, Branntwein und Reis versiegeln ließ und die strengsten Strafen gegen diejenigen verhängte, die sich einer Abneigung gegen französische oder mit Frankreich verbündete Truppen verdächtig machen würden. Die Gefangenen wurden unter Mißhandlungen und Entbehrungen nach Savoyen geführt, wo sie bis zur Einnahme von Paris unter der unwürdigsten Behandlung schmachteten.

Oesterreich hat sich der Aufgabe, die es sich durch die Uebernahme der Vermittlerrolle gestellt hatte, während des Krieges in Sachsen und der Lausitz mit allem Eifer hingegeben. Graf Metternich hatte das Programm der Vermittlung dadurch angedeutet, daß er ein Maximum und ein Minimum der Ansprüche festsetzte, die man Napoleon gegenüber geltend machen könne.[1]) Das Maximum hat durch die Aufstellung des Minimums seine Bedeutung eingebüßt, denn es bewegte sich nach Metternichs eigener Meinung nur im Bereiche frommer Wünsche, deren Erfüllung er Napoleon selbst nicht zumutete. Das Minimum verlangte für Oesterreich erstens Wiedererlangung der Illyrischen Provinzen mit Einschluß Dalmatiens, zweitens Aufhören des Herzogtums Warschau, drittens eine neue Grenze gegen Baiern; für die übrigen Mächte erstens Rückgabe von Südpreußen an Preußen, zweitens Verzicht des Kaisers der Franzosen auf seine überrheinischen Departements, drittens Verzicht auf den Rheinbund wenigstens zum Teil oder mit Abänderungen. Zur Vertretung dieses Programmes war Graf Stadion ins Hauptquartier der Verbündeten, Graf Bubna zum Kaiser Napoleon abgegangen. Bubna erhielt den Auftrag, Napoleon auch den Verzicht auf das Protektorat über den Rheinbund zu empfehlen, „weil die Unabhängigkeit der zwischen Frankreich und Rußland liegenden Länder die beste Grundlage für die Ruhe der Großmächte sein würde“. Sollte der Graf mit seinen Vorstel-

[1]) Oncken a. a. O.

lungen den gewünschten Eindruck nicht machen, „so dürfe er dem Kaiser keinen Zweifel daran lassen, daß sich Oesterreich im vollständigsten Bewußtsein seiner Pflichten mit Bedauern genötigt sehen würde, die Sache, die es führe, mit Gewalt der Waffen zu verteidigen, vertrauend auf die Gerechtigkeit dieser Sache, auf die Stütze seines tapferen Heeres und die Liebe seiner Völker".

Napoleons Aufregung über das Auftreten Oesterreichs, das in seinen Augen als Treulosigkeit erschien, äußerte sich in einem fünfstündigen Gespräche mit dem Grafen Bubna, in welchem er unter einer Flut von Vorwürfen gegen die österreichische Politik die Versicherung abgab, daß er nichts abtreten werde, was verfassungsmäßig mit Frankreich zusammenhänge. Er könne Oesterreich sofort den Krieg machen, denn der Zar Alexander lasse sich durch Polen abfinden, und wenn er mit diesem Frieden geschlossen, besitze er die Mittel, um Oesterreich zu zermalmen. Aber er wolle es nicht thun, weil ihm das Schicksal des Königs von Rom am Herzen liege. Er wolle Frankreich das österreichische Blut nicht verhaßt machen. Das Ende des stürmischen Ergusses war die Zusage, einen Friedenskongreß zu beschicken, mit oder ohne England. Bubna überbrachte dieselbe am 21. Mai nach Wien, gab dabei aber seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß Napoleons Mißtrauen gegen Oesterreich aufs höchste gestiegen sei; es werde für dieses nur die Wahl zwischen einem vollständigen Bruch oder einem vollständigen Bündnis mit Frankreich übrig bleiben.

Graf Stadion hatte mittlerweile vom russischen Minister Grafen Nesselrode die Bedingungen in Erfahrung gebracht, die Rußland durch einen Friedensschluß zu erreichen wünschte, nämlich erstens Wiederherstellung Oesterreichs in dem Umfange von Macht, Gebiet und Bevölkerung vor 1805, zweitens Wiederaufbau Preußens in den Verhältnissen, in welchen es sich vor 1806 befand, drittens Auflösung des Rheinbundes, Unabhängigkeit Deutschlands und Rückgabe der in Norddeutschland einverleibten Provinzen, viertens Aufhören des Herzogtums Warschau unter Namen und Formen seiner gegenwärtigen Verfassung, fünftens Trennung Hollands von Frankreich, sechstens Wiederherstellung der alten Dynastie in Spanien, siebentens Befreiung Italiens in allen seinen Teilen von Regierung und Einfluß Frankreichs. Dieses Programm ging weit über das Maximum Metternichs hinaus, das dieser nicht einmal ernst gemeint hat. Sieht man von den Forderungen ab, die sich auf die nichtdeutschen Länder beziehen, so bleibt namentlich die Erklärung der Unabhängigkeit Deutschlands und die Auflösung des Rheinbundes beachtenswert, die Metternich nur „zum Teil oder mit Abänderungen" zu verlangen vorhatte. Für die Gesamtheit dieser Forderungen könne sich Oesterreich nicht schlagen, hat er zu Hardenberg in Wien geäußert; daß Oesterreich aber die Waffen werde ergreifen müssen, wurde ihm allmählich zur Gewißheit. Die Nachricht von der Schlacht bei Bautzen machte ihn um das weitere Verhalten der Verbündeten besorgt; er bewog daher den Kaiser Franz, sich in die Nähe des Kriegsschauplatzes zu begeben, um in allfällige Verhandlungen der Verbündeten mit Napoleon sofort eingreifen zu können. Nichts konnte ihm in diesem Augenblicke gefährlicher erscheinen, als ein einseitiger Friedensschluß in Deutschland ohne Beiziehung Oesterreichs. Der Kaiser und Metternich nahmen am 3. Juni ihre Wohnung im Schlosse des Fürsten Trauttmansdorff

in Gitschin. Dort erfuhren sie zu ihrer größten Befriedigung, daß durch Vermittelung des Grafen Stadion der Waffenstillstand zum Abschluß gebracht worden war. „Mehr als alles würde unseren Interessen der Abschluß des Waffenstillstandes dienen," schrieb Metternich einen Tag vorher an Stadion. „Sollte er geschlossen werden, so wollen Sie Ihr Möglichstes thun, damit man sich, wie bisher schon geschehen, immer auf uns und unsere Vermittelung beziehe." Auch die lange Dauer des Waffenstillstandes — bis zum 20., einschließlich der sechstägigen Kündigungsfrist bis zum 26. Juli — entsprach den Wünschen Oesterreichs ebenso wie denen Napoleons. Dieser hatte zuerst verlangt, daß sich der Waffenstillstand nach dem Gange der Friedensverhandlungen richten, also ganz von seinen Entschlüssen abhängen solle, später wollte er ihn bis zum 1. September ausgedehnt haben; er opferte Breslau, um wenigstens die sechs Wochen zu erhalten, die er gebraucht hat. „Die Gründe meines Entschlusses sind: mein Mangel an Reiterei, der mich hindert, große Schläge zu thun, und die feindselige Haltung Oesterreichs" äußerte er gegen den Kriegsminister Clarke am 2. Juni; später, in St. Helena, hat er sich und der Welt vorspiegeln wollen, daß er durch die Annahme des Waffenstillstandes den größten Fehler begangen und sein späteres Unglück herbeigeführt habe. General Toll hat in einer Denkschrift vom 16. August 1813 dieselbe Ansicht auch schon ausgesprochen, er hat behauptet, daß ein neuer Angriff der Franzosen nach der Schlacht bei Bautzen die Verbündeten auf Neisse oder Glatz zurückgeworfen hätte, wenn sie nicht freiwillig ganz Schlesien aufgegeben hätten und über die Oder zurückgegangen wären. Napoleon habe auch noch den Fehler begangen, „einen so großen Wert auf den Punkt Hamburg zu setzen und den ganzen Heerteil Davousts dort zu lassen. Dieser, verstärkt durch alles, was man aus Magdeburg ziehen konnte, mußte die Richtung auf Berlin erhalten, Oudinot dagegen die Armee Napoleons verstärken, welche die Verbündeten lebhaft gegen die Weichsel hin verfolgen und Danzig entsetzen mußte, was allein ihr eine Verstärkung von 25—30000 Mann alter Soldaten verschafft hätte. In dieser Stellung 150000 Mann stark, mußte sich Napoleon zum Frieden erbieten, der ihm gewiß auf die vorteilhaftesten Bedingungen gewährt worden wäre." Alles das hätte Napoleon höchst wahrscheinlich auch angestrebt, wenn er Oesterreichs sicher gewesen wäre, wenn er nicht gewußt hätte, daß sich die Armee des bewaffneten Friedensvermittlers von Tag zu Tag vermehrte, und daß sie aus dem bastionartig nach Mitteleuropa hineinragenden sudetischen Terrainsystem jeden Augenblick in seine Flanke, in seinen Rücken stoßen könnte. Sollte er nach Berlin und Danzig marschieren und mittlerweile Dresden und Erfurt von den Oesterreichern besetzen lassen, die ihm alle Nachschübe aus Frankreich abfangen und jede weitere Verstärkung seiner Hauptmacht verhindern konnten? Nicht die Zahl des österreichischen Heeres, das im Juni noch kaum 70000 Mann erreichte, sondern die außerordentlich günstige strategische Stellung desselben in Böhmen hat ihm eine so große Bedeutung gegeben. Zu wessen Gunsten es seine Kräfte in Verwendung brachte, der hatte den endlichen Erfolg in sicherer Aussicht.[1]) Ruß-

[1]) Erzherzog Johann hat den Abschluß des Waffenstillstandes für Napoleon sehr günstig erachtet. „Je weiter Napoleon vordrang, desto schwächer wäre er geworden, dann hätte man leichteres Spiel und er keinen Rückzug mehr" (Tagebuch 12. Juni 1813).

land und das kleine Preußen hatten alles geleistet, was man ihnen zuzumuten berechtigt war, sie hatten die Reste der großen Armee bis an den Thüringerwald zurückgedrängt, sie hatten eine Macht entfaltet, an die sich alle Deutschen anschließen konnten, die der französischen Gewaltherrschaft sich zu entziehen gewillt waren. Deutschland hat sich aber nicht erhoben, die Könige von Baiern, Sachsen und Württemberg, der Großherzog von Baden und was es sonst noch an deutschen Fürsten im Rheinbunde gab, haben im Gegenteil ihre nationale Aufgabe darin gesehen, für die Erhaltung des französischen Protektorates neuerdings das Schwert zu ergreifen und damit Preußen zu bekämpfen. Daß aber dieses Königreich von fünf Millionen Einwohnern mit der den Größenverhältnissen wenig entsprechenden Macht, die Rußland bis jetzt zu bieten vermochte, nicht gegen die Streitkräfte von Frankreich, Italien und zwei Dritteilen Deutschlands aufkommen konnte, darf wohl niemanden verwundern. Die Entscheidung war in die Hand Oesterreichs gegeben. Wie sie aber ausfallen mußte, das war nicht besonders schwierig zu ermessen. Trat das Haus Habsburg auf die Seite des Eroberers, der ihm die Kaisertochter als Tribut abgefordert hatte, so konnte es wohl von der Gnade des Siegers einige Beutestücke erwarten, mit seiner politischen Unabhängigkeit war es aber für immer dahin, es ordnete sich in die Reihen der Vasallen des neuen Imperators ein, es blieb in der Stellung, die ihm in Dresden nicht undeutlich vorgezeichnet worden war. Es ist möglich, daß sich Kaiser Franz mit der Rolle des hochgeehrten und freundlich ins Vertrauen des mächtigen Sohnes gezogenen Schwiegervaters bereits vertraut gemacht, daß er sich sogar der trügerischen Hoffnung hingegeben hat, durch seine Tochter und den Enkel allmählich den Einfluß wieder gewinnen zu können, dessen er zur Wahrung seiner Interessen innerhalb der allgemeinen europäischen Fragen bedurfte, sein Minister hat daran nicht geglaubt, Graf Metternich wußte sehr genau, daß die Stellung, die das habsburgische Kaisertum für sich beanspruchte, nicht zu erreichen war, so lange der Hochmut des politischen Emporkömmlings, der sich zum Kaiser von Europa auserſehen wähnte, nicht gebrochen sei. Da das bis jetzt trotz des Unglücks in Rußland nicht geschehen war, mußte Oesterreich selbst dazu mitwirken. Seine Unabhängigkeit konnte es nur an der Seite der Verbündeten erkämpfen, und mit ihr mußte Macht und Einfluß von selbst wieder kommen. Nichts war für Oesterreich gefährlicher, als wenn Rußland und Preußen ohne Oesterreich mit Frankreich Frieden schlossen, wenn Zar Alexander den Lockungen des Genossen von Tilsit neuerdings Gehör gab; dann war Oesterreich der Rache des beleidigten Gönners preisgegeben, die bereits in mehr als einem leidenschaftlichen Ausbruche angedroht worden war.

Graf Metternich, der in jener denkwürdigen Krise als der Träger der habsburgischen Politik erscheint, die von den Brüdern des Kaisers vergebens vertreten worden war, hatte manche Schwierigkeiten zu überwinden, ehe er sie durchzusetzen vermochte. Außer dem Fürsten Schwarzenberg verlangten die meisten höheren militärischen Führer nach Erhaltung des Friedens, ihre Aeußerungen machten den ohnehin sehr verschüchterten Kaiser noch ängstlicher; sein Minister mußte ihm mindestens die Möglichkeit offenhalten, ohne Krieg befriedigende Vereinbarungen mit dem Schwiegersohne treffen zu können. Er suchte daher die

Verbündeten zur Aufstellung möglichst gemäßigter Bedingungen zu bewegen. Folgende vier Punkte wurden auch von Oesterreich als unerläßliche Forderungen bezeichnet: erstens die Auflösung des Herzogtums Warschau, zweitens die Vergrößerung Preußens infolge dieser Auflösung, die Rückgabe von Danzig samt seinem Gebiet, drittens die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Oesterreich, viertens die Wiederherstellung der Hansestädte, zum mindesten Hamburgs und Lübecks und ein wenigstens eventuelles und mit dem allgemeinen Frieden verbundenes Abkommen über Aufhebung der übrigen Teile der 32. Militärdivision (Oldenburg, Bremen). Zwei andere Punkte versprach Oesterreich „mit Wärme zu unterstützen", nämlich fünftens den Verzicht (Frankreichs) auf das Protektorat über den Rheinbund und die Auflösung dieses Bundes, sechstens den Wiederaufbau Preußens in einem größeren Maßstabe, als oben ausgedrückt ist, indem es so sehr als möglich seiner Gebietsausdehnung vor 1805 angenähert wird. In einer Unterredung mit dem Zaren und in Verhandlungen mit Nesselrode und Wilhelm v. Humboldt brachte es Metternich dahin, daß Rußland und Preußen sich herbeiließen, dieses österreichische Programm, das mit dem Namen der Reichenbacher Konvention vom 27. Juni bezeichnet wird, den Friedensverhandlungen, die auf einem Kongresse gepflogen werden sollten, zu Grunde zu legen. Die Gleichstellung der Punkte fünf und sechs mit den ersten vier Punkten erklärte er bei seinem Kaiser nicht durchsetzen zu können. Der Kongreß sollte nur einen Präliminarfrieden anstreben, an dessen Abschluß sich erst die Verhandlungen über einen allgemeinen europäischen Frieden anzuschließen hätten. Die Verbündeten behielten sich vor, auf dem Kongresse auch die Punkte fünf und sechs zu vertreten und ihre endliche Entscheidung von dem Verhalten Napoleons zu denselben abhängig zu machen. Die Einigung mit Oesterreich auf dieser so ungemein schwankenden Grundlage, die zu einer dauernden Befriedigung der beteiligten Mächte niemals führen konnte, war nur aus der sich immer mehr verbreitenden Ueberzeugung entsprungen, daß Napoleon überhaupt den Frieden nicht wolle, so lange er sein militärisches Uebergewicht über seine Gegner nicht glänzend erwiesen habe, daß also Oesterreich gezwungen sein werde, an dem Kriege gegen ihn teilzunehmen. Auf andere Weise war es überhaupt nicht zu rechtfertigen, daß Oesterreich in die vier Punkte die Eroberung für Illyrien für sich selbst aufgenommen hatte. Diese konnte sich doch nicht als die Frucht eines Krieges darstellen, der ausschließlich nur von Preußen und Rußland geführt worden war.

Die außerordentliche Nachgiebigkeit der Verbündeten ermöglichte es, Napoleon den Vorschlag zur Beschickung des Kongresses zu machen, den Kaiser Franz für notwendig hielt; die Zustimmung des ersteren erreichte Metternich in jener berühmt gewordenen Unterredung zu Dresden, zu der er von Napoleon selbst eingeladen worden war. Er hat zwei Berichte darüber geschrieben, den ersten, kurzen, dienstlichen am 26. Juni an den Kaiser, einen zweiten, weit ausführlicheren in der „autobiographischen Denkschrift", die er im Jahre 1844 in seinem Hausarchive hinterlegt hat. In diese hatte Thiers Einsicht nehmen können. Helfert hat den Bericht im französischen Wortlaute als Beilage seines Werkes über Marie Louise abgedruckt, in die „Nachgelassenen Papiere" des

Staatskanzlers ist er in deutscher Sprache aufgenommen worden. Er steht im offenen Gegensatze zu einem anderen Berichte, der lange Zeit als authentisch gegolten hat und deshalb zahlreichen Darstellungen zu Grunde gelegt wurde, zu dem „Manuscrit de 1813 pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon", herausgegeben von dessen Kabinettsekretär Baron Fain. Bei der Unterredung war außer den beiden beteiligten Personen niemand zugegen, im Vorzimmer des Marcolinischen Palastes, in dem sie stattfand, hörte man einzelne Worte, jedoch immer nur dann, wenn Napoleon seine Stimme zu zornigem Geschrei erhob; was Fain aufgezeichnet hat, kann nur aus nachträglichen Mitteilungen des Kaisers hervorgegangen sein. Die Fälschung, die sie enthalten, hat den Zweck verfolgt, Oesterreichs Anträge als unannehmbar darzustellen, um den Widerstand Napoleons gegen dieselben zu begründen. Metternich soll nicht nur Illyrien, sondern auch halb Italien und Polen für Oesterreich, die Rückkehr des Papstes nach Rom, die Aufopferung Spaniens, Hollands, des Rheinbundes und der Schweiz verlangt, um diesen Preis sogar ein neues Bündnis mit Frankreich angeboten haben. Darauf hin konnte Napoleon freilich entrüstet ausrufen: „Mit einem Worte, der Friede ist nur ein Vorwand; ihr alle wollt die Zertrümmerung des französischen Reiches. Und solchen Vorschlag heißt mein Schwiegervater gut!"

Die „Vorschläge des Schwiegervaters" sind seither in ihrer vollen Bescheidenheit bekannt geworden. Metternich ist über seine vier Punkte nicht hinausgegangen, er hat es überhaupt abgelehnt, sich über die Friedensbedingungen zu verbreiten, sondern nur die Zustimmung des Kaisers zur Beschickung des Kongresses erbeten. „Der Kaiser antwortete mir," heißt es in der Depesche, die unmittelbar nach der Unterredung nach Gitschin abgegangen ist, „er sei bereit, Frieden zu machen; aber lieber werde er untergehen, als einen entehrenden Frieden schließen. Ich erwiderte ihm, entehrende Vorschläge würden niemals in die Berechnungen des Kaisers Franz Eingang finden. Wohlan, was verstehen Sie unter Frieden, unterbrach mich der Kaiser, welches sind Ihre Bedingungen? Wollen Sie mich plündern? Wollen Sie Italien, Brabant, Lothringen? Ich werde nicht einen Zoll Erde abtreten, ich schließe Frieden auf dem Status quo ante bellum. Ich werde sogar einen Teil des Herzogtums Warschau an Rußland geben, euch werde ich nichts geben, denn ihr habt mich nicht geschlagen; auch an Preußen gebe ich nichts, weil es mich verraten hat. Wenn ihr West-Galizien wollt, wenn Preußen einen Teil seiner alten Besitzungen will, so kann sich das machen, aber gegen Entschädigungen. Alsdann müßt ihr meine Verbündeten entschädigen. Illyrien zu erobern, hat mir 300 000 Mann gekostet; wollt ihr es haben, so müßt ihr eine gleiche Anzahl Menschen verausgaben." Es war für den Grafen Metternich vollkommen genügend, seinem Kaiser dies Resultat der Unterredung berichten zu können. Napoleon hat nicht nur seinem Schwiegervater kein anständiges Angebot zur Wahrung der beiderseitigen Interessen gemacht, er hat dem Frieden überhaupt gar kein Opfer bringen, auf die Herrschaft über Europa nicht verzichten wollen. Für den vielerfahrenen Diplomaten, der sich so viel Kenntnis einzelner Individuen erworben hatte, so wenig er die Völker kannte, brachte dies Verhalten des Emporkömmlings keine Ueberraschung; er hatte es vorausgesagt und längst gewußt,

daß die Waffen die Entscheidung bringen mußten. Kaiser Franz aber erwartete ebenso bestimmt, daß sein Schwiegersohn nachgeben und sich zu maßvollen Friedensbedingungen geneigt finden lassen werde, als Napoleon daran festhielt, der Schwiegervater suche wohl aus den Verhältnissen Nutzen zu ziehen, er werde ihm jedoch gewiß den Krieg nicht erklären.

Die späteren Aufzeichnungen Metternichs gehen über diese knappe Inhaltsangabe weit hinaus, sie tragen die Spuren der gesteigerten Selbstbewunderung des Verfassers an sich, der einige Aeußerungen gethan haben will, die man ihm doch nicht zumuten kann. Wir wollen es ihm gerne glauben, daß er von 250000 Mann gesprochen hat, die Oesterreich in Böhmen aufgestellt habe, worauf Napoleon eine ganze Stunde darauf verwandte, ihm nachzuweisen, daß es kaum 75000 Mann sein könnten; auch daß er die französische Armee eine „antizipierte Generation" genannt und den Kaiser gefragt habe, woher er neue Truppen nehmen wolle, wenn auch die jetzige jugendliche Armee dahingerafft sei, klingt ganz annehmbar; gegen Ende nimmt die im Eingange noch ziemlich nüchterne Darstellnng jedoch immer mehr komödiantischen Charakter an: „Sie sind nicht Soldat," fuhr er mich an, „und wissen nicht, was in der Seele eines Soldaten vorgeht. Ich bin im Felde aufgewachsen, und ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen." Mit diesem Ausruf warf er den Hut, welchen er bisher in der Hand gehalten, in die Ecke des Zimmers. Ich blieb ganz ruhig, stützte mich an die Ecke eines Konsols zwischen den zwei Fenstern, und sagte, tief bewegt von dem, was ich soeben gehört: „Warum aber haben Sie mich gewählt, um nur zwischen vier Wänden das zu sagen, was Sie eben ausgesprochen; öffnen wir die Thüren und mögen Ihre Worte von einem Ende Frankreichs bis zum anderen ertönen. Nicht die Sache, die ich vor Ihnen vertrete, wird dabei verlieren." Napoleon faßte sich, und mit ruhigerem Tone sagte er mir folgende Worte, nicht minder merkwürdig als die vorigen: „Die Franzosen können sich nicht über mich beklagen, um sie zu schonen, habe ich die Deutschen und die Polen geopfert. Ich habe in dem Feldzuge von Moskau 300000 Mann verloren, es waren nicht mehr als 30000 Franzosen darunter." — „Sie vergessen, Sire," rief ich aus, „daß Sie zu einem Deutschen sprechen." — Napoleon ging wieder mit mir im Zimmer auf und ab, beim zweiten Gang hob er den am Boden liegenden Hut auf. Sofort kam er nochmals auf seine Heirat zu sprechen. „So habe ich denn," hub er an, „einen recht dummen Streich gemacht, eine Erzherzogin von Oesterreich zu heiraten." — „Nachdem Eure Majestät meine Meinung wissen wollen," erwiderte ich, „so will ich offen und frei sagen, Napoleon der Eroberer (conquérant) hat einen Fehler begangen." — „Der Kaiser Franz will also seine Tochter entthronen?" — „Der Kaiser," versetzte ich, „kennt nur seine Pflichten, und die wird er erfüllen. Was auch immer das Los seiner Tochter sein möge, Kaiser Franz ist vor allem Monarch und das Interesse seines Volkes wird immer die erste Stelle in seinen Berechnungen einnehmen." — „Ja wohl," unterbrach mich hier Napoleon, „was Sie da sagen, befremdet mich nicht, alles bestätigt meine Ansicht, daß ich da einen unverzeihlichen Fehler begangen habe. Indem ich eine Erzherzogin heiratete, habe ich das Neue mit dem Alten verschmelzen

wollen, die gotischen Vorurteile mit den Institutionen meines Jahrhunderts, ich habe mich getäuscht und ich empfinde heute die Größe meines Irrtums. Es kann mir den Thron kosten, aber ich werde die Welt unter seinen Trümmern begraben." — Die Unterredung, begonnen um 11 1/4 Uhr vormittags, hatte sich bis 8 1/2 Uhr abends hingezogen. Es war schon volle Nacht, niemand hat sich in das Kabinett hineingewagt. Nicht ein einziger Augenblick des Stillschweigens unterbrach diese lebhaften Erörterungen, in welchen ich sechs Momente zählen kann, wo meine Worte ganz das Gewicht einer förmlichen Kriegserklärung hatten. Als mich Napoleon entließ, war der Ton seiner Rede ruhig und milde geworden. Ich konnte nicht mehr die Züge seines Gesichts unterscheiden. Er begleitete mich bis an die Thür des Dienstsalons. Die Hand auf die Klinke des Thürflügels legend, sagte er mir: „Wir sehen uns doch wieder?" — „Zu Befehl, Majestät," war meine Antwort, „aber ich habe keine Hoffnung, den Zweck meiner Mission zu erreichen." — „Nun wohl," entgegnete Napoleon, indem er mir auf die Schulter klopfte, „wissen Sie, was geschehen wird? Sie werden mir nicht den Krieg machen." — „Sie sind verloren, Sire," rief ich lebhaft aus, „ich hatte ein Vorgefühl davon beim Kommen, jetzt beim Gehen habe ich die Gewißheit." Dem Marschall Berthier behauptet Metternich auf die Frage, ob er mit dem Kaiser zufrieden gewesen sei, geantwortet zu haben: „Ja, er hat mir vollen Aufschluß gewährt, mit dem Mann ist's aus."

Es mußte zum Kriege kommen. Kaiser Franz konnte ihm nicht ausweichen, ohne sich nach zwei Seiten hin jeden Anschluß zu verderben. Mit Napoleon zu gehen, machte ihm dieser selbst unmöglich; er versagte jedes Entgegenkommen, jedes Anerbieten, das man hätte vertreten können, von dem man eine Verbesserung der eigenen Lage erwarten durfte. Es blieb nichts übrig als das Bündnis mit Preußen und Rußland, der Kampf einer neuen Koalition gegen den Eroberer, der jede vernünftige Erwägung von sich wies und Europa zu seinen Füßen sehen wollte. Graf Metternich hat dem Kongreß, für den er thätig sein mußte, keine Bedeutung mehr beigelegt, viel wichtiger war ihm die Verlängerung des Waffenstillstandes, denn er wußte, daß Oesterreich noch mindestens drei Wochen brauchte, um eine Armee aufstellen zu können, die in dem kommenden Feldzuge ins Gewicht fiel. Er schloß daher, nachdem am 29. Juni der Bündnisvertrag zwischen Oesterreich und Frankreich vom 14. März 1812 förmlich aufgehoben worden war, am 30. Juni folgende Konvention mit Napoleon: 1. Der Kaiser der Franzosen nimmt die bewaffnete Mediation des Kaisers von Oesterreich an. 2. Die Bevollmächtigten der im Krieg stehenden Mächte werden mit dem des meditierenden Hofes am 10. Juli zu Prag in Konferenz treten. 3. Der 10. August wird als der letzte Tag der Unterhandlung festgestellt. 4. Bis zu diesem Tage bleiben alle kriegerischen Operationen eingestellt. Um den Verbündeten die Annahme der Verlängerung des Waffenstillstandes zu ermöglichen, mußte Napoleon noch zugestehen, daß die preußischen und russischen Streitkräfte in Schlesien von österreichischer Seite mit Lebensmitteln versorgt werden. Trotzdem kostete es dem österreichischen Minister keine geringe Anstrengung, den verbündeten Monarchen ihre Zustimmung zur Konvention abzuringen, in der sie eine Verletzung der Abmachungen von Reichenbach finden

mußten. Nur der Hinweis auf die dringenden Kriegsvorbereitungen Oesterreichs, das auch von Illyrien und möglicherweise von Baiern aus angegriffen werden könne, vermochte beim Zaren den Verdacht zu unterdrücken, daß Oesterreich ein unredliches Spiel mit ihnen vorhabe.

Kaiser Franz hatte übrigens doch schon zugelassen, daß sich Fürst Schwarzenberg in Beratungen über den Plan zu einem gemeinsamen Feldzuge mit den Verbündeten einlasse. Der Mann, der vor allen berufen gewesen wäre, diese Beratungen zu leiten und mit der Fülle seiner Ideen zu durchdringen, konnte diese Aufgabe leider nicht mehr erfüllen, so sehr er auch danach verlangte: Scharnhorst rang mit dem Tode. Er hatte ungeachtet seiner Verwundung schon am 8. Mai die Reise nach Wien angetreten, um Oesterreichs Anschluß an die Verbündeten zu betreiben und sie über die militärischen Machtmittel derselben aufzuklären. Am 20. erreichte ihn bereits auf niederösterreichischem Boden die Aufforderung Metternichs, seine Mission in Prag anzubringen, wohin ihm Fürst Schwarzenberg mit seinem Generalstabschef Radetzky schon vorausgegangen war. Auf der Rückfahrt verschlechterte sich sein Zustand infolge Vernachlässigung der Wunde immer mehr, trotzdem gestattete er sich nicht die Ruhe, die ihn allein hätte retten können. Am 31. Mai war er in Prag und hat von dem Schmerzenslager aus, das er nicht mehr verließ, auf die Entschlüsse der österreichischen Generale Einfluß zu nehmen gesucht. Einer seiner Getreuen, Oberstlieutenant Grolmann, führte in seinem Geiste, mit seinem Rate die Verhandlungen, aus denen Scharnhorst die Gewißheit entnehmen durfte, daß Oesterreich bald mit den Verbündeten gegen den Unterdrücker Europas im Felde stehen werde. Noch war er voll Hoffnung, beim Wiederausbruch des Krieges unter den ersten Streitern sein zu können, als sein Schicksal schon entschieden war. Ohne Erfolg wurden zwei Operationen an ihm ausgeführt; am 28. Juni starb er. Es gibt unter den Helden der Befreiungskriege keine edlere, keine verehrungswürdigere Gestalt als die seine, unter den Patrioten keinen, der größerer Aufopferung und Selbstverleugnung fähig war, unter den Heerführern keinen fähigeren, keinen, der ihn an Begeisterung und Unermüdlichkeit übertroffen hätte. Er ist der Ahnherr der großen Paladine des neuen Reiches.

Die politische Stellung, die Oesterreich durch die Kunst seines leitenden Staatsmannes und durch die Verhältnisse bei Scharnhorsts Tode bereits einnahm, brachte es mit sich, daß die führende Rolle im Kriegsrate seinen Generalen zukam. Unter diesen fand sich einer, der dem Geiste Scharnhorsts nicht ferne stand und den Krieg von Gesichtspunkten betrachtet hat, die von dem großen Organisator des ersten deutschen Volksheeres in die Kriegswissenschaft eingeführt worden waren: Graf Joseph Radetzky. Obwohl noch im kräftigsten Mannesalter (geb. 1766), durfte er sich doch zu den erfahrensten Offizieren des kaiserlichen Heeres rechnen; er hatte unter Lascy und Laudon, Wurmser und Melas gedient und das höchste Vertrauen des Erzherzogs Karl erworben; als kühner Reiterführer hatte er sich ebenso hervorgethan, wie als Generaladjutant und Leiter größerer Bewegungen, die kurz zugemessene Friedenszeit hatte er zu theoretischen Studien und zur Ausarbeitung militärisch-politischer Denkschriften benützt. Schon in den ersten Monaten des neuen Kriegsjahres war er mit

Vorschlägen für die Mobilisierung der österreichischen Armee hervorgetreten, im März hatte er einen gemeinsamen Operationsplan für die Gegner Frankreichs, zu welchen er auch Oesterreich rechnete, skizziert, der für die russisch-preußische Armee, ähnlich wie Scharnhorst, die Aufmarschlinie Erfurt-Bamberg, für Oesterreich den Vormarsch im Donauthale annahm; im Mai arbeitete er für den Fürsten Schwarzenberg, der zum Befehlshaber der Observationsarmee in Böhmen ernannt war, zwei Memoires aus: „Ueber die Aufstellung und Bedürfnisse der Observationsarmee in Böhmen" und „Ueber den Zweck der Operationen und deren mutmaßlichen Gang, sowie die anzuwendenden Mittel". Dies letztere, vom 10. Mai datiert, sieht das Ergebnis der Schlacht von Bautzen voraus, nimmt jedoch an, daß die russisch-preußische Macht, wenn „besonnene Klugheit ihre Bewegungen leitet", sich bis halben Juni an der Oder werde halten können. Tritt dann Oesterreich in den Kampf ein, so werde Napoleon seine Hauptmacht gegen dieses wenden. „Wenn unter den obwaltenden Umständen mit Glaubwürdigkeit anzunehmen wäre, daß in den wechselseitigen Operationen aller gegen Frankreich fechtenden Heere eine Einheit des Willens und Wirkens bestände, so möchte allerdings die auf 120000 Mann festgesetzte Armeestärke für den gemeinsamen operativen Zweck ausreichen. Da jedoch dies nicht vorauszusehen ist und die bis zur Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich noch weiter geschwächten Alliierten sich der feindlichen Macht gegenüber nicht werden behaupten können, so entspringt daraus die gebieterische Notwendigkeit, mit aller Anstrengung der Gesamtkräfte unsererseits dem feindlichen Andringen zu widerstehen und die Bemühungen der Verbündeten bloß als accessorischen Nutzen und als Erleichterung für unsre eigenen Operationen anzusehen." In einem dritten Exposé über den Waffenstillstand und dessen Folgen, das vom 16. Juni datiert ist, geht Radetzky auf die zu erwartende Richtung der französischen Operationen noch näher ein und entwickelt seine Ansicht, wie derselben erfolgreich begegnet werden könne: „Was die Organisation und Stärke der Armee betrifft, kann nicht oft genug wiederholt werden, daß Napoleon während des Waffenstillstandes Zeit und Mittel finden wird, sein Heer auf wenigstens 230000—250000 Mann zu bringen. Nimmt nun Oesterreich am Krieg gegen Frankreich teil, so ist mit Zuversicht anzunehmen, daß Napoleon etwa 50—60000 Mann den Alliierten entgegenstellen, mit 150—180000 Mann aber sich gegen uns wenden wird. Nun kann, diesen Fall angenommen, der nächste Kriegszweck Oesterreichs gegen Frankreich wohl nur dahin gehen, die ihm entgegenstehende feindliche Macht zu schlagen. Es bleibt somit ein Hauptzweck des gemeinsamen Operationsplanes: bloß mit der Hauptarmee die Offensive zu ergreifen, mit allen anderen Streitkräften aber sich defensiv zu halten, bis Napoleons Hauptmacht geschlagen ist." Die österreichische Hauptarmee muß aus diesem Grunde unbedingt auf 150000 gebracht, ihr gegenwärtiger Stand in Böhmen also verdoppelt werden. Außerdem empfiehlt er zur Deckung gegen die Armee, die der Vizekönig in Italien sammle, und gegen die Truppen, die Baiern und Württemberg zusammenziehen, eine Defensivstellung zwischen Steyr und Enns, mit den nötigen Verschanzungen im Donauthal und im Ennsthal, sowie die Sammlung der noch in Ober-, Unter- und Innerösterreich, dann in

Ungarn und Slavonien mobil gemachten Truppen, um sie dem Feinde auf der kürzesten Kommunikationslinie entgegenzuwerfen, die Hauptstadt zu sichern und die aus Böhmen vorgehende Offensivarmee im Rücken zu decken.

Wenige Tage, nachdem Radetzky diese Ansichten niedergeschrieben hatte, erschien über Einladung des Kaisers von Oesterreich der russische General Toll in Gitschin und unterbreitete dem Fürsten Schwarzenberg und dessen Generalstabschef seinen Operationsplan, der auf dem im Auftrage des Zaren am 9. Juni entworfenen Memoire beruhte. Darin geht Toll ebenfalls von der Annahme aus, daß Napoleon den größeren Teil seiner Streitkräfte auf dem linken Ufer der Elbe vereinigen und sich mit demselben gegen Oesterreich zur Wehre setzen werde. „In diesem Falle könnten die österreichischen Armeen einen überlegenen Feind vor sich haben; man müßte sie daher verstärken." Er beantragt 25 000 Mann unter Wittgenstein nach Böhmen rücken zu lassen, wodurch die Oesterreicher in die Lage versetzt werden dürften, selbst angriffsweise vorzugehen. Während dies geschieht, hätte die große Armee der Verbündeten direkt gegen Dresden vorzugehen. Bleibe der Feind jedoch mit seiner Hauptmacht in Schlesien, dann habe die österreichische Armee gegen Zittau vorzugehen, die verbündete in einem Vorstoße gegen Görlitz den Hauptschlag auszuführen. Diese Vorschläge entsprachen so vollständig den Ideen Radetzkys, daß dieser nicht die geringste Veranlassung hatte, Gegenvorschläge zu machen, sondern sich damit begnügen konnte, wie Bernhardi mitteilt, sein Einverständnis, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, auszusprechen. Toll hat am 17. Juni von Opocno aus, wo er beim Zaren weilte, das Ergebnis seiner Verabredung mit den Oesterreichern an Scharnhorst nach Prag gemeldet und diesen noch um Bekanntgabe seiner Ansichten über den gemeinsamen Operationsplan ersucht. Es ist wohl nicht unmöglich, daß die Ueberzeugung von der Uebereinstimmung der leitenden Geister in den beiden großen Heereskörpern, die den Kampf gegen Napoleon aufzunehmen hatten, die letzten Stunden, die Scharnhorst zu leben hatte, mit einer gewissen Beruhigung erfüllt hat.

Als Gegner der von Radetzky und Toll ausgesprochenen Ansichten hat sich der preußische General v. Knesebeck erklärt, der noch immer bei seinem Könige das größte Ansehen genoß. Er nahm an, daß Napoleon seine Operationsbasis an der Donau suchen werde, denn „die verlängerte Linie der Donau falle gerade in das Zentrum der französischen Macht und deshalb müsse Frankreich den Krieg an der Donau viel leichter führen, als an der Elbe und Oder", der Hauptschlag werde daher gegen Oesterreich gerichtet sein. Deshalb wollte er die ganze Armee aus Schlesien nach Böhmen abmarschieren, eine kombinierte Nordarmee nach Leipzig vorrücken lassen und die Verteidigung von Schlesien der preußischen Landwehr übertragen. Er drang jedoch mit seiner Meinung nicht durch, weil für den Rückzug Napoleons kein Anhaltspunkt vorlag und ohne diesen der geplante Aufmarsch in Böhmen sehr gefährlich werden konnte. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Erwägungen, die Knesebeck Napoleon zumutete, vielleicht vom französischen Standpunkte gerechtfertigt gewesen wären, da die vorgeschobene Stellung der französischen Armee eine Umfassung durch die Verbündeten erleichterte, sobald Oesterreich in den Krieg eintrat; Napoleon erblickte

jedoch den größeren Vorteil für sich in der Möglichkeit, die noch getrennten Armeen der Verbündeten mit Ueberlegenheit einzeln anfallen und schlagen zu können und rechnete jedenfalls nicht damit, den Oesterreichern so bald im offenen Feld zu begegnen, als es wirklich geschah.

Eine nicht unwesentliche Veränderung der militärischen Situation brachte der Entschluß Bernadottes hervor, sich den Verbündeten anzuschließen. Der Waffenstillstand hatte ihn überrascht, er begann den Abschluß eines Friedens zu fürchten, der seine Ansprüche auf Norwegen unberücksichtigt lassen würde, und fand es daher für angezeigt, die Fortsetzung des Krieges zu betreiben und seine großartige Persönlichkeit mit seinen unbedeutenden Streitkräften zu diesem Zwecke zur Verfügung zu stellen. Er näherte sich wieder dem Zaren Alexander, der ihm sein treuloses Vorgehen gegen Hamburg rasch verzieh, und traf zu einer Besprechung des Feldzugsplanes am 10. Juli in Trachenberg an der schlesisch-posenschen Grenze ein, wo ihn Alexander und Friedrich Wilhelm mit ihren hervorragendsten Generalstabschefs erwarteten. In der Konferenz, an der sich außer Bernadotte und dem schwedischen General Grafen Löwenhielm nur Toll und Knesebeck beteiligten, legte Toll einen Entwurf vor, der folgende Hauptgrundsätze an die Spitze stellt: 1. Die Corps, die gegen Flanke und Rücken des Gegners zu wirken haben, schlagen stets den direkten Weg nach den Operationslinien desselben ein; 2. die Hauptmacht der Verbündeten hat eine Stellung einzunehmen, von der aus es ihr freisteht, überall Front zu machen, wohin der Feind sich wenden wird. Die vorspringende Bastion von Böhmen wird hierzu Gelegenheit bieten. Demzufolge seien drei Armeen zu bilden: die böhmische, bestehend aus den Oesterreichern und 90—100 000 Russen und Preußen, die von Landshut und Glatz nach Jung-Bunzlau und Brandeis zu marschieren hätten, die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden mit 90 000 Mann, von denen 20 000 Hamburg und Lübeck zu beobachten, 70 000 zwischen Torgau und Magdeburg die Elbe zu überschreiten und sich gegen Leipzig zu wenden hätten, während die schlesische Armee von 50 000 Mann dem Feinde gegen die Elbe folgen, jedoch jeder allgemeinen Affaire auszuweichen hätte, wenn nicht alle Chancen auf ihrer Seite wären. Die vereinigte österreichische und verbündete Armee debouchiert nach Umständen in der Richtung Eger-Hof nach Sachsen, Schlesien oder an die Donau. Greift Napoleon die böhmische Armee an, so hat die Nordarmee mit ganzer Stärke vorzugehen und gegen den Rücken des Feindes zu wirken, wendet er sich gegen den Kronprinzen von Schweden, so wird die böhmische Armee die Offensive ergreifen und auf seinen Kommunikationen erscheinen, um ihn zur Schlacht zu zwingen. Der Plan, der wohl das Ergebnis der Gitschiner Besprechungen zwischen Toll und Radetzky war, hatte den Vorzug großer Einfachheit und Verständlichkeit und nützte die Vorteile der Situation, die der Waffenstillstand geschaffen hatte, aus; Bernadotte konnte ihm keinen besseren entgegenstellen und nahm ihn an, obwohl er keine Neigung hatte, sich einem Hauptstoße seines einstigen Chefs auszusetzen; er hätte es vorgezogen, mit großer Uebermacht gegen Davoust und die Dänen Krieg zu führen und sich möglichst entfernt von Napoleon zu halten. Er billigte die Ideen Tolls im allgemeinen, brachte an dem Texte des Protokolles nur belanglose Aenderungen an und

übernahm das Kommando der Nordarmee, die sofort gebildet werden sollte; das Protokoll von Trachenberg hat ihn nicht daran gehindert, für seine Person den feindlichen Streitkräften mit großer Beharrlichkeit auszuweichen. Der Operationsplan der Verbündeten, der lange Zeit ganz mit Unrecht Bernadotte zugeschrieben worden ist, hat nach der Trachenberger Konferenz mancherlei Abschwächungen erfahren, an Stelle der konzentrischen wurde die einseitige Offensive des nicht angegriffenen Teiles gesetzt und die der schlesischen Armee gegebene Richtschnur von allen drei Armeen beobachtet; der Grundgedanke blieb vorherrschend und die Schlacht bei Leipzig ging aus demselben folgerichtig hervor.[1]) Radetzky hat zur selben Zeit, als sich Rußland, Preußen und Schweden über den Feldzugsplan einigten, seinerseits einen anderen Plan dem Fürsten Schwarzenberg vorgelegt, der die kräftigste Offensive der Nordarmee und der schlesischen Armee vorschrieb, die österreichische, die nur durch 25 000 Verbündete verstärkt gedacht wurde, jedoch hinter Verschanzungen an der Eger gegen den voraussichtlichen Angriff Napoleons in der Defensive halten wollte. Die in Trachenberg verabredete Verstärkung der Oesterreicher durch 90—100 000 Verbündete verbesserte deren Situation so wesentlich, daß dagegen selbstverständlich kein Widerspruch von seiten der österreichischen Heeresleitung erhoben wurde, die offensive Aufgabe, die dadurch der böhmischen Armee zufiel, kam jedoch nicht zu jener raschen und entschiedenen Lösung, die der Trachenberger Plan voraussetzte.

Schon während des Waffenstillstandes zeigte es sich, daß die Berechnungen der Generalstabsoffiziere die Zahl der von den Verbündeten aufgestellten Streitkräfte niedriger veranschlagten, als sie in Wirklichkeit waren; namentlich mehrte sich der Effektivstand der preußischen Heereskörper von Tag zu Tag, es fehlte aber leider an Ausrüstungsgegenständen, ganz besonders an Gewehren und ebensosehr an Geld, um sie zu beschaffen. Auch Rußland hatte kein Bargeld und keinen sofort in Anspruch zu nehmenden Kredit. Beide Mächte suchten daher Subsidien von England zu erhalten, dessen Interesse ja an der Bekämpfung Napoleons lebhaft beteiligt war. Das englische Parlament erkannte den Zusammenhang zwischen dem auf dem Kontinente ausgebrochenen Freiheitskrieg und seinen eigenen Bestrebungen und Kämpfen, es widmete große Summen zur Unterstützung der kriegführenden Mächte, aber das Tory-Kabinett und die mit ihm verbündete welfische Partei am Hofe des Prinzregenten benützten die ihnen gewährten Mittel nicht in der Weise, die den größten Erfolg versprochen hätte. König Georg III., ein ehrlicher, einfacher, aber geistesschwacher Regent, war in Wahnsinn verfallen, sein Sohn Georg IV., ein charakterloser Wüstling, als Prinzregent zur Regierung gelangt, nachdem man seinen Vater im Windsorschloß eingesperrt hatte. Sein

[1]) Hans Delbrück (Gneisenau I, 335) stellt in einem Exkurs über den Trachenberger Plan die Bedeutung desselben in Abrede und findet, „daß er aus der Praxis der Kriegführung nahezu gestrichen werden müsse. Er ist nur ein Stück aus der Diskussion und der Entwickelung der strategischen Ideen im Lager der Verbündeten und hat praktisch nur die Verteilung der Streitkräfte bestimmt.“ Schon diese war maßgebend für die weiteren Operationen, noch mehr aber die Bestimmung, daß die Richtung der drei Armeen immer gegen Napoleons Hauptmacht eingehalten und dem Kronprinzen von Schweden nicht gestattet wurde, mit preußischer und russischer Hülfe gegen Dänemark einen Eroberungsfeldzug zu führen.

Hausminister, Graf Münster, der lange Zeit mit Stein im vertrauten Briefwechsel stand und als deutscher Patriot galt, hatte sich mehr und mehr als welfischer Parteimann mit einseitigen feudalen Grundsätzen entpuppt. Er bearbeitete jetzt das Ministerium Liverpool-Castlereagh im Sinne welfischer Vergrößerungspläne. Wie Baiern und Sachsen, wollte er von dem Unglücke Preußens Nutzen ziehen und die deutsche Erhebung dazu ausbeuten, daß die Hausmacht der englischen Königsfamilie, das Kurfürstentum Hannover, erstarkt und vergrößert aus dem europäischen Kriege hervorgehe. Es wurde nun ein geheimer Feldzug von den welfischen Diplomaten gegen Preußen mit einer Niederträchtigkeit geführt, die allein schon die strenge Abrechnung zu rechtfertigen vermag, die Preußen 1866 mit den Welfen gepflogen hat. Von ihnen wurde Bernadotte in den Vordergrund der neuen Koalition gestellt, er erhielt den Löwenanteil an den englischen Geldern; auch Rußland wurde mit Geld und Waffen bedacht, für die es keine Mannschaft hatte; dagegen sollte Preußen für zweidrittel Millionen Pfund Sterling, die ihm in Aussicht gestellt wurden, 15 000 schlechte Gewehre und teuere englische Uniformstücke annehmen und außerdem noch wertvolle Bestandteile seines ehemaligen Gebietes, für deren Wiedereroberung sich das Volk zu den Fahnen drängte, zur Vergrößerung Hannovers abtreten. Der Staatskanzler Hardenberg ließ sich in leichtsinniger Weise dafür gewinnen, um nur der augenblicklichen Not steuern zu können, und ging am 14. Juni einen Vertrag ein, durch welchen das Fürstentum Hildesheim an den Kurfürsten von Hannover überlassen und diesem außerdem eine Gesamtvergrößerung seines deutschen Gebietes um 2—300 000 Einwohner versprochen wurde. Ostfriesland, auf das Graf Münster einen besonderen Wert legte, weil es das einzige preußische Gebiet an der Nordsee war, wurde zwar noch nicht förmlich als Entschädigungsobjekt genannt; aber Hardenberg konnte darüber nicht in Zweifel sein, daß England mit dem ganzen Gewicht seiner Macht bei dem in Aussicht stehenden Friedenskongreß die Forderung danach erheben werde.[1]) Der einzige namhafte Erfolg, den Preußen durch seine Selbstaufopferung erzielte, war die Emission des Bundespapiergeldes in der Höhe von fünf Millionen Pfund, von dem ein Drittel für Preußen, zwei Drittel für Rußland bestimmt waren. Die Einlösung mußte bis 1. Juli 1815 erfolgen. England übernahm die Hälfte, Rußland zwei Sechstel, Preußen ein Sechstel. —

Der Friedenskongreß, zu dem sich die verbündeten Monarchen nach längerem Widerstreben aus Rücksicht für den Kaiser Franz bereit gefunden hatten, sollte am 12. Juli zu Prag beginnen. Rußland sandte dazu den Staatsrat Anstett, Preußen Wilhelm v. Humboldt, als Vertreter Frankreichs traten Großstallmeister Caulaincourt, Herzog v. Vicenza, und Graf Narbonne, der Gesandte in Wien, auf, ersterer erst sechzehn Tage nach dem zur Eröffnung bestimmten Termine, beide ohne ausreichende Vollmachten von ihrem Kaiser, der den Kongreß nicht in Wirksamkeit treten lassen wollte, bevor er nicht einen neuen, ausschlag-

---

[1]) Die Geschichte dieses „Concert- und Subsidienvertrages" von Reichenbach hat Oncken (Oesterreich und Preußen, II. Teil) zum erstenmal erschöpfend und mit authentischen Belegen veröffentlicht.

gebenden Sieg erfochten hatte. Er bedurfte desselben zur Herstellung seines militärischen Uebergewichtes um so dringender, als er eben in Spanien eine kaum zu verwindende Niederlage erlitten hatte. Seit drei Jahren war auf der pyrenäischen Halbinsel mit abwechselndem Glück von den Engländern und aufständischen Spaniern gegen die französischen Armeen gekämpft worden. Nach einer furchtbaren Niederlage der spanischen Nationalarmee bei Ocaña am 9. November 1809 und dem Falle von Gerona hatte sich General Wellesley, der seit der Schlacht von Talavera als Lord, später Herzog von Wellington das Kommando über die englische Armee führte, zum Rückzug nach Portugal genötigt gefunden; König Joseph war am 1. Februar in Sevilla eingezogen. 400000 Franzosen und Rheinbundtruppen waren vereinigt, um seine Macht in allen Teilen des Landes wieder herzustellen. Bald aber erlahmte die Energie ihrer Führer, namentlich Soults, der sich in Sevilla Schwelgereien und Kunsterwerbungen hingab; zwischen Napoleon und seinem ältesten Bruder konnte keine Uebereinstimmung hergestellt werden, weil ersterer ebenso wie in Holland auch in Spanien die wichtigsten Aeußerungen der Regierungsgewalt sich selbst vorbehalten und die Verwaltung der Halbinsel allmählich mit der Frankreichs verbinden wollte. Da es dem Könige und seinen Anhängern nicht gelang, die Bevölkerung durch konstitutionelle Einrichtungen und aus ihnen hervorgehende Fortschritte der Wohlfahrt und Rechtssicherheit für sich zu gewinnen, neigte sich die Hoffnung des Landes den Cortes zu, die am 24. September 1810 in Cadix zusammentraten. Diese Stadt und die kleine Insel Leon blieben lange die einzige Stütze des Aufstandes, da sich die anderen, im Besitze der Unabhängigkeitspartei befindlichen festen Plätze trotz aller Tapferkeit gegen die Uebermacht nicht halten konnten. Mit der Einnahme von Cadix und Lissabon wäre die Unterwerfung der Halbinsel vollendet gewesen. Beides gelang jedoch nicht. Massenas Angriffe auf die Befestigungen von Torres Vedras scheiterten, seine Truppen mußten sich im März 1811 aus Portugal zurückziehen und gelangten auch unter Marmont, der den in Ungnade entlassenen Massena ersetzen mußte, zu keinen erheblichen Vorteilen mehr. Suchets, des Herzogs von Albufera, Siege von 1811 verloren durch Marmonts Niederlage bei Salamanca-Arapiles (23. Juli 1812) ihre Bedeutung, da sie sogar die vorübergehende Besetzung von Madrid zur Folge hatte; Wellington wurde nunmehr durch Zustimmung der Cortes Oberbefehlshaber aller spanischen Nationaltruppen und konnte als solcher auf die Disziplinierung und angemessene Verwendung derselben Einfluß nehmen. Zwar verwickelten sich die Verhältnisse in Spanien noch mehr nach der Verkündigung der demokratischen Verfassung vom Jahre 1812, die den heftigsten Widerstand der klerikalen Partei hervorrief, die Nachrichten über den russischen Feldzug und seinen Ausgang erweckten in der Mehrheit des spanischen Volkes aber doch wieder das Verlangen nach Unabhängigkeit. Die Guerillabanden mehrten sich und ermüdeten die ohnehin schon des Krieges überdrüssigen französischen Soldaten durch unablässige Ueberfälle und Beunruhigungen ihrer Etappen, durch die ihnen die härtesten Entbehrungen auferlegt wurden. Wellington, der im Winter 1812—13 in der Landschaft Estremadura, auf das feste Ciudad Rodrigo gestützt, ein neues englisch-spanisches Heer organisiert hatte, rückte im Frühjahre 1813 nach Alt-Castilien

und gefährdete die Verbindung der Franzosen mit ihrem Stammlande. König Joseph, der im November 1812 Madrid wieder gewonnen hatte, mußte jetzt mit den französischen Corps Clauzel, Suchet und Soult in die Nordprovinzen abziehen, um die Pyrenäen zu decken. Am 21. Juni 1813 schlug sie Wellington bei Vittoria aufs Haupt, und damit war die Herrschaft Napoleons auf der Halbinsel so gut als abgethan. Was nützte es, daß der Kaiser seinen Zorn an dem unschuldigen Bruder ausließ und ihn wie einen Staatsverbrecher behandelte; er mußte sich gestehen, daß es ein nicht mehr gutzumachender Fehler gewesen war, in Rußland und Spanien gleichzeitig Krieg zu führen und sich auf zwei Seiten Mißerfolgen auszusetzen. Er stand jetzt auf dem Scheidewege: entweder mußte er die ihm von Oesterreich so wohlwollend gebaute goldene Brücke des Rückzugs in Zentraleuropa betreten und Metternichs Friedensprogramm (Minimum) annehmen, um seine ganze Kraft für Spanien zur Verfügung zu haben, oder er mußte vorläufig Spanien aufgeben und den Krieg in Deutschland fortführen. Im ersteren Falle hätte er England am sichersten getroffen, ihm den größten Nachteil zugefügt und sich dadurch manche Sympathie am Kontinente von neuem erworben. Wie leicht wären Oesterreich, ja selbst Rußland und Preußen zu befriedigen gewesen? War Napoleons Suprematie in Europa von dem Besitze Hannovers, Oldenburgs, Illyriens, Dalmatiens abhängig? Hätte er nicht Hamburg, Magdeburg und Triest opfern können, um die pyrenäische Halbinsel sicher und vielleicht dauernd dafür einzuheimsen? — Doch derartige Erwägungen einer noch auf realem Boden stehenden Politik, wenn sie auch die eines Eroberers sein mußte, gab es für Napoleon nicht mehr. Er wollte und mußte zuerst den Feind besiegen, der ihm unmittelbar gegenüberstand, und er glaubte seit Lützen und Bautzen an einen neuen glänzenden Lauf seines Sternes. Als er in St. Helena über die für sein Geschick so verhängnisvolle Zeit Rückschau hielt, beurteilte er die Verhältnisse, in denen er sich damals befunden hatte, freilich ganz anders: „Das Allerschlimmste in meiner damaligen Lage, das, was meine Qual vollendete, war, daß ich die entscheidende Stunde sich nahen sah. Mein Stern erblich, ich fühlte die Zügel meinen Händen entfallen und vermochte nichts dagegen zu thun. Nur der Donnerschlag der Schlacht konnte uns retten; unterhandeln, vertragen, das hieß: sich als Dummkopf dem Feinde überliefern. Ich sah dies ganz klar vor Augen und die Folge hat es hinlänglich erwiesen, daß ich mich nicht täuschte." Das alles ist unwahr und beruht auf Selbsttäuschung. Napoleon hat den Ernst seiner Lage nicht begriffen, er hat die Metternichsche Politik nicht durchschaut, die Kraft Oesterreichs unterschätzt und sich eine unbedingte Herrschaft über seinen Schwiegervater zugemutet. Er glaubte den Friedenskongreß in seiner gewohnten unverschämten Falschheit dazu benützen zu können, um seine Rüstungen zu beenden. Als ihm Caulaincourt aus Prag berichtete, in welcher Verfassung sich die österreichische Armee befand und wie energisch der Krieg vorbereitet werde, erschrak er allerdings, aber er glaubte mit seinen Friedensbedingungen niemals zu spät zu kommen und verschob ihre Vorlage so lange, bis sie nicht mehr beachtet wurden.

Zu Verhandlungen über den Gegenstand des Friedens ist es in Prag überhaupt nicht gekommen; man kam nur zu spitzigen Schriftstücken über die

Form, in der verhandelt werden sollte. Die Verbündeten wollten sich auf mündliche Erörterungen nicht einlassen, weil von denselben nur eine Erbitterung der Gemüter zu erwarten sei, sie verlangten Schriftenwechsel durch Vermittelung Oesterreichs. Die Franzosen weigerten sich bis zum letzten Tage, der für die Konferenz auserſehen war, darauf einzugehen und stellten sich an diesem denkwürdigen 10. August ungemein erstaunt, als Herr v. Humboldt in einer an Metternich gerichteten Note darauf aufmerksam machte, daß es überflüssig sei, an dem Tage, an dem die Verhandlungen beendet sein müßten, sich noch über deren Form auszusprechen. Nun kehrten sie plötzlich die Friedensliebe hervor und bestürmten Metternich, seiner Vermittleraufgabe zunächst dadurch gerecht zu werden, daß er die Verbündeten veranlasse, den Kongreß fortzusetzen. Im tiefsten Geheimnisse hatte Caulaincourt auch noch einen letzten Versuch zu machen, um den Kaiser von Oesterreich für Frankreich zu gewinnen. Er verlangte die Bedingungen zu wissen, unter denen sich Oesterreich entweder mit ihm vereinigen oder neutral bleiben wolle. Metternich wies diese Annäherung, die mit seiner Stellung als vermittelnder Leiter von Friedensunterhandlungen kaum mehr vereinbar war, nicht ab, sondern begab sich nach Brandeis zum Kaiser, um dessen Entscheidung einzuholen. Dort setzte er es durch, daß zu den bekannten vier Punkten noch die Forderung der Auflösung des Rheinbundes kam; in dem Ultimatum, das nach Dresden gesendet wurde, machte er Napoleon jedoch aufmerksam, daß er sich nicht dafür verbürgen könne, daß die Verbündeten keine weiteren als die von ihm ausgesprochenen Bedingungen aufstellen würden. Es ist sicher: Metternich wollte jetzt den Krieg und vertrat die Notwendigkeit desselben beim Kaiser mit aller ihm eigenen Energie.

Mit dem zwölften Glockenschlage, der die Mitternachtsstunde in der Nacht vom 10. auf den 11. August anzeigte, erklärten die Vertreter von Rußland und Preußen ihre Vollmachten für erloschen, und damit schloß der Kongreß, der formell noch gar nicht begonnen hatte. Metternich nahm diese Erklärungen noch in der Nacht entgegen und traf sofort die Anordnungen zur Veröffentlichung des österreichischen Kriegsmanifestes. Dieses nicht sehr bedeutende Schriftstück rührt von Gentz her, die Uebersetzung ins Französische besorgte der österreichische Gesandte Baron Binder; es enthält eine ziemlich weit ausgreifende Darstellung der diplomatischen Schritte, die Oesterreich unternommen, um einen für beide Teile ehrenvollen Frieden zu erreichen, und machte weit mehr den Eindruck einer sorgsam gearbeiteten Staatsschrift, die fürs Archiv bestimmt ist, als eines offenen und kräftigen Appells an die eigene Thatkraft. Selbst der Schluß ist matt und süßlich: „Nicht ohne tiefe Betrübnis und allein durch das Bewußtsein getröstet, daß alle Mittel, die Erneuerung des Kampfes zu vermeiden, erschöpft worden sind, sieht der Kaiser sich zu diesem Schritte gezwungen. Seine Majestät haben drei Jahre lang mit unermüdlicher Beharrlichkeit danach gestrebt, die Grundlage der Möglichkeit eines wahren und dauerhaften Friedens für Oesterreich und für Europa auf milden und versöhnenden Wegen zu gewinnen. Diese Bemühungen sind vereitelt; kein Hülfsmittel, keine Zuflucht mehr, als bei den Waffen. Der Kaiser ergreift sie, ohne persönliche Erbitterung, aus schmerzhafter Notwendigkeit, aus unwiderstehlich gebietender Pflicht, aus Gründen, welche jeder treue Bürger des Staates, welche

die Welt, welche der Kaiser Napoleon selbst in einer Stunde der Ruhe und Gerechtigkeit erkennen und billigen wird. Die Rechtfertigung dieses Krieges ist in dem Herzen jedes Oesterreichers wie jedes Europäers, unter wessen Herrschaft er auch lebe, mit so großen und leserlichen Zügen geschrieben, daß keine Kunst zu Hülfe genommen werden darf, um sie geltend zu machen. Die Nation und die Armeen werden das Ihrige thun. Ein durch gemeinschaftliche Not und gemeinschaftliches Interesse gestifteter Bund mit allen für ihre Unabhängigkeit bewaffneten Mächten wird unseren Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird unter dem Beistande des Himmels die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen." Der einst so trotzige Gentz war unter Metternichs Einfluß schon recht schüchtern und vorsichtig geworden, dafür wurde er aber bald darauf Hofrat. Mit zweitausend Gulden und einem Brillantring aber war seine Bemühung, in diesem Manifeste vor allem den Ton des gekränkten Schwiegervaters anzuschlagen, wahrhaft kaiserlich bezahlt.

Oesterreichs Kriegserklärung hat — so zart auch ihre Worte gewählt sein mochten — durch die Wucht der Thatsache allein mächtig genug gewirkt; man durfte nunmehr mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß der französischen Gewaltherrschaft in Europa ein Ende bereitet werde. Wenn Oesterreich der Koalition nicht beitrat, wenn es neutral blieb, war der Sieg der Verbündeten, wenn auch nicht unmöglich, doch äußerst zweifelhaft; das haben Russen und Preußen vor allem dadurch anerkannt, daß sie sich um die Mitwirkung Oesterreichs an ihrem Kampfe bewarben; Scharnhorst, gewiß nicht der Kleinmütigste unter den Heerführern der Verbündeten, hat mit dem Opfer seines Lebens die leitenden Kreise der habsburgischen Monarchie für den Krieg zu bestimmen gesucht, weil er daran gezweifelt hat, ohne Oesterreich die Niederwerfung Napoleons durchzusetzen. So irrig es ist, in dem Entschlusse des Kaisers Franz, der doch nur der Metternichschen Politik entsprach, eine Berücksichtigung deutscher Interessen erkennen zu wollen, so ungerecht und unwahr muß man es nennen, wenn die Verwendung der 100000 österreichischen Bajonette auf dem deutschen Kriegsschauplatze, die Festhaltung der italienischen Truppen jenseits der Alpen, der von Oesterreich ausgeübte Druck auf Baiern nicht als notwendige Elemente des militärischen Uebergewichtes anerkannt werden, das die Verbündeten nach harten Kämpfen über Napoleon errungen haben.[1]) Deutschland hat Oesterreich so gut dazu gebraucht, um dem gewaltigen Eroberer wieder den Weg über den Rhein zu weisen, als Oesterreich auf die deutsche Hülfe angewiesen gewesen war, um die Türken aus Ofen zu vertreiben und das Königreich Ungarn zu erobern. Wenn Boyen meint: „hätte Napoleon es über sich gewinnen können, Oesterreich entschiedene

---

[1]) Im 8. Bande (N. F.) der „Mitteilungen des k. und k. Kriegsarchivs" beklagt sich Oberlieutenant Criste in der Einleitung zu dem Aufsatze „Der Beitritt Oesterreichs zur Koalition im Jahre 1813" nicht mit Unrecht über die von preußischer Seite versuchte Herabsetzung des Wertes dieses Beitrittes. Es wäre jedoch besser gewesen, bei dieser Gelegenheit nicht von dem „wiederholt von seinen Verbündeten im Stiche gelassenen Oesterreich" zu sprechen. Sowohl 1805 als 1809 wäre die Mitwirkung Preußens erreichbar gewesen, wenn man österreichischerseits Zugeständnisse gemacht hätte, die dem Wesen der Monarchie nicht abträglich gewesen wären; 1806—7 aber hat Oesterreich den Standpunkt der Verbündeten auch nicht eingenommen.

Vorteile anzubieten und sie ihm auch wirklich zu geben, so würden sich manche Dinge in der Geschichte anders gestellt haben," so liegt darin nicht nur eine sehr berechtigte Verurteilung der lange Zeit unentschiedenen Haltung Oesterreichs vom Standpunkt des deutschen Patrioten, aber doch auch das Geständnis, daß die Ereignisse sich anders hätten gestalten können und wahrscheinlich gestaltet hätten, wenn Oesterreich nicht auf die Seite der Verbündeten getreten wäre. Der Freiherr v. Stein, der noch am 17. Juli die Politik Metternichs scharf verurteilt hat, weil er einen weiteren Aufenthalt der militärischen Entscheidung fürchtete, und der die mittelmäßigen Resultate eines ohne Oesterreichs Beistand geführten Krieges für besser als einen verderblichen Frieden erklärt hatte, erachtete nach der österreichischen Kriegserklärung das Schicksal Napoleons für entschieden. Er schrieb am 12. August an die Prinzessin Luise von Preußen: „Das wichtige Ereignis, welches uns heute angekündigt ist, verheißt uns eine glänzende Aussicht. Napoleons Wut führt sein Verderben herbei, er ist verblendet durch Stolz, Menschenverachtung, die Wut sich am Rande des Abgrundes zu finden. Möchten wir ihn davon verschlungen sehen, zum Beispiel künftiger Geschlechter."

Von jener Begeisterung und stürmischen Erregung, mit der die Wendung der Dinge in Preußen aufgenommen worden war, hat sich in Oesterreich allerdings nichts wahrnehmen lassen, die Stimmung des Volkes blieb anfangs eine ziemlich gedämpfte, erst nach den Ereignissen des Oktober haben sich einzelne kräftigere Ausbrüche nationaler Gesinnung bemerkbar gemacht. Eine Wiener Flugschrift, die unter dem Titel: „Was ist gegenwärtig das Eine, was not thut?" hauptsächlich zu freiwilligem Eintritte in das Heer und zu Beisteuern für die Verwundeten und die Hinterlassenen der ins Feld ziehenden Krieger eintritt, macht auf den Unterschied in der Haltung der Bevölkerung von Preußen und Oesterreich aufmerksam, indem sie sagt: „Die kriegerische, kampflustige Stimmung, der feste Entschluß, das Vaterland mit dem letzten Blutstropfen zu verteidigen, die sich so einhellig und kräftig bei unseren Verbündeten durch Thaten bewähren, diese rühmlichen, vaterländischen Gesinnungen sind gewiß in dem Herzen jedes Oesterreichers rege, wenn sie auch, vielleicht aus Mangel äußerer Veranlassung sich noch nicht so laut ausgesprochen haben." In einem Appell an den jungen Adel, dem Vaterlande in dieser gefahrvollen Zeit seinen Arm darzubieten, wird sogar ein schüchterner Versuch gemacht, an die Pflichten der Deutschen zu erinnern: „Wenn ihr nicht von der Art euerer Väter ausgeartet seid, so muß die bloße Kampfeslust und Liebe zu Gefahren euch in das Feld der Ehre locken. Erwägt ihr aber, worüber es sich streitet, daß das Neue sich gegen das Alte erheben, daß Willkür sich frech gegen das Rechtmäßige, wohl Hergebrachte auflehnen will, daß alles Rittertum und der altdeutsche Fürstenglanz vernichtet werden soll, dann werdet ihr voll Zorn zu dem Ritterschwerte greifen und Gut und Blut daran setzen für eueren Fürsten und für euere Rechte." Der „Oesterreichische Beobachter" vom 19. August bringt einen Artikel, der wohl als ein offizieller Ausdruck der öffentlichen Meinung zu gelten hat; darin ist jeder nationale Anklang sorgfältig vermieden, es wird nur der Genugthuung über die Uebereinstimmung der Mächte Ausdruck verliehen. „Der hohe Zweck des nun erneuten Kampfes ist dem Interesse keines europäischen Staates fremd, jeder Beherrscher

alter oder neuer Monarchieen, jedes unabhängige Volk ist der Bundesgenosse der für das allgemeine Wohl bewaffneten Mächte. . . . Unter frohen Aussichten beginnt für Oesterreich sowie für seine Bundesgenossen der Kampf für Ruhe und Unabhängigkeit. In keinem der vorhergehenden Kriege seit 1792 hat man die vereinten Kräfte Oesterreichs, Rußlands und Preußens zugleich auf dem Kampfplatze erblickt; diese mächtige Verbindung wird noch durch die Mitwirkung Schwedens verstärkt, während Briten, Spanier und Portugiesen einen Teil der Macht Frankreichs an den Grenzen dieses Reiches bekämpfen. Der Krieg wird — wenn die Vorsehung die Bemühungen unsrer edlen Fürsten segnet — nicht ohne den Beitritt anderer, von gleichen Wünschen beseelten Mächte enden." Am kräftigsten äußerte sich die Zustimmung des Volkes zu der Verbindung der Fürsten in Prag, wo dieselben am 18. August zusammentrafen. Bei der Erzählung dieses Ereignisses schlägt auch der „Beobachter" etwas hellere Töne an: „Der Augenblick, wo die drei Monarchen sich persönlich vereinigt sahen, war gewiß einer der schönsten und feierlichsten in den Annalen unsrer Zeit. Wenn man bedenkt, daß das, was seit so vielen Jahren alle einsichtsvollen Staatsmänner als das einzig wirksame Mittel zur Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung in Europa betrachteten, was in allen früheren zur Beschränkung der Uebermacht Frankreichs unternommenen Kriegen gefehlt hatte, was man, nachdem das Verderben schon auf allen Seiten so weit um sich gegriffen, kaum mehr für erreichbar hielt — Rußland, Oesterreich und Preußen in einem festen und treuen Bunde vereinigt —, in diesem großen Augenblicke nun als wirklich vollbracht erschien, so ist es kein Wunder, daß alle Herzen sich öffneten und aus allen Augen Freudenthränen flossen."

Als der Herbstfeldzug des Jahres 1813, das großartigste militärische Ringen, das die Welt bis dahin gesehen hat, seinen Anfang nahm, waren die Mittel, welche die streitenden Teile gegeneinander zur Verwendung bringen konnten, von annähernd gleicher Stärke. Napoleon hatte unmittelbar hinter der Demarkationslinie außer den beiden Gardecorps unter Lefebvre und Mortier, die allein 65 Bataillone und 61 Eskadronen = 58000 Mann ausmachten, das 1. Corps Vandamme, das 2. Corps Victor, das 3. Corps Ney, das 4. Corps Bertrand, das 5. Corps Lauriston, das 6. Corps Marmont, das 7. Corps Reynier, das 8. Corps Poniatowski, das 11. Corps Macdonald, das 12. Corps Oudinot, das 13. Corps Davoust, das 14. Corps Gouvion St.-Cyr, die Kavallerie-Reserve unter Murat, nämlich die Corps Latour-Maubourg, Sebastiani, Arrighi und Kellermann, die Divisionen Girard bei Magdeburg und Margaron bei Leipzig versammelt. Die meisten dieser Heereskörper schwankten in ihrem Präsenzstande zwischen 24000 und 27000 Mann, nur das Corps Ney hatte 40000, Poniatowski 7500, Oudinot 18000; zusammen waren es 330000 Mann Fußvolk, 72000 Reiter, 33500 Artilleristen, 4000 Pioniere, d. i. 440000 Mann mit 1200 Geschützen.[1])

---

[1]) Nach Bernhardis Berechnung hätte der Sollstand 609000 Mann betragen, somit fehlten von diesen 169000 Mann.

Ueber die Gesamtzahl der Streitkräfte, mit welchen die Verbündeten die Operationen begannen, sind noch immer nicht völlig feststehende Daten gegeben; Bernhardi rechnet 492 000 Mann mit 1455 Geschützen aus, worunter 363 500 Mann Infanterie, 76 000 Reiter, 30 500 Artilleristen und Pioniere, 22 000 Kosaken begriffen sind. Beitzke kommt samt den preußischen Reserven und Landwehren, die zur Blockade der Festungen und auf Etappen verwendet wurden, auf 690 000 Mann mit 1345 Geschützen, Oberlieutenant Criste [1]) auf 486 635 Mann mit 1400 Geschützen. Davon entfallen auf Rußland 169 930 Mann, auf Preußen 159 300 Mann, auf Oesterreich 127 435 Mann, Schweden werden nirgends mehr als 20 000 Mann angenommen. Oesterreich hatte noch zwei Reservecorps aufgestellt: das des Feldzeugmeisters Hiller mit 36 500 Mann in Innerösterreich gegen den Vizekönig von Italien, der an der österreichischen Grenze 53 000 Mann versammelt hatte, und das des Feldzeugmeisters Fürsten Reuß mit 30 000 Mann an der Donau und in Südböhmen gegen Baiern. Allgemein wird zugegeben, daß während des Feldzuges namhafte Verstärkungen bei den einzelnen Armeen eintrafen; Criste berechnet die österreichische Armee Ende 1813 zu 547 000 Mann und 61 000 Pferden. [2])

Dem Trachenberger Plane entsprechend wurden drei selbständige Armeen gebildet: die böhmische oder Hauptarmee, die schlesische und die Nordarmee. Die böhmische Armee bestand aus der gesamten österreichischen Observationsarmee, aus dem Gros der russischen Armee und einem preußischen Corps. Die österreichische Armee war noch nicht nach Corps gegliedert, wie wir sie zur Zeit der Schlacht bei Leipzig finden werden; sie bestand aus 2 leichten Divisionen, 6 Liniendivisionen, 2 Infanterie- und 2 Kavalleriereservedivisionen und einer zweiten Reserve, zusammen 106 Bataillonen, 112 Eskadronen, 362 Geschützen, und bildete eine aus den leichten Divisionen bestehende Avantgarde, einen rechten Flügel unter dem General der Kavallerie Erbprinzen von Hessen-Homburg und einen linken Flügel unter Feldzeugmeister Graf Gyulay und dem General der Kavallerie Grafen Klenau. Die russische Armee unter dem Oberbefehlshaber General der Infanterie Barclay de Tolly enthielt das Corps Wittgenstein mit den Infanteriecorps Gortschakow und Württemberg, die Reiterei unter Pahlen, die Reserven unter dem Großfürsten Konstantin und Miloradowitsch, das Reserve-

---

[1]) Der Beitritt Oesterreichs zur Koalition 1813 (Mitteil. des k. u. k. Kriegsarchivs. 8. Band, 1894.)

[2]) Die Franzosen stellen die Berechnungen immer so an, daß die Uebermacht der Verbündeten möglichst groß erscheint, denn Franzosen können überhaupt nur geschlagen werden, wenn ihnen eine Uebermacht entgegensteht. Fain stellt 520 000 Verbündeten 300 000 Franzosen gegenüber. Pelet hat die richtigen Zahlen der französischen Armee dadurch zu entwerten versucht, daß er sie als Sollstärke bezeichnete, von welcher die effektive Zahl wesentlich abwich; im 4. Bande von Thiébaults Memoiren (erschienen 1895) heißt es: „L'Empereur était assailli par 600 000 hommes, dont 500 000 étaient en ligne, 100 000 détachés ou encore en arrière. Or, à opposer à ces 600 000 hommes l'Empereur en avait 300 000; sous compter les 100 000 hommes si déplorablement disséminés dans les places, 24 000 hommes laissés en Bavière avec le maréchal Augereau, 37 000, y compris 12 000 Danois, sans les ordres de Davout, toutes forces perdues avec lesquelles il aurait peu réunir sous son commandement 400 000 hommes.“

kavalleriecorps des Fürsten Demetrius Galitzin; sie wird von Bernhardi auf 92 Bataillone, 109 Eskadronen, 7 Kosakenregimenter, 77 000 Mann, und 274 Geschütze veranschlagt. Der preußische Heeresteil war aus dem selbständigen Corps des Generallieutenants v. Kleist, 44 Bataillonen, 44 Eskadronen, 14 Batterien, und aus der Garde (1 Infanterie- und 1 Kavalleriebrigade = 6 Bataillonen, 10 Schwadronen, 2 Batterien) zusammengesetzt, die bei der russischen Reserve eingeteilt waren. Es waren im ganzen 200 000 Mann Infanterie, 37 000 Reiter, 764 Geschütze, die der Feldmarschall Fürst Karl zu Schwarzenberg kommandierte. Sein Generalstabschef war Graf Radetzky, als Generalquartiermeister waren ihm der aus sächsischen Diensten in österreichische übernommene General Baron Langenau und General Trapp beigegeben, Generalquartiermeister für die russischen Truppen war General v. Toll.

Die schlesische Armee bestand aus dem preußischen Corps v. York, 43 Bataillonen, 48 Eskadronen, 13 Batterien, aus den russischen Corps General Baron Sacken, 19 Bataillonen, 30 Eskadronen, 11 Kosakenregimentern, 5 Batterien, General Grafen Langeron, 55 Bataillonen, 37 Eskadronen, 9 Kosakenregimentern, 15 Batterien, zusammen 85 000 Mann Infanterie, 14 000 Reitern, 340 Geschützen; ihr Oberbefehlshaber war der General der Kavallerie v. Blücher, Chef des Generalstabs General v. Gneisenau, Generalquartiermeister General v. Müffling.

Die Nordarmee war zusammengesetzt aus der schwedischen Armee unter Feldmarschall Graf Stedingk, 35 Bataillonen, 32 Eskadronen, 9 Batterien, aus den russischen Corps Winzingerode, 17 Bataillonen, 12 Eskadronen, 7 Kosakenregimentern, 4 Batterien, und Worontzow, 13 Bataillonen, 21 Eskadronen, 8 Kosakenregimentern, 4 Batterien, dem russischen Reiterdetachement Czernitschew, 15 Eskadronen, und den preußischen Corps Generallieutenant v. Bülow, 41 Bataillonen, 42 Eskadronen, 10 Batterien, und Generallieutenant Graf Tauentzien, 48 Bataillonen, 29 Eskadronen, 5 Batterien. Das letztere Corps bestand mit Ausnahme eines einzigen Regimentes nur aus Landwehren; bei Bülow waren 2 russische Kosakenregimenter eingeteilt. Diese gesamten 94 000 Mann Infanterie, 18 000 Reiter und 291 Geschütze befehligte der Kronprinz von Schweden Karl Johann Bernadotte, dessen Generalstab aus unbedeutenden schwedischen Generalen gebildet war, die auf die Bewegungen keinen ausschlaggebenden Einfluß nahmen. Dem Kronprinzen war auch das Corps des Grafen Wallmoden unterstellt, das die bunteste Zusammenstellung aufweist. Zu ihm gehörte die russische Kosakenbrigade v. Tettenborn, die russisch-deutsche Legion, die englisch-deutsche Legion, die preußischen Freicorps, hanseatische, hannoverische, mecklenburgische, schwedische Truppen, zusammen 20 000 Mann Infanterie, 7000 Reiter, 62 Geschütze.

Die Heere der Verbündeten mußten dem Namen nach auch unter einem Oberbefehl stehen. Oesterreich beanspruchte die Besetzung dieses Postens durch einen seiner Feldherren und man fügte sich auf russischer und preußischer Seite diesem Verlangen: weil man doch eigentlich selbst keinen Kandidaten aufstellen konnte, dem ein allgemeines und rückhaltloses Vertrauen entgegengebracht worden wäre und weil man in den kritischen Tagen, da diese Angelegenheit zur Erledigung kommen mußte, jede Verstimmung Oesterreichs, um dessen Bundes-

genossenschaft sich Napoleon noch bewerben konnte, zu vermeiden hatte. Zar Alexander hätte, wie Bernhardi meint, „gerne für den Agamemnon des Zuges gegolten; aber so unumwunden mit seiner Person hervorzutreten, lag durchaus nicht in seiner Weise". Er fühlte sich wohl auch zu wenig als praktischer Soldat und scheute die Mühe und Anstrengung, die ein mit Pflichttreue versehenes Feldherrnamt von ihm gefordert hätte. Außerdem mochte er sicher sein, daß er sein Wort in entscheidenden Augenblicken immer zur Geltung bringen könne. Unter den Oesterreichern gab es nur Einen Mann, der große Kriegsunternehmungen geleitet hatte, der trotz mancher Mißerfolge doch als erfahrener Feldherr zum Oberkommando über die Gesamtmacht der Verbündeten berufen gewesen wäre: Erzherzog Karl! Aber es lag nicht in der Absicht Metternichs, der am Steuer der österreichischen Politik stand, einer mächtigen Hand das gewaltige Kriegswerk anzuvertrauen, das er in Bewegung gesetzt hatte; es war ihm endlich gelungen den Einfluß der Erzherzoge zu beseitigen, in seinem Interesse lag es nicht, demselben neue Bahnen zu eröffnen. Kaiser Franz aber freute sich, einmal auch ohne seine Brüder regieren und Krieg führen zu können, er hielt sie von dem Verdachte nicht frei, daß sie die günstige Gelegenheit benützen könnten, sich eine selbständige Stellung in dem neu zu schaffenden europäischen Staatenorganismus zu begründen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Erzherzog Karl gegenüber dem Zaren und dem Kronprinzen von Schweden in überaus schwierige Lagen hätte kommen, und daß Verstimmungen seinerseits den Fortgang der Ereignisse hätten hemmen können, er war leicht verletzt und konnte, wie sein Verhältnis zu Erzherzog Johann 1809 bewiesen hatte, ungerecht und hart werden. Metternich drang daher sofort durch, als er den Fürsten Schwarzenberg für den Oberbefehl in Vorschlag brachte, da dessen diplomatisches Geschick, seine Selbstlosigkeit und sein ausdauernder Pflichteifer allgemein anerkannt werden mußten. Fürst Schwarzenberg war kein Stratege, kein Organisator, überhaupt keine zum Herrschen bestimmte Natur, wie sie dem großen Feldherrn eigen sein muß; aber er war ein tadelloser Kavalier, ein treuer und uneigennütziger Diener seines Herrn, er besaß ganz tüchtige, militärische Kenntnisse und konnte ebenso wegen einer langjährigen Kriegserfahrung, als wegen der unbestrittenen Beweise von Tapferkeit auf Ansehen unter den Generalen der verbündeten Mächte rechnen.

Hätte Schwarzenberg, einzig auf die Kenntnisse und das Talent seines Generalstabschefs Radetzky sich stützend, ohne störende Eingriffe in seine Befugnisse und ohne eine ganz ungewöhnliche Häufung von Ratschlägen und Bedenken, die ihm bei jedem Schritte begegneten, den Feldzug leiten dürfen, so wären wahrscheinlich weniger Verstöße und Unterlassungen in der Führung begangen worden, als thatsächlich zugegeben werden müssen; neben Radetzky drängte sich aber der eitle und rechthaberische Langenau vor, durch Alexanders Mund ließen sich die Franzosen Moreau und Jomini öfter vernehmen, als es erwünscht war; von den Russen Barclay und Wittgenstein war ebensowenig hingebungsvolle Unterordnung zu erwarten, als von dem Preußen Knesebeck Bescheidenheit und Zurückhaltung in der Kritik fremder Ansichten und Pläne; der Kronprinz von Schweden aber war überhaupt nicht als ein untergeordneter General zu betrachten, er ließ sich nur zu jenen Leistungen herbei, die seinen persönlichen Interessen entsprachen,

einen Oberbefehl in der vollen Bedeutung strenger militärischer Auffassung hat er niemals anerkannt.

Die ohnehin kaum ausschlaggebende Ueberlegenheit der Verbündeten an Truppen wurde daher reichlich aufgewogen durch die Vorteile, die in Napoleons Macht über sein Heer und seine Generale und in der Einheit des Kommandos bestand, das keinen anderen Ausgangspunkt hatte, als seinen Willen und sein Genie. „Faßt man die Gesamtheit aller obwaltenden Verhältnisse zusammen, so muß man wohl gestehen, daß Napoleons Lage an der Elbe kaum eine ungünstige und schwierige, ganz gewiß nicht eine hoffnungslose genannt werden kann. Wir begreifen, daß ein starker Geist und kühner Sinn als Sieger aus solchem Kampfe hervorzugehen hoffte und nicht ängstlich nach dem Frieden trachtete" (Bernhardi). Er konnte und durfte sich versprechen, die Annäherung und Aneinanderschließung der verbündeten Armeen zu verhindern; denn auch ihm kam, wie seinerzeit Friedrich dem Großen, die Kürze der inneren Verbindungslinien zu gute, er konnte mit wenigen Märschen an irgend einem Punkte seiner Angriffsfront eine bedeutende Uebermacht vereinigen und in Verwendung bringen, ohne daß das Gleichgewicht an einer anderen Stelle zu sehr gestört wurde, und behielt noch immer Kräfte genug zur Verteidigung gegen gleichzeitige Angriffe auf seine schwächeren Positionen. Schon am 13. August war der Kaiser mit sich darüber im klaren, jenen Plan wieder aufzunehmen, den er schon nach Großgörschen gefaßt, jedoch wieder aufgegeben hatte, um die Verbündeten bei Bautzen mit ausreichenden Kräften angreifen zu können; er beschloß den Vorstoß gegen Berlin und gleichzeitige Abwehr allfälliger Angriffe der Verbündeten in Schlesien, in der Lausitz oder aus den böhmischen Defileen heraus. Er kannte den Gegner, der ihm im Spreegebiete entgegenstand, gut genug, um zu wissen, daß er vor demselben keinen allzu hartnäckigen Widerstand zu gewärtigen habe. Bernadotte würde sich, so urteilte er, nach einigen Gefechten, in denen er sich kaum einer Gefahr aussetzen würde, an die Ostsee zurückziehen, die untere Oder freigeben und, wenn er gedrängt würde, mit seinen Schweden in die Heimat zurückkehren. Dadurch wäre die Nordarmee der Auflösung nahegebracht, denn die preußischen und russischen Corps könnten ihren Zusammenhang nicht aufrecht erhalten, die preußische Landwehr würde sich nach der Besetzung Berlins zerstreuen und an der Oder gewiß nicht standhalten. Es war ihm ganz gleichgültig, wenn etwa während dieser Vorgänge die Oesterreicher über das Erzgebirge gingen und seine Rückzugslinie bedrohten; „er wußte, daß der Verlust von Berlin und selbst von Prag, wenn er diese Hauptstädte nach siegreichen Schlachten gewann, den Verbündeten in erschütternder Weise viel schmerzlichere und nähere Nachteile brachte, als ihm eine zeitweilige Unterbrechung seiner unmittelbaren Verbindungen mit Frankreich, die weder die Schlagfertigkeit seiner Truppen an der Elbe augenblicklich lähmte, noch den Sitz seiner Macht sogleich in unmittelbarer Nähe bedrohte."

Das Unternehmen gegen Berlin war vollkommen richtig erfaßt, wurde jedoch nicht mit zureichenden Kräften ausgeführt. Napoleon glaubte, daß Marschall Oudinot mit seinem eigenen, den Corps Bertrand und Reynier und dem Kavalleriecorps Arrighi, die nicht mehr als 70 000 Mann ergaben, die zwischen der Elbe und Spree stehenden Gegner verdrängen und zerstreuen und daß Davoust

rechtzeitig mit Oudinot zusammenwirken werde, er rechnete nicht darauf, daß der Einfluß der preußischen Generale auf die Haltung der Nordarmee doch bedeutender sein werde, als der des Oberfeldherrn selbst. Bernadotte stand mit 64000 Mann südlich der Spree zwischen Berlin und dem ausgedehnten Wald- und Wassergürtel, der als natürliche Verteidigungslinie der märkischen Hauptstadt betrachtet werden kann; 22000 Mann standen nördlich der Spree.[1]) Obwohl es nach dem Trachenberger Plane die Aufgabe Bernadottes gewesen wäre, am 17. August bereits in der Richtung Treuenbrietzen—Torgau den Vormarsch an die Elbe anzutreten, waren seine Truppen doch so weit auseinandergezogen, daß sie selbst für die Defensive erst durch einen Rückzug nach Berlin vereinigt werden konnten. Entgegen der von ihm übernommenen Verpflichtung, den Angriff vorzubereiten, hatte er sich, wie sein neuester Verteidiger selbst zugeben muß, schon zu einer Zeit für die Defensive entschieden, da er noch nicht wissen konnte, daß er das erste Angriffsobjekt der Initiative Napoleons sein werde. Oudinot rückte am 19. August in drei Kolonnen vor: rechts Bertrand, in der Mitte Reynier, links das Corps Oudinot. Die Befestigungen an der Nuthe und Notte wurden von Bernadotte aufgegeben, nachdem sie nur als Stützpunkte für die Vorposten hatten dienen müssen. Am 21. August trafen die Spitzen der französischen Kolonnen auf größere Abteilungen der Nordarmee, die sich nach mehreren kleineren Gefechten sämtlich zurückzogen, am 22. kämpfte man bei Wittstock und Jühnsdorf, die Preußen hielten sich außerordentlich tapfer, standen aber immer der Uebermacht gegenüber und mußten endlich weichen, wodurch das ganze Seengebiet in französische Macht kam. Am Nachmittag hielt der Kronprinz mit den Corpskommandeuren Kriegsrat, in welchem er die Absicht geäußert haben soll, am nächsten Tage über die Spree zurückzugehen. Bülow hat sich geweigert, Berlin preiszugeben, bevor er sich nicht vor Berlin geschlagen habe. „Unsere Gebeine sollen diesseits Berlin bleichen, nicht jenseits der Spree!“ Der Widerstand des preußischen Generals verhinderte die Zurückziehung der Schweden und Russen, durch deren Abmarsch auch die Preußen genötigt gewesen wären, ihre Stellungen zu verlassen. Bernadotte beruhigte die letzteren, indem er seine Geneigtheit aussprach, die Schlacht am folgenden Tage anzunehmen.[2]) Seine Befehle wirkten jedoch nicht überzeugend auf die Generale, sie glaubten in denselben

[1]) E. Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813. Berlin 1893. Eine strategisch-kritische Studie, deren Ergebnis eine Entlastung Bernadottes von allen jenen Vorwürfen bilden soll, welche von den neueren preußischen Militärschriftstellern (namentlich in der „Geschichte der Nordarmee“) von Bernhardi, Pallmann u. a. gegen ihn erhoben worden waren. Der neueste Bearbeiter der „Geschichte der Nordarmee“ v. Quistorp hält dagegen die Ansicht aufrecht, daß das wesentliche Verdienst an den Erfolgen der Nordarmee dem General Bülow zukommt. Denselben Eindruck erhält man auch aus dem Aufsatze Meineckes in den „Forschungen für Brandenburgische und Preußische Geschichte“: Zur Beurteilung Bernadottes im Herbstfeldzuge 1813.

[2]) Nach Wiehrs Meinung war er dazu längst entschlossen, hielt es aber für angemessen, die Corpskommandanten nicht in seine Pläne einzuweihen. Alle Erzählungen über den Kriegsrat in Philippsthal sind ihm „nichts als Sagen der vaterländischen Geschichte“. Er weist alle Berichte, die sich auf Bülows eigene Aussagen beziehen, zurück, unterläßt es aber, darüber Aufklärung zu geben, wie jene „Sagen“, die mit der früheren und späteren Haltung Bernadottes übereinstimmen, entstanden sein sollen.

vielmehr die Neigung zum Rückzuge noch immer zu erkennen. Daß Bernadotte die russischen Heereskörper enger an seine eigene Armee schloß und die Division Hirschfeld von Potsdam gegen Saarmund in die linke Flanke des Feindes vorgehen ließ, rechtfertigt jedoch die Annahme, daß es ihm ernstlich um die Einleitungen zu einer Schlacht zu thun gewesen sei, durch welche der Feind in die Moräste zwischen Köpenick und Königswusterhausen geworfen werden sollte. Bei dem Mangel an schriftlichen Befehlen in den schwedischen und preußischen Kriegsakten wird jedoch kaum jemals ein vollkommen sicherer Schluß auf die wahren Absichten des kronprinzlichen Oberfeldherrn gezogen werden können. Das Verhalten desselben am Gefechtstage selbst gibt dazu keinen Anhaltspunkt. Oudinot ließ am 23. August seine drei Kolonnen abermals vorrücken, unterließ es jedoch, für einen engeren Anschluß derselben zu sorgen, so daß zwischen ihnen Lücken von einer halben bis zu einer Meile entstanden, welche nicht nur einen gegenseitigen Kräfteaustausch erschwerten, sondern selbst die rasche Mitteilung der Sachlage verhinderten. Bertrand stieß bei Blankenfelde auf Tauentzien und ließ sich, obwohl er stärker als dieser war, durch das kräftige Auftreten von fünf preußischen Bataillonen und sechs Geschützen von einem energischen Angriffe abhalten. Im Zentrum ging Reynier gegen Großbeeren vor, wo er um 3 Uhr Nachmittag anlangte, als der Kampf bei Blankenfelde schon im Erlöschen begriffen war. Ein Detachement von drei Bataillonen und einem Kavallerie-Regiment, das Bülow nach Großbeeren verlegt hatte, mußte den Ort aufgeben und zog sich nach Heinersdorf zurück. Reynier stellte die sächsische Division Sahr links von Großbeeren als rechten Flügel auf, schloß an diese die italienische Division Durutte als Zentrum und ließ die sächsische Division Lecoq etwas weiter zurück den linken Flügel bilden. Die dritte Kolonne, die vom 12. Corps und der Reiterei Arrighis gebildet wurde, war noch nicht auf gleicher Höhe mit ihm angelangt, sondern so weit zurückgeblieben, daß er die Fühlung mit ihr verloren hatte. Er erachtete daher seine Aufgabe für diesen Tag als beendet und ordnete an, da ein heftiger Regen eingetreten war, daß Vorbereitungen zur Unterbringung des Hauptquartiers in Großbeeren getroffen würden. Bülow erkannte die isolierte Lage der ihm gegenüberstehenden Truppen und beschloß sofort die Vertreibung derselben aus Großbeeren. Als die Befehle dazu ausgegeben wurden, traf auch eine zustimmende Erklärung Bernadottes ein. Der von Reynier durchaus nicht erwartete Angriff des Bülow'schen Corps, von dessen Nähe er keine Ahnung gehabt hatte, führte zu einer vollständigen Niederlage der Mittelkolonne Oudinots. Das Gefecht wurde von Bülow durch ein verheerendes Feuer aus der gesamten vorgezogenen Artillerie, die aus 82 Geschützen bestand, eröffnet. Sobald sich die Ueberlegenheit desselben über das feindliche geltend gemacht hatte, ging die Infanterie mit dem Bajonette zum Sturm vor, weil der heftige Regen das Schießen unmöglich machte. Eine Flankenbewegung der Brigade Borstell gegen das Dorf Großbeeren brachte zuerst die Division Sahr zum Weichen, die Sachsen wehrten sich mannhaft, wurden aber mit Kolbenschlägen übel zugerichtet, mußten ihr Geschütz im Stich lassen und in der Flucht ihr Heil suchen. Die Division Durutte machte alsbald Kehrt und überließ es der Division Lecoq, ihre Flucht zu decken. Die hereinbrechende Dunkelheit machte dem allgemeinen Kampfe

ein Ende, nur die Reiterei jagte sich noch mit wechselndem Erfolge hin und her, bis die Preußen auch über die französische Kavalleriedivision Fournier, die von Oudinot auf das Gefechtsfeld entsendet worden war, das Uebergewicht erlangten und sie nach einem wüsten Ritt, in dem Freund und Feind in einen Knäuel verwickelt waren, gänzlich zersprengten. Das 12. französische Corps konnte dem Rückzuge Reyniers nicht Einhalt thun, da die Infanterie desselben fast anderthalb Meilen entfernt war. Marschall Oudinot hielt durch die Ueberrumpelung seines Zentrums seine Situation für so gefährdet, daß er die Operation gegen Berlin vorläufig aufgeben zu müssen meinte und daher auch den Rückzug Bertrands und des 12. Corps anordnete. Er ging über Jüterbogk nach Wittenberg zurück, unter dessen Kanonen er am 2. September ein Lager bezog. Auf der Wahlstatt von Großbeeren fielen 14 französische Geschütze, Tausende von Gewehren und 1500 Gefangene in die Hände der Sieger. Berlin war gerettet durch den energischen Entschluß Bülows und die Tapferkeit seines Corps. Eine Verfolgung des Feindes fand nicht statt, man sandte nur einzelne Reitermassen den Abziehenden nach, die deren Bewegungen nicht zu stören vermochten. Bernadotte hat keinen Versuch gemacht, mit den Schweden und Russen, die er zur Hand hatte, gegen die linke Flügelkolonne der Franzosen vorzugehen, obwohl seine Stellung bei Rühlsdorf dazu Gelegenheit geboten hätte, jedenfalls wäre es seine und nicht die Aufgabe Bülows gewesen, den Vormarsch rasch anzutreten, da seine Truppen nicht ins Gefecht gekommen waren und vollständig ausgeruht sein konnten. Eine schöne Frucht des Sieges von Großbeeren war die Vernichtung der französischen Division Girard, die von Magdeburg in der Stärke von 12 Bataillonen, 5 Eskadronen und 15 Geschützen ausgerückt war und über Belzig zu der Armee Oudinots stoßen sollte. General v. Puttlitz, der mit einigen Bataillonen Landwehr Magdeburg beobachten sollte, zog sich vor Girard zurück, bis ihn die Division Hirschfeld aufnahm, die nach dem Gefechte von Großbeeren gegen Girard abgesandt worden war. Vereint und von 600 Kosaken unter Tschernitschef unterstützt griffen sie den Feind bei Hagelsberg an, wo die Division Girard nach einem entsetzlichen Handgemenge, in welchem ganze Bataillone mit dem Kolben erschlagen wurden, ihren Untergang fand. Die preußische Landwehr, die in diesem Gefechte ohne Unterstützung durch Linientruppen focht, war im Beginne desselben zwar durch Ungeschicklichkeit in Verwirrung geraten, ja einzelne Bataillone hatten sich in einem plötzlich ausgebrochenen Schrecken sogar zur Flucht gewendet, sie hatten sich aber rasch wieder gesammelt, und dieselben Leute, die in der Ueberraschung davongelaufen waren, hatten, über die Situation belehrt, mit einer wilden Berserkerwut gegen die kriegsgewohnten Franzosen gekämpft, bis sie keinen mehr vor sich sahen; eine Erscheinung, die wohl als eine der deutschen Kampfweise eigentümliche bezeichnet werden kann und beweist, mit welcher Nachhaltigkeit der Deutsche zu kämpfen liebt, wenn er von begeisterten und willensstarken Männern geführt wird.

Während dieser Ereignisse in der Mark hatte Napoleon seine Hauptmacht in der Lausitz gesammelt, wo er den Angriff der Oesterreicher erwarten zu müssen glaubte. Der Abmarsch der Russen von Schlesien nach Böhmen war ihm erst bekannt geworden, als er schon vollzogen war und nicht mehr gestört werden

konnte; über die Verteilung der Kräfte der Verbündeten zwischen Schlesien und Böhmen blieb er auch dann noch im unklaren, er hielt das schlesische Heer für ihre Hauptmacht, bis er es angriff. In der ersten Woche nach dem Waffenstillstande herrschte auf beiden Seiten eine bei der Nähe der Stellungen kaum begreifliche Unkenntnis der militärischen Situation. Die Verbündeten glaubten Napoleon am linken Ufer der Elbe bei Freiberg oder Leipzig finden zu können, als seine Armee bei Bautzen und Görlitz stand, und Napoleon erwartete den Angriff der böhmischen Armee in der Lausitz, als sich dieselbe bereits anschickte, vom Egerthal aus über das Erzgebirge nach Sachsen zu marschieren. Dies war in einem am 18. August in Melnik an der Elbe abgehaltenen Kriegsrate beschlossen worden. Nicht Schwarzenberg, sondern Zar Alexander hatte dazu den Ausschlag gegeben. Radetzkys Meinung war dahin gegangen, man solle dem Feinde den schwierigen Uebergang über das Gebirge überlassen, ihn am Fuße desselben erwarten und, wenn er die schwierigen Pässe im Rücken haben werde, schlagen. Weder er noch Schwarzenberg scheinen jedoch diese Ansicht mit Nachdruck verteidigt zu haben, die allerdings mit dem Trachenberger Operationsplane in Widerspruch stand. Man wußte nämlich im Hauptquartier der Verbündeten, daß ein großes Unternehmen Napoleons gegen die Mark Brandenburg im Werke sei, man vermutete sogar, daß der Kaiser in Person es leiten werde; demnach war man verpflichtet, zur Entlastung der Nordarmee vorzugehen und die Rückzugslinien des Feindes zu bedrohen. Daß dies von Leipzig aus geschehen könne, war richtig, ebenso richtig aber war es, daß dann die größte Schnelligkeit in der Vorrückung geboten war, damit man Napoleon zur Detachierung bedeutender Kräfte gegen die böhmische Armee zwänge, bevor er mit erdrückender Uebermacht über Bernadotte herfallen könne. Die Offensive der böhmischen Armee wäre nicht nur nach den Annahmen ihrer Führer, sondern auch nach dem wirklichen Stande der Thatsachen zu günstigen Folgen gelangt, wenn sie rasch ausgeführt worden wäre. Freilich erforderte dies Energie, da die Straßen, die über das Erzgebirge führten, den bescheidensten Anforderungen nicht entsprachen, sondern dem Geschütz und den Gepäckwagen große Hindernisse bereiteten. Die rasche Bewegung von Heereskörpern, die nach Hunderttausenden zählten, war von den Generalstabsoffizieren jener Zeit auch weder studiert noch geübt worden. Moreau, der bei Alexander das einflußreichste Wort führte, fand sich in die Verhältnisse, in denen sich das Kriegswesen damals schon bewegte, überhaupt nicht mehr hinein, die Veränderungen, die sein alter Rivale hervorgerufen, hatte er nicht mitgemacht. Vor allem fehlte es aber an einem einheitlichen Kommando, nachdem schon die erste entscheidende Gelegenheit, dasselbe rücksichtslos für sich zu behaupten, und jede fremde Einmischung zurückzuweisen, von Schwarzenberg nicht benützt worden war. Er besaß die Autorität nicht, um die ihm gebührende Macht ohne Kampf an sich zu bringen; daß er aber diesen Kampf nicht sofort heraufbeschwören wollte, daß er hoffte, durch kluges Ausweichen und Nachgeben einem Konflikte mit den Ratgebern des Zaren und mit diesem selbst entgehen und eine Besserung seiner Stellung von Erfolgen erwarten zu dürfen, kann man ihm kaum verdenken.

Die vier Kolonnen, in welche sich die böhmische Armee zum Zwecke des Aufmarsches geteilt hatte, erreichten erst am 22. August die Kammhöhe des Erz-

gebirges; zunächst der Elbe, auf der Straße von Teplitz nach Dresden, marschierte Wittgenstein, ihm zunächst das preußische Corps Kleist in der Richtung nach Freiberg, dann die Oesterreicher unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg und dem Grafen Gyulai auf zwei Straßen, die sich in Marienberg vereinigten. In der Verfolgung der eingeschlagenen Richtung wäre man mit der Hauptmacht nach Leipzig gekommen, von wo die meisten Straßenzüge, die das Gebirge übersetzen, ausgehen. Aber man gewahrte bald, daß man einen Luftstoß zu machen im Begriffe sei. Nur Wittgenstein stieß auf feindliche Truppen, die drei anderen Kolonnen gewahrten keinen Mann des Gegners. Napoleon konnte also weder bei Leipzig noch bei Freiberg stehen; aufgefangene Depeschen ergaben die Gewißheit, daß er sich überhaupt nicht am linken Elbufer, sondern in der Lausitz oder in Schlesien befand. Auch der gewaltige Stratege hatte einige Tage gezaudert und nach einem Entschlusse gerungen. Von Görlitz war er bis Gabel in Böhmen vorgegangen, in der Absicht, nach Prag zu marschieren, während Ney mit 130000 Mann das schlesische Heer am Bober aufhalten sollte; er gab jedoch diesen Plan für den Augenblick wieder auf, weil er es für notwendig hielt, vorerst die schlesische Armee gänzlich unschädlich zu machen. Er wandte sich am 20. August gegen Blücher, der eben im Begriffe war, den Bober zu überschreiten. Die schlesische Armee hätte zwei Tage vorher Gelegenheit gehabt, Ney, der seine Truppen in einer sehr konfusen Aufstellung zerstreut hatte, zu schlagen; aber auch Blücher hatte noch nicht die volle Macht über seine Truppen erlangt. Nicht nur der russische General Langeron, auch York, der den Oberbefehl selbst beansprucht hatte und Gneisenau haßte, machte ihm Schwierigkeiten. Langeron, der in den Trachenberger Plan eingeweiht war, glaubte ihn besser zu verstehen, als das Hauptquartier der Armee, und hielt sich auf eigene Verantwortung viel weiter zurück, als dieses voraussetzen durfte. Nachdem der Augenblick, in dem man einen Teil des Gegners hätte schlagen können, unausgenützt vorübergegangen war, blieb Blücher nichts anderes übrig, als sich vor der Uebermacht, die ihm seit dem 20. gegenüberstand, zurückzuziehen. Er that es mit großer Ueberwindung und nach einem Gefechte, in dem 3000 Mann ziemlich nutzlos geopfert worden waren. An demselben Tage, an dem die Verbündeten gewahr wurden, daß sie Napoleon nicht bei Leipzig erwarten durften, gelangte dieser zur Erkenntnis, daß er die schlesische Armee nicht zur Schlacht zwingen könne und sie nicht so weit verfolgen dürfe, als sie zurückweiche. Er wünschte jetzt, daß die böhmische Armee sich nach Dresden wende. „Da man ohne Schlacht zu keinerlei Ergebnis gelangen kann," schrieb er an den Herzog von Bassano, „wäre das glücklichste, was geschehen kann, wenn der Feind auf Dresden marschierte, da es alsdann zur Schlacht käme." Er hielt diese von ihm neuerdings befestigte Stadt für stark genug, daß sie bis zu seiner Ankunft gehalten werden könnte und traute den Verbündeten nicht zu, daß sie ihm zuvorkommen und sich Dresdens bemächtigen konnten, bevor er zur Stelle sei. Damit hat er vollkommen recht behalten.

Am 22. August hatten Zar Alexander und Fürst Schwarzenberg in Zöblitz bei Marienberg den Entschluß gefaßt, die böhmische Armee nach Dresden marschieren zu lassen. Die Kolonne Wittgenstein, die bereits mit den Vortruppen

Gouvions St. Cyr, der bei Pirna stand, ins Gefecht gekommen war, konnte ihre Richtung beibehalten. Die andren drei mußten eine Rechtsschwenkung vornehmen, die große Schwierigkeiten verursachte, weil sie von den Straßen, die den Flußläufen folgen, ablenkte und die Truppen zwang, auf schlechten Bergwegen die zahlreichen Gebirgszüge zu überschreiten, durch welche die Flußthäler geschieden sind. Als allgemeiner Sammelpunkt wurde Dippoldiswalde bezeichnet. Schon waren die Befehle ausgegeben, als man neuerlich bestimmte Nachricht erhielt, daß ein großer Teil der französischen Armee sich zerstreut in der Lausitz und in Schlesien befand. Vom Corps Victor waren zwei westfälische Husarenregimenter, die bei Reichenberg standen, von ihrem Kommandanten, Grafen v. Hammerstein, zur österreichischen Division Neipperg herübergeführt worden, das die Straße nach Prag zu decken hatte. Hammersteins Bericht über die Stellung der Franzosen wurde durch Eilpostreiter sofort an das Hauptquartier weitergegeben. Seine Wirkung war insofern keine glückliche, weil er das Oberkommando in der Annahme bestärkte, daß man auch ohne besondere Eile vor Dresden mit überwältigender Uebermacht werde auftreten können. Und doch hatte Napoleon, als dieser Bericht im besten Glauben erstattet wurde, bereits den Rückzug aus Schlesien angetreten. Es war noch möglich, Dresden zu überrumpeln, wenn man keine Stunde auf dem Marsch verlor und mit größter Anstrengung die Truppenzüge beschleunigte. Gouvion St. Cyr zog sich schon am 23. in die Nähe von Dresden zurück, am 24. zog er auch den Posten von Dippoldiswalde ein und hielt in Verbindung mit Vandamme nur die Brücke bei Königstein besetzt, auf der ihm Hülfe aus der Lausitz kommen mußte. Am 25. hätte der Angriff der Verbündeten auf Dresden erfolgen müssen, an diesem Tage war aber noch kaum die Hälfte der böhmischen Armee vor Dresden angelangt; dagegen befand sich Napoleon nur mehr drei Meilen von dort in Stolpen. Er hatte die Absicht, mit 100 000 Mann bei Königstein über die Elbe zu gehen und die Verbündeten im Rücken anzugreifen. Als er jedoch von der Gefahr hörte, in welcher Dresden schwebte, und daß die Stadt sich nicht 24 Stunden werde halten können, gab er den Umgehungsplan auf und ging nach Dresden mit allem, was er an Truppen so rasch als möglich aufbringen konnte; Vandamme allein sollte die Richtung elbeaufwärts einschlagen und die über das Erzgebirge zurückweichenden Verbündeten im Rücken fassen.

Die Heerführer der Verbündeten waren am 25. nachmittags auf freiem Felde um den Zar und den König von Preußen zum Kriegsrate versammelt. Auch diesmal machte Schwarzenberg von dem Rechte des Oberfeldherrn keinen Gebrauch, er soll nach der Aussage seines Biographen Prokesch [1]) für den unverzüglichen Angriff auf Dresden eingetreten sein, aber er befahl ihn nicht, was seine Pflicht gewesen wäre. Jomini war seiner Ansicht, Moreau und Toll dagegen. Nach langem Schwanken, während dessen die Zeit zu den nötigen Anordnungen unwiederbringlich verrann, gab Alexander den Angriff auf, und zwar nicht nur für diesen Tag, sondern überhaupt. Trotzdem wurde am folgenden

---

[1]) Anton v. Prokesch, später diplomatisch thätig und als österreichischer Internuntius in Konstantinopel in den Grafenstand erhoben, war Ordonnanzoffizier im Gefolge Schwarzenbergs.

Tage neuerlich darüber verhandelt, nachdem auch die Truppen der dritten und vierten Marschkolonne herangekommen waren. Wittgenstein begann sich in der Pirnaischen Vorstadt festzusetzen. Die Preußen drangen in den großen Garten ein, die Oesterreicher rückten vom Plauenschen Grund gegen die Vorstädte vor. Fürst Schwarzenberg war abermals nicht im klaren darüber, was er mit seiner Armee bezwecke; seine Vorkehrungen faßten nicht einen energischen Angriff, sondern Demonstrationen ins Auge, die nicht mit der ganzen vorhandenen Macht, sondern mit etwa 40000 Mann „versucht“ werden sollten. Es gab aber kein anderes vernünftiges Ziel für die vor Dresden vereinigten Truppen, als sich der Stadt zu bemächtigen und Napoleon, der doch endlich aus Schlesien zurückkommen mußte, den Uebergang über die Elbe zu verwehren. War man zu schwach, um den Sturm auf die Festungswerke mit Erfolg durchzuführen, so mußte das Gelände vor Dresden verlassen und eine andere Stellung aufgesucht werden. Man gewinnt den Eindruck, daß die Bewegungen gegen Dresden am 26. August nur deshalb eingeleitet wurden, weil man nicht wußte, was man sonst etwa unternehmen könne. Wenn es aber auch am Vormittage noch zweifelhaft sein konnte, ob die eingeleitete „Demonstration“ nicht doch vielleicht zu einer Räumung der Stadt von seiten der Franzosen führen wurde, so war daran nicht mehr zu denken, seit Wittgenstein, der zwischen der Elbe und dem großen Garten stand, von den französischen Batterien beschossen wurde, die auf der Bunzlauer Straße herangekommen und am rechten Elbeufer aufgefahren waren, um den Uebergang der Infanterie über die große Brücke zu decken. Bei dieser Sachlage konnte niemand im Hauptquartier noch den Sturm auf Dresden beantragen, da die Verteidiger jeden Augenblick an Stärke gewinnen mußten. Wozu sollte man sich an den alten Mauern der kurfürstlichen Residenz die Köpfe einrennen, da doch Napoleon sich darin nicht einschließen konnte, sondern sehr bald daraus hervorbrechen mußte? Auch Jomini empfahl ebenso wie Toll jetzt den Rückzug nach Dippoldiswalde, Schwarzenberg wurde vom Zaren überzeugt, daß es keinen anderen Ausweg gebe — dennoch begann um vier Uhr nachmittags der Angriff, sowie er am Tage vorher von Schwarzenberg angeordnet war. Wie das gekommen ist, vermag man sich nicht zu erklären, man weiß nur, daß der König von Preußen sich lebhaft gegen den Rückzug nach Dippoldiswalde gewehrt und es für unwürdig erklärt hat, mit 200000 Mann „vor der bloßen Erscheinung Napoleons“ zurückzuweichen.[1]) Soll sich Schwarzenberg dadurch haben bestimmen lassen, keine neuen Befehle zu geben, sondern den Dingen ihren Lauf zu lassen?

Napoleon befand sich seit neun Uhr morgens in Dresden und ordnete die Verwendung der Truppen an, die in rascher Folge in der Stadt anlangten. Es waren die Garden Mortiers und die Reitermassen Murats, denen im Laufe des Abends und der Nacht noch das 6. Corps Marmont folgte. Vandamme, durch Teile der Corps St. Cyr und Victor verstärkt, so daß er 52 Bataillone und 26 Eskadronen — 40000 Mann — unter seinem Befehle vereinigte, war an die Elbe nach Lilienstein gesendet worden mit der Aufgabe, den Fluß unter

[1]) Bernhardi, Denkwürdigkeiten. III, 198.

dem Schutze des Königsteins zu übersetzen und bei Pirna den Verbündeten in den Rücken zu fallen, während Napoleon von der Verteidigung der Vorstädte von Dresden zum Angriff auf die böhmische Armee in der Front übergehen wollte. Der Kampf, der sich am Nachmittag des 26. in dem ganzen Halbkreise vor den Dresdener Vorstädten und Schlägen immer heftiger gestaltete, führte zu keinem nennenswerten Erfolge der Verbündeten, gegen Abend aber verloren sie selbst den Boden wieder, den sie allmählich gewonnen hatten, und sahen sich von den Franzosen ernstlich bedrängt. Am nächsten Tage ging Napoleon, obwohl er um 40000 Mann schwächer war als die Verbündeten, in die Offensive über. Schwarzenberg hatte seine Aufstellung zusammengezogen, sowohl der von Wittgenstein gebildete rechte Flügel als auch die Oesterreicher unter Klenau, die im Plauenschen Grunde standen, wurden auf die Höhen zurückgenommen, auf welchen das Zentrum Barclay und Kleist bereits standen. Napoleon handelte gerade entgegengesetzt, er lehnte sein schwaches Zentrum — St. Cyr — an die Befestigungen, von welchen aus er ein heftiges Feuer eröffnen konnte, und ließ Murat mit 40000 Mann an seinem rechten Flügel und Mortier mit den Garden in der Ebene zwischen der Elbe und den Anhöhen weit ausgreifen, so daß die feindliche Aufstellung umfaßt war. In seinen Dispositionen war die alte Kühnheit und Entschlossenheit des Siegers von Marengo, Austerlitz und Abensberg wieder zu erkennen. Die Vortruppen, die Schwarzenberg in der Ebene hatte stehen lassen, wurden teils zurückgeworfen, teils gefangen; 10 österreichische Bataillone, von den langen Märschen und Hunger entkräftet, barfuß im Kote watend, den der niederströmende Regen immer mehr anhäufte, mit nassen Gewehren unfähig einen Schuß abzugeben, streckten die Waffen. Der Schrecken über diese Ereignisse wurde durch das Entsetzen vermehrt, das die schwere Verwundung Moreaus hervorrief, dem mitten im Stabe Alexanders durch eine Stückkugel beide Beine zerschmettert wurden. Nachdem man um dieselbe Zeit auch bestimmte Nachricht von dem Uebergange Vandammes auf das linke Elbeufer erhalten hatte und ihn auf dem Plateau von Pirna wähnte, blieb nichts übrig, als noch in der Nacht vom 27. auf den 28. August den Rückzug über das Gebirge nach Böhmen anzutreten. Die von Radetzky und Toll aufgesetzte Disposition ordnete die Bildung von drei Marschkolonnen an, deren linke unter des Grafen Barclay Befehl die Straße über Berggießhübel und Peterswalde nach Teplitz einschlagen sollte. Sie war bestimmt, einen zu erwartenden Angriff Vandammes abuzweisen. Barclay fand aber die ihm vorgeschriebene Richtung für seine Truppen zu gefährlich, überließ es der Division des Herzogs Eugen von Württemberg, deren Kommando ziemlich unmotiviert der Graf Ostermann übernommen hatte, sich mit Vandamme abzufinden und schlug selbst die Richtung nach Dippoldiswalde ein, wo er mitten in die zurückgehenden österreichischen Kolonnen einbrach.[1])

Die volle Größe seines Sieges übersah Napoleon erst am Morgen des 28., an welchem er glaubte, einer Erneuerung des Kampfes vor Dresden entgegen-

[1]) So erklärt Bernhardi die vielbesprochene Eigenmächtigkeit Barclays, die von österreichischer Seite auf eine Weisung Tolls an Barclay zurückgeführt worden ist.

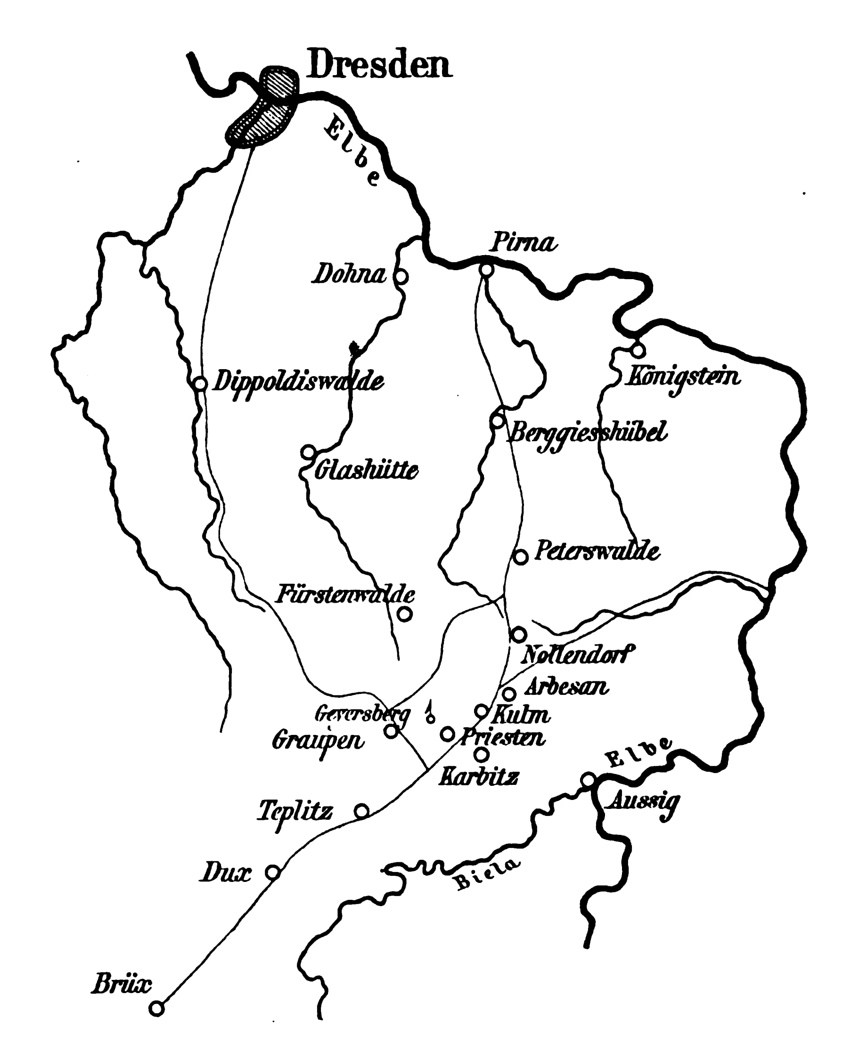
sehen zu müssen. Es waren am Schlachttage allein schon bei 10000 Gefangene in seine Hände gefallen, die gleiche Zahl wurde bei der sehr schwächlich eingeleiteten Verfolgung auf den Rückzugsstraßen der Verbündeten gemacht, auf denen man ganze Reihen in Pyramiden gestellter Gewehre verlassen vorfand, auf dem Schlachtfelde vor den Thoren von Dresden aber lagen 10000 Tote und Verwundete; 30 Geschütze, zahllose Munitionswagen, Gepäck und Waffen wurden von den Franzosen genommen. Das böhmische Heer hatte ein gutes Viertel seines Bestandes eingebüßt, die österreichischen Regimenter langten in einem Zustande der Verwirrung in Böhmen an, der eine vollständige Neubildung der Armee erforderte. Als Ursachen dieser Niederlage müssen vor allem der Mangel eines thatkräftigen, seines Ziels bewußten Oberbefehles, die ungenügende taktische Führung, die geringe Widerstandskraft der Oesterreicher, die weder gut ausgerüstet noch verpflegt waren, und die ungünstige Witterung bezeichnet werden. Den letzteren Umstand darf man aber nicht stark in Rechnung bringen; denn die schlesische Armee hat, mit den gleichen Unbilden kämpfend, gesiegt. Es ist ein ganz vergebliches Bemühen, wenn die Bewunderer des Fürsten Schwarzenberg [1]) diesen von der Schuld entlasten wollen, die ihm an diesem kläglichen Ergebnis seines ersten Waffenganges im Herbstfeldzuge 1813 zufällt. Selbst wenn es eine Entschuldigung für einen Heerführer wäre, daß er überhaupt nicht in die Lage gekommen sei, zu kommandieren, könnte man dieselbe für ihn nicht ausschließlich in Anspruch nehmen, denn weder der Befehl zum Angriff am 26., noch die fehlerhafte Aufstellung am 27., gingen von anderer Seite als vom österreichischen Hauptquartier aus. Daß in demselben Langenau über Radetzky das Uebergewicht erlangt hatte, kann doch nur der Zustimmung Schwarzenbergs zugeschrieben werden. Die Verantwortlichkeit für seine Werkzeuge muß der Höchstkommandierende unter allen Umständen auf sich nehmen, denn er wählt sie und er allein kann sie beseitigen.

Napoleon erwartete nach seinem großartigen Siege bei Dresden, daß Vandamme die Straße über Peterswalde nach Teplitz vom Feinde frei halten werde, und war entschlossen, auf derselben mit seiner Hauptmacht vorzugehen. „Ich denke eher in Böhmen zu sein, als meine Herren Kollegen,“ äußerte er zum sächsischen Kriegsminister General Gersdorf, er konnte dabei aber das Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß seine Sache dort, wo er sie nicht selbst führte, keine Erfolge aufzuweisen habe. Er sollte nur zu bald neue Beweise für die Berechtigung dieser Aeußerung erhalten. Die Freude an dem eben erfochtenen Siege wurde ihm zunächst durch das Mißgeschick vergällt, von welchem Vandamme schon in den nächsten Tagen betroffen wurde. Diesem war am 26. August nur die russische Division des Herzogs Eugen von Württemberg gegenübergestanden, die nicht mehr als 12000 Mann, 1800 Reiter und 26 Geschütze zählte. Sie hatte dem Vordringen Vandammes so lange als möglich den ausdauerndsten Widerstand entgegengesetzt und dadurch den am 27. August so sehr gefährdeten rechten Flügel der böhmischen Armee vor einem Angriffe von Pirna

---

[1]) Unter diesen entwickelt der Major v. Thielen in seinen „Erinnerungen aus dem Kriegerleben eines 82jährigen Veteranen der österreichischen Armee“ einen fast fanatischen Eifer.

aus, also im Rücken ihrer Stellung, gerettet; sie konnte es aber nicht verhindern, daß die Franzosen sich des Kohlberges bei Zehista südlich von Pirna bemächtigten, der die Straße nach Böhmen beherrschte. Trotz Eugens wiederholter Meldungen an das Hauptquartier waren ihm keine Verstärkungen zugegangen, als die russische Garbedivision Yermolof, die eben aus dem Erzgebirge als Reserve der Hauptarmee anmarschiert kam. Graf Ostermann-Tolstoi übernahm den Oberbefehl über beide Heereskörper, ihm werden die folgenschweren Leistungen derselben zugeschrieben, die thatsächlich jedoch der Energie und Ausdauer des Herzogs von Württemberg zu danken sind. Dieser erkannte am 28. die Notwendigkeit, um jeden Preis früher als die Franzosen nach Peterswalde zu kommen, er bestimmte Ostermann, der die Garden keinem nachteiligen Gefecht aussetzen, sondern über Dippoldiswalde in Sicherheit bringen wollte, sich ihm anzuschließen, indem er erklärte, daß er mit seinen Truppen unter allen Umständen, nötigenfalls auch allein, den Weg über Peterswalde festhalten werde. Unter fortwährenden Gefechten, die noch dadurch er-



schwert würden, daß stets auf den Schutz der Garde Bedacht genommen werden mußte, langte er am Abende des 28. in Peterswalde an. Am frühesten Morgen des 29. dort bereits angegriffen, zog er sich nach Nollendorf und endlich nach **Kulm** zurück.[1]) Auch dieses war nicht zu halten, erst in Priesten an der Teplitzer Straße konnte eine Verteidigungsstellung genommen werden, in der man den nachdrängenden Kolonnen Vandammes neuerdings Widerstand leistete. In Teplitz befand sich der König von Preußen, von welchem Graf Ostermann aufgefordert wurde, mit der Garde ins Feuer zu gehen und den Feind aufzuhalten, da sonst die Freiheit und das Leben des Zaren gefährdet sei, der noch nicht aus dem Gebirge in das Thal gelangt sei. Kam Vandamme vor ihm nach Teplitz, so konnte er gefangen werden. Truppen konnte Friedrich Wilhelm, mit Ausnahme einiger Eskadronen Erzherzog Johann-Dragoner, nicht senden, da keine zur Stelle waren. Prinz Württemberg hielt unerschütterlich aus, obwohl er mit Yermolof um jedes einzelne Gardebataillon ringen mußte, das ins Feuer genommen wurde. Dieser beschränkte Stockrusse fuhr den Generalstabschef des Prinzen, Oberst Hofmann, mit den Worten an: „Sie sind ein Deutscher! ein Verräter! Ihnen ist es freilich einerlei, ob der Kaiser seine erste Gardedivision hat oder nicht.“ Nur indem sich der Prinz aufs Aeußerste der Gefahr aussetzte, hielt er die Russen in ihren Stellungen fest. Graf Ostermann wurde schwer verwundet, auf dem Prinzen lastete die ganze Verantwortung für diesen Kampf, der zu den bedeutungsvollsten des ganzen Feldzuges gezählt werden muß.

Zar Alexander kam um zwei Uhr nachmittags mit seinem Generalstab auf der Höhe des Gebirges an, von der aus man den Kampf bei Priesten wahrnehmen konnte. Jomini und Toll begriffen sofort, was dort vorging und daß das Schicksal der böhmischen Armee, die zur Hälfte noch in den grundlosen Straßen des Erzgebirges steckte, davon abhing, daß man die Franzosen nicht nach Teplitz gelangen ließ. Doch man hatte nur Reiterei zur Hand, um rasche Hülfe bieten zu können; Barclays eigenmächtiger Abmarsch nach Dippoldiswalde rächte sich nunmehr, die russischen Garden mußten mit ihrem Blute den Fehler wieder gut machen. Alexander eilte nach Dux, wo er in dem Wallensteinschen Schlosse den Grafen Metternich in einer sehr niedergeschlagenen Stimmung traf; er forderte ihn auf, den General Grafen Colloredo, der mit einer österreichischen Brigade angelangt war, zum Marsche nach Teplitz und auf das Schlachtfeld zu bewegen. Dort wütete der Kampf um die Juchtenkapelle, die den Schlüssel der Stellung bildete. Die todesmutige Ausdauer der russischen Infanterie, die Geschicklichkeit, mit der Prinz Eugen seine Artillerie zur Verwendung brachte, hatte den herrlichsten Erfolg: das ganze Corps Vandammes, das sich im Laufe des Nachmittags vereinigt hatte, wurde aufgehalten, eine noch am Abende ausgeführte Reiterattacke, vom Prinzen und dem General Diebitsch ausgeführt, trieb die Franzosen bis Kulm zurück, wo endlich das Gefecht sein Ende nahm. Es hatte den russischen Garden 2900 Mann, der Division Württemberg, die schon in den vorhergegangenen Tagen große Verluste erlitten hatte, 2400 Mann, der

---

[1]) „Die Schlacht bei Kulm 1813“ von Freih. v. Helfert. Notwendige Berichtigungen und Ergänzungen bei Bernhardi.

Reiterei 800 Mann gekostet. Aber die größte Gefahr, von der die böhmische Armee überhaupt bedroht werden konnte, war abgewendet. Fürst Schwarzenberg, der um sechs Uhr abends in Dux anlangte, soll dem Zaren Alexander das Trostwort zugerufen haben: Morgen wird einer der schönsten Tage sein! Dies würde von mehr als gewöhnlicher Zuversicht Zeugnis geben: denn Schwarzenberg durfte wohl hoffen, durch die Truppen, die er am nächsten Tage auf das Schlachtfeld senden konnte, das weitere Vordringen Vandammes aufzuhalten, daß aber Napoleon den Marschall ohne Unterstützung lassen, daß an Stelle Mortiers und der ganzen Garde der preußische General Kleist mit seinem Corps im Rücken Vandammes erscheinen würde, konnte er unmöglich voraussehen. Es ist aber sowohl dieser Ausspruch, als was sonst über die Begegnung des Monarchen und Schwarzenbergs mit Metternich in Dux erzählt wird, in das Gebiet der Sage zu verweisen, die sich der Begebenheiten im Erzgebirge mit besonderer Vorliebe angenommen hat. Schwarzenberg und sein Generalstab waren vor allem damit beschäftigt, so viele Verstärkungen als möglich heranzuziehen, die man hinter der Eger erwarten wollte. Er veranlaßte die Sendung des Fürsten Wenzel Lichtenstein in das Hauptquartier Blüchers, um von diesem 50000 Mann zu verlangen. Diese sollten nach Theresienstadt in Marsch gesetzt werden, während Blücher mit 30000 Mann eine Seitenstellung bei Georgenthal und Zittau einzunehmen hatte. Auf diese Weise glaubte man dem Vormarsche Napoleons gegen Prag begegnen zu können.

Auf Antrag des General Toll wurde am Abende des 29. in Dux beschlossen, am nächsten Morgen angriffsweise gegen Vandamme vorzugehen und ihn über das Gebirge zurückzutreiben. Die Truppen, die man dazu verwenden konnte, kamen der Stärke Vandammes mindestens sehr nahe; ob das Corps Kleist zur Beteiligung an dem Kampfe herangezogen werden konnte, war noch nicht zu entscheiden, obwohl der König von Preußen bereits im Laufe des Tages mehrere Offiziere an Kleist abgesendet hatte, um seinen Anmarsch zu beschleunigen. Das Corps war am Nachmittag bis Fürstenwalde gelangt; an eine Fortsetzung des Marsches war nicht zu denken, bevor die ermüdeten Truppen nicht einige Stunden Ruhe genossen hatten. Zu dem Kampfe bei Priesten konnte man unmöglich zurecht kommen; aber auch dem Weitermarsche in der Nacht oder am frühen Morgen des 30. August stellten sich große Schwierigkeiten entgegen. Die Straße, die über Geyersberg in die Ebene führte, war derart mit ineinander gefahrenen Gepäckwagen bedeckt, daß die Truppen, namentlich die Artillerie, nicht in Ordnung hinabgebracht werden konnten; dabei mußte man befürchten, von nachdrängenden französischen Abteilungen im Rücken angegriffen zu werden. Ein zweiter Weg über die Nollendorfer Straße führte durch die Feinde und konnte nur mit den größten Opfern freigemacht werden. Kleists Generalstabschef, Oberstlieutenant Grolmann, übersah sofort, daß man von der Nollendorfer Straße in den Rücken der Stellung Vandammes gelangen müsse, wenn nicht bedeutende Nachschübe, welche die Straße sperren konnten, die Bewegung des preußischen Corps aufhielten. Er war der Ansicht, daß man um der Größe des möglichen Erfolges willen sich auch dieser Gefahr aussetzen müsse. Kleist stimmte zu, nicht weil er auf einen Sieg rechnete, sondern weil er lieber mit seinen Truppen

fechtend durch den Feind sich Bahn brechen wollte, als sie in sumpfigen, verrammelten Hohlwegen einer Verwirrung aussetzen, die ihre Schlagfertigkeit aufs höchste gefährdete. Er sandte noch am Abende einen Bericht an seinen König, der mit den Worten schloß: „Unter diesen Umständen habe ich mich entschlossen, am morgenden Tage auf Nollendorf zu marschieren und mich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen; indem ich Eure Majestät bitte, meine Anstrengungen durch einen gleichzeitigen Angriff zu unterstützen, bitte ich Eure Majestät, die Folgen dieses Schrittes, wenn er mißlingen sollte, nicht mir, sondern denjenigen Personen beizumessen, die mich in diese verzweiflungsvolle Lage gebracht haben."

Der Angriff der Verbündeten geschah von der Thalseite aus in der Front gegen Kulm und in der Flanke von den Strisowitzer Bergen und Deutsch-Neudörfel aus gegen Anschine. Die österreichischen Divisionen Hieronymus Colloredo und Bianchi, unterstützt von der russischen Reiterbrigade Knorring und dem Regimente Johann-Dragoner unter Graf Sorbenburg, führten diesen Flankenmarsch aus, der schon in den ersten Morgenstunden des 30. August den linken Flügel Vandammes in arge Bedrängnis brachte. Am linken Flügel der Verbündeten kämpfte die österreichische Division Prinz von Hessen mit den Resten des Corps Württemberg um die beherrschenden Waldabhänge, im Zentrum hielt Barclay, dem an diesem Tage das Oberkommando anvertraut war, durch Geschützfeuer die Gegner hin, bis um 10 Uhr vormittags die ersten Anzeichen von der Annäherung Kleists bemerkbar wurden. Dieser hatte zu seiner Ueberraschung auf der Straße von Peterswalde nach Nollendorf keinen Feind gefunden und war durch den Paß bis Vorder-Tellnitz vorgerückt, während die Brigade Zieten als Nachhut bei Peterswalde seinen Rücken deckte. Um 11 Uhr eröffneten seine Batterien ihr Feuer auf das Dorf Arbesan. Vandamme, der auf demselben Wege die Ankunft von Verstärkungen, ja den Kaiser Napoleon selbst erwartet hatte, erkannte sofort die Gefahr, die über ihn hereingebrochen war, und daß er sich nur retten konnte, wenn er sich durch das preußische Corps durchschlug. Er zog nahezu seine ganze Infanterie aus der Stellung bei Kulm und ließ das Gefecht gegen die Russen durch das Geschütz fortsetzen, das er verloren gab. Indem er gewaltige Reitermassen auf der Nollendorfer Chaussee vorjagte, suchte er die preußischen Bataillone zu zersprengen und für die nachfolgende Infanterie Bahn zu brechen. Die Preußen, deren Brigaden erst nach und nach auf dem Kampfplatze erschienen, wichen anfangs vor dem Ungestüm des übermächtigen Angriffs, die französische Reiterbrigade Corbineau stürmte an den aus dem Zusammenhange gebrachten Bataillonen vorüber und ritt, was ihr in den Weg trat, nieder; für das französische Fußvolk aber gab es keine Rettung als die Flucht in die Berge. Wären die Russen und Oesterreicher, die bei Kulm kämpften, im Augenblicke des Eingreifens Kleists rasch genug vorgegangen, so wäre auch dieser Weg verschlossen worden. Vandamme entschied sich zu spät dafür, den wenigen glücklicheren Abteilungen zu folgen, die den einzigen noch vorhandenen Ausweg fanden, er wurde von russischen Jägern gefangen. Sein Schicksal teilten 10000 Mann, während ebensoviele Tote und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten. Das Corps Vandamme bestand nicht mehr, seine sämt-

lichen 82 Kanonen und 200 Gepäckwagen waren auf dem Schlachtfelde stehen geblieben, doch nur 2 Adler und 3 Fahnen fielen den Verbündeten in die Hände, die übrigen waren von den Fliehenden mit bewunderungswerter Tapferkeit geborgen worden. Der Verlust dieses Tages betrug bei den Verbündeten 3300 Mann, wovon nahezu die Hälfte auf die Preußen kam.

Selten ist ein Sieg so unerwartet eingetroffen, wie der bei Kulm und Nollendorf erfochtene, der mit einem Schlage die fast verzweifelte Lage der böhmischen Armee veränderte. Seine bedeutsamste Folge war die erlösende Wirkung, die er auf die Monarchen und die obersten Heerführer ausübte, die nun nach zwei Tagen unheilvoller Resignation und düsterster Anschauung der Zukunft wieder Mut und Vertrauen zu ihrer Sache gewannen und zur Neuordnung ihrer Streitkräfte schreiten konnten. Napoleon hatte sein Unglück diesmal ganz selbst verschuldet, indem er es unterließ, die Fühlung zwischen seiner Hauptmacht und dem Corps Vandamme aufrecht zu erhalten. Er glaubte durch die Schlacht bei Dresden die böhmische Armee bereits unschädlich gemacht zu haben und erwartete, daß das Auftreten der 40000 Mann, die Vandamme nach Böhmen führen sollte, ihren Rückzug hinter die Eger mühe- und gefahrlos erzwingen werde. Sein Augenmerk hatte sich wieder dem Norden zugewandt; noch auf der Rückfahrt von Pirna, in der Nacht vom 28. auf den 29. August, traf er Anordnungen zur Verstärkung der Armee, die er gegen Bernadotte gesandt hatte. Die Schlappe von Großbeeren mußte wieder gut gemacht, Berlin genommen werden. Fain und Pelet haben zur Entschuldigung der Fahrlässigkeit des Kaisers bei der Disposition für Vandamme eine plötzlich über ihn hereingebrochene Erkrankung festzustellen gesucht, es ist aber kaum möglich, daran zu glauben, da seine Feldherrnthätigkeit an dem verhängnisvollen Tage kaum unterbrochen worden ist und zuverlässige Zeugen sowohl in Pirna wie in Dresden mit ihm gesprochen haben. Uebrigens lauteten die Berichte Vandammes so zuversichtlich, der Einmarsch in Teplitz wurde so bestimmt in Aussicht gestellt, daß Napoleon bei einiger Zerstreutheit eine besondere Sicherung dieses Corps wohl unterlassen konnte; zu dieser Zerstreutheit gab der Aerger über die Niederlage Oudinots, die er am 28. erfuhr, und die Sorge um Macdonald, dessen Schicksale am Abende dieses Tages auch schon bekannt wurden, Veranlassung genug.

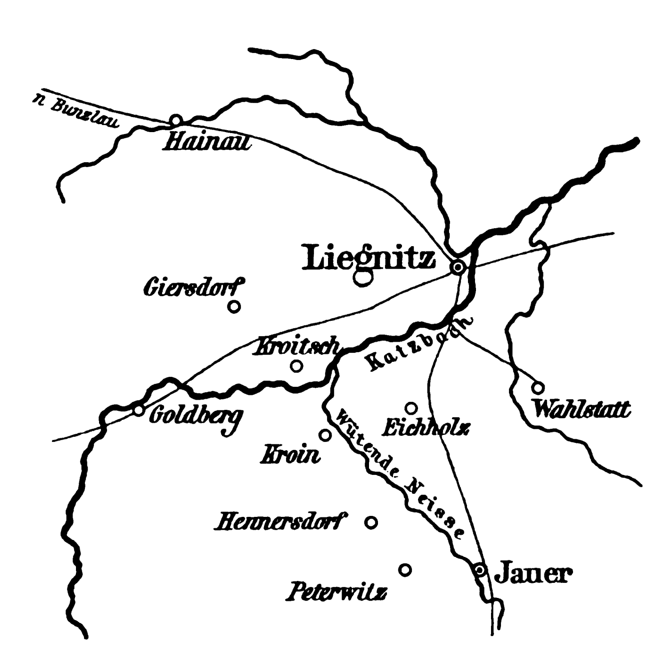
Die schlesische Armee hatte die Initiative noch während der letzten Tage des Waffenstillstandes ergriffen, da die Verletzung der neutralen Zone durch die Franzosen hierzu Veranlassung gab; sie war am 17. August schon hart am Feinde und stand drei Tage später am rechten Ufer des Bober, mußte jedoch vor einem energischen Vorstoße, den Napoleon von Görlitz aus mit überlegener Macht anordnete, bis Jauer zurückweichen. Am 23. ließ der Druck der französischen Verfolgung etwas nach, da Napoleon sich in die Lausitz zurückwandte; Blücher ging hierauf wieder bis Goldberg vor, nach einem heftigen Gefechte aber bis Striegau, östlich von Jauer, zurück. „Dies Hin- und Herwerfen, Vor- und Zurückziehen einer Armee von 100000 Mann unter fortwährenden Gefechten nahm die Kräfte in einer unerhörten Weise in Anspruch. Friedrich dem Großen war nichts wichtiger gewesen, als die regelmäßige Verpflegung des Soldaten; Nachtmärsche hatte er nur im äußersten Notfalle zulassen wollen. Jetzt hatten

manche Truppenteile drei Nachtmärsche hintereinander machen müssen, waren vier Tage lang nicht zum Abkochen gekommen." [1]) Gneisenau mußte seinen Truppen diese Anstrengungen zumuten, weil er nur auf diese Weise mit dem Feinde in Fühlung bleiben und den günstigen Augenblick für einen Angriff sofort ausnützen konnte. York aber fand eine solche Kriegführung unerträglich, allen Gesetzen der Kriegskunst widersprechend. „Blücher, Gneisenau und ihre Offiziere saßen am 25. August in Jauer zu Tisch, als sich plötzlich die Thüre öffnete und York hereintrat. Er wandte sich an Blücher und sagte: Sie ruinieren die Truppen, Sie lassen sie Märsche machen ohne Zweck." Um vor den fremden Offizieren keine Scene entstehen zu lassen, führte Gneisenau die beiden Herren in ein kleines Seitengemach. Hier erneuerte York seine Vorwürfe und schloß mit der Versicherung, daß die ganze Armee sich auflöse und daß er dergleichen nicht länger verantworten könne, daß er dem König seinen Bericht darüber machen werde. Zwei Tage Ruhe seien der Armee durchaus nötig. Gneisenau, obwohl er nur Generalmajor und York Generallieutenant war, übernahm die Antwort und rekapitulierte ihm kurz, was geschehen und warum es geschehen sei; dann fügte er hinzu, daß man bei dem General einen Widerstreit und einen Starrsinn finde, der nicht selten an Ungehorsam streife, machte die Thüre auf und fragte: Haben Euer Exzellenz sonst noch was zu befehlen? worauf York mit einer kalten Verbeugung gegen Blücher abging. Während nun York in einem Berichte an den König alle Fehler zusammenstellte, die Gneisenau sich in den acht Tagen seiner Armeeleitung habe zu schulden kommen lassen, leitete dieser den erneuten Vormarsch des schlesischen Heeres in der bestimmten Voraussicht ein, daß es nun zum Schlagen kommen werde.

Napoleon hatte den Marschall Ney mit sich nach Dresden genommen, dessen Corps aber samt dem Lauristons dem Marschall Macdonald unterstellt, der mit 11 Infanteriedivisionen und hinreichender Reiterei Blücher noch einmal bis über Jauer zurücktreiben und dann am Bober eine Stellung nehmen sollte, die es der schlesischen Armee weder gestattete, über das Riesengebirge nach Böhmen abzuziehen, noch eine Verbindung mit den Truppen bei Berlin herzustellen. Macdonald hielt die schlesische Armee infolge ihres zweimaligen Rückzuges bereits für erschüttert und glaubte sie erst hinter Jauer treffen und leicht zurückweisen zu können. Er begann am 26. August, mit welchem Tage die den Verbündeten vor Dresden so nachteilige Regenzeit einsetzte, den Marsch in der Richtung nach Jauer und war eben im Begriffe, zwischen Goldberg und Liegnitz das kleine Flüßchen Katzbach zu übersetzen. An demselben Tage hatte Blücher seine Armee kampfbereit vorrücken lassen, indem er das Corps Sacken als rechten Flügel gegen Liegnitz, York im Zentrum nach Kroitsch, Langeron gegen Goldberg dirigierte. Letzterer versagte den Gehorsam und blieb bei Hennersdorf stehen, indem er sich auf einen geheimen Befehl des Zaren bezog, der ihm verbot, sein Corps einem Angriffe auszusetzen. Sacken und York stießen jedoch sehr bald auf den Feind und waren genötigt, sich mit ihm in Gefechte einzulassen, die Macdonald in der Meinung bestärkten, er habe es nur mit dem

[1]) Delbrück, Gneisenau. I, 388.

Nachtrabe eines sich zurückziehenden Heeres zu thun. Man ließ seine Truppen über die Katzbach und über die bei Dohnau einmündende wütende Neisse gehen, als sie aber über die steilen Böschungen des rechten Neisseufers auf das Plateau von Eichholz gelangten, wurden sie zuerst mit einer kräftigen Kanonade aus allen dahin gezogenen Feuerschlünden empfangen, dann aber von dem Fußvolk mit dem Bajonette über den steilen Thalrand wieder hinabgetrieben. Wiederholte Reiterattacken von 16—20 Eskadronen unter den Befehlen der Obersten Jürgaß und Katzeler, die durch Flankenangriffe von der Seite Sackens geschickt unterstützt wurden, brachen den Widerstand des Corps Macdonald und der von General Souham geführten Divisionen Neys, die sich vergebens bemühten, bei Dohnau die rückgehenden Kolonnen des ersteren aufzunehmen. General York,



der im Beginne des Gefechtes sich mit Gegenvorstellungen gegen die Anordnungen Gneisenaus aufgehalten hatte und von diesem in Blüchers Namen zur Einhaltung der Befehle „in bestimmtester Form“ aufgefordert werden mußte, erkannte bald die Vorteile, die sich erringen ließen, und nahm dann mit größtem Eifer an dem Kampfe teil, der nach Gneisenaus Schilderung „das Ansehen eines antiken erhielt. Das Feuer während desselben schwieg gegen Ende des Tages ganz, bis wir durch den durchweichten Boden wieder Geschütz herbeirufen konnten. Nur das Geschrei der Streitenden erfüllte die Luft; die blanke Waffe entschied.“

Langeron war mittlerweile, ohne einen ernstlichen Angriff des ihm gegenüberstehenden Corps Lauriston abzuwarten, von Hennersdorf gegen Peterwitz zurückgegangen und hatte seine Artillerie nach Jauer zurückgesandt, als er von dem an seiner Rechten bereits erfochtenen Siege erfuhr. Schon griff die preußische Brigade Steinmetz in der Richtung, die seinem Corps vorgezeichnet

gewesen wäre, in den Kampf ein. Nun wollte auch er an den Früchten des Sieges teilnehmen, ließ sein ganzes Corps wieder vorgehen und Lauriston mit Nachdruck angreifen. Er gelangte zwar an diesem Tage zu keinem großen Erfolge mehr, bei der Verfolgung jedoch, die von Gneisenau mit rastlosem Eifer betrieben wurde, fielen seine durch das Gefecht nur wenig mitgenommenen Bataillone schwer ins Gewicht und erwarben sich große Verdienste. Ihnen gelang am 29. die Umzingelung der Division Puthod, die nach mehrtägigem Herumirren endlich bei Löwenberg den Uebergang über den Bober gesucht hatte und hier zur Kapitulation gezwungen wurde.[1])

Die Größe des Erfolges, den das schlesische Heer erreichte, war nicht allein in dem glücklichen Kampfe vom 26. August begründet, er lag noch mehr in dem ungestümen Drängen gegen den rückziehenden Feind, das trotz des ungünstigsten Wetters und unglaublicher Entbehrungen der Truppen sechs Tage hindurch fortgesetzt wurde. So oft die Franzosen an einem der reißenden Gebirgswässer Halt machen mußten, die durch die andauernden Regengüsse hoch angeschwollen waren und die Ufer überschwemmten, waren ihnen die preußischen und russischen Reiter auf den Fersen, die von Gneisenau trotz aller Klagen immer zu neuen Anstrengungen angefeuert wurden. Auch der Landsturm wurde aufgeboten, um den Feind sofort aufzustören, wenn er an irgend einem Orte zur kurzen Rast sich niederlassen wollte, das ganze Land mußte sich gegen den Eindringling empören, der nicht zu Atem, nicht zur Besinnung kommen durfte. Blücher wetteiferte mit Gneisenau in der Ausbeutung der Situation, ihm ging noch alles zu langsam, und er sah sich wiederholt genötigt, das Corps York zur Eile anzuspornen. Man blieb unausgesetzt am Feinde und schlug sich mit ihm ohne Unterbrechung Tag und Nacht. Heftige Kämpfe fanden noch am 30. August bei Bunzlau statt, wo Souham die Brücke über den Bober zerstören und dadurch den weiteren Vormarsch Sackens aufhalten wollte. Es gelang ihm nicht, er mußte bis über den Queis zurückgehen, an dem endlich auch die schlesische Armee sich am 1. September einen Rasttag gönnte. Sie hatte 3 Generale, mehrere hundert Offiziere und 18000 Mann zu Gefangenen gemacht, 103 Geschütze, 250 Munitionswagen und Heergeräte aller Art in großen Mengen erobert. Es hatte keine geringen Opfer gekostet, diese großartigen Leistungen durchzuführen. Die Preußen hatten seit dem Beginne der Feindseligkeiten 13000 Mann, die beiden russischen Corps zusammen über 9000 Mann verloren. Dagegen waren die inneren Verhältnisse wesentlich gebessert, die am 1. September am Queis versammelten 81000 Mann bildeten eine Einheit, die

---

[1]) Macdonald beklagt sich in seinen „Souvenirs", daß seine Befehle nicht korrekt ausgeführt worden seien und will immer erst in dem Augenblicke zu den gefährlichen Situationen gelangt sein, als sie nicht mehr zu ändern waren. Zur Aufklärung der Ereignisse trägt seine Erzählung nichts bei, sie beweist vielmehr, daß der Marschall sich in dem allgemeinen pêle-mêle selbst nicht mehr ausgekannt hat. Mit großer Sicherheit aber behauptet er, daß er bei Bautzen die Ordnung der dort „en désordre" angelangten Corps Souham und Sebastiani sofort hergestellt habe. „Je ne pouvais connaître nos pertes; sauf celle du materiel sur la hauteur de Jauer et la petite division elles furent peu considérables. Toutes les troupes ralliées, je pris position".

durch den gemeinsamen Sieg Halt und Zusammenhang gewonnen hatte. Zwischen Gneisenau und York war zwar noch immer keine versöhnliche Stimmung eingetreten, spitze, ja harte Worte flogen noch öfter zwischen den beiden hin und wieder; aber an Blüchers Popularität war nicht mehr zu rütteln. Die Soldaten, die den rüstigen, ja stürmischen Greis mit der jugendlichen Heldenseele an der Katzbach gesehen hatten, wie er die Franzosen ruhig, ja mit lächelndem Behagen herankommen ließ, um dann wie ein Wetter in sie einzubrechen, das Volk, das davon gehört, daß der Marschall kaum davon abgehalten werden konnte, noch eine Attacke in eigener Person mitzureiten. Alle hingen nun einmal so fest an diesem Manne, der ihnen das Ideal eines deutschen Helden verkörperte, daß kein Neid und keine pedantische Kritik ihn mehr aus ihrem Herzen reißen konnte. Niemand zweifelte mehr, daß eine Armee, die das vollbracht hatte, was bis zum 1. September geschehen war, ihren Siegeszug fortsetzen müsse. Ein starker Glaube, ein festes Vertrauen in die wieder erweckte deutsche Kraft schlug nun im Volke Wurzel und wirkte bis in die Kreise, von deren Ausdauer und Festigkeit die Befreiung nicht minder abhing als von der Tapferkeit der Truppen.

Der Siegeszug der schlesischen Armee nach der Lausitz hat in Verbindung mit der Katastrophe Vandammes bei Kulm den Kaiser Napoleon verhindert, mit seiner Hauptmacht in eigener Person gegen Berlin zu ziehen, wozu er sich am 30. August entschlossen hatte. In einer von ihm diktierten Denkschrift sind die Gründe zusammengestellt, die ihn bestimmten, dieser Unternehmung den größten Wert beizulegen. „Gegen den Zug nach Böhmen spricht erstlich, daß es sehr fraglich ist, ob es gelingen werde, das stark befestigte Prag zu erobern, ferner die große Ausdehnung der alsdann von den französischen Truppen besetzten Linie, die sich von Prag bis an das Meer ausdehnen werde und deshalb leicht durchbrochen werden könne; drittens, daß sich der Kaiser mit der Hauptmacht am äußersten Ende dieser Linie befinde und infolgedessen auf anderen Stellen Dummheiten gemacht werden würden." Wenn er dagegen auf Berlin marschiere, habe er sogleich ein großes Resultat; er decke die Linie von Hamburg bis Dresden und sei im Mittelpunkt (?); Küstrin und Stettin können entsetzt, die Russen veranlaßt werden, sich von den Oesterreichern zu trennen. Die Preußen werden sich hüten, in Böhmen zu bleiben, wenn die Hauptstadt genommen ist, Oesterreich aber müsse es als eine schonende Rücksicht betrachten, wenn er davon abstehe, den Krieg nach Böhmen zu tragen." Die letzte Bemerkung steht im Zusammenhange mit Napoleons Streben, Oesterreich wieder aus der für ihn so verderblichen Koalition zu lösen. Er war durch das jähe Ende des Prager Kongresses unangenehm überrascht worden, denn er hatte an eine so rasche Entscheidung seines Schwiegervaters nie geglaubt. Er wollte diesem wieder beikommen, schlug neuerliche Verhandlungen vor und suchte durch einen Abgesandten, den Adjutantkommandanten Galbois, persönliche Beziehungen herzustellen.

Nach der Schlacht bei Dresden und dem Rückzuge der böhmischen Armee über das Erzgebirge war die Widerstandskraft Oesterreichs auf eine Probe gestellt,

die jedenfalls zu hart geworden wäre, um bestanden zu werden, wenn nicht die Schlacht von Kulm ihre erlösende Wirkung ausgeübt hätte. Aus den Briefen, die Gentz in diesen Tagen von Prag aus schrieb, wo er als Leiter eines österreichischen Preßbureaus thätig war, läßt sich erkennen, daß er sich in großer Sorge um die diplomatischen Folgen des militärischen Mißgeschicks befand [1]) und die Erneuerung der Friedensverhandlungen nicht für unwahrscheinlich hielt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Napoleon darauf rechnete, Oesterreich so lange hinhalten zu können, bis er den großen Schlag gegen Berlin ausgeführt und dem Kriege wieder den Charakter eines gewaltigen Angriffes gegeben habe. Das Erscheinen Vandammes in Teplitz, das er für sicher hielt, sollte den Schrecken vermehren und den Rückzug der Verbündeten hinter die Eger bezwecken, wo sie von einigen Corps in Schach gehalten werden konnten. Die Geistesgegenwart und Pflichttreue des Prinzen Eugen von Württemberg hat einen großen Strich durch diese Rechnung gemacht, die Auflösung des Corps Vandamme und die Gefangennahme des mehr frechen als kühnen Führers einen großartigen Umschwung in der moralischen Verfassung des Hauptquartiers und der einflußreichen Kreise hervorgerufen. „Der Rückzug der großen Armee von Dresden verbreitete 24 Stunden Schrecken und Trauer", berichtet Gentz an den Hospodar der Walachei, „die Gefahr einer Invasion, wovon Böhmen bedroht war, erhöhte die Bestürzung; auf einmal aber folgte diesen ersten Empfindungen ein Freudenrausch."

Seit Blücher in Bautzen stand, verlor Napoleon seine Sicherheit, seine Zuversicht; er sah ein, daß er der schlesischen Armee keinen Schritt weiter gegen die Elbe gestatten dürfe, wenn er seine Stellung bei Dresden behaupten wollte, daß er aber von Macdonald einen nachhaltigen Widerstand kaum erwarten könne. Er wollte selbst mit Blücher abrechnen, während Ney den zweiten Vorstoß gegen Berlin ausführen sollte. Gneisenau erwies dem nach einem neuen Erfolge lüsternen Kaiser jedoch den Gefallen nicht, das schlesische Heer dem Rachezuge des Gewaltigen auszusetzen: unter stetigen Gefechten wich er ihm aus und ging wieder bis hinter den Queis zurück. Dorthin durfte ihm Napoleon nicht folgen, der bereits erkannt hatte, daß sich ihm sein Gegner nicht zu stellen gedenke, solange er sich schwächer fühle. Unverrichteter Dinge kehrte er nach Dresden zurück, wo er sofort durch neue Unglücksbotschaften aus dem Norden ereilt wurde.

Während und nach der Schlacht von Großbeeren und dem Gefechte von Hagelsberg hätte Davoust mit seinen 30 000 Franzosen und 12—14 000 Dänen den Kronprinzen von Schweden ernsthaft beunruhigen und zur Verteidigung von Berlin in der dem bisherigen Kriegsschauplatze entgegengesetzten Richtung zwingen sollen; seine Kriegsführung blieb aber eine so lahme und energielose, daß Wallmoden mit seinen Hanseaten, Kosaken, Lützowern und Legionstruppen vollkommen ausreichte, den Marschall zu beschäftigen. Dieser war zwar über die Stecknitz gegangen, in Mecklenburg vorgerückt und hatte Schwerin besetzt; auf größere Unternehmungen ließ er sich aber nicht ein und beförderte dadurch selbst das

[1]) Oesterreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen. Herausgegeben von Richard Fürst von Metternich und Alfons Freih. v. Klinkowström. 1887.

Parteiwesen, das von Lützow und seinen Offizieren, von Tettenborn und Tschernitscheff mit großem Geschick ausgenützt wurde. In einem unbedeutenden Gefechte bei Gadebusch, in dem es sich um die Wegnahme einer feindlichen Wagenkolonne handelte, fiel Theodor Körner, der nach seiner Genesung von der Verwundung, die er bei Kitzen erhalten, sofort wieder in das Corps getreten war. In überschäumender Kampflust ging er ohne Notwendigkeit zur Verfolgung im Walde vor und wurde dabei von einer Kugel getroffen, die ihm Herz und Rückenmark durchbohrte. Es floß kein Blut auf deutscher Erde in den Tagen des Befreiungskampfes, von dem ein hellerer Schein ausgegangen wäre, als das Blut, das aus dieser Todeswunde rann; keiner der vielen Tapferen, die ihr Leben dem Vaterlande freiwillig geopfert haben, ist von der Nation schmerzlicher betrauert worden, als der junge Sänger, der noch wenige Stunden vor seinem Heldentode das Lied gedichtet hat, das im Munde unserer Jugend nicht ersterben kann, solange Sinn für Heldenmut und Kampfesfreude in ihr lebt:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurra!

Ihn lohnte das Geschick mit dem herrlichsten Lose, den es bieten kann: seinem Volke als eine unsterbliche Heldengestalt voll Schönheit, Begeisterung und keckem Mute durch alle Zeiten vor Augen zu stehen. —

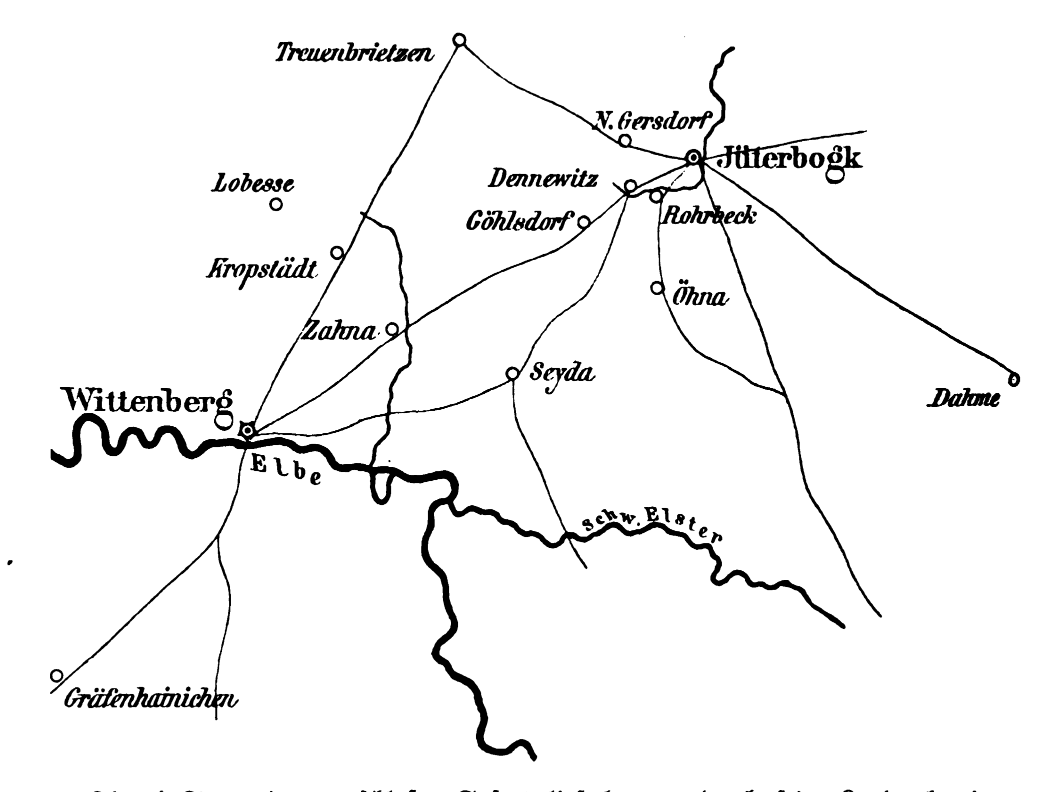
Als die Nachricht der Schlacht von Großbeeren an Marschall Davoust gelangte, hielt er es für geraten, sich wieder aus Mecklenburg zu entfernen und hinter die Stecknitz zurückzuziehen, wo er vom 3. bis 12. September völlig unthätig blieb. In dieser Zeit wurde dem Unternehmen Neys gegen Berlin ein rasches Ende bereitet. Am 3. September war der Marschall, Fürst von Elchingen und von der Moskwa, in Wittenberg angelangt und hatte den Oberbefehl über die bei Großbeeren geschlagenen Corps Bertrand, Reynier und Oudinot, über das Reitercorps Arrighi und die polnische Division Dombrowski übernommen, die Napoleon zum Ersatze der bisherigen Verluste den drei Corps zur Unterstützung zugewiesen hatte; am 4. hielt er vor Wittenberg große Heerschau ab und rückte dann, ohne sich mit der Auskundschaftung der gegnerischen Stellungen aufzuhalten, gegen Jüterbogk vor. Die Nordarmee Bernadottes war zur Beobachtung von Wittenberg und der Elbeübergänge in einem weiten Kreise aufgestellt, der sich von der Niederlausitz bis Magdeburg erstreckte. Aus dieser Aufstellung ging mit Bestimmtheit hervor, daß der Kronprinz von Schweden nicht daran dachte, angriffsweise vorzugehen, solange sich noch französische Streitkräfte am rechten Elbeufer befanden, daß er vielmehr einen neuerlichen Angriff von Seite der letzteren abzuwarten und sich demselben gegenüber verteidigungsweise zu verhalten entschlossen war. Dieser Entschluß kann nicht getadelt werden, da der Angriff auf Oudinot, der sich unter den Schutz der Kanonen von Wittenberg gestellt hatte, keinen sicheren Erfolg voraussetzen ließ, der Uebergang über die Elbe aber keinen Zweck hatte und nur Gefahren brachte, solange Napoleons Hauptmacht unerschüttert in

der Umgebung von Dresden stand und weder durch die schlesische noch durch die böhmische Armee ernstlich bedroht war. Der Kronprinz von Schweden hatte sich aber nicht nur zur Defensive, sondern auch dazu entschlossen, dieselbe soweit als möglich den preußischen Truppen zu überlassen und sich an dem zu erwartenden Kampfe nur dann zu beteiligen, wenn es ganz unvermeidlich sein sollte.[1]) Auf der Straße, die von Wittenberg nach Jüterbogk führt, stand am 5. September nur die Landwehrdivision v. Dobschütz, die zum Corps des Grafen Tauentzien gehörte. Diese Division wurde von Oudinot in ein nachteiliges Gefecht verwickelt, das erst zum Stehen kam, als das Corps Tauentzien, das bei Luckau demonstriert hatte, über Dahme auf dem Kampfplatze erschien und die Division Dobschütz aufnahm. Die Franzosen befanden sich noch immer in bedeutender Uebermacht, traten aber nicht sehr energisch auf, sondern ließen den Preußen Zeit, Stellungen einzunehmen, die sie im weiteren Verlaufe des Tages sogar gegen die vereinigten Corps Bertrand und Oudinot längere Zeit hartnäckig verteidigen konnten. Da sie ohne Unterstützung blieben, mußten sie sich endlich zum Rückzug bequemen, den sie ohne starke Belästigung nach Jüterbogk antraten. Das Gefecht bei Zahna hat große Opfer, 1000 Mann an Toten und Verwundeten, 2000 Mann an Gefangenen und Zerstreuten gekostet, seine Wirkung war aber eine für die Verbündeten äußerst günstige, denn Ney kam zu einer falschen Anschauung der Sachlage; er hielt die Macht, die ihm so erheblichen Widerstand geleistet hatte, für weit stärker als sie war, meinte, dieselbe zurückgeworfen zu haben und erwartete, am nächsten Tage kampflos den Marsch über Jüterbogk fortsetzen zu können. Er ahnte nicht, daß sein Stoß nur auf den linken Flügel seiner Gegner gerichtet war, und daß ihm am nächsten Tage eine Flankierung durch das Corps Bülow bevorstand. Bülow war am 5. September nicht mehr in die Lage gekommen, in den Kampf eingreifen zu können, die Stellung seines Corps bei Kurz-Lipsdorf wurde vom Feinde nicht bemerkt, er konnte daher ungestört in der Flanke desselben stehen bleiben und am 6. sich erst dann bemerkbar machen, wenn der Angriff auf Tauentzien wieder begonnen hatte. Er ließ dem Kronprinzen seinen Entschluß melden und diesen auffordern, ihm mit den weiter zurückstehenden Russen und Schweden zu Hülfe zu kommen. Bernadotte genehmigte zwar den Angriff, gegen den er doch kein triftiges Bedenken erheben konnte, behielt jedoch seine 32 000 Russen und Schweden bei Lobesse an der Straße nach Treuenbrietzen zurück. Er war noch nicht sicher, daß die ganze französische Armee die Richtung nach Jüterbogk genommen habe, sondern rechnete mit der Möglichkeit, daß das Gefecht am 5. über deren eigentliche Absicht täuschen sollte, der Hauptstoß derselben daher auch ihn treffen könne.

Am Vormittag des 6. September war Tauentzien eben im Begriffe, von

[1]) Das Bestreben Wiehrs, a. a. O., die Vorkehrungen Bernadottes von einem tiefdurchdachten, geheimnisvollen Plane abzuleiten, der auf eine Vernichtung des vorbrechenden Gegners abzielte, beruht auf einem gekünstelten Verfahren, das wenig Ueberzeugungskraft in sich hat. Wiehr hat nur so viel erreicht, daß man für die Armeeleitung des Kronprinzen auch eine Erklärung finden kann, die nicht auf verräterische Gesinnungen zurückführt; den Beweis, daß es ihm ernstlich darum zu thun war, mit allen seinen Kräften an den Feind zu kommen und an dessen Ueberwindung persönlich Anteil zu nehmen, hat er auch für Dennewitz nicht liefern können.

Jüterbogk nach rechts abzumarschieren, um Bülow näher zu kommen, als er bei Dennewitz auf das 4. französische Corps Bertrand stieß. Er stellte seine Bewegung ein und bildete eine Schlachtordnung, aus welcher er bald selbst zum Angriff überging. Dieser blieb siegreich, bis Reynier, der links hinter Bertrand gegen Rohrbeck gerückt war, mit den Sachsen zu seiner Unterstützung an beiden Seiten des Flüßchens Ahe vorging. Nun wurde die Aufgabe der Landwehr-Bataillone Tauentziens eine sehr schwierige, und es bedurfte der ganzen Widerstandskraft dieser nun schon kampfvertrauten Truppen, um in ihrer Stellung auszuharren, bis Bülow ihnen Hülfe bringen konnte. Das geschah um ein Uhr mittags, als sich die Brigade Thümen bei Nieder-Gersdorf an den rechten



Flügel Tauentziens anschloß. Sofort ließ letzterer durch seine Landwehrreiter eine Attacke auf die ihm gegenüberstehenden italienischen Divisionen Bertrands ausführen, die dieselben in Verwirrung brachte und zum Rückzug auf Rohrbeck nötigte. Reynier kam mit Bülow ins Gefecht und setzte diesem, dem die Brigade Borstell fehlte, scharf zu. Borstell war von Bernadotte bei Kroppstädt zurückgehalten worden, um den Feind bei Zahna zu beobachten und die Verbindung zwischen den preußischen und russischen Corps aufrecht zu halten. Als die Befehle Bülows immer dringender seinen Abmarsch auf das Schlachtfeld verlangten, gab ihm der Kronprinz die Direktion nach Eckmannsdorf, wo er selbst gegen zwei Uhr mit den Russen und Schweden eingetroffen war. Wenn Borstell dieser Anordnung gefolgt wäre, hätte die Schlacht verloren werden können, denn Bülows rechter Flügel war ohne Deckung, nachdem die Sachsen Gölsdorf

gewonnen hatten. Er gewann jedoch rechtzeitig Einblick in die gefährliche Situation auf dem Schlachtfelde, folgte dem Kanonendonner und langte um vier Uhr nachmittags gerade rechtzeitig vor Gölsdorf an, um dasselbe im raschen Ansturme den Sachsen wieder entreißen zu können. Aber nur kurze Zeit vermochte sich die Brigade trotz aller Tapferkeit in dem vielumstrittenen Orte zu halten, sie mußte ihn wieder aufgeben, als das Corps Oudinot, von Oehna kommend, hinter Reynier aufmarschierte und seine Artillerie das verheerende Feuer verstärkte, unter dem der rechte Flügel Bülows seit Stunden stand. Der Kampf gestaltete sich hier für die Franzosen immer günstiger, dagegen war Bertrand um dieselbe Tageszeit bereits völlig geschlagen und hinter Rohrbeck zurückgedrängt. Marschall Ney hielt es für notwendig, seinen rechten Flügel wieder zum Stehen zu bringen und rief daher das ganze Corps Oudinot zur Unterstützung desselben heran. Trotz des heftigen Widerspruches Reyniers mußten beide Divisionen des 12. Corps sich hinter den schon so sehr gelichteten Linien des 7. Corps gegen Rohrbeck ziehen. Nun standen die sächsischen Regimenter, die mit echt deutscher Hartnäckigkeit unter fremder Führung und für fremde Interessen gegen die preußischen Landsleute stritten, dem ganzen Corps Bülow allein gegenüber. Borstell erhielt allmählich Verstärkung durch russische Batterien und Reitergeschwader, die sich nicht mehr hatten zurückhalten lassen, dem Kampfplatz zuzueilen, er nahm Gölsdorf zum zweitenmal, um es nicht mehr loszulassen, und drängte die Sachsen, indem er ihren linken Flügel umfaßte, in der Richtung nach Oehna zurück, wo sie mit den retirierenden Truppen des 4. und 12. Corps zusammenstießen. Oudinot hatte die Flucht der Italiener und der Division Durutte nicht mehr aufhalten können, konnte auch selbst nicht mehr Stellung nehmen und sah seine Kolonnen bald in die Flucht mitgerissen, die sich von Dennewitz und Rohrbeck her gegen dieselben ergoß.

Nachdem der Sieg der Preußen bereits vollständig entschieden war, erschien Bernadotte mit seinen Schweden und dem größten Teile des russischen Corps auf der Walstatt. Mag nun absichtliche Schonung des Gegners oder übertriebene, ungerechtfertigte Sorge vor einer Täuschung die Ursache gewesen sein, Thatsache bleibt es, daß dieser Held den ganzen Tag über dem Kampfplatze, den er von den ersten Morgenstunden her kannte, höchst kunstvoll ausgewichen ist, daß er zwei Stunden lang bei Eckmannsdorf ruhen ließ, während eine Meile davon die Preußen gegen den Ansturm einer gewaltigen Uebermacht im blutigen Gedränge standhalten mußten. Als er sich endlich in Bewegung setzte, schlug er eine Richtung ein, auf welcher er den Feind nicht treffen konnte, er zog hinter der preußischen Stellung nach Jüterbogk, statt nach Göhlsdorf und Oehna, wo der russischen Reiterei die glänzende Aufgabe zu teil geworden wäre, in die fliehenden französischen Bataillone, die bereits allen moralischen Halt verloren hatten, einzusprengen und sie vor sich herzutreiben. Aber ihn zog der Kampf nicht an; statt mit dem Aufgebote aller Kräfte hinter Borstell herzujagen und so rasch als möglich noch seine Geschütze sprechen zu lassen, seine ganze Reitermasse über das Blachfeld zu ergießen, hielt er seine Macht geschlossen und ließ dem General Bülow melden: die Schlacht sei gewonnen, denn er, der Kronprinz, nahe an der Spitze von 46 Bataillonen, 40 Reiterschwadronen und 118 Stücken

Geschütz. Der leidenschaftslose und wohlwollende Boyen, Bülows Generalstabschef, schließt seine Darstellung der Leistungen Bernadottes an jenem Tage mit den Worten: „Genug, der Kronprinz baute dem Feinde durch sein Benehmen goldene Brücken und weckte bei Bülow zugleich den Verdacht, daß der zögernde Anmarsch wohl den Zweck haben konnte, ihn einer Schlappe auszusetzen. Als ich einige Tage später den General Krusemark, der bei der Person des Kronprinzen von unserer Seite angestellt war, um die Gründe dieses langsamen Anmarsches frug, meinte dieser, daß, als der Kronprinz am Morgen den Befehl zum Aufbruch gegeben, sich bei einzelnen Truppenteilen viel Unsicherheit und Unruhe gezeigt habe, wie dies bei Truppen, die noch nicht vor dem Feinde waren, wohl zuweilen geschehen kann, und das hätte den Kronprinzen sichtbar befangen gemacht. Bei der ängstlichen Besorgnis, mit der der Kronprinz sowohl seine gesamte Stellung als auch besonders die schwedische bewachte, mag allerdings die obige Erklärung wohl einigen Einfluß auf ihn geübt haben, aber immer bleibt es meinem Soldatengefühl doch unerklärlich, wie er den ganzen Tag das Gefecht mit anhören und sich dabei bezwingen konnte, um nicht hinzureiten und mit eigenen Augen zu sehen, wie es der Hälfte der von ihm befehligten Armee denn eigentlich ginge." [1])

Auch in der Verfolgung zeigte der Oberkommandant keine besondere Energie, er brachte die russischen Reiterabteilungen nicht zu entsprechender Verwendung und überließ auch in dieser Hinsicht den Preußen wieder die Hauptarbeit. General Wobeser, der mit einigen Truppen bei Luckau stand, faßte die Franzosen auf dem Rückzuge von Dahme nach Torgau von der Seite und nahm ihnen noch 2800 Gefangene ab, nachdem sie deren 10000 auf dem Schlachtfelde gelassen hatten. Ebenso groß soll die Zahl ihrer Toten und Verwundeten gewesen sein, während die beiden preußischen Corps, denen 53 Geschütze, 4 Fahnen, 400 Munitionswagen in die Hände fielen, 8000 Gefallene zählten. Die Niederlage der Franzosen war eine vollständige; 46000 Preußen hatten 65000 Mann der großen Armee derart geschlagen, daß ihre Organisation fast gänzlich gelöst war. Marschall Ney führte die Reste bei Torgau über die Elbe und mußte seinem Kaiser berichten, daß er noch nicht wisse, ob seine Armee sich wieder zusammenfinden werde. „Ihre linke Flanke ist offen, wahren Sie sich! Ich glaube, es ist Zeit, die Elbe zu verlassen und sich auf die Saale zurückzuziehen." Oudinot hatte am Tage nach der Schlacht nur 4000 Mann von seinem Corps beisammen, alle Kommandanten klagten über Mangel an Gehorsam, den sie bei ihren Truppen fanden. Ney bemerkt, „daß auch die Generale und Offiziere in hohem Grade erschüttert seien". Eine gänzliche Reduktion vieler Heereskörper war notwendig geworden; aus den zwei sächsischen Divisionen wurde eine zusammengesetzt, aus Regimentern wurden Schwadronen gemacht, das Corps Oudinot wurde aufgelöst, damit Reynier und Bertrand ihre Corps auf einen höheren Stand bringen konnten; der Marschall selbst, der sich mit Ney nicht vertrug,

[1]) Wiehr hebt dagegen hervor, daß Bernadotte doch um 5 Uhr auf dem Schlachtfelde erschienen sei, um sich von dem Stande der Dinge zu überzeugen. Er hätte dies aber schon zwei Stunden früher thun können; denn von Lobesse, wo er am Morgen stand, bis Göhlsdorf gelangt man leicht in 6 Stunden, wenn man nicht absichtlich Umwege macht.

erhielt den Befehl über zwei Gardedivisionen. „Es mußten einige Wochen vergehen, ehe man dies sehr geschwächte Heer dem Feinde wieder entgegenführen konnte, und während dieser Zeit der Ruhe sogar verminderte sich die Zahl der Streiter um ein Beträchtliches, denn wie bei Macdonalds Armee, riß nun auch hier mit der Entmutigung die Desertion in sehr bedenklicher Weise ein. Schon seit den ersten Tagen des Septembers sah man Flüchtlinge, die von Großbeeren kamen, durch Leipzig gehen, nach dem Rhein, nach der Heimat unterwegs. Bald kamen Fliehende aus Schlesien dazu, und jetzt, nach der Schlacht bei Dennewitz, vermehrte sich die Zahl dieser Entweichenden in dem Maße, daß oft über Tausend, ja, wie Augenzeugen berichten, bei zwei- und dreitausend Mann an einem Tage durch die Stadt zogen" (Bernhardi). Je empfindlicher die Verluste waren, desto ängstlicher wurden sie verschwiegen, desto unverschämter wurde gelogen. Die Schwindelhaftigkeit und Unehrlichkeit des Empire hat sich sofort bemerkbar gemacht, als das Unglück begann. In den französischen und Rheinbund-Zeitungen las man noch Ende September ausführliche Schilderungen der Schlacht bei Dresden und des Rückzuges der Verbündeten über das Erzgebirge, an diese reihten sich dann Mitteilungen über die neuesten Bewegungen, denen keine besondere Bedeutung zukam; die Schlachten bei Kulm, an der Katzbach und bei Dennewitz, die Gefangennahme Vandammes, die Auflösung seines und Oudinots Corps, wurden den Lesern dieser Blätter gänzlich verschwiegen. Die sächsische Hofzeitung brachte in den ersten Tagen des Septembers folgende Nachrichten: „Der Kaiser Napoleon hat den General Blücher bei Lauban gänzlich geschlagen; der Herzog von Tarent verfolgt ihn bis über Breslau. . . . Der Kronprinz von Schweden ist auf allen Punkten bedrängt. Der Herzog von Reggio verfolgt ihn und muß bereits am 23. in Berlin eingerückt sein. . . . Der Kaiser Napoleon ist am 29. August über Zittau und Rumburg in Böhmen eingerückt und steht noch zwölf Stunden von Prag. . . . Die vereinigte Armee hat sich auf Feldwegen nach Böhmen zurückziehen müssen, General Vandamme verfolgt sie mit 72 Bataillonen." Die Leipziger Zeitung beschäftigte sich noch am 4. September nur mit einer authentischen Darstellung der Begebenheiten vor Dresden und wußte zu berichten, daß die österreichische Armee an einem einzigen Tage ein Drittel ihrer Mannschaft verloren habe. Der „Westfälische Moniteur" zählte vor Dresden 40000 Gefangene der Verbündeten. Von den weiteren Ereignissen auf den Kriegsschauplätzen war aber nirgends etwas bekannt gemacht worden. Die „Gazette de France" ließ sich am 24. September aus Nürnberg schreiben: „Die österreichische Armee hat Mühe, sich von den blutigen, vor Dresden erlittenen Verlusten zu erholen, es scheint sogar unmöglich, daß sie vor Ende dieses Feldzuges wieder in der Linie erscheine. Ganze Corps sind vernichtet, andere gefangen worden, sie bildet kein Ganzes mehr." Die „Augsburger Allgemeine Zeitung" brachte erst nach dem 15. Oktober die Bulletins der Nordarmee und der schlesischen Armee; was seit dem 30. August bis dahin geschehen und für Frankreich unglücklich verlaufen war, wurde auch nicht leise berührt.[1])

[1]) Gentz, der Chef des österreichischen Preßbureaus, war sehr unglücklich über die Unmöglichkeit, der Wahrheit in Frankreich Eingang zu verschaffen. Er schrieb darüber an Metternich

Nach der Schlacht bei Dennewitz trat eine Pause in den kriegerischen Handlungen ein, in der sich Napoleon allmählich zur Defensive bequemte, während die Verbündeten, die in der Abwehr der feindlichen Vorstöße ihre ersten, großen Siege erfochten hatten, sich zum gemeinsamen Angriff vorbereiteten. Napoleon schien sich noch einmal zu einem großen Unternehmen aufraffen zu wollen, mit dem er dem Feldzuge eine neue Wendung hätte geben können; er ließ sich von Gouvion St.-Cyr bestimmen, über das Erzgebirge gegen die böhmische Armee vorzugehen. Diese hatte sich soeben geteilt: 60000 Oesterreicher unter Schwarzenbergs eigener Leitung waren im Begriffe, über die Elbe zu gehen und in der Lausitz Blücher die Hand zu reichen, weil man diesen im Kampfe mit Napoleons Hauptmacht vermutete und noch nicht erfahren hatte, daß der Kaiser denselben aufgegeben hatte und nach Dresden zurückgekehrt war. Schwarzenberg hatte eigentlich die Absicht gehabt, der russischen Armee Barclays den Rechtsabmarsch nach der Lausitz vorzuschlagen, weil er dann wenigstens über die österreichische allein befehlen zu können hoffte und die Befreiung Böhmens von den immer unangenehmer auftretenden Bundesgenossen erwartete; Zar Alexander ging auf diesen Gedanken jedoch nicht ein, blieb mit seinen Russen an den Südabhängen des Erzgebirges stehen und überließ es Schwarzenberg, die Fühlung mit Napoleon am rechten Ufer der Elbe zu suchen. „Er selbst wollte sich für seine Person auf dem Teil des Kriegsschauplatzes behaupten, der für den entscheidend wichtigen gehalten wurde, und die Heeresmacht, die seinen Einfluß auf den Gang der Ereignisse an dieser Stelle sicher stellte, auch an dieser Stelle beisammenhalten.“ [1]) Vorläufig sollten ernstliche Demonstrationen gegen Dresden unternommen werden, die wohl zur Folge haben mußten, daß Napoleon sich wieder der Elbe nähere. Als man mit deren Ausführung begann, war aber der Kaiser bereits wieder aus der Lausitz zurückgekehrt, hatte die Kampagne in Schlesien für seine Person aufgegeben und war auch bereits in Kenntnis von den Ereignissen in der Mark, über die er sich von den Adjutanten Neys bis ins Detail hatte unterrichten lassen. Er überlegte die Möglichkeit einer Unternehmung gegen Berlin zum drittenmal, konnte jedoch zu keinem bestimmten Entschluß kommen. Da legte ihm St.-Cyr den Plan eines Angriffes auf die böhmische Armee vor, den er ihm als aussichtsvoll und folgenschwer schilderte, weil die verbündeten Monarchen, wenn sie als Augenzeugen eine zweite, schwere Niederlage miterlebten, sich am ehesten zur Nachgiebigkeit gezwungen sehen könnten. Der Kaiser beschäftigte sich nun auch mit diesem Gedanken.

Am 8. September stießen die Vortruppen beider Armeen auf den Höhen des Erzgebirges gegeneinander; die Verbündeten manövrierten bis an den Königstein und hielten die neue Straße von Teplitz nach Pirna besetzt; Napoleon, der um zwei Uhr nachmittags am Kamme des Gebirges anlangte, konnte in wenigen Stunden die Corps St.-Cyr, Victor, die Division Mouton und die Garden um sich vereinigen. Er traf jedoch keine Entscheidung; am nächsten

---

am 16. September, betonte jedoch, daß er keine Mittel wisse, darin Wandlung zu schaffen. (Oesterreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen S. 66.)

[1]) Bernhardi, nach Sir Robert Wilsons „Private Journal“.

Morgen ritt er auf der alten Straße gegen Geyersberg vor, begleitet von den Truppen St.-Cyrs, der sich der Erwartung hingab, er werde früher auf der alten Straße in Teplitz anlangen, als die Verbündeten, die den Weg auf der neuen Straße über Nollendorf und Kulm nehmen mußten. Barclay, der während Schwarzenbergs Abwesenheit die ganze im Egerthale stehende Heeresmacht von Russen, Preußen und Oesterreichern befehligte, war sehr bald von der Anwesenheit Napoleons unter den ihm gegenüberstehenden Truppen unterrichtet, man hatte mit Fernröhren das Terrain abgesucht und den Kaiser auf einer Höhe bei Gaming haltend erkannt. Sofort wurden die in den Defileen befindlichen Brigaden, die sich in leichten Gefechten mit den französischen Vortruppen maßen, zurückgezogen und Aufnahmsstellungen gesucht, in welchen man die französischen Kolonnen empfangen konnte, wenn sie aus den Pässen des Erzgebirges hervorkamen. Sofort wurden auch die österreichischen Divisionen von ihren Marschstationen zurückberufen; man konnte am 11. bereits auf ihre Ankunft rechnen.

Napoleon war am 9. schon vor Sonnenaufgang auf den Höhen bei Ebersdorf, von welchen er auf das Thal zu Füßen des Erzgebirges hinuntersehen konnte. „Er beobachtete viel, seine Umgebung war aufs höchste gespannt." Einzelne Infanteriemassen begannen bereits den Abstieg über die steilen Pfade und kamen mit russischen Grenadieren ins Feuer; Batterien fuhren die Hohlwege hinab, blieben stecken und mußten von Pionierabteilungen flott gemacht werden. „Napoleon sprach lange keinen Entschluß aus; der Artilleriegeneral Drouot, den er den Berg hinabgesendet hatte, kam mit der Nachricht zurück, daß die Straße nicht fahrbar sei — und endlich entfernte sich Napoleon von seinem Gefolge, um dem Marschall St.-Cyr allein zu sagen: Ich will den Feind in dieser Stellung nicht angreifen; ich werde mich zurückziehen. Aber lassen sie alle Welt glauben, daß meine Absicht immer noch ist, eine Schlacht zu liefern." So geschah es: zwei Tage lang wurde an der Herstellung des Weges über Geyersberg gearbeitet. Die französischen Corps aber zogen sich wieder an den Nordabhang des Erzgebirges nach Königstein und Pirna zurück, wo Verschanzungen angelegt und Vorbereitungen zur Verteidigung getroffen wurden. Nicht viel anders verhielt sich der Kaiser am 16. und 17., als die Verbündeten den Uebergang über das Gebirge beginnen wollten und die ausgestellten französischen Vorposten zurücktrieben. Er eilte mit seinen Garden herbei, begab sich auf die denkwürdige Nollendorfer Höhe und — rekognoszierte; alles erwartete am nächsten Tage den Angriff und die Hauptschlacht, Schwarzenberg rechnete mit einem allfälligen Rückzuge seiner Armee hinter die Bila und erwartete die Lösung aus bedrängter Lage von einem Vorgehen Blüchers nach Dresden: der Angriff erfolgte aber nicht, Napoleon ließ es bei der Rekognoszierung bewenden. Seine Lage verschlimmerte sich zusehends, nicht nur durch die Erfolge seiner Gegner, sondern durch die stetige Abnahme der effektiven Stärke seiner Truppenkörper infolge von Krankheit und Desertion. Sachsen war nahezu ausgesogen, es gab kaum mehr Korn, um Mehl für die Hunderttausende zu gewinnen, die hier verpflegt sein wollten, in den Kartoffeläckern war kein Knollen mehr zu finden. Die Verbindung mit Baiern und Thüringen war gestört; österreichische und preußische

Parteigänger, rastlose Kosakenabteilungen fielen über die Transporte her, die aus der Saalegegend nach Leipzig gelangen sollten. Die große Armee begann neuerlich zu hungern, Unmut und Verzweiflung machte sich unter den jungen Konskribierten bemerklich.

Während die Nordarmee thatenlos zwischen Zerbst und Wittenberg am rechten Ufer der Elbe verweilte und Bülow auf Befehl des Kronprinzen von Schweden eine aussichtslose Belagerung der letztgenannten Festung einleitete, war Blücher mit der schlesischen Armee bis in die Gegend von Bautzen vorgegangen und mit der leichten österreichischen Division Bubna, die bei Rumburg und Schluckenau stand, in Verbindung getreten. Hinter ihm rückte die russische Reservearmee unter Bennigsen, bei 60000 Mann stark, heran, nachdem sie sich in Polen allmählich aus den vom Innern Rußlands kommenden Nachschüben gebildet hatte. Gneisenau setzte es durch, daß man im Monarchenhauptquartier von der Absicht, Blücher an die böhmische Armee heranzuziehen, abging und auf die Ankunft Bennigsens wartete. Der ausschlaggebende Grund, den er für ein weiteres selbständiges Auftreten der schlesischen Armee geltend machte, war der Hinweis auf die zögernde Haltung Bernadottes, den man nur dadurch zum Uebergange über die Elbe veranlassen könne, daß man denselben gleichzeitig von der schlesischen Armee ausführen lasse. Noch waren dazu jedoch keine Anstalten getroffen, als Napoleon zum drittenmal vor Blüchers Front erschien, um in eigener Person zu beurteilen, ob sich nicht eine günstige Gelegenheit erfassen lasse, diesem zudringlichen Gegner eine Niederlage beizubringen und ihn für einige Zeit unschädlich zu machen. Er überließ die Bewachung der Erzgebirgspässe und Dresdens den Marschällen Victor und St. Cyr und erschien mit Marmont und einem Teil der Garde bei Macdonald, der seine gelichteten und demoralisierten Scharen noch am rechten Elbeufer versammelt hatte. Am 21. und 22. erfolgten bei Bischofswerda und Bautzen einige heftige Stöße gegen Blüchers Vorhut, am 23. aber, als Blücher sich entschlossen zeigte, eine Schlacht anzunehmen, blieb alles ruhig, und in den folgenden Tagen zog die ganze französische Macht an und über die Elbe nach Dresden zurück. Der Kaiser hatte sich davon überzeugen müssen, daß auch seine Anwesenheit die Truppen Macdonalds nicht schlagfertig zu machen im stande war. Das Glück war von ihm gewichen, die so sehnsüchtig erwartete Gelegenheit, Schwäche und Fehler seiner Gegner zu erspähen und sie durch kühnes Zugreifen auszunützen, wollte sich nicht mehr finden lassen.

Blücher sah nun kein Hindernis mehr, den Elbeübergang ins Werk zu setzen, zu dem er zwar von der Oberleitung der verbündeten Heere nicht autorisiert war, dem jedoch sein König und der Zar kein Verbot entgegenzusetzen gewillt waren. Er setzte sich mit Tauentzien und Bülow in Verbindung, um sich ihrer Mitwirkung im Notfalle auch gegen den Willen Bernadottes zu versichern, und rückte stromabwärts bis zur Mündung der schwarzen Elster in die Elbe, wo man einen geeigneten Punkt für das Unternehmen gegenüber von Wartenburg erkannt hatte. Als der Kronprinz auf Seite Blüchers Ernst sah, versprach auch er, mit ihm gleichen Schritt zu halten und zunächst durch Demonstrationen an den Brücken von Aken und Roßlau die Aufmerksamkeit Neys auf sich

zu lenken. Das Corps Bertrand, das kaum mehr als 14—15000 Mann zählte, hielt die durch Wasseradern und dichten Baumwuchs fast unzugängliche Stellung bei Wartenburg besetzt und glaubte sich stark genug, die über die Elbe gelangenden Kolonnen Blüchers mit großen Verlusten zurückweisen zu können. Unter Yorks entschlossener, kaltblütiger Führung gelang jedoch am 3. Oktober der Sturm auf dieselbe, Bertrand wurde geworfen, wenn auch mit schweren Opfern, der Uebergang der ganzen schlesischen Armee am 4. Oktober vollzogen. York hatte nun auch die Landwehr schätzen gelernt, die selbst in diesem hartnäckigen Kampfe keinen Augenblick gewankt hatte, sondern mit ungebrochenem Mute vorgegangen war. Er gestand es offen, daß die schlesische Landwehr „nun auch in allen Ehren das große Examen bestanden habe". Nachdem er mit seinen tapferen Brigadekommandeuren, unter denen sich der Prinz Karl von Mecklenburg, der Bruder der Königin Luise, und General Horn am meisten ausgezeichnet, das schwere Stück Arbeit geleistet hatte, konnte auch Bernadotte mit seinen Corps unbelästigt die Elbe überschreiten. Am 7. vereinigte sich die schlesische Armee mit der Nordarmee und trat in der Absicht, nun auch die Verbindung mit der böhmischen Armee aufzusuchen, den Marsch nach Leipzig an. Der Kronprinz von Schweden hatte sich nach langem Bedenken von Blücher zu diesem Schritte bewegen lassen, da letzterer sich bereit erklärte, die einem feindlichen Angriffe zunächst liegende Stellung einzunehmen.

Die böhmische Armee, zu welcher mittlerweile Bennigsen mit 60000 Mann gestoßen war, begann indessen langsam und vorsichtig den Marsch über das Erzgebirge, Bennigsen in der Richtung nach Dresden, Barclay, Kleist und die Oesterreicher in der Richtung nach Leipzig. Radetzky war mit seinem Vorschlage,[1] mit einem Teile des Heeres nach Hof und Bayreuth zu gehen, Napoleon dadurch nach Böhmen zu locken und ihn, sobald die detachierten Corps wieder an die Eger zurückberufen seien, zu einer Schlacht am Südabhange des Gebirges zu zwingen, nicht durchgedrungen. Schwarzenberg hielt an der Ansicht fest, daß es nicht notwendig sein werde, die Entscheidung in einer großen Schlacht zu suchen, sondern meinte, man werde Napoleon aus Sachsen heraus und an den Rhein manövrieren können. Die bedeutenden Vorteile, die in den letzten Tagen von einzelnen russischen und österreichischen Streitkräften gewonnen worden waren, das Gelingen der Unternehmungen Tettenborns auf Bremen und Tschernitscheffs auf Kassel bestärkten ihn in seiner Voraussetzung. Klenau und Gyulai waren am 5. Oktober in Chemnitz, am 6. gerieten sie ins Gefecht mit Murat bei Schellenberg, das für sie zwar nachteilig ausfiel, aber keine Bedeutung erlangte; Wittgenstein und Kleist standen am 7. bei Zwickau, besetzten Altenburg und gewannen die große Straße nach Leipzig, ohne dieselbe jedoch weiter zu verfolgen; Murat hätte durch rasches Vorgehen vielleicht geschlagen werden können, Schwarzenberg fühlte sich jedoch dazu nicht veranlaßt und ließ ihn entweichen. Napoleon selbst war nämlich entschlossen, in entgegengesetzter Richtung gegen Blücher aufzubrechen, den er mit einer gewaltigen Uebermacht überfallen und zurückdrängen wollte; Ney, mit den Corps Marmont, Bertrand, Reynier und

[1] Denkschriften. Entwürfe und Memoiren vom 22. September, 1. und 5. Oktober.

seinem eigenen, das Souham wieder befehligte, war zum Angriffe ausersehen, der noch von Macdonald und den drei Reitercorps Arrighi, Sebastiani und Latour-Maubourg unterstützt werden sollte; St. Cyr blieb mit dem 1. und 14. Corps bei Dresden zurück. Als man im Hauptquartier der schlesischen Armee von dem Anmarsche Napoleons Kunde erhielt, war man nicht abgeneigt, den Kampf anzunehmen, wenn sich der Kronprinz mit seiner ganzen Macht daran beteiligen würde. Gneisenau machte den Vorschlag, daß Blücher sich nach Wartenburg zurückziehe, wo sofort nach dem Elbeübergange ein verschanztes Lager errichtet worden war, und dort die große Armee erwarte, während ihr Bernadotte an der Mulde in die linke Flanke falle. Dieser lehnte es aber sofort ab, sich mit dem Kaiser in eine große Schlacht einzulassen; er wollte im Gegenteil sofort über die Elbe zurückgehen und Berlin retten, das er im August doch ohne Bedenken hatte Oudinot überlassen wollen. Blücher ließ ihm nun erklären, daß er ihm auf keinen Fall über die Elbe folgen, sondern, wenn er allein gelassen würde, seine Verbindung mit der böhmischen Armee bei Leipzig suchen werde. Ein Versuch des Kronprinzen, auch über Blücher das Recht des obersten Befehlshabers auszuüben, wurde einfach zurückgewiesen. Gneisenau trat nun für den Abmarsch an die Saale ein. Dadurch gab die schlesische Armee zwar ihre befestigte Stellung und ihre bisherige Verbindung auf, „aber man blieb auf dem linken Elbeufer, konnte je nach Umständen eine Schlacht annehmen oder den Uebergang über die Saale verteidigen, oder noch weiter zurück und doch jeden Augenblick wieder vorgehen und auf die eine oder andere Weise zur Kooperation mit dem Hauptheer gelangen" (Delbrück). Das wurde angenommen und sofort ins Werk gesetzt, so daß Napoleon, als er über Wurzen nach Düben vorging, einen Luftstoß machte. Blücher war an der Front der Nordarmee vorüber nach Halle gerückt, letztere zog sich hinter ihm noch etwas weiter zurück und nahm an seinem linken Flügel, Front gegen Osten, Stellung.

Dieses meisterhafte Manöver hat Napoleon aus dem Text gebracht, er vermochte mehrere Tage hindurch die Situation nicht zu durchschauen und suchte die Gegner am rechten Elbeufer, wo sich nur Tauentzien befand, der bei der Annäherung der Franzosen zum Schutze von Berlin aufbrach. Napoleon soll den Plan erwogen haben, sich bei Magdeburg aufzustellen, Davoust aus Hamburg, St. Cyr aus Dresden und Murat von Leipzig heranzuziehen, dort mit seiner ganzen Macht zu schlagen und im Falle einer Niederlage den Rückzug nach Wesel zu nehmen; von einigen wird behauptet, er habe den Kriegsschauplatz zwischen die Oder und Elbe verlegen und die Besatzungen der preußischen Festungen an sich ziehen wollen. Dafür liegen jedoch keine Beweise vor, da man Napoleons Phantasien, mit denen er in St. Helena sich und die Welt unterhielt, als solche nicht annehmen kann. Auch Bernadotte geriet in große Aufregung, als Napoleon bei seinen Brücken an der Elbe stand, er meinte sich eine neue Rückzugslinie suchen zu müssen und befahl Blücher, ihm zu folgen. Dieser rastete vollkommen ruhig bei Halle und erklärte, daß er sich nötigenfalls auf die böhmische Armee zurückzuziehen gedenke, keinesfalls aber über die Elbe gehen werde. Bald wurde die Situation durch Napoleon selbst geklärt, der von Düben nach Leipzig abzog. Allerdings nicht deshalb, weil er von der zu er-

wartenden Vereinigung der verbündeten Armeen im Umkreis dieser Stadt Kenntnis erhielt, sondern weil er den Kronprinzen von Schweden schon jenseits der Elbe vermutete: „Da ich mich von 40—50000 Feinden befreit habe," schrieb er an Murat, „werde ich mit meiner ganzen Armee gegen Leipzig hin Stellung nehmen und dem Feinde eine Schlacht liefern." Selbst wenn es Murat nicht gelungen sein sollte, die Stadt zu halten, dachte er an eine Vereinigung mit diesem an der Mulde und an eine Hauptschlacht. Da er auch den Marschall Augereau, der mit 30000 französischen Reserven aus Baiern nach Erfurt marschiert war, in der Nähe von Leipzig wußte, rechnete er seinerseits auf 200000 Kombattanten. Augereau rückte thatsächlich am 13. Oktober in Leipzig ein.

Bernadotte hielt noch immer an seiner Lieblingsidee fest, über die Elbe zurückzugehen: auch die Mahnung Blüchers, er werde dort gegen eine große Uebermacht allein stehen, hatte ihn noch nicht gänzlich davon abgebracht. Nur das entschiedene Auftreten des englischen Kommissärs bei der Nordarmee, Sir Charles Stewart, und ein am 14. Oktober abgehaltener Kriegsrat bestimmten ihn, am linken Ufer zu bleiben. Gegen Leipzig zu ziehen, ließ er sich jedoch durchaus nicht bestimmen; er stellte sich bei Halle hinter der schlesischen Armee auf und kam dadurch so weit von dem wahrscheinlichen Schlachtfelde ab, daß es ihm möglicherweise doch gelingen konnte, von dem Kampfe fern zu bleiben.[1])

Noch vor den Vorbereitungen zu der Hauptschlacht, zu der sich auch Napoleon anschickte, um den eisernen Ring, der sich um ihn zu schließen drohte, zu sprengen, statt sich ihm durch einen Rückzug an den Rhein zu entziehen, noch vor der endgültigen Entscheidung über die Frage, ob es den Verbündeten gelingen werde, die französische Macht in Deutschland vollends zu brechen, errang die Politik des Grafen Metternich einige Erfolge, die das Schicksal des noch zu befreienden

[1]) Ein Herr Dr. Woynar hat in einer Abhandlung über „Oesterreichs Beziehungen zu Schweden und Dänemark in den Jahren 1813 und 1814" (Arch. f. österr. Gesch. 77. Bd.), in welcher er Bernadottes Politik seit 1812 als den Ausfluß wahrer Seelengröße, Entschlossenheit und sittlicher Weltanschauung preist, auch seine Klugheit und Tüchtigkeit als Feldherr nachzuweisen unternommen. Er hält die Zurückziehung der schwedischen Truppen aus Hamburg für ein Gebot militärischer Selbsterhaltung, findet es erwiesen, daß Bernadotte der Schöpfer des Trachenberger Feldzugsplanes sei, erkennt in ihm den Retter von Berlin und schreibt des Herrn v. Gentz Behauptung nach, daß der Kronprinz von Schweden „unerhörte Anstrengungen gemacht habe, um nach Leipzig zu gelangen". Wer in so „unerhörter" politischer und militärischer Naivetät befangen ist, sollte doch wohl die Litteratur zu seiner Belehrung heranziehen und nicht Bernhardis kritische Darstellung kennen zu lernen versäumen. Wie Herr v. Gentz über Bernadotte gedacht hat, würde er dann in dessen Briefe an Metternich vom 21. November 1813 (abgedruckt in „Oesterreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen") gelesen haben, wo es bei der Besprechung der schwedischen Bulletins über die Schlacht bei Leipzig heißt: „In einem Zeitpunkte, wo die Ungewißheit des Erfolges uns anderen noch klügere Schonung gebot, waren wir es wohl zufrieden, ein enfant perdu, wie diesen leichtfüßigen, geschwätzigen, mit Flittergold überzogenen Alliierten, den Ton Napoleons in einem verbesserten Stile nachsingen zu hören. Jetzt, da wir auf einer breiten und festen Basis stehen, werden dergleichen Rabomontaden höchst widrig."

Volkes im vorhinein entschieden. Was Fürst Schwarzenberg in militärischer Hinsicht nicht zu stande brachte, das gelang dem österreichischen Staatskanzler: er nahm die führende Stellung unter den Diplomaten ein und bereitete jene Ordnung der deutschen Verhältnisse vor, die nach seiner Meinung den österreichischen Interessen am meisten entsprach. Diese bedingten vor allem die Niederhaltung des von Metternich so gehaßten und gefürchteten „Nationalgeistes", der immer lauter die Herstellung eines deutschen Reiches verlangte. Der Freiherr v. Stein galt ihm für einen der gefährlichsten Menschen, weil er für die Wünsche des Volkes eintrat und deren Anerkennung durch die Regierungen forderte. Es erschien ihm daher für das Wichtigste, die Regierungen im vorhinein in dem Widerstande gegen alle volkstümlichen Einrichtungen zu vereinigen. Bezeichnend für seine Auffassung ist seine Charakteristik der Armeen, die Hervorhebung der Vorzüge der österreichischen und der Schattenseiten der preußischen. „Die österreichische Armee," schreibt er in seinen Erinnerungen, „brannte vor Begierde, eine große Zahl von Niederlagen zu rächen, die sie im Laufe der langen Revolutionskriege erlitten hatte. Von Haus aus an Gehorsam und strenge Mannszucht gewöhnt, harrte sie indessen in Geduld der Befehle, die ihr zukommen sollten. Die preußische Armee dagegen dachte nur daran, Rache zu nehmen für einen langen und unerträglichen Druck. In der Eile zusammengesetzt aus ganz nationalen, durch den Tugendbund von langer Hand vorbereiteten und bearbeiteten Elementen, darunter zahlreiche Bataillone von fanatischen Freiwilligen, wie es damals die Studenten und ihre Professoren, die Litteraten und Poeten jeden Schlages waren, brannte die Armee vor Begierde, sich in einen Vertilgungskrieg zu stürzen." Vor der Vertilgung sollten die Feinde der nationalen Einigung des deutschen Volkes, die kostbaren Souveränitäten, geschützt werden, auch die auf der Macht desselben Eroberers beruhenden, zu dessen Bezwingung sich Preußen, Rußland und Oesterreich verbunden hatten. Zu diesem Zwecke hatte Metternich den Abschluß eines Vertrages der kriegführenden Mächte durchgesetzt, durch welchen er schon jetzt der national-revolutionären Bewegung einen Riegel vorschieben zu können meinte. Der Vertrag wurde zu Teplitz am 9. September von Rußland, Preußen und Oesterreich ausgefertigt und erklärte, daß sich die Monarchen dieser drei Länder — Preußen und Rußland insbesondere zur Herstellung des Kalischer Vertrages — über folgende Punkte vereinigt haben: Erhaltung von Freundschaft und aufrichtiger beständiger Eintracht zwischen den Herrschern, sowie auch ihren Erben und Nachfolgern, gegenseitige Gewähr aller Besitzungen, gemeinsames Wirken für diesen Zweck, mithin gegenseitige Verwendung, wechselseitige Hülfe mit einem Heer von 60000 Mann, welches im Notfall verstärkt werden soll, Verpflichtung, nur gemeinschaftlich Waffenstillstand oder Frieden zu schließen, gegenseitige Unterstützung der Botschafter und Gesandten an auswärtigen Höfen, Zulassung gleichgesinnter Mächte nach gemeinschaftlichem Einverständnis. Als Bedingungen des anzustrebenden Gleichgewichtes der Mächte wurden bezeichnet: 1. die Wiederherstellung der österreichischen und der preußischen Monarchie in möglichst gleichem Maßstabe, wie im Jahre 1805; 2. Auflösung des Rheinbundes und völlige und gänzliche Unabhängigkeit der zwischen den nach obigem Maßstabe wiederhergestellten Staaten,

dem Rhein und den Alpen liegenden Gebieten; Oesterreich und Preußen erklärten noch besonders, daß auch die unter dem Namen der 32. Militärdivision mit Frankreich vereinigten norddeutschen Lande, sowie alle von französischen Prinzen in Deutschland erworbenen Besitzungen herausgegeben werden müßten; 3. Herstellung des Hauses Braunschweig-Lüneburg (Hannover) in seine sämtlichen deutschen Besitzungen; 4. freundschaftliche Vereinigung zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich über das Herzogtum Warschau. Die drei Mächte übernahmen in feierlicher Weise die Verpflichtung, während des gegenwärtigen Krieges ihre Heere auf wenigstens 150000 Mann, ungerechnet die Festungsbesatzungen und Garnisonen, vollständig zu erhalten, sich in keine Verabredung oder Friedensunterhandlung ohne gemeinsamen Beschluß einzulassen, und sie verhießen einander auf die feierlichste Art, keine Eingebung oder Vorschlag, der ihnen durch das französische Kabinett mittel- oder unmittelbar gemacht würde, anzuhören, ohne selbige einander gegenseitig mitzuteilen.[1])

Durch diesen Vertrag gingen Rußland und Preußen von den Grundsätzen ab, die sie im Kalischer Vertrage und in den Proklamationen zu Beginn des Frühjahrfeldzuges im Hinblick auf die deutschen Angelegenheiten aufgestellt hatten. Nach diesen hatten die Fürsten, die sich noch auf Seite Frankreichs befanden, das Recht der Regierung längst verwirkt; die Vasallenreiche Sachsen, Baiern, Württemberg, Baden mußten gewärtigen, beim Friedensschlusse entweder aus der Reihe der deutschen Staaten ganz zu verschwinden oder, wenn ihnen die Gnade der kriegführenden Monarchen den ferneren Bestand gewährte, ihres Ranges entkleidet und wieder unter die deutschen Kleinstaaten eingereiht und der Oberhoheit der Großmächte unterstellt zu werden. Jetzt wurde ihnen die „gänzliche und völlige Unabhängigkeit" zugesagt, obwohl die sächsischen, bairischen, württembergischen und badischen Truppen noch in den Waffen gegen Preußen und Oesterreich und gegen alle jene Deutschen standen, die für die Unabhängigkeit ihrer Nation kämpften. Aber wen kümmerte im Hauptquartier der Verbündeten die deutsche Nation? Außer dem Zaren von Rußland und dem Freiherrn v. Stein niemanden. Was die Scharnhorst, Gneisenau, Blücher und die Tausende beseelte, die bereits ihr Blut für das Vaterland geopfert hatten oder noch zu opfern bereit waren, das war auch einem Hardenberg so unverständlich als einem Metternich; den Antrag Steins, das Kaisertum wieder herzustellen, hat Preußen zurückgewiesen. Sein Streben nach der Zweiteilung des gesamten deutschen Gebietes unter die zwei Vormächte, denen die kleinen Nachbarn untergeordnet werden müßten, hat Oesterreich abgelehnt. Das war der Anfang des Unheils, das Metternich über das Reich der Habsburger gebracht hat; er hat es aus seinem deutschen Nährboden gewaltsam gehoben und von den natürlichen Wurzeln seiner Macht getrennt. Ein österreichischer Staatsmann von tieferer, historisch begründeter Auffassung hätte erkennen müssen, daß eine Stärkung des deutschen Elementes in diesem Staatswesen dessen Wesen klären und einer Regierung, die auf dem zentralistischen Standpunkte Josephs II. stand, die Herstellung einer unerschütterlichen nationalen Mehrheit erleichtern würde. Es hat nicht an

[1]) Pertz, Leben Steins 3.

Stimmen gefehlt, die schon damals auf die Gefahren der Vielsprachigkeit und der exzentrischen Tendenzen aufmerksam gemacht haben. Aber ein trotz aller diplomatischen Geriebenheit beschränkter Kopf, der das Kabinett für den Staat hielt, hörte auf solche Worte nicht und bildete sich ein, daß die Fernhaltung demokratischer, das hieß für ihn revolutionärer Elemente dem Staate die beste Bürgschaft für seinen Fortbestand gewähren müsse.

Das Metternichsche System bestimmte die Haltung Oesterreichs gegen Baiern, das sich in diesen Tagen von der gefährlichen Allianz mit Frankreich loszuwickeln trachtete. Keine andere Macht hätte so großes Interesse daran gehabt, Baiern seinem Schicksale zu überlassen und sein unorganisch angewachsenes Gebiet als Ausgleichsobjekt in Aussicht zu nehmen, als Oesterreich, und wer wäre etwa für dessen Erhaltung eingetreten oder hätte Oesterreich die Erwerbungen, die es dort machen konnte, verweigert? Es bedurfte der einseitigen und eigensinnigen Staatsauffassung Metternichs, um die letzte Gelegenheit zu versäumen, welche den Habsburgern geboten war, den deutschen Charakter ihres Staates zu befestigen. Zar Alexander hatte zwar am 31. August den König von Baiern nochmals zum Anschluß an die Koalition gegen Frankreich eingeladen und ihm damals Zusagen für den ferneren Bestand seiner Souveränität und seines Länderbesitzes um den Preis mäßiger Abtretungen gemacht; doch wie sehr hatten sich die Kräfteverhältnisse seit jenem Tage, an dem man noch die Niederlage von Dresden in allen Gliedern spürte, verändert, wie wenig brauchte man Baiern zu fürchten, wie gering war der militärische Nutzen, den man von ihm erwarten durfte,[1]) gegenüber der Schwierigkeit, welche seine Stellung als verbündeter Staat der Regelung der deutschen Verhältnisse entgegensetzte! Graf Montgelas gibt in seinen Denkwürdigkeiten eine gewiß unparteiische Schilderung der ungünstigen Lage, in der sich die bairische Regierung damals befand. „Die große Masse der Bevölkerung zeigte sich ruhig, treu und ergeben; gleichwohl gab es Unzufriedene und ließ sich befürchten, daß, gleichwie es 1809 geschehen, die von Seite der Alliierten verbreiteten Proklamationen in Franken und den übrigen neuerworbenen Provinzen manche Geister aufregen und vielleicht bedenkliche Unruhen veranlassen möchten, was um so leichter möglich war, als die große Ausdehnung der alliierten Heere und ihre bereits errungenen Siege solchen Aufrufen bedeutenden Nachdruck verliehen. Ueberdies gewährte eine Armee von 40000 Mann, worin die ganze Wehrkraft des Landes bestand, an sich nur geringen Schutz gegen die weit überlegenen Truppenmassen, welche jeden Augenblick über uns herfallen konnten. Wir besaßen weder einen Waffenplatz, noch sonst eine feste Stellung, noch auch eine gesicherte Rückzugslinie, so daß eine einzige Niederlage alles vernichten und den Bestand der Monarchie in Frage stellen konnte. Frankreich bedurfte aller seiner Hülfsmittel zur eigenen Verteidigung, überließ uns unserem Schicksale und zog allmählich alle seine Truppen

---

[1]) Ein Memoire, das Radetzkys Gedanken aussprechen, jedoch von Langenau geschrieben sein soll, verlangt zwar die Vereinigung mit der bairischen Armee, jedoch unter der Voraussetzung, daß Oesterreich von Italien aus mit bedeutenden Kräften angegriffen werde und im Kampfe gegen Napoleon allein zu stehen befürchten müsse.

hinweg. Auch das Armeecorps, welches Marschall Augereau, Herzog von Castiglione, in Franken zusammengezogen hatte, wurde zur großen Armee einberufen und dessen Abmarsch isolierte uns vollständig. Ein Einfall von Böhmen aus stand in Aussicht, während wir gleichzeitig am Inn festgehalten waren; alle etwa noch aufzubringenden Streitkräfte konnten nur langsam verfügbar gemacht werden, dagegen war die Gefahr dringend und der Gang der Ereignisse ein rascher." Man sandte zu Napoleon, um von ihm Rat und Hülfe zu erlangen, erhielt aber keine Antwort; der Vizekönig Eugen vermochte sich selbst kaum der angreifenden Oesterreicher zu erwehren, auch von ihm war keine Unterstützung zu erwarten. Baiern mußte nun aus freien Stücken seinen Uebertritt zur Koalition anbieten — und man nahm ihn, wenn auch nach möglichst langem Zögern, an. Max Joseph und sein Minister erkannten, daß Napoleon Baiern nicht schützen könne, sie erfuhren mit steigender Besorgnis, daß Augereau, der eine Armee zum Schutze des Landes sammeln sollte, die ankommenden Regimenter sofort auf den sächsischen Kriegsschauplatz sandte. General Graf Wrede, der mit 27000 Mann den Inn verteidigen sollte, kam wiederholt aus dem Feldlager nach München, um die Versicherung zu geben, daß er mit seinen Rekruten einem energischen Angriffe der Oesterreicher nicht gewachsen sei. Im engsten Einverständnisse mit dem Kronprinzen, der aus seiner nationalen Gesinnung kein Hehl machte, sprach er sich gegen die von Montgelas gewünschte Neutralität und für ein Bündnis mit Oesterreich aus. Er gab die Versicherung ab, daß Metternich Baierns Fortbestand als notwendig erkenne und erhielt endlich gegen den Willen Montgelas' die Vollmacht zu einem friedlichen Abkommen.[1]) Der Vertrag von Ried, der am 8. Oktober abgeschlossen wurde, bestimmt, daß beim Abschluß des Friedens Baiern an Oesterreich alle Gebiete, die zur politischen und militärischen Abrundung der österreichischen Monarchie nötig sind, abtreten und zurückstellen werde, ohne daß Tirol und Vorarlberg besonders genannt wurden, daß es aber dafür ein vollständiges Aequivalent auf der für seine Abrundung geeignetsten Seite erhalten werde. Wrede behielt nicht nur das Kommando über die bairische Armee, sondern auch über 20000 Oesterreicher, die mit ihr vereinigt und zur Verstärkung der ersteren verwendet werden sollten. Gentz, der damals ganz in Bewunderung Metternichs aufging und seine deutsch-patriotischen Ideen mit der Politik des österreichischen Staatskanzlers in Einklang zu bringen verstand, erschöpfte sich in Lobpreisung dieser Maßregel, die er für „ein Meisterstück der Gewandtheit des Wiener Kabinetts" erklärte. Die bairische Frage schien allerdings gelöst zu sein, doch auf Kosten Deutschlands und vielleicht noch mehr auf Kosten Oesterreichs.

Nachdem die böhmische Armee mit der schlesischen im Westen von Leipzig Fühlung gewonnen hatte, war die Gelegenheit gegeben, zum Angriff gegen die französischen Heeresteile vorzugehen, die im Süden dieser Stadt Stellung nak

---

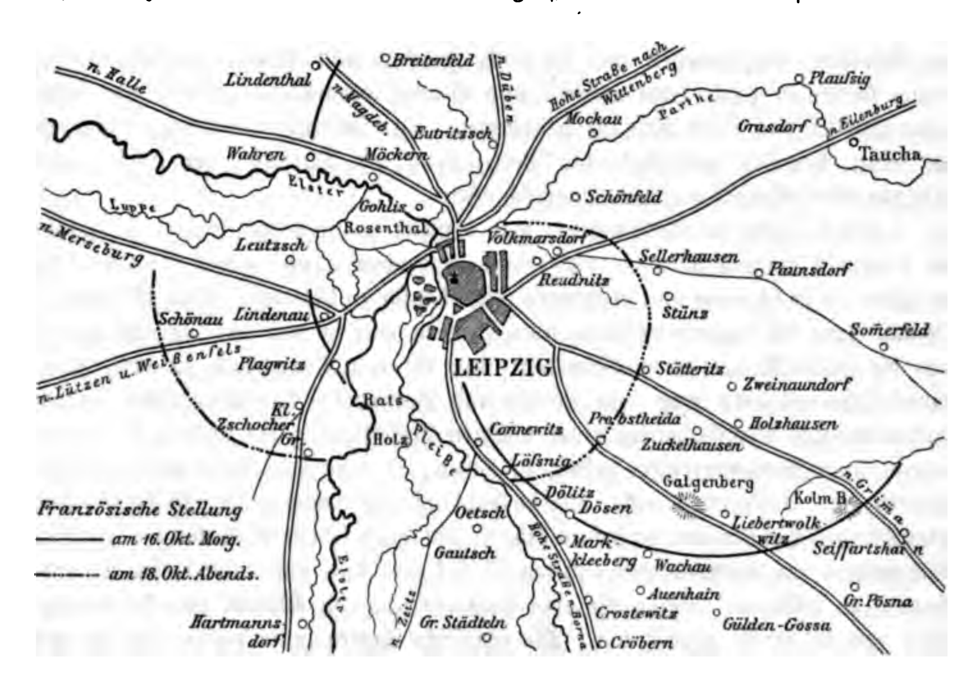
[1]) K. Th. Heigel, Kronprinz Ludwig im Befreiungskampfe 1
handlungen. N. F.)

Napoleon mußte, da er den Marsch an die Elbe aufgegeben, die Schlacht annehmen, durch die er sich entweder die Freiheit der Bewegung siegreich erzwang oder zum Rückzug genötigt wurde. Wohin dieser gehen würde, war noch nicht abzusehen; er konnte nach Nordosten zu den Elbefestungen gerichtet werden oder nach dem Rheine gehen; denn der Kreis der verbündeten Armeen war nicht geschlossen. Es fehlte in demselben die russische unter Bennigsen, die aus der Gegend von Meißen und Nossen noch zwei Tagemärsche zum Schlachtfelde zurückzulegen hatte, es fehlten die österreichischen Divisionen Bianchi und Colloredo und es entzog sich Bernadotte dem gemeinschaftlichen Vorgehen gegen die Hauptmacht des Feindes. Schwarzenberg glaubte noch am 13. Oktober, vorläufig nur manövrierend den weiteren Zusammenschluß seiner gesammten Streitkräfte herbeiführen und abwarten zu sollen, was Napoleon zu seiner Befreiung aus der ihm drohenden Umstellung unternehmen würde, die für den 14. ausgegebene Disposition nimmt noch auf keinen ernstlichen Angriff Bedacht; nach Bernhardis Darstellung soll General Toll den Zaren Alexander überzeugt haben, „daß jetzt mehr als je die günstige Zeit gekommen sei, mit ganzer Macht entschlossen auf Leipzig vorzuschreiten, um den Feind zur Entscheidungsschlacht herauszufordern.“ Seinem Einflusse soll die veränderte Disposition entsprungen sein, durch welche nur das Corps des Feldzeugmeisters Gyulai am linken Ufer der Elster in der Richtung nach Lindenau vorzugehen hatte, um die Verbindung mit der schlesischen Armee herzustellen, die übrigen österreichischen, preußischen und russischen Abteilungen der böhmischen Armee aber teils zwischen Elster und Pleiße, teils am rechten Ufer der letzteren nach Leipzig zu rücken hatten.

Die Vortruppen Schwarzenbergs trafen am 14. zwischen Markkleeberg und Liebertwolkwitz auf die Reitermassen Murats, der sich isoliert in ein zweckloses Gefecht einließ, das zu seinem Nachteile ausfiel. Trotzdem konnten sich die Verbündeten an diesem Tage des Dorfes Liebertwolkwitz nicht bemächtigen und dieses blieb ein Hauptstützpunkt für die Schlachtlinie, die Napoleon am 15. bildete. Der 15. Oktober verlief, da er auf beiden Seiten den Vorbereitungen zur Schlacht gewidmet wurde, ohne Gefecht. Am Abend des Tages aber waren sich die äußersten Vorposten beider Heere schon auf Schußweite nahe gekommen.

Napoleon hatte 177000 Mann, worunter 33000 Reiter mit 700 Geschützen, zu seiner unmittelbaren Verfügung auf dem Schlachtfelde; 13800 Mann, das 7. Corps (Reynier) befand sich noch auf dem Marsche von Düben nach Taucha. Es standen im Süden von Leipzig, in einem großen Halbkreise von Connewitz an der Pleiße bis an die Straße nach Grimma, folgende Heeresteile: Zwischen Connewitz und Markkleeberg das 8. Corps (Poniatowski), vor Dösen das 9. (Augereau), bei Wachau das 2. (Victor), zwischen Wachau und Liebertwolkwitz das 5. (Lauriston), hinter letzterem Orte die 4 Divisionen der jungen Garde unter Mortier und Oudinot und noch weiter zurück die alte Garde. Das 11. Corps (Macdonald) war noch auf dem Marsche nach Holzhausen begriffen, 4 Reitercorps (1. Latour-Maubourg, 2. Sebastiani, 4. Kellermann, 5. Milhaud) nahmen zwischen und hinter den Infanteriecorps die ausgedehnte Ebene bis Probstheida und Holzhausen ein. Nördlich von Leipzig befanden sich das 6. Corps (Marmont) bei Breitenfeld, das 4. (Bertrand) bei Eutritzsch, das 3. (4 Divisionen unter

Souham) an der Parthe bei Mockau und Plösen, das 3. Reitercorps (Arrighi) zwischen Eutritzsch und Schönfeld. Das Kommando im Norden führte Ney. Die Aufgabe, die sich der Kaiser für den 16. Oktober setzte, bestand in einem überlegenen Angriffe auf die böhmische Armee, die gegen die Pleiße gedrängt und so weit zurückgeschlagen werden sollte, daß ihre Verbindung mit der Nordarmee und der schlesischen Armee wieder vollständig aufgehoben wurde. Da man französischerseits annahm, daß die beiden letzteren noch an der Saale ständen und im Laufe des 15. nicht in den Kampf bei Leipzig eingreifen könnten, so glaubte der Kaiser mit gewaltiger Uebermacht im Süden der Stadt auftreten zu können. Marmont und der größere Teil des 3. Corps waren be-



stimmt, im Laufe des Tages über Schönfeld an den linken Flügel seiner Hauptstellung zu marschieren und den Flankenangriff auf den rechten Flügel Schwarzenbergs zu unterstützen. Der Kaiser befand sich seiner Meinung nach, wenn auch im Widerspruch mit den meisten seiner Generale,[1]) durchaus nicht im Stande der Verteidigung, er hoffte vielmehr, durch einen Sieg seine Macht in

---

[1]) Bertrand hat ihn am 14., von Düben kommend, zum Aufgeben des Widerstandes, zum Rückzuge zu bewegen gesucht. Zu seinem Corps zurückgekehrt, eröffnete er den württembergischen Generalen, die er kommandierte: „Meine Herren, es ist vorbei! Der Kaiser läßt sich durch keine Vorstellungen und Bitten, durch keine unumstößlich richtigen Vernunft- und militärischen Gründe seiner treuesten und ergebensten Freunde und Waffengefährten von seinem unheilschwangeren Vorsatze, bei Leipzig eine Schlacht anzunehmen, abbringen. Sein guter Stern ist erloschen, das Glück, das ihn früher, verbunden mit seinem großen Genie, so sehr begünstigte, hat ihn verlassen. Er geht nun von einer unglücklichen Katastrophe zur anderen über. Er, und mit ihm Frankreich, wird nun unterliegen. (Pfister, Aus dem Lager des [illegible]bundes. 1896.)

Deutschland wieder herstellen und ihm zusagende Friedensbedingungen erzwingen zu können. Er hatte den großen Vorteil einer Zentralstellung, die ihm die Vereinigung von Massen gegen die notwendigerweise dünnere Linie der ihn umgebenden Feinde ermöglichte. Die Stadt Leipzig mit allen ihren reichen Mitteln für die Befriedigung der Heeresbedürfnisse bot ihm eine vortreffliche Operationsbasis und erleichterte Verschiebungen von Heeresteilen, ohne daß dieselben vom Feinde eingesehen werden konnten, wogegen sie dem Zusammenwirken der Verbündeten hinderlich war, indem jeder einzelne Vorstoß einer Armee an den Häusern, Mauern und Gärten der Vorstädte von Leipzig anprallen mußte und dabei unverhältnismäßig große Verluste hervorrief. Wenn es Napoleon gelang, der böhmischen Armee eine Niederlage, wie vor sechs Wochen bei Dresden, beizubringen und sie nach Zwickau und Plauen zurückzuwerfen, dann konnte er rasch kehrt machen und Blücher vernichten. Bernadotte hätte ohne Zweifel von selbst Reißaus genommen. Der Feldzug war dann entschieden zu seinen Gunsten gewendet, die Vereinigung mit Davoust, der Entsatz von Torgau und Magdeburg nicht ausgeschlossen.

Die Aufgabe der Verbündeten war deutlich genug vorgezeichnet: sie hatten so rasch als möglich über die vor Leipzig stehenden Truppen des Gegners herzufallen, sie zu schlagen und geschlagen nach Leipzig zu drängen. Trat Bernadotte in den Ring der dorthin vordringenden Armeen ein, so war derselbe stark genug, um die große Armee zu umklammern und ihr den Durchbruch zu verwehren. Aber Schwarzenberg war kein Moltke und Bernadotte kein preußischer Corpskommandeur! Den Gedanken einer völligen Einschließung des Kaisers in Leipzig scheint man überhaupt nicht gefaßt zu haben, er war auch ohne thätiges Eingreifen der Nordarmee nicht ausführbar: die Verlegung des Rückzuges der französischen Hauptmacht nach dem Rheine hat man jedoch in Rechnung gezogen. Schwarzenbergs Anordnungen für den 16. Oktober sind nur unter dieser Voraussetzung zu erklären. Schon die erste Aufforderung, die Blücher von Schwarzenberg erhielt, deutet darauf hin. Die schlesische Armee sollte westlich von Leipzig die Straße nach Merseburg einnehmen und mit dem österreichischen Corps Gyulai gegen Lindenau vorgehen. Blücher und Gneisenau fürchteten jedoch, auf diese Weise zu einem fruchtlosen Manövrieren in schwierigem Terrain verurteilt zu werden, fanden es auch sehr gefährlich, den Kronprinzen von Schweden ganz aus den Augen zu lassen, und zogen es vor, auf der Straße von Halle nach Leipzig über Schkeuditz vorzurücken, wo sie unbedingt auf jene französischen Kolonnen stoßen mußten, die von Düben im Anzug waren.

Als Schwarzenberg durch den Major Rühle von diesem genügend begründeten Entschlusse des Hauptquartiers der schlesischen Armee in Kenntnis gesetzt war, mit dessen Folgen er rechnen mußte, hatte er nichts Dringenderes zu thun, als mit seiner eigenen Armee möglichst kräftig von Süden gegen die feindliche Stellung zu wirken und Napoleon so lange zu beschäftigen, bis sich die schlesische Armee in seinem Rücken bemerkbar machen konnte. Er konnte dazu verwenden 3 österreichische Corps: Merveldt (12600 Mann Infanterie, 1100 Reiter, 42 Geschütze), Klenau (24554 Mann Infanterie, 3285 Reiter, 42 Geschütze), Gyulai (17160 Mann Infanterie, 900 Reiter, 24 Geschütze),

die leichten Divisionen Moritz Liechtenstein (5476 Mann Infanterie, 815 Reiter, 24 Geschütze) und die Reserve unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg,[1]) ferner die russische Armee unter Wittgenstein, bestehend aus den Corps Gortschakoff und Herzog Eugen von Württemberg und der Reserve unter dem Großfürsten Konstantin (37000 Mann und 300 Geschütze), und das preußische Corps Kleist und die Garde (29751 Mann und 128 Geschütze), zusammen nicht mehr als 133000 Mann thatsächlichen Standes,[2]) darunter 38000 Reiter. Zu erwarten waren im Laufe des nächsten Tages das österreichische Corps Colloredo (18900 Mann Infanterie, 900 Reiter, 60 Geschütze), die leichte Division Bubna (7600 Mann Infanterie, 1600 Reiter, 18 Geschütze) und die russische Reservearmee unter Bennigsen (26000 Mann und 60 Geschütze). Die Vorbereitungen für die Schlacht am 16. Oktober zielten jedoch nicht auf eine Vereinigung der verfügbaren Streitkräfte in geschlossener Stellung ab, sondern riefen eine Teilung der Armee hervor, durch welche eine große Gefahr für das Schicksal derselben heraufbeschworen wurde. Der österreichische Feldmarschall folgte dabei dem vom Generalquartiermeister Baron Langenau entworfenen Plane, weil er bei dessen Urheber, der bis vor kurzem in sächsischen Diensten gestanden war, eine besondere Kenntnis des Terrains voraussetzte. Das Bemerkenswerteste der Gegend im Süden von Leipzig ist es, daß sich in derselben, von den Flüssen Elster und Pleiße eingeschlossen, ein inselartiger Abschnitt befindet, der von vielen Wasseradern durchzogen, mit Wald und Buschwerk bedeckt ist und der Entwickelung größerer Truppenmassen bedeutende Schwierigkeiten bereitet. Gerade dahin gedachte Langenau den entscheidenden Angriff zu verlegen. Das Corps Merveldt, die Division Moritz Liechtenstein, die österreichische und die russische Reserve sollten zwischen Elster und Pleiße bis nach Connewitz vorgehen, dort den Uebergang über die Pleiße erzwingen und am rechten Ufer dieses Flusses gegen die rechte Flanke der französischen Aufstellung vorgehen. Bis dies bewerkstelligt sein würde, hatten die übrigen Heereskörper der Hauptarmee den Angriff des ihnen mindestens um das Doppelte überlegenen Feindes auszuhalten. Auf Veranlassung Tolls, der das Fehlerhafte dieses Planes sofort erkannte, weigerte sich Zar Alexander, nachdem er vergeblich Schwarzenberg umzustimmen versucht hatte, russische Truppen in das verhängnisvolle Gebiet zwischen den beiden Flüssen übergehen zu lassen. Trotzdem hielt Schwarzenberg daran fest, daß eine selbständige Kolonne, die vom Zentrum durch die Pleiße getrennt war, den Angriff auf Connewitz durchzuführen habe, und entzog dadurch dem Hauptkampfe die Mitwirkung von 29000 Oesterreichern.

Die Folgen dieses unglücklichen Entschlusses machten sich sofort geltend, als die Schlacht am 16. Oktober entbrannte. Napoleon, der vom sogenannten Galgenberge bei Liebertwolkwitz aus die Bewegungen seiner Truppen leitete, griff das Zentrum und den rechten Flügel der Verbündeten mit erdrückender

---

[1]) Diese Stärkeangaben (nach Aster) sind jedenfalls zu hoch gegriffen; sie stammen aus Meldungen vom August und September; es läßt sich nicht ermitteln, ob die Verluste durch das Einrücken von Ersatzmannschaften völlig gedeckt wurden.

[2]) Nach Bernhardis Zählung.

Uebermacht an, nachdem deren Vorstoß gegen Liebertwolkwitz schon durch das vernichtende Feuer seiner gewaltigen Geschützmassen zum Stehen gebracht worden war. Der wichtige Kolmberg wurde genommen, Klenau und Gortschakoff bis Fuchshain und Groß-Pösna zurückgeworfen. Mit übermenschlicher Anstrengung und ungeheuren Verlusten hielten Kleist und seine Preußen Markkleeberg und der Herzog von Württemberg seine Stellung vor Wachau bis 2 Uhr nachmittags; die russischen Garden hatten ihnen erst gegen Mittag eine ganz unzureichende Unterstützung bieten können; die Kolonne Merveldt aber, von deren Thätigkeit sich Schwarzenberg so große Erfolge versprochen hatte, vermochte nicht über die Pleiße zu kommen, sondern wurde durch Pohiatowski und Augereau, obwohl deren Streitkräfte geringer waren, im Sumpfterrain festgehalten. Als um 11 Uhr vormittags die Nachrichten vom Stande des Gefechtes bei Wachau zur Kenntnis des Feldmarschalls kamen, der sich selbst am linken Flügel bei Gautsch aufhielt, als der Flügeladjutant des Zaren, General v. Wolzogen, ihn aufforderte, nach dem bedrohten Zentrum Hülfe zu bringen, da war es Radetzky, der endlich im letzten, entscheidenden Augenblicke den Tag rettete, indem er Schwarzenberg bewog, das Reservecorps des Prinzen von Homburg, 20 Bataillone und 16 Eskadronen, so schnell als möglich über die Pleiße zu senden. Nach einem Gewaltmarsche über Groß-Deuben und Klein-Städeln langte es eben noch rechtzeitig um 2 Uhr nachmittags bei Markkleeberg an, um Kleist aus seiner ärgsten Bedrängnis zu erlösen. Es war der Wendepunkt der Schlacht.[1]) Napoleon hatte soeben die erste Siegesdepesche an den König von Sachsen abgehen lassen, den er mit sich nach Leipzig gebracht hatte und nun auf die Erfüllung seines Schicksals warten ließ. Als die österreichischen Kürassiere unter Graf Nostitz seine bei Markkleeberg vorgehende Reiterei zurückwarfen und bald darauf die Divisionen Bianchi und Weißenwolf in das Gefecht eingriffen, überzeugte er sich, daß es noch großer Anstrengungen bedürfe, um den Feind zum Weichen zu bringen. Er entschloß sich nun zu der berühmt gewordenen Kavallerieattacke, die Murat angeblich mit 45 Regimentern — thatsächlich waren es 4000 Reiter — in der Richtung von Güldengossa ausgeführt hat. Da jedoch die russischen und preußischen Bataillone zwar schwer geschädigt und gelichtet, aber nicht erschüttert waren, so endete diese Attacke, wie alle diese Effektstücke des modernen Schlachtfeldes enden müssen, wenn sie gegenüber einem entschlossen und kaltblütig geführten, nicht von Natur aus feigen Gegner zur Anwendung gebracht werden. Der kolossale Reiterschwall wälzte sich ungestüm vorwärts, solange die Rosse laufen und schnaufen konnten; ein Regiment um das andere, das ihm von den Verbündeten entgegengesendet wurde, mußte vor ihm kehrt machen, ja die drei

[1]) Daß derselbe von Radetzky, fast gegen den Willen des Fürsten Schwarzenberg, herbeigeführt worden ist, wird von den österreichischen Darstellern der Ereignisse des 16. Oktober übersehen; selbst sein Biograph Schönhals und neuestens Krones lassen sein wichtiges Eingreifen am 16. Oktober unerwähnt; nur Förster und Bernhardi haben nachdrücklich darauf hingewiesen. Dagegen wurden wiederholt von österreichischer Seite Versuche gemacht, die offenkundigen Fehler Schwarzenbergs und Langenaus zu bemänteln, ein Bemühen, das ebenso vergeblich bleiben muß, als das, dem Fürsten einen irgendwie wesentlichen Anteil an dem Siege über Napoleon in der großen Völkerschlacht zuzuschreiben.

Monarchen mußten in fluchtähnlicher Eile den Wachberg bei Gülbengossa verlassen, um nicht von dem Gewühle der zurückstürmenden Geschwader hineingerissen zu werden — schließlich brach sich jedoch der ganze Sturm an den festgeschlossenen Gliedern der schlesischen Kürassiere unter Oberst v. Hake, der beim Eingange von Gülbengossa rasch aufmarschiert war. Die überhitzten, keuchenden Pferde stutzten und hielten an und wendeten ebenso schnell rückwärts, als sie vorwärts gekommen waren. An die Schlesier schlossen sich die Neumärker, die bereits geflohen waren; auch die russischen Gardekosaken konnten sich wieder sammeln und bald wurden die Franzosen gegen ihre eigenen Batterien getrieben, die Freund und Feind mit Kartätschen begrüßten. Die Franzosen behaupten, daß die Attacke schlecht kommandiert worden sei. Latour-Maubourg, der als der fähigste Reiterführer galt, war schon vorher schwer verwundet und in die Stadt zurückgebracht worden; die Generäle Bordesoult und Doumerc, die den Hauptstoß auszuführen hatten, behaupten, von Murat nicht rechtzeitig unterstützt worden zu sein; General Pelet, der fachmännische Geschichtschreiber dieses Feldzuges, behauptet sogar, daß Murat schon damals zum Verräter an der Sache seines kaiserlichen Schwagers geworden sei und den Erfolg der Attacke absichtlich vereitelt habe. Wenn Franzosen fliehen, müssen sie ja verraten sein!

Herzog Eugen von Württemberg, der Held von Kulm, hielt mit den Resten seiner Infanterie, die von 5400 Mann auf 1400 zusammengeschmolzen war, bei Gossa standhaft aus, bis die russischen Reserven auf der Straße von Borna herankamen, und während in Leipzig mit allen Glocken Viktoria geläutet wurde und die patriotisch gesinnten Einwohner der Stadt den gänzlichen Untergang des Vaterlandes in den entlegensten Kammern ihrer Wohnungen bejammerten, wurde dem Marschall Victor die Schäferei Auenhayn, die er im blutigen Ringen genommen hatte, wieder entrissen und die Division Maison, die bei sinkender Sonne noch einen Sturm unternahm, mit großem Verluste zurückgetrieben. Gegen Klenau vermochte Macdonald auch keine weiteren Vorteile zu gewinnen, denn die Unterstützung, die ihm Ney hätte bringen sollen, blieb aus. Die Idee Napoleons, den rechten Flügel der Verbündeten zu umfassen und auf das ohnehin schwer mitgenommene Zentrum zu drängen, konnte nicht zur Ausführung kommen, denn die dazu bestimmten Truppen waren von der schlesischen Armee im Norden von Leipzig angegriffen und festgehalten worden.

Blücher war am frühen Morgen von Schkeuditz aufgebrochen mit der Absicht, den Feind vor Leipzig aufzusuchen. Man erwartete einen Stoß desselben aus der Gegend von Düben und ließ deshalb nur das Corps York die Richtung gegen Leipzig einschlagen, während sich Langeron bis Breitenfeld und Wiederitzsch (an der Straße nach Düben) ausdehnte und Sacken in der Reserve gehalten wurde. York stieß mit seinen 21000 Mann auf das Corps Marmont, das aus 27000 Mann der besten französischen Truppen bestand, die in diesem Feldzuge noch in keine Niederlage verflochten und deshalb moralisch völlig unerschüttert waren. Es hatte bei Möckern eine vortreffliche Verteidigungsstellung eingenommen und setzte dem Angriffe der Preußen den kräftigsten Widerstand entgegen. Diese aber fochten mit todesverachtender Tapferkeit und einer Erbitterung, die keinen Augenblick auch nur den Gedanken an Ermattung auf-

kommen ließ. Hier feierte des eisernen Generals Zähigkeit und persönlicher Heldenmut die herrlichsten Triumphe, seine Offiziere wetteiferten in Hingebung und Kampflust mit ihm, die Mannschaften blieben bis zum letzten Augenblicke ihrer Führer würdig.[1]) Bis zum späten Nachmittag blieb der Kampf unentschieden, York setzte sich selbst noch in einem kritischen Augenblicke an die Spitze der schwarzen Husaren und gab mit gezogenem Säbel und mit dem Rufe: „Marsch, marsch! es lebe der König!" das Signal zum Angriff. Da sprengte, so erzählt Droysen, Graf Brandenburg vom linken Flügel daher, strahlend und siegestrunken, „die Schlacht ist gewonnen, die Bataillone des linken Flügels haben alle Batterien genommen, der Feind ist total geschlagen. Erlauben mir Euer Excellenz," fuhr er fort, „die Bemerkung, daß der kommandierende General etwas Besseres zu thun hat, als mit den Husaren einzuhauen." York stutzte, warf sich förmlich auf sein Pferd zurück — sagte dann: „Der junge Mann kann doch recht haben."

Der Tag endete bei Möckern mit einem vollständigen Siege. Das Corps Marmont, das 6000 Mann an Toten und Verwundeten, 2000 Gefangene und 53 Kanonen verloren hatte, war gänzlich zerschmettert. Vom Corps Ney war eine Division ins Gefecht gekommen, die anderen beiden waren zuerst gegen Süden marschiert, um sich an Macdonald anzuschließen, dann zur Unterstützung Marmonts zurückberufen worden, jedoch nicht mehr zur Verwendung gelangt. Hätte der Kronprinz von Schweden seine Pflicht gethan und die Nordarmee, statt 5 Meilen hinter Blücher, an dessen linker Seite an den Feind geführt, so wäre es nicht nur möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich gewesen, die Schlacht noch am 16. mit der Einnahme von Leipzig zu beschließen. Die zwei Divisionen Neys wären nicht im stande gewesen, die Linie der Parthe bei Schönfeld und Mockau zu halten; war diese aber in den Händen Bernadottes, so mußte Marmont Möckern aufgeben und bis hinter Gohlis zurückgehen, wo er bald von einer ungeheuren Uebermacht angegriffen und nach Leipzig gedrängt worden wäre. Dann hätte es aber auch York gelingen können, noch vor Napoleon am 17. Lindenau zu erreichen und sich dieses Schlüsselpunktes seines Rückzuges zu bemächtigen. Gyulai hatte seinem Auftrage gemäß mit seinem Corps und der Division Liechtenstein den Angriff auf den Ort gleichzeitig mit dem Angriffe Merveldts auf Connewitz begonnen und war sogar nach großen Anstrengungen vorübergehend in den Besitz desselben gelangt, wurde aber bald wieder von den Truppen des Generals Bertrand, dem Napoleon die Verteidigung von Lindenau und des von dort nach Leipzig führenden Dammes anvertraut hatte, vertrieben. Das sumpfige Erdreich zu beiden Seiten dieser wichtigen Straße verstärkte die französische Stellung, da es den Oesterreichern unmöglich war, mit Geschütz an dieselbe heranzukommen. Auch Plagwitz konnte nicht genommen werden, obwohl die Angreifer den Verteidigern an Zahl überlegen waren. Gyulai zog sich daher, als er von dem Mißlingen des Angriffes auf Connewitz und der bei Dölitz erfolgten Gefangennahme Merveldts Kenntnis erhielt, nach Markranstädt zurück,

[1]) Die Schilderung der Schlacht von Möckern in Droysens „Leben des Grafen York" kann zu den erhebendsten Kapiteln der deutschen Kriegsgeschichte gezählt werden.

von wo er am Morgen aufgebrochen war, doch behielt er die Dörfer Klein-Zschocher und Leutzsch besetzt. Einige Jägerabteilungen seines linken Flügels hatten sich über die Auen und Sümpfe der Luppe und Elster bis zur schlesischen Armee vorgeschoben, ja sogar noch an dem Sturme auf Möckern teilnehmen können; eine wirksame Verbindung der beiden Heerteile war dadurch aber nicht hergestellt. Die Leistungen des Corps Gyulai haben den Anforderungen, die man an dasselbe stellen durfte, nicht entsprochen; wären dieselben auf der Höhe der Yorkschen Truppen gestanden, so hätte Lindenau besetzt, hätten die Straßen und Brücken, deren sich das französische Heer bei seinem Rückzuge bedienen mußte, zerstört werden müssen.

Napoleon war am Abend des 16. Oktober zwar nicht geschlagen, aber er hatte auch nicht gesiegt und wußte ganz bestimmt, daß er auch auf keinen Sieg bei Leipzig mehr rechnen könne, sondern bei längerem Verweilen daselbst eine völlige Einschließung gewärtigen müsse. Die Streitkräfte der Verbündeten mußten sich am nächsten Tage um 100 000 Mann vermehren, während er nur noch die Ankunft des Corps Reynier erwarten durfte, dessen 14 000 Mann zum größeren Teile Deutsche (Sachsen) waren. Gouvion St.-Cyr konnte von Dresden nicht mehr zur großen Armee gelangen, ohne von Bennigsen aufgehalten und angegriffen zu werden; andere Hülfe gab es nicht. In der Nacht vom 16. auf den 17. hat Napoleon sich bereits für den Rückzug entschieden und gab deshalb keine Befehle für die Fortsetzung des Kampfes am nächsten Morgen. Auf dem ganzen weiten Schlachtfelde blieb es den 17. über ruhig, nur bei Möckern glaubte Blücher den Erfolg des vergangenen Tages noch weiter ausnützen zu sollen; er nahm Eutritzsch und ließ durch russische Reiter die Franzosen bis an die ersten Häuser von Leipzig jagen. Die Stelle Yorks nahm Sacken ein, York kam in die Reserve, damit er eine neue Einteilung seines arg gelichteten Corps vornehmen könne. Schon schickte die schlesische Armee sich an, über die Parthe zu gehen, als ein Befehl des großen Hauptquartiers jeder weiteren Bewegung ein Ende machte.

Bevor er das Schlachtfeld verließ und den Feldzug in Deutschland verloren gab, versuchte Napoleon es nochmals, auf dem Wege der Unterhandlung Vorteile zu gewinnen, die er durch seine Waffen nicht mehr zu erzwingen hoffen konnte. Er besprach sich am Nachmittag des 17. Oktober mit dem gefangenen österreichischen General Grafen Merveldt und trug ihm auf, seine Friedensbotschaft in das Hauptquartier der Verbündeten zu bringen. Er war bereit, Polen, Spanien und die illyrischen Provinzen sofort aufzugeben, auch auf Hannover und die Hansestädte wollte er verzichten, wenn England die genommenen französischen Kolonien herausgäbe, aber den Besitz von Holland und den Rheinbund wollte er aufrecht halten. Merveldt erwiderte, daß die Verbündeten ihn noch in diesem Herbste über den Rhein zu drängen hofften, worauf der Kaiser bemerkte: „Dazu müßte ich eine Schlacht verlieren; das kann geschehen, aber es ist noch nicht geschehen.“ Er schlug einen Waffenstillstand vor, der Gelegenheit zu neuen Friedensunterhandlungen geben solle, da man sich in Prag überstürzt habe; zu diesem Zwecke wollte er sich hinter die Saale zurückziehen, die Nordarmee und die schlesische Armee sollten an das rechte Elbeufer, die böhmische Armee nach

Böhmen abrücken. Graf Merveldt langte mit diesen Vorschlägen und mit einem eigenhändigen Briefe Napoleons an Kaiser Franz am Morgen des 18. im Hauptquartiere der Verbündeten an, seine Sendung wurde jedoch nicht beantwortet.

Gleichzeitig mit der Sendung Merveldts waren am 17. abends auch die ersten Anordnungen für den Rückzug erfolgt. Ein voller Tag war für denselben verloren worden, weil Napoleon es nicht sofort hatte über sich bringen können, die Konsequenzen der Ereignisse des 16. Oktober zu ziehen. Die Schlacht am 18. war die Folge seines Zögerns, sie war die notwendige Verteidigung gegen die Angriffe der Verbündeten und die Einleitung zum Rückzuge. Um sich das Terrain für den Abmarsch freizumachen, erhielt General Bertrand den Befehl, von Lindenau nach Weißenfels vorzugehen und sich auch des Passes bei Kösen zu vergewissern. Die ganze übrige Armee wurde in einem engeren Halbkreise im Süden und Osten von Leipzig aufgestellt, der von Dölitz über Zuckelhausen, Holzhausen und Paunsdorf bis Schönfeld und an die Parthe reichte. Die Stärke der Stellung beruhte auf dem rechten Flügel bei Probstheida und Stötteritz, wo Victor und Lauriston eine zweite Linie hinter Macdonald bildeten; am schwächsten war das Zentrum bei Paunsdorf bestellt, wo Reynier eingerückt war; den linken Flügel bildeten Marmont und Ney an der Parthe und am Eingange von Leipzig.

Im Hauptquartier der Verbündeten war man schon durch die Unthätigkeit des Gegners während des 17. Oktober zu der Meinung veranlaßt worden, derselbe werde sich der bevorstehenden Umklammerung zu entziehen suchen; der Anblick der französischen Stellung am Morgen des 18. war geeignet, volle Klarheit über die Sachlage zu verbreiten und die leitenden Persönlichkeiten zur Entfaltung der größten Energie anzuspornen. Wenn Fürst Schwarzenberg wirklich Feldherrneigenschaften besaß, so mußte er sie jetzt bethätigen; denn nun war ihm sein großer Gegner in die Hand gegeben, der den günstigen Augenblick, sich aus der ihm gelegten Schlinge zu ziehen, bereits versäumt hatte und von sämtlichen Armeen der Verbündeten umgeben war, die sich endlich, dem ursprünglichen Feldzugsplane gemäß, zur Ausführung des mit so großen Opfern vorbereiteten Hauptschlages zusammengefunden hatten. Mit 300000 Mann konnte er gegen kaum 200000 auftreten, hatte Munition und Nahrung aus allen Weltgegenden zur Verfügung, während beides dem französischen Heere bereits empfindlich zu mangeln begann. Die Maßregeln aber, die er nun traf, bewiesen neuerdings, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen war. Zunächst täuschte er sich über die Absichten Napoleons; denn er hielt daran fest, daß dieser nach Osten ausbrechen und sich an die Elbe zurückziehen wolle und bemühte sich daher, ihm einen Weg zu verlegen, den er gar nicht einschlagen wollte. Ströme von Blut wurden noch vergossen, um Stellungen mit Gewalt zu nehmen, die wenige Stunden später kampflos aufgegeben werden mußten; die Straße an den Rhein aber wurde freigegeben.

Im einzelnen gestalteten sich die Unternehmungen der Verbündeten am 18. Oktober folgendermaßen: Aus der böhmischen Armee und dem Corps Bennigsen wurden drei Angriffskolonnen in der Gesamtstärke von 150000 Mann gebildet, die gegen den rechten Flügel Napoleons vorgingen. Der Prinz von Homburg führte Oesterreicher und Russen am rechten Ufer der Pleiße gegen Poniatowski, der sich am 16. den Marschallsstab erkämpft hatte, und Augereau;

er nahm zwar Markkleeberg, konnte aber die Hauptstellung der Franzosen bei Lößnig nicht überwältigen und wurde sogar mehrmals zurückgedrängt, so daß Schwarzenberg es für notwendig fand, eine Division Gyulais über die Elster und Pleiße auf diesen Teil des Schlachtfeldes herüberzuziehen. Auf französischer Seite kamen hier noch zwei Divisionen der jungen Garde unter Oudinot, auf Seite der Verbündeten russische Garden ins Gefecht. Gegen Probstheida gingen unter Barclays Leitung Kleist und Wittgenstein vor, sie mußten jedoch im Angriffe innehalten, bis die dritte Kolonne unter Bennigsen aufmarschiert war, was bis 2 Uhr nachmittags dauerte. Der sich dann entwickelnde Kampf wurde mit größter Erbitterung geführt. Trotz des Heldenmutes, mit dem die Preußen unter dem Prinzen August und die bewährten russischen Bataillone des Prinzen von Württemberg um den Besitz des Dorfes stritten, hielten die Marschälle Victor und Lauriston dasselbe bis zum sinkenden Tage fest, so daß auch an dieser Stelle kein taktischer Erfolg erzielt wurde. Besser erging es der dritten Kolonne unter Bennigsen, der auch Klenau zugeteilt war, indem sie die Dörfer Holzhausen und Zuckelhausen nahm und ungeachtet der kräftigen Unterstützung, die Macdonald von den Reitermassen Sebastianis erfuhr, dessen Infanterie schließlich bis über Zweinaundorf hinaustrieb. Die österreichische Division Bubna traf bei Paunsdorf auf das Corps Reynier, bei dem die sächsische Division Zeschwitz und eine württembergische Reiterbrigade unter Normann stand. Die Sachsen waren entschlossen, sich nicht mehr für den Erbfeind ihrer Nation zu opfern, sie hatten bei ihrem König um Verhaltungsmaßregeln angefragt, von diesem jedoch zur Antwort erhalten, „daß gerade jetzt jeder brave Sachse mit erhöhter Anstrengung für das Wohl des Vaterlandes und die Sache des Königs kämpfen müsse". Die Absicht des verblendeten Königs war nicht zu verkennen, die sächsischen Truppen aber fanden, daß das Wohl des Vaterlandes durch die Verbündeten gewahrt werde, und gingen mitten im Kampfe zu diesen über. Dasselbe thaten die Württemberger. Napoleon verlor damit 3000 Mann Infanterie und 1500 Reiter. Reynier, der nur mehr über die Division Durutte verfügte, mußte aus Paunsdorf weichen, erhielt jedoch bald Hülfe von Ney und aus der Reserve des Kaisers selbst, so daß das Dorf für kurze Zeit wieder genommen werden konnte. Bubna hielt mit weiteren Angriffen so lange zurück, bis an seiner rechten Seite die ersten Abteilungen der Nordarmee ins Gefecht kommen konnten. Das waren die Preußen unter Bülow.

Der Kronprinz von Schweden hatte am 17. den vereinigten Bemühungen aller fremden Militärbevollmächtigten in seinem Hauptquartier endlich nachgeben und sich von Landsberg, bis wohin er am 16. gelangt war, auf das Schlachtfeld begeben müssen. Hätte er noch länger gezögert, so hätten Bülow und Winzingerode auch ohne Befehl ihre Corps in Marsch gesetzt und sich an Blücher angeschlossen. Dieser war aber selbst am 18. morgens zum Kronprinzen nach Breitenfeld geritten und hatte ihn aufgefordert, die Parthe zu überschreiten. Bernadotte fand zwar, daß es strategisch richtiger sei, wenn er hinter der schlesischen Armee stehen bleibe, um die Franzosen in der Flanke fassen zu können, wenn sie gegen die Elbe vorbrachen; er war aber endlich doch bereit, an die Parthe zu rücken, wenn ihm Blücher das Corps Langeron zur Unterstützung zu-

weisen wolle. Dies geschah, denn Blücher wollte selbst dafür sorgen, daß es zum Ernst käme, und wußte, daß Bülow seinen Befehlen gehorchen würde. So kam es, daß zwei Brigaden Bülows am Nachmittag bei Paunsdorf in den Kampf eingreifen konnten; hinter ihnen marschierte Winzingerode auf, als Reserve folgten die Schweden. Ney und Reynier konnten Paunsdorf nicht halten, auch die Gardereiter Nansoutys und eine Division der alten Garde zogen sich vor der Uebermacht, die ihnen entgegenkam, zurück. Bubna nahm nun das Dorf Mölkau ein, die Preußen gewannen Stünz und Sellerhausen und folgten den Franzosen bis vor Volkmarsdorf und Reudnitz; Langeron übersetzte die Parthe bei Mockau, stürmte Schönefeld und ging abends ebenfalls noch gegen Reudnitz vor. Bernadotte, der sich nun doch davon überzeugt halten mochte, daß es mit Napoleons Glück zu Ende ging, beteiligte sich persönlich am Gefechte bei den Corps Bülow und Langeron und ritt mehrmals bis in die Feuerlinie vor. Blücher, dessen unmittelbaren Befehlen an diesem Tage nur York und Sacken unterstanden, focht bei Gohlis und im Rosenthal gegen Marmont, Dombrowski und Arrighi und gelangte siegreich bis an das Hallesche Thor von Leipzig, in das er hätte einbrechen können, wenn die anderen Heersäulen der Verbündeten ähnliche Fortschritte gemacht hätten.

Den Angriff gegen Lindenau und die westlichen Vororte von Leipzig hatte Schwarzenberg aufgegeben. Gyulai war auf die Verteidigung angewiesen worden, statt Verstärkungen zu erhalten, war er um eine Division geschwächt worden und konnte daher nicht einmal Klein-Zschocher halten, als Marschall Mortier mit zwei Divisionen junger Garde aus Lindenau vorbrach, nachdem Bertrand den Marsch nach Weißenfels angetreten hatte. Es kann nicht behauptet werden, daß Schwarzenberg zu diesem Verfahren gezwungen war. Er konnte sich bei Markkleeberg auf die Verteidigung beschränken und die Kolonne Hessen-Homburg erst dann vorgehen lassen, wenn Poniatowski und Augereau ihre Stellung freiwillig geräumt hätten. Dann blieben Gyulai 20000 Mann, die noch aus der Reserve durch russische Garden zu verstärken gewesen wären; mit diesen hätte er den Kampf um Lindenau aufnehmen können, namentlich wenn auch York, wozu er bereit war, zu Demonstrationen an der Elster und Luppe verwendet worden wäre.

Napoleon hat sich am 18. die Möglichkeit des Rückzuges an die Saale erkämpft, der Rückzug am 19. gestaltete sich jedoch zu einer schweren Niederlage, weil ganze Heeresteile preisgegeben werden mußten und weil selbst bei den Truppen, die man durch Leipzig zurücknahm, Verwirrung und Entmutigung einriß. Der Rückzug war höchst mangelhaft vorbereitet, es fehlte an Brücken über die Elster und an gangbaren Wegen durch die Niederungen im Westen der Stadt, die in kurzer Zeit hätten hergestellt werden können. Nahezu die ganze französische Armee mit Reitern, Geschütz- und Wagenpark war darauf angewiesen, durch die engen Straßen von Leipzig und auf der Dammstraße, die nach Lindenau führte, ihren Abmarsch durchzuführen. Er begann schon während der Nacht. Zuerst zogen die Corps aus dem südlichen Teile des Schlachtfeldes ab, Victor, Augereau und die Garden, ihnen folgten die nördlichen, Marmont, Ney, dann Lauriston, durchwegs Franzosen; den fremden Hülfsvölkern, den Polen Poniatowskis und Dombrowskis, den Westfalen und Rheinbündlern, Holländern und Spaniern

Macdonalds und der Division Durutte wurde die Verteidigung der Vorstädte von Leipzig anvertraut, die am 19. den ganzen Tag dauern mußte, wenn alles, was zur französischen Armee gehörte, glücklich aus der Stadt gebracht werden sollte. Hätte das Oberkommando der Verbündeten den Gedanken der Verfolgung des geschlagenen Feindes ernstlich ins Auge gefaßt, so hätte aus diesem Rückzuge eine Katastrophe werden müssen. Am Abend des 18. konnte über die Notwendigkeit und über die Richtung desselben kein Zweifel mehr bestehen und es waren gewiß Mittel vorhanden, ihn in sehr ausgiebiger Weise zu stören. Die Division Bubna und der Kosakenhetman Platow wurden aus dem östlichen Gebiete des Schlachtfeldes, also aus der gerade entgegengesetzten Richtung, dazu auserwählt, um die Verfolgung über Pegau zu versuchen; statt daß Gyulai und die Division Lederer sofort beauftragt worden wären, den Angriff auf Lindenau zu erneuern und dem Abmarsch der feindlichen Kolonnen den denkbar größten Widerstand entgegenzusetzen. Während des Vormittags konnte bereits das ganze frühere Corps Merveldt, konnten die russischen Gardekavalleriebrigaden bei Lindenau eingreifen. Gyulai wurde aber vom Schlachtfelde abkommandiert und angewiesen über Pegau nach Naumburg an die Saale zu rücken, um den Kösener Paß vor den Franzosen zu besetzen. Sein Erscheinen hat Napoleon veranlaßt, den Weg über Freiburg und die Unstrut zu nehmen. Auch Bubna, der am 19. um 10 Uhr vormittags aus der Gegend von Paunsdorf abrückte, traf an diesem Tage nicht mehr mit dem Feinde zusammen, da er über das Schlachtfeld vom 16. im Süden von Leipzig ebenfalls nach Pegau sich zu wenden hatte. York wurde angewiesen, die Saaleübergänge bei Merseburg und Halle zu sichern und dem Feinde möglichst Abbruch zu thun; sein schwaches Corps erhielt zur Verstärkung jedoch nur die übergegangenen zwei sächsischen Reiterregimenter: es konnte also nicht viel leisten, außerdem war gerade York nicht der Mann, um eine kühne, alle Rücksichten des regelmäßigen Dienstes beiseite setzende Verfolgung einzuleiten, und es fehlte ihm der scharfe Blick für rasch zu ergreifende strategische Vorteile. Er hat in Halle kostbare Zeit verloren und kam zu spät an die Unstrut, um den Uebergang der Franzosen hindern zu können. Blücher soll verlangt haben, daß man ihm 20000 Reiter anvertraue und wollte damit die Verfolgung in den nächsten Tagen besorgen. Auch dazu ist es aber nicht gekommen. Es ist nicht nötig, für die Erscheinung, daß man Napoleons Rückzugsstraße am 19. nicht beunruhigt hat, eine illegale Absicht zur Begründung heranzuziehen oder auch nur der Verlegenheit zu gedenken, die etwa einem österreichischen Generale daraus entstanden wäre, wenn er den Schwiegersohn seines Kaisers gefangen genommen hätte, es genügt vollkommen, sich der Worte Gneisenaus zu erinnern, die er an Hardenberg richtete: „Die Menschen verstehen wohl, einen Sieg durch Tapferkeit zu erfechten, aber nicht ihn zu benutzen. Man liebt es nur gar zu sehr, auf seinen Lorbeeren auszuruhen.“ Es wäre sehr wünschenswert gewesen, wenn Schwarzenberg nach den Erfolgen des 18. Oktober weniger edle Bescheidenheit[1]) und mehr

---

[1]) Sein Biograph Prokesch rühmt dieselbe mit Recht; ihr ethischer Wert soll gewiß nicht verkannt werden; bei der Beurteilung des Feldherrn kommt sie aber nicht in Betracht. Die Gründe aufzusuchen, die Schwarzenberg davon abgehalten haben, alle zu einer ausgiebigen Ver-

rohen Grimm gegen den Feind entfaltet hätte, der ihn alles hätte daran setzen lassen, demselben an der Ferse zu bleiben und ihn nicht eine Sekunde zur Ruhe kommen zu lassen. Es lag ihm aber näher, dafür zu sorgen, daß der Einzug der Monarchen in Leipzig ehestens erfolge und daß ihre Armeen wieder gesondert aufgestellt würden, während doch diese drei Herren in jenen großen Augenblicken die allergeringste Berücksichtigung zu beanspruchen hatten und ihre Truppen ganz gut zu verwenden waren, wie sie eben standen, wenn sie nur dem gemeinsamen Ziele — der Vernichtung des Gegners — dienten.

Obwohl die Heeresleitung der Verbündeten den Franzosen geraume Zeit ließ, einerseits den Abmarsch aus Leipzig durchzuführen, anderseits die Vorstädte zur Verteidigung einzurichten, gestaltete sich das Schicksal eines großen Teiles der kaiserlichen Armee ungünstig genug. Schon zur Zeit, als Napoleon selbst mit seinem Gefolge die Stadt verließ, war die Unordnung so groß, daß er Nebenwege aufsuchen mußte und eine Stunde brauchte, um von der Petersvorstadt zum äußeren Rannstädter Thore zu gelangen. Die Straßen verstopften sich derart durch zusammengefahrene Geschütze und Wagen, daß die in den Vorstädten kämpfenden Truppen unmöglich mehr durch dieselben zu der Elsterbrücke kommen konnten, welche den einzigen Ausgang nach Lindenau bildete. Um 10 Uhr begannen Sacken und Langeron den Sturm auf das Hallesche Thor, das von Reynier verteidigt wurde, Bülow und Bennigsen auf das Grimmaische Thor, das zuerst von einem preußischen Landwehrbataillon durchschritten wurde. Bennigsen schwenkte bald nach Süden ab und drang durch die Petersvorstadt auf das Glacis vor, wo ihm Poniatowski noch Widerstand leistete. Um 1 Uhr flog die Elsterbrücke am Rannstädter Thore, angeblich durch das Mißverständnis eines Sappeurkorporals, in die Luft, und nun gelang es nur wenigen Franzosen mehr, das andere Ufer der Elster und den Anschluß an die abziehende Armee zu erreichen. Macdonald, dem die Verteidigung der Stadt übertragen war, konnte sich retten, Poniatowski sprang, schon schwerverwundet, in den Fluß und ertrank, Lauriston, Reynier und der größte Teil ihrer Truppen wurden gefangen. Napoleon führte nicht mehr als 100000 Mann nach Lützen und Weißenfels, 90000 hatte er an den drei Schlachttagen an Toten, Verwundeten und Gefangenen, einschließlich der übergegangenen deutschen Truppen, verloren; dazu 300 Geschütze und 900 Munitionswagen. Der Verlust der Verbündeten betrug (nach Aster) 53000 Mann, und zwar 15000 Oesterreicher, 16000 Preußen, 22000 Russen. Der Zar und der König von Preußen hielten ihren Einzug in die eroberte Stadt, während noch an manchen Orten Kugeln gewechselt wurden; nachmittags kam auch Kaiser Franz. Der König von Sachsen, dem Napoleon

folgung nötigen Vorkehrungen zu treffen, scheint den mehr diplomatisch als militärisch veranlagten Prokesch nicht gereizt zu haben. Der offizielle österreichische Bericht über die Schlacht thut die Angelegenheit mit folgenden Worten ab: „Da es nicht möglich war, auf das linke Ufer der Elster so viele Truppen zu bringen, als nötig gewesen wären, um den Feind bei seinem Debouchieren aus Lindenau mit gutem Erfolge anzugreifen, so erhielt der Feldzeugmeister Graf Gyulai den Befehl, sich mit seiner Armeeabteilung gegen Pegau zu ziehen, um den Feind bloß mit seinen leichten Truppen harcelieren zu lassen." Den Nachweis jener „Unmöglichkeit" hat wohl noch niemand erbracht.

noch beim Abschiede vorgespiegelt hatte, daß er Leipzig in zwei oder drei Tagen entsetzen werde, konnte nicht anders denn als Kriegsgefangener behandelt werden, da er sich noch nach dem Eindringen der ersten verbündeten Truppen geweigert hatte, die Sachsen, die noch nicht übergegangen waren, aus dem Gefechte abzurufen. Er traf zwar Anstalten, seine gekrönten Besieger zu empfangen, wurde jedoch nicht beachtet.

In Leipzig und dessen Umgebung herrschte bald unsägliches Elend; die alle bisherigen Vorstellungen übersteigende Zahl der dort angehäuften Verwundeten, der Mangel an Aerzten und Krankenpflegern rief grauenhafte Zustände hervor, von welchen der an den Freiherrn v. Stein gerichtete Brief des Berliner Arztes Reil, der selbst bald danach dem Typhus erlag, ein ergreifendes Bild entwirft. Es dauerte einige Tage, bis die Bevölkerung von Leipzig, die von der Wucht der auf sie einstürmenden Ereignisse selbst bis zur Apathie erschreckt war, durch freiwillige Samariterdienste Linderung und Hülfe brachte; dennoch rafften die Lazarettkrankheiten noch Tausende von Verwundeten und Kranken aller Nationen, die sich in den Schlachttagen kämpfend gegenüber gestanden waren, hinweg.

In militärischer Beziehung liegt die Bedeutung der Schlacht bei Leipzig zunächst in der außerordentlich großen Zahl der Streitenden und in der Ausdehnung des Schlachtfeldes. Aehnliches hatte die Welt noch nicht gesehen, und es ist auch seitdem nicht überboten worden [1]). Sie ist nicht eine der blutigsten Schlachten, wenn auf das Verhältnis der Toten und Verwundeten zu der Gesamtzahl der Streitenden gesehen wird, denn sie wird in dieser Hinsicht von Belle-Alliance, Borodino, Austerlitz, Eylau, Zorndorf, Malplaquet übertroffen, aber sie kommt in ihrem Verlustperzent ($^1/_7$) Wagram gleich und überragt in der absoluten Höhe desselben (nach Jähns 108000) alle anderen Schlachten. Das Zusammenwirken der drei verbündeten Armeen, das dem Grundgedanken des Trachenberger Planes entsprach, wurde hauptsächlich durch die geschickte Führung der schlesischen Armee und durch die Haltung der preußischen Generale in der Nordarmee bewerkstelligt, auf dem rechtzeitigen Eintritte desselben beruhte der Sieg. Wenn Blücher nicht schon am 16. vor den Thoren Leipzigs erschienen wäre, so hätte sich aus der Schlacht bei Wachau ein zweites Dresden entwickeln können. Das System des „getrennt Marschieren, vereint Schlagen" ist hier zum erstenmal mit großem Erfolge zur Anwendung gebracht worden und hat sich dadurch die Herrschaft in der Strategie der Neuzeit errungen. Im achtzehnten Jahrhundert hat man damit noch nicht zu rechnen verstanden; es gelang den

[1]) Jähns setzt in seinen Betrachtungen am Schlusse des Werkes über „Die Schlacht bei Königgrätz" die Zahl der Streitkräfte Napoleons bei Leipzig zu nieder an. Bernhardis gewiß vorsichtige Berechnung, die sich auf eine Vergleichung der verschiedenartigsten Quellen stützt, ergibt für den 16. Oktober 177 000 Mann. Die Verluste dieses Tages sind durch den Anmarsch Reyniers mit 13 800 Mann gewiß ersetzt worden. Es sind daher auch am 18. mindestens 175 000 Mann in den französischen Stellungen versammelt gewesen, da man den abmarschierenden Bertrand doch noch ebensogut in den Schlachtbereich einbeziehen muß, wie Giulay oder York. Dann aber überragt Leipzig mit 465 000 Mann der kämpfenden Armeen die 444 000 von Königgrätz, und ist (da bei Gravelotte nur 317 000 Mann, bei Solferino nur 312 000 im Feuer standen) noch immer die an Zahl der Streiter hervorragendste Schlacht der Neuzeit.

Gegnern Friedrichs des Großen niemals, ihre Heere auf einem Kriegsschauplatze zu vereinigen, geschweige denn, ihnen die Richtung auf ein Schlachtfeld zu geben, auch die ersten Koalitionen gegen das republikanische und gegen das kaiserliche Frankreich waren weit davon entfernt, ihre Streitkräfte in den Dienst einer leitenden, militärischen Idee zu stellen. Napoleon hat keine guten Erfahrungen mit selbständigen Kommandanten gemacht, seine Unterbefehlshaber haben nie etwas geleistet, wenn sie selbständig denken und handeln sollten, sie traten nur dann mit großer Sicherheit auf, wenn sie sich im Banne der Befehle ihres Herrn und Meisters wußten, der seine entscheidenden Schläge auch immer mit jenen Heeresmassen ausgeteilt hat, die er zu seiner unmittelbaren Verfügung behielt. Seine Thatkraft litt während des Herbstfeldzuges von 1813 am meisten unter dem berechtigten Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit seiner Marschälle als selbständiger Befehlshaber. Er hat es vielleicht deshalb nicht gewagt, die böhmische Armee jenseits des Erzgebirges anzugreifen, weil er sich im Rücken und in der Flanke zu wenig gedeckt fühlte, wenn er die Sicherung derselben einem Ney, Oudinot oder Macdonald anvertrauen mußte. Damit hat er den großen Vorteil seiner Zentralstellung aus der Hand gegeben, die es ihm unbedingt zur Aufgabe stellte, die noch vereinzelten Gegner einzeln zu schlagen, ihre Annäherung stets zu verhindern, wenn sie gefährlich werden konnte. Friedrich der Große hat dies mit weit geringeren Mitteln zu stande gebracht. Napoleon wurde durch den Rechtsabmarsch der schlesischen Armee nach der mittleren Elbe überrascht und verwirrt, er hat die Gelegenheit, sie mit Uebermacht anzugreifen, nicht gefunden, er hat auch die böhmische Armee zu weit gegen Leipzig heranmarschieren lassen, wo er die Vereinigung der drei Armeen voraussehen konnte. Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er sich bei Leipzig überhaupt gestellt hat. Bernadotte schreibt in seinem Armeebericht vom 21. Oktober: „Man begreift nicht, wie ein Mann, der in 30 förmlichen Schlachten befehligt und sich durch großen Kriegsruhm emporgeschwungen hat, indem er sich jenen aller ehemaligen französischen Generale zueignete, seine Armee in einer so ungünstigen Stellung hat zusammendrängen können, wie diejenige ist, wo er sich aufgestellt hatte. Die Elster und Pleiße im Rücken; eine morastige Gegend, und bloß eine einzige Brücke, um 100000 Mann und 3000 Bagagewagen darüber ziehen zu lassen. Man fragt sich, ist dies der große Heerführer, vor dem bis jetzt ganz Europa zitterte?“ In diesen Worten äußert sich zwar die Eitelkeit des einstigen französischen Generals, der seine eigenen unbedeutenden Leistungen mit denen Napoleons auf eine Linie zu setzen versuchte, mit einer lächerlichen Aufdringlichkeit, die jede ernste Kritik ausschließt; aber der Tadel über die mangelhafte Einleitung des Rückzuges entbehrt der Berechtigung nicht. Aster hat nachgewiesen, daß ohne Schwierigkeit eine Anzahl Brücken herzustellen gewesen wären, auf welchen Poniatowski und Lauriston den Abmarsch ohne großen Verlust vollziehen konnten. Daß es nicht geschah, beweist Mangel an jener Vorsicht und ruhigen Ueberlegung, die den Feldherrn niemals verlassen darf. Ob es ein anderes Schlachtfeld, sei es an der Saale, sei es am Rhein, gegeben hätte, wo sich für die französische Armee bessere Bedingungen des Sieges gefunden hätten als bei Leipzig, darüber läßt sich wohl kaum ein begründetes Urteil fällen.

Noch weit höher als die militärische steht die politische Bedeutung der Schlacht. Durch sie war die Unabhängigkeit Deutschlands für die Zukunft gesichert. Nach diesem Siege war an eine Fortdauer der französischen Hoheit über deutsche Staaten nicht mehr zu denken; der Rheinbund war gesprengt. Die Fürsten, die sich als Trabanten des welschen Eroberers glücklich gefühlt hatten und, ohne Scham zu empfinden, um Gnaden und Vorteile bei ihm zu betteln gewohnt gewesen waren, beeilten sich jetzt, den Verbündeten ihre Huldigung darzubringen, die Völker aber schwelgten in dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und in der Hoffnung, daß der Preis des mit ungeheuren Opfern erkauften Sieges die Wiedererrichtung eines deutschen Staates sein werde, der sie alle zu umfassen und ihnen dauernde Sicherheit zu gewähren vermöchte. Am lebendigsten kam dieses Bewußtsein bei denjenigen zum Ausdruck, die in Waffen standen, die Mitwirkung an dem großen Ereignisse hatte ihre Seelen gestählt, ihren Mut gehoben. In den bürgerlichen Kreisen, die zu lange unter einem tyrannischen Drucke gelitten hatten, um sofort eines kräftigen Aufschwunges fähig zu sein, äußerte es sich nicht mächtig genug, um den Diplomaten Beachtung abzuringen. Der Wille des Volkes war nicht geweckt, er verlangte nicht gebieterisch sein Recht, die dynastische Hingabe trat vor das Verlangen nach nationaler Selbstbestimmung. Selbst bei Patrioten, wie Stein und Gneisenau, herrschte vor allem der Genuß befriedigter Rache vor. Der erstere schrieb am 21. Oktober an seine Frau: „Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und der Feind des menschlichen Geschlechtes ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen, und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist." Und Gneisenau an die Prinzessin Luise: „Wie glücklich ich jetzt atme, lebe und webe, können Eure königliche Hoheit kaum ermessen. Das höchste Glück des Lebens ist Befriedigung der Rache an einem übermütigen Feind. Wir haben sie genommen, diese Rache, auf eine Weise, wie die Geschichte kein Beispiel kennt." Als Preuße aber darf er auch die Zukunft in hellerem Lichte sehen, denn „der Staat ist gerettet, der Thron ist befestigt. Wir sind zwar arm geworden, aber jetzt reich an kriegerischem Ruhme und stolz auf die wiedererrungene Nationalunabhängigkeit. Diese Güter sind mehr wert als die unermeßlichsten Reichtümer bei fremder Herrschaft". Im Novemberhefte der „Minerva" finden wir ein Stimmungsbild, das wohl unter dem Eindrucke des eben Erlebten und Gehörten entstanden sein wird. „Die Nachricht von dem Verluste der Schlacht bei Leipzig von seiten der Franzosen," wird darin behauptet, „wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alle deutsche Gemüter. Fürsten und Völker fühlten sich neu belebt und frei; abgefallen waren die schimpflichen Fesseln, welche alles freie und gemütliche Leben niederdrückten. Nichts hielt die feurige Jugend und den besonnenen Mann mehr zurück, den Fluch auszusprechen gegen alles, was französisch gesinnt war und was sich in Frankreichs Ketten wohlgefiel." Ein Ruf erscholl durch ganz Deutschland: „Blutiger Haß den Franzosen und Verderben ihrer schändlichen Tyrannei!" Alles fühlte sich zu neuer Kraft erwacht;

der Jüngling und der Mann atmete nichts als Krieg gegen die Franzosen, und sie sind entschlossen, eher zu fallen im Kampfe für das Heiligste, als sich wieder unter ein Joch zu schmiegen, das ebenso verderblich als ehrlos ist. Der Kampf muß so lange geführt werden, bis die Freiheit und Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes, sowie aller übrigen Staaten Europas errungen ist. „Frankreich hat das Elend des Krieges nicht gefühlt; daher führt es zwecklose Kriege ohne Ende. Der Krieg muß in dieses Reich gespielt und darin mutig fortgesetzt werden, damit die französische Nation, die alle Länder verheert und ausgeplündert hat, die Drangsale und die Greuel des Krieges selbst kennen lerne." Dann erst wird Frankreich den Frieden annehmen, dessen Grundlagen sich auf die Prinzipien der allgemeinen Gerechtigkeit, der Freiheit aller Völker und einer gehörigen Verteilung der Macht der Staaten stützen. „Wir wollen nichts von Frankreich: mag es immerhin groß und mächtig sein, nur soll es auch andere Nationen groß und mächtig sein lassen. Deutschland muß wieder Deutschland und Frankreich wieder Frankreich sein; nur kein Frankreich außer Frankreich, welches Verderben und Sklaverei allen Nationen gebracht hat." Der Verfasser dieses Aufsatzes stellt an das befreite Deutschland aber schon eine bestimmte Forderung. Er verlangt ein Oberhaupt über Fürsten und Völker, dem die Macht gegeben sein soll, die Freiheit des Vaterlandes zu wahren, er verlangt „eine Verfassung, welche aller Interessen begünstigt und sich strengen Gehorsam verschafft. Das künftige Oberhaupt der deutschen Verfassung muß ebensoviel gesetzliche Gewalt erhalten, als es Einsichten und vaterländischen Geist besitzen muß. Sein Streben muß bloß auf die Erhaltung der deutschen Freiheit gehen, und es kann nur dann Glück seinem Vaterlande kommen, wenn alle Fürsten und Völker eines Sinnes eifrig an der Beförderung des allgemeinen Besten arbeiten."

Die Gewißheit, daß bei Leipzig die Unabhängigkeit des deutschen Volkes von fremder Gewalt erstritten worden sei, führte auch zu der Frage nach der Grenze Deutschlands gegen Frankreich, die seit dem Ausbruche der Revolutionskriege in fortwährender Veränderung begriffen und völlig verwischt worden war. Ernst Moritz Arndt, der wenige Tage nach dem Einzuge der Verbündeten nach Leipzig gekommen war, hat sich noch mitten in dem Jubel des Sieges und umgeben von den Opfern desselben an die Beantwortung dieser Frage gemacht, indem er die Flugschrift verfaßte: „Der Rhein Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze." Das Büchlein hat, wie Arndt selbst erzählt, des Grafen Geßler, Körners des Vaters, und Steins vollen Beifall gefunden und ihm auch einen Belobungsbrief von Hardenberg eingebracht, den er bisher „nur von fern" gesehen hatte. Von seinem Inhalte werden wir noch Erwähnung zu thun haben, weil er einen besonders deutlichen Beweis der romantischen Weltanschauung gewährt, die von der patriotischen Begeisterung jener herrlichen Zeit nicht getrennt werden kann. Die Stimmung, in der es geschrieben wurde, stand dem Dichter im spätesten Alter noch klar vor der Seele, indem er sie schilderte: „Hier in Leipzig lebte ich nun über zwei Monate in rüstiger, lustiger Arbeit, ich kann wohl sagen, in Ehren und Freuden, wie die Zeit sie gab, siegesfroh unter Siegesfrohen. Auch die meisten Leipziger, unter allen greulichsten Erscheinungen des Elends, Jammers und Grauens, mitten unter den Leichenkarren, die mit vielem

verderblichem Pesthauch täglich durch die Gassen ihre fürchterlichen Umfahrten hielten, teilten doch mit uns aufrichtig die Freude, daß der große Reichsfeind auf diesen Gefilden alter Mordschlachten mit seiner besten Stärke sehr zusammengeschmettert war.“

In den Tagesblättern hat dies großartige Schauspiel der Völkerschlacht ein ganz ungenügendes Abbild hinterlassen: Das hängt zum Teile mit dem Mangel eines eigentlichen Nachrichtendienstes zusammen, für dessen Organisation man auf deutschem Boden noch gar kein Verständnis gehabt zu haben scheint. In Berlin, Prag, Wien wurden Extrablätter mit den Nachrichten vom Kriegsschauplatze ausgegeben, die von den Hauptquartieren selbst geliefert wurden, die meisten größeren deutschen Blätter erhielten jedoch nur zufällig Originalkorrespondenzen, sie füllten ihre Spalten mit Abdrücken aus englischen, französischen und italienischen Blättern: so daß in den Tagen, in welchen die ganze Bevölkerung in Spannung über die Vorgänge bei Leipzig lebte, die Zeitungen über die Ereignisse vom September berichteten. Die Allgemeine Zeitung enthält die erste Meldung über die Schlacht am 25. Oktober, aber nicht etwa an der Spitze des Blattes oder in einem besonderen Artikel, sondern in der Rubrik „Deutschland“ an dritter Stelle mit der Einleitung: „Ueber die neuesten höchstwichtigen Ereignisse bei Leipzig bringt die ‚Bayreuther Zeitung‘ aus dem Munde verschiedener glaubwürdiger Personen, die zum Teil Augenzeugen waren, folgende Nachrichten.“ Anschließend daran folgt eine Mitteilung über die Unternehmungen russischer Truppen vor Danzig vom 20. September. Eine Betrachtuug über die Bedeutung des Sieges der Alliierten suchen wir nicht nur in dieser, sondern auch in den folgenden Nummern vergebens. Dagegen werden die Artikel des „Moniteur“ und der „Gazette de France“ sehr gewissenhaft nachgedruckt. Erst am 28. Oktober verfügte die „Allgemeine“ über ein Privatschreiben aus Gera. Gut bedient war der „Oesterreichische Beobachter“, das Organ Metternichs, durch Gentz, der in Prag durch Kuriere aus dem Hauptquartier unterrichtet wurde und fleißig Artikel schrieb, in welchem das Hauptverdienst an der Zertrümmerung der Napoleonischen Macht dem nunmehr in den Fürstenstand erhobenen Metternich zugeschrieben wurde. Vom deutschen Volke ist darin keine Rede mehr. Für dieses hatte der Gentz der Befreiungskriege jedes Interesse verloren, denn es konnte seine Dienste nicht bezahlen. Mit verläßlichen Originalberichten vom Kriegsschauplatze waren der „Korrespondent von und für Deutschland“ und der „Preußische Korrespondent“ versehen, die auch in süddeutschen und österreichischen Zeitungen häufig citiert werden. Meinungsäußerungen sind aber auch in ihren Spalten nicht zu finden. Mit dem Rückzuge der französischen Armee an und über den Rhein wich auch der Druck, der auf der Publizistik von Mittel- und Westdeutschland während der französischen Okkupation gelastet hatte; da ertönten wohl vereinzelte Jubelrufe in den alten und manchen neu gegründeten Tagesblättern, aber zu einer offenen und rückhaltlosen Besprechung der Hoffnungen und Wünsche des befreiten Volkes kam es nicht. Dieses fand in der deutschen Presse so wenig eine wirksame Vertretung, als es andere Organe besessen hat, die der öffentlichen Meinung an maßgebender Stelle hätten Ausdruck geben können.

Unter dem unmittelbaren Eindrucke des Sieges war noch vor den Thoren von Leipzig am 19. Oktober von den verbündeten Monarchen und Heerführern ein Plan zur Verfolgung Napoleons gefaßt worden, der die Vernichtung des Gegners noch vor seinem Uebergange über den Rhein zu beabsichtigen schien. Die schlesische Armee sollte ihm zur Rechten, die böhmische zur Linken bleiben, Bennigsen ihm unmittelbar folgen, bis er durch das Eingreifen der vierten bairisch-österreichischen Armee unter Wrede am Main aufgehalten und durch das Zusammenwirken aller eingeschlossen werden würde. Wrede war mit 52 000 Mann über die Donau gegangen und erfuhr am 22. Oktober zu Ansbach das Ereignis von Leipzig. Mit anerkennenswerter Raschheit rückte er nun gegen Würzburg vor, ließ sich aber verleiten zum Zwecke der Beschießung dieser befestigten, von einer französischen Besatzung verteidigten Stadt seinen Weitermarsch drei Tage aufzuhalten, so daß er erst am 27., nachdem der französische Befehlshaber Tarreau tags vorher kapituliert hatte, gegen Aschaffenburg und Hanau aufbrach. Mittlerweile hatten aber die Verbündeten die Fühlung mit dem Feinde schon verloren. Bubna hatte zwar Naumburg vor den Franzosen erreicht und dadurch Napoleon veranlaßt, den gefährlichen Paß von Kösen zu umgehen und an die Unstrut auszuweichen; bei Freiburg war dessen Nachtrab von York angefallen worden und hatte beträchtliche Verluste erhalten; aber Napoleon erreichte Erfurt, konnte seine Armee daselbst ordnen, mit neuem Kriegsbedarf versehen und am 25. unangefochten auf der großen Straße nach Frankfurt a. M. abziehen. Schwarzenberg blieb bei Weimar stehen, in der Meinung, Napoleon wolle bei Erfurt nochmals schlagen und traf Vorbereitungen zu einem neuen Angriffe. Es ist schwer anzunehmen, daß diese Auffassung von der Widerstandskraft der geschlagenen französischen Armee im österreichischen Hauptquartier ernstlich gemeint gewesen sein soll, da man doch bei richtiger Beurteilung der Verhältnisse, die ein erzwungener Rückzug im Angesichte des Feindes notwendig hervorbringen muß, auf eine fortschreitende Demoralisation der französischen Armee rechnen konnte. Thatsächlich hatten die Generale und Offiziere derselben die größte Mühe, den taktischen Zusammenhang ihrer Truppen aufrecht zu erhalten und konnten gar nicht daran denken, sie gegen einen überlegenen Feind wieder ins Feuer zu bringen. Schwarzenberg handelte jedoch nicht ausschließlich nach militärischen Erwägungen, sondern nahm auf die diplomatische Lage Rücksicht, die sich während des Aufenthaltes der Monarchen in Leipzig bereits geändert hatte.

Metternich hatte die von Merveldt gebrachten Friedensanträge nicht unberücksichtigt gelassen, und suchte Anknüpfung mit Napoleon, um sich mit ihm über die Bedingungen eines raschen Friedensschlusses auseinanderzusetzen. Er wollte zuerst den gefangenen General Lauriston als Unterhändler benützen; als dies aber auf Hindernisse stieß, suchte er sich des von den Kosaken eingebrachten französischen Geschäftsträgers am Hofe von Weimar, des Baron St.-Aignan, zu bedienen. Mit den Versuchen, den Zaren für diese Absicht zu gewinnen, gingen einige Tage hin, während welcher es nicht im Interesse der österreichischen Diplomatie lag, eine Veränderung der militärischen Situation eintreten zu lassen. Als sich herausgestellt hatte, daß Rußland die Unterhandlungen erst am Rhein aufnehmen wolle, hatte Napoleon bereits einen so be-

deutenden Vorsprung gewonnen, daß ihn die verbündeten Armeen, die bei Leipzig geschlagen hatten, nicht mehr gleichzeitig mit Wrede in einen Kampf verwickeln konnten. Am 26. Oktober setzte sich Schwarzenberg wieder in Bewegung, ließ sich aber vier Tage Zeit, um Thüringen zu durchschreiten. Das Corps Klenau und die russische Armee unter Bennigsen blieb an der Elbe zurück, um Dresden, Wittenberg, Torgau und Magdeburg zu blockieren, Kleist und Winzingerode legten sich zu demselben Zwecke vor Erfurt. Bernadotte zog nach Hannover, um Davoust den Rückmarsch von Hamburg nach dem Rheine zu verlegen, Blücher, der mit dem Corps York noch am nächsten am Feinde war und dessen von Bertrand geführtem Nachtrabe am 26. ein Gefecht am Hörselberge geliefert hatte, erhielt den Auftrag, die Richtung nach Gießen einzuschlagen, um Napoleon entgegenzutreten, wenn er vor der Armee Wredes nach Norden ausweichen wolle.

Wrede war am 27. nach Aschaffenburg aufgebrochen, seine Vortruppen langten am 28. bei Hanau an und nahmen nach längerem Kampfe mit der schwachen französischen Besatzung und den ersten Kolonnen der großen Armee, die von Gelnhausen anrückten, von der Stadt Besitz. Der bairische Feldherr war im Zweifel darüber, ob er in Hanau mit dem Hauptheere Napoleons zusammentreffen werde, nahm an, daß dasselbe sich über Hersfeld und Alsfeld nach Gießen ziehen könne und sendete daher ein Corps von 10000 Mann unter dem Grafen Rechberg nach Frankfurt, um dies noch vor den Franzosen zu besetzen. Als er am 29. in Hanau eintraf, mußte er sich bald überzeugen, daß Napoleon von Fulda über Gelnhausen gegen ihn marschiere. Er hätte nun entweder seine ganze Macht bei Frankfurt vereinigen oder in das für ihn günstige Terrain bei Gelnhausen vorgehen können, um dort den Angriff des Feindes anzunehmen. Er entschied sich jedoch aus Sorge für den Rückzug dafür, bei Hanau zu bleiben, wo er in einer weiten Ebene der Uebermacht des Feindes nicht gewachsen war. Am 30. und 31. Oktober kam es nun zu heftigen Gefechten, in welchen die Franzosen ihn von der Stadt abdrängten und so lange beschäftigten, bis die Armee gegen Frankfurt abmarschiert war. Die Garden Oudinots und Curials, die Corps Marmont und Bertrand zeigten sich mit ihren ausgehungerten und durch den Rückzug ermatteten Truppen gegen die noch vollkommen frischen Baiern und Oesterreicher doch derart überlegen, daß sie ihre Aufgabe in glänzender Weise lösten und dabei dem Gegner größere Verluste beibrachten, als sie selbst erlitten. Wrede hat es sich nicht nehmen lassen, die Stadt Hanau, die er nicht zu rechter Zeit zu halten verstanden hatte, am Nachmittag des letzten Schlachttages mit Sturm zu nehmen, obwohl er sie tags darauf, ohne einen Schuß zu thun, bekommen hätte, denn Napoleon war bereits auf dem Wege nach Frankfurt. Bei diesem Sturme wurde er selbst schwer verwundet und dieser Umstand hat ihm den Nimbus eines Helden verschafft, obwohl er eigentlich ganz zwecklos seine und die ihm unterstellten österreichischen Truppen geopfert hat, ohne den geringsten strategischen oder taktischen Erfolg zu erzielen. Napoleon war vollkommen berechtigt, sich bei Hanau einen Sieg zuzuschreiben, nachdem er den Marsch seines Heeres an den Rhein, den Wrede verhindern wollte, fechtend erzwungen hatte. Die Verluste der Verbündeten betrugen samt Gefangenen und Vermißten 12000, die der Franzosen 10000

Mann; die abermalige Schwächung Napoleons war also jedenfalls zu teuer erkauft. Im Laufe des 1. November sammelten sich alle französischen Corps bei Frankfurt. Graf Rechberg konnte nichts Besseres thun, als sich mit seinen 10000 Mann nach Sachsenhausen zurückzuziehen und den Abmarsch des Gegners abzuwarten, dem er mit seinen geringen Mitteln kaum einen wesentlichen Schaden zuzufügen im stande war. Am 2. November gingen die Reste der großen Armee bei Mainz an das linke Rheinufer über, eine Nachhut von 2000 Mann unter Bertrand blieb bei Hochheim und wurde erst am 9. durch das Corps Gyulai gezwungen, sich nach Castell, dem befestigten Vorort von Mainz zurückzuziehen.

In derselben Zeit stand auch das österreichische Corps, welches unter den Befehlen des Feldzeugmeisters Hiller zunächst zum Schutze der innerösterreichischen Grenze aufgestellt worden war, schon auf oberitalischem Boden und zum Angriffe auf das an die Etsch zurückgedrängte Heer des Vizekönigs Eugen bereit. Im August hatte Hiller mit 17000 Mann eine Stellung bei Klagenfurt bezogen, die einesteils das südlich davon gelegene Drauthal beherrschte, während die Vorhut bei Velden gegen Villach gerichtet war; eine Brigade (Eckhardt) stand bei Spital und hielt die Verbindung über den Radstädter Tauern mit Ischl und Aussee aufrecht, eine andere Brigade (Fölseis) bei Cilli in Untersteiermark, die Division Radivojevich mit 9000 Mann bei Agram. Es waren im ganzen 32000 Mann, unter denen sich 44 Eskadronen Reiter befanden; ihre Aufgabe konnte sich, wenn der Vizekönig von Laibach oder Villach einen Vorstoß unternahm, sogar auf die Verteidigung von Wien erstrecken. Eugen hatte jedoch keine so weit aussetzenden Pläne, er wollte die Save-Linie halten und mit seinem rechten Flügel in Kroatien vorgehen, um dorthin auch die Hauptmacht Hillers zu locken und von der italienischen Grenze gänzlich abzulenken. Gerade in Kroatien und dem angrenzenden Küstenlande erlangten die Oesterreicher aber die ersten Erfolge. General Radivojevich bemächtigte sich des festen Karlstadt, bestimmte die militärisch organisierten Grenzbewohner (Grenzer), die französischen Fahnen zu verlassen und sich wieder als kaiserliche Truppe verwenden zu lassen, und ließ schon am 27. August durch General Nugent Fiume besetzen. Der Vizekönig entschloß sich nunmehr, seine Stärke in das Zentrum zu verlegen und das Drauthal zu besetzen. Er errang einen Vorteil am 6. September bei Feistritz, konnte aber den von einer österreichischen Jägercompagnie tapfer verteidigten Loibelpaß nicht nehmen und sah sich bald genötigt, sein Augenmerk auf die Sicherung von Istrien zu lenken, wo Nugent und Fölseis zusammenzuwirken begannen. Die Situation erfuhr erst um die Mitte des Monates September eine wesentliche Veränderung, als General Fenner mit einer kaum 1000 Mann starken Kolonne von Lienz ins Pusterthal vorging, sich dort mit einigen einheimischen Schützencompagnien vereinigte, die Mühlbacher Klause nahm und bei Brixen vordrang. Gleichzeitig gingen Hiller und Frimont über die Drau, nahmen Feistritz und Rosegg, Villach und das Gailthal. Die von Nugent eingeleitete Volksbewaffnung in Istrien machte rasche Fortschritte, so daß sich der linke Flügel der Oesterreicher immer mehr Triest und der Küste näherte, wo er von englischen Schiffen unterstützt wurde. Da der Vizekönig aus Baiern keine Unterstützung erlangte, sondern die Ueberzeugung gewann, daß sein Schwieger-

vater sich den Verbündeten zuwende, räumte er Ende September Illyrien und nahm am Isonzo Stellung, Tarvis sollte zwar gehalten werden, fiel jedoch infolge einer Umgehung durch das Gailthal am 8. Oktober den Oesterreichern in die Hände.

Der Vertrag von Rieb erleichterte nun dem General Hiller die Fortsetzung des Feldzuges, da er unbesorgt den Weg durch Tirol nehmen konnte und sowohl über Ampezzo als von Trient durch die Val Sugana gegen Bassano und Vicenza vorgehen konnte, wodurch der Vizekönig im Rücken bedroht war. Dieser verließ daher den Isonzo, stand am 28. Oktober bereits hinter der Piave und mußte endlich anfangs November nach Verona zurückweichen.

Somit war auch in den Alpenländern der deutsche Boden von den Franzosen gänzlich geräumt, die Oesterreicher standen auf den Schlachtfeldern, die sie unter dem Prinzen Eugen einst so ruhmvoll behauptet hatten, einem an Zahl zwar überlegenen, durch Tapferkeit jedoch weit hinter ihnen zurückstehenden Feinde gegenüber, um nun ihrerseits zum Angriffe zu schreiten und das zur französischen Provinz gewordene Italien in ihre Gewalt zu bringen. Der Befreiungskrieg war zu Ende, der Unterdrücker Deutschlands über den Rhein getrieben. Es handelte sich jetzt darum, diese Erfolge durch eine völlige Unterwerfung Frankreichs sicher zu stellen. So wenig Neigung die Verbündeten aus verschiedenen Gründen zur Fortsetzung des Krieges empfanden, mußten sie sich doch davon überzeugen, daß man mit den Franzosen nicht Frieden schließen kann, ohne ihnen den Fuß auf den Nacken zu stellen, und daß die Ruhe Europas zur ersten und entscheidenden Vorbedingung die Knebelung Frankreichs hat.

Dritter Abschnitt.

Der Krieg gegen Frankreich 1814.

Seitdem Napoleons Macht gebrochen war, konnte Metternich an die Vergrößerung seiner eigenen denken. Wichtiger als die weitere Verfolgung der bis jetzt erfochtenen Siege war ihm die Rückstauung der deutschen Volksbewegung und die Verhinderung von Ländererwerbungen durch Preußen, die dessen Stellung in Deutschland erheblich verstärken konnten. In demselben Augenblicke, in welchem die deutsche Volkskraft sich durch bewunderungswürdige kriegerische Leistungen zu äußern begann, an denen sich das Nationalgefühl jedes Einzelnen erheben und stärken konnte, war es auch schon entschieden, daß diese innere Entwickelung der Nation gehemmt, daß jeder Versuch einer lebenskräftigen staatlichen Organisation derselben unterdrückt werden sollte. Metternich versäumte keinen Augenblick, den Teplitzer Vertrag vom 9. September nach der für ihn geltenden Auffassung auszulegen und „die volle und ganze Unabhängigkeit der zwischen den Grenzen Oesterreichs und Preußens gelegenen Zwischenstaaten zu sichern". Zu diesen sollte sogar Sachsen gehören. Wenn auch der König Friedrich August als Kriegsgefangener nach Potsdam gebracht wurde, so sollte damit keineswegs der Verlust seines Landes an Preußen entschieden sein. Preußen mochte sich immerhin diesem Wahne hingeben, solange man seiner Armeen bedurfte, die endliche Lösung der sächsischen Frage im Sinne der Konservierung des Albertinischen Staates stand für den Lenker der österreichischen Politik bereits ebenso fest, wie die Erhaltung des Wittelsbachischen Königtums in der von Napoleon geschaffenen Ausdehnung. Vorläufig wurde das Land als „Gemeingut" der Allianz erklärt und der vorzeitigen Verfügung Preußens und Rußlands entzogen.[1]) Zur Aufrechthaltung dieses Begriffes war der „Verwaltungsrat", den diese beiden Mächte beim Beginne des Befreiungskrieges eingesetzt hatten, ganz geeignet, bedurfte nur einer Umgestaltung oder richtiger

---

[1]) Oncken, Aus den letzten Monaten des Jahres 1813. (Histor. Taschenb. 1883.)

einer Beschränkung und Bevormundung. Um diesen Preis ließ sich Metternich sogar den verhaßten Freiherrn v. Stein als Leiter und Haupt dieses Verwaltungsinstitutes gefallen. Das neue Statut für die Wirksamkeit desselben sorgte dafür, daß auch eine Steinsche Energie nichts Haltbares schaffen konnte. Darin wurde als stehender Grundsatz aufgestellt, daß die von der Zentralverwaltung eingesetzten Gouverneure die vorhandenen Behörden überall bestehen lassen und einzig durch sie handeln werden. Das Zentralamt wurde an eine noch zu entwerfende Instruktion der verbündeten Mächte gebunden und seinem Chef ein Rat von Delegierten der Verbündeten an die Seite gestellt, welche unter Vorsitz ihres ältesten Mitgliedes über die Verwaltungsfragen beraten und entscheiden konnten, an welche der Chef zu berichten und von denen er die Antworten zu empfangen hatte. Durch diesen Beirat konnte die Thätigkeit des Chefs jederzeit unterbunden werden, durch die Beamten wurden die Interessen der Fürsten gefördert, die soeben noch ihre Waffen gegen die Verbündeten gekehrt hatten.

Um dem Einflusse des Verwaltungsrates und des Freiherrn v. Stein von vornherein den Boden zu entziehen, trachtete Metternich, mit den süddeutschen Fürsten besondere Verträge ohne Mitwirkung der Verbündeten zu schließen. Es gelang ihm mit Württemberg am 2. November zu Fulda. König Friedrich, der gewiß niemals die Pflichten eines Herrschers über einen deutschen Stamm als die seinen erkannt hat, war ein wahrhaft ideales Werkzeug Metternichscher Politik. Der Mann war „Souverän" vom Scheitel bis zur Sohle, für ihn gab es keine Deutschen und keine Schwaben, sondern nur Staatsdiener, für ihn war der König von Preußen ein fremder Monarch, dessen Unterthanen er aus seinem „Reiche" jagen konnte, wann es ihm beliebte; er gestattete seinen Dienern nur Interesse für ihren König und dessen Reich und erklärte jedes „allgemeine" Interesse als eine strafbare Einmischung in die Absichten des „Gouvernements". Als Baiern zu den Verbündeten übergegangen war, sah er sich plötzlich nicht nur ganz isoliert, sondern auch von Wrede bedroht, der Miene machte, in Württemberg einzurücken und es als feindlichen Staat zu behandeln, wenn es ihm nicht sofort seine Truppen zur Verfügung stelle. Man dachte damals bairischerseits an die Schaffung einer süddeutschen Armee, ja vielleicht sogar an einen süddeutschen Bund unter bairischer Führung. Nichts war dem Könige Friedrich verhaßter, er wollte nicht mit Baiern, nur mit Oesterreich, oder wenn es sein mußte, mit Preußen oder Rußland verhandeln. Sein Minister, Graf Zeppelin, jagte dem österreichischen Kanzler in Thüringen nach, während der König „die Minuten zählte", bis er seine Souveränität unter österreichischen Schutz stellen konnte. Dies gelang in Fulda in überraschend kurzer Zeit.[1]) Gegen die Verpflichtung, 12000 Mann zum österreichischen Heere stoßen zu lassen, wurde diesem deutschen Musterkönige gestattet, in seinem Lande ungestört fortzuwirtschaften, wie er es bisher gethan hatte, und seinen Unterthanen jede nationale Anwandelung auszutreiben. Daß sich der König von Württemberg

[1]) Einzelheiten über die kritische Lage Württembergs bei Pfister, „Aus dem Lager des Rheinbunds 1812 und 1813".

mit seinen trefflich geschulten „Reichsbeamten“ den Freiherrn v. Stein und seine Verwaltungsorgane vom Halse zu schaffen verstehen werde, dessen war Metternich sicher. Daß der König in der Bethätigung seiner Selbstherrlichkeit auch österreichische Kranke und Verwundete, die auf württembergischen Boden gebracht werden mußten, tagelang ohne Wartung und Pflege in leeren und ungeheizten Räumen stehen ließ, daß er den königlichen Aerzten und Badern verbot, ihnen Hülfe angedeihen zu lassen, hat den geistreichen Staatsmann gewiß in seiner Wertschätzung der württembergischen Regierungsgrundsätze nicht erschüttert. Auch Baierns war er sicher, dort besorgte Montgelas die Ausweisung der von der Zentralverwaltung zur Einführung einheitlicher Spitalseinrichtungen entsendeten Kommissäre und die Niederhaltung jeder patriotischen Regung, die sich nicht innerhalb des königlich bairischen Gesichtskreises bewegte. Der Aufruf des Königs an seine Unterthanen, mit den er diesen am 28. Oktober seinen Uebertritt zu den Verbündeten anzeigte, vermeidet jede Beziehung zu Deutschland und zum deutschen Volke. „Ich habe mit Europas mächtigsten Fürsten Mich verbunden,“ erklärt Maximilian Joseph, „zur Behauptung Unserer Unabhängigkeit, zur Herstellung des allgemeinen Friedens, zur Begründung eines dessen Dauer sichernden Gleichgewichts der Mächte, welches den freien Handel schützend, den Gewerbfleiß neu belebe und so den gesunden Wohlstand der Völker wieder aufrichte.“ Das war der Ton, der mit seiner biedermaierischen Nüchternheit das höchste Wohlgefallen Metternichs erweckte, weil er so auffallend von den Proklamationen abstach, mit denen die Preußen ins Feld gezogen waren.

Gentz, der sich mit rührender Inbrunst in die Gedankenkreise Metternichs eingelebt hatte, verstand es, aus denselben die Absichten seines Herrn und Meisters zu erraten. „Ich denke mir,“ schrieb er am 5. November an denselben, „daß die Grundlage aller bevorstehenden politischen Verhandlungen zwischen dem Kaiser Alexander und Ihnen von allen Seiten vorbereitet und in geheimen Konferenzen dergestalt festgesetzt werden wird, daß jede Hauptfrage schon entschieden sei, wenn andere zur Teilnahme an diesem Geschäfte gezogen werden, ... daß zwischen Oesterreich und Rußland verabredet und festgesetzt sei, wie das Gebiet von Deutschland unter die verschiedenen deutschen Mächte verteilt werden oder bleiben soll. ... Von dem Augenblicke an, da die Verteilung der Macht, die Grenzbestimmung und der Besitzstand im ganzen entschieden sind, und nun zwischen den Alliierten selbst keine großen und wesentlichen Differenzen mehr vorkommen können, von diesem Augenblicke an tritt Rußland, das nun seine große Rolle durchgespielt hat, zurück und Oesterreich und Preußen legen den Grund zu jener ganz eigentümlichen Allianz, die ich als das Substitut, oder besser, die Grundlage aller Substitute für das, was andere unter dem Titel einer deutschen Verfassung begehren, ansehe. Diese Allianz wird der Typus einer ganzen Kette von Allianzen, die jede der selbständigen größeren und kleineren deutschen Mächte (deren Zahl aber in meinem System nicht über sechzehn gehen muß) an Oesterreich und Preußen, und durch diese, eine an die andere und an alle übrigen bindet. ... So würde also, nachdem in der That nur dem Wesen nach die große Frage von Oesterreich allein, unter Beihülfe Rußlands und Englands, entschieden worden wäre, vor den Augen der Welt alles so ge-

richtet und geordnet, als hätten Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich das Werk vollführt. Dieser äußere Schein ist für die jetzige und künftige Eintracht und Ruhe ebenso notwendig, als die reelle Ausschließung Preußens, sowie Schwedens, Baierns und aller anderen Mächte des zweiten Ranges von jeder Grundbestimmung auf der ersten Echelle." [1])

Gewiß, Oesterreichs — richtiger des Fürsten Metternichs — Diktatur in Europa, begründet auf Täuschungen, Irreführungen und künstlichen „Substitutionen" für die Lösung der Fragen, von denen die Welt und namentlich das deutsche Volk bewegt wurde, das war das System, das nun an die Stelle der rücksichtslosen Willkürherrschaft Napoleons treten sollte. Das Ergebnis durfte das gleiche sein, nur die Mittel, die zur Erreichung desselben eingeschlagen wurden, waren andere: an die Stelle der Brutalität des Soldaten trat die Schlauheit des Diplomaten. Das Opfer blieben die Völker.

Der Vertrag mit Württemberg war eine charakteristische Probe des politischen Systems, das Metternich in den deutschen Angelegenheiten zur Anwendung zu bringen gedachte, vor allem eine Verhöhnung jeder nationalen Gesinnung und jedes Gerechtigkeitsgefühles. Ein rücksichtsloser Despot, der das edle Schwabenvolk mit entwürdigender Mißachtung gepeinigt hatte, der sich mit Stolz der Treue rühmte, die er bis zum letzten Augenblick dem Unterdrücker Europas bewahrt habe, wurde gleichberechtigt in die Reihe jener Fürsten aufgenommen, durch deren opfermutige Völker die Uebermacht dieses Unterdrückers zertrümmert worden war; es gab keinen Unterschied zwischen ihm und dem Könige von Preußen, es wurden ihm weniger Lasten aufgelegt, als denjenigen, die seit zehn Monaten für die Freiheit Deutschlands im Felde standen, Geld und Blut, ja die ganze Habe ihrer Staatsbürger dem gemeinen Wohle zur Verfügung stellten. Wie wohlthuend hätte es gewirkt, wenn auch Württemberg zum „Gemeingut" der Verbündeten erklärt, unter die Zentralverwaltung gestellt und zu Leistungen für die verbündeten Heere herangezogen worden wäre. Das Volk hätte mit Genugthuung wahrgenommen, daß es doch noch eine Strafe für Vaterlandsverräter gebe, daß mit dem Falle der Fesseln, die es zu lange getragen, auch Recht und Gerechtigkeit wieder zur Geltung gelangen. Beim Friedensschlusse konnte man ja noch immer Gnade walten lassen und seine Achtung vor den angestammten Fürstenhäusern durch Anerkennung des württembergischen Königtums bezeugen. Aber Gnade mußte es sein, das Unrecht durfte nicht mit dem Scheine des Rechtes ausgestattet werden, wenn es überhaupt noch politische Moral geben sollte! Es war einer der vielen unverzeihlichen Fehler, die sich Hardenberg in jenen entscheidenden Zeiten zu schulden kommen ließ, daß er dem Fuldaer Vertrage zugestimmt hat. Weder Preußen noch Rußland waren verpflichtet, die Verträge anzuerkennen, die Fürst Metternich ohne sie abschloß, die Intimität zwischen Alexander und den Oesterreichern war noch nicht so fest, als daß Preußen bei energischem Auftreten nicht auf die Unterstützung Rußlands hätte rechnen können. Preußens Zustimmung zu dem Vertrage zwischen Oesterreich und Württemberg erfolgte am 21. November zu Frankfurt mit einem Zu-

[1]) Klinkowström, Oesterreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen.

satze, der gänzlich bedeutungslos war, indem er nur für Preußen dieselben Rechte in Anspruch nahm, die Oesterreich hinsichtlich des beim Friedensschlusse in Aussicht genommenen Länderausgleiches erhalten hatte. Hessen-Darmstadt hatte nach der Schlacht bei Hanau am 2. November eine Militärkonvention mit Oesterreich geschlossen, durch welche es sich verpflichtete, seine disponiblen Truppen in kriegerischer Zeit zu dem österreichisch-bairischen Armeecorps stoßen zu lassen. Sie wurde am 23. November durch einen Vertrag ergänzt, der einen Artikel enthielt, in welchem der Großherzog zusagte, „sich den Einrichtungen zu fügen, welche die zur Erhaltung der Unabhängigkeit Deutschlands einzuführende Ordnung der Dinge erfordern werde". Dieselbe Erklärung enthalten die Verträge, die gleichzeitig mit Nassau (Usingen und Weilburg), Koburg-Saalfeld und Baden abgeschlossen wurden, eine etwas allgemeiner gehaltene Versicherung, mit allen Mitteln die Unabhängigkeit Deutschlands fördern zu wollen, findet sich in dem Vertrage vom 2. Dezember, durch welchen der Kurfürst von Hessen in seine früheren Besitzungen wieder eingesetzt wurde, die von Napoleon dem Königreich Westfalen und dem Großherzogtum Frankfurt einverleibt worden waren. Letzteres, vom Koadjutor und Kurerzkanzler verlassen, fiel der Zentralverwaltung anheim, ebenso die Gebiete der Fürsten von Isenburg und von der Leyen, die vor den Verbündeten keine Gnade fanden, obwohl sie derselben gewiß ebenso würdig gewesen wären, wie der König von Württemberg.

So wie Kurhessen erhielten auch Hannover, Braunschweig, Oldenburg und Bremen ihre rechtmäßigen Regierungen zurück, „die mit der ganzen Verstocktheit und Härte, dem Unverstand und der Unkenntnis der Emigrantenpolitik" auftraten. „Die Revenants der alten Zeit hatten keine Ahnung davon, wie viel einst ihr eigenes Thun zum Sieg des fremden Drängers beigetragen hatte; in ungeduldiger Hast knüpften sie dort wieder an, wo sie vordem aufgehört, und suchten eben den kranken Zustand, der die Schmach und das Verderben erzeugt, neu ins Leben zu rufen" (Häußer). In Hannover trat das Uebergewicht des Hofadels sofort wieder in Kraft und machte sich nicht nur in der politischen Verwaltung, sondern auch in der Rechtspflege geltend, die in die veralteten Formen und schleppenden Instanzenzüge zurückversetzt wurde. Das galt als berechtigte hannoversche Eigenart und sollte ein besonderes Staatsbewußtsein hervorrufen. „Die hannoversche Politik," fand Arndt, „scheint aller der Lehren, welche die letzten dreizehn Jahre mit so blutigen Buchstaben vorgezeichnet, rein zu vergessen und nährt dagegen den jammervollen Glauben, sie werde längs den Küsten um die Gestade der Elbe, Weser und Ems einen hannoverschen Staat bilden können, der für sich etwas bedeute, und der auch wohl ohne Deutschland unter Englands Schutz groß und mächtig dastehen könne." Der Kurfürst von Hessen stellte in dem unglücklichen Lande, das man diesem schlecht erzogenen Schwachkopfe wieder auslieferte, die Verhältnisse her, die vor seinem erzwungenen Abzuge aus seinen Landen, am 1. November 1806, bestanden hatten; von den neuen Einrichtungen, die den modernen Verwaltungsprinzipien entsprachen, behielt er nichts bei als die neuen Steuern, die Verpflichtungen aber, welche seine frühere Regierung übernommen hatte, namentlich die Rückzahlung der hessischen Schuld, anerkannte er entweder gar nicht oder nur zu

einem Bruchteile. Wenn es irgend möglich wäre, in dem Deutschen den Sinn für legitimes Fürstentum zu unterdrücken, so hätte es durch die bis zur Lächerlichkeit gesteigerte Sinnlosigkeit der Verwaltung geschehen müssen. Aber Metternichs Absicht wurde vollkommen erreicht, die Volkserhebung, die nationale Begeisterung erstickt, das Vertrauen der Patrioten erschüttert, gedankenloser Gehorsam an die Stelle freudiger Selbstaufopferung gesetzt.

Am 6. November hielt Kaiser Franz seinen Einzug in Frankfurt; Zar Alexander war ihm, ohne dem Hauptquartier davon Kunde zu geben, mit 7500 Reitern, der russischen Gardereiterdivision, 12 Kürassierregimentern und der preußischen Gardereiterei, vorausgeeilt und „machte ihm als Wirt die Honneurs vor Frankfurt", um damit zu demonstrieren, daß er dem ehemaligen deutschen Kaiser den Weg in seine Krönungsstadt freigemacht habe. Die Bevölkerung begrüßte beide Monarchen mit großem Jubel, hingerissen von der Größe des Augenblickes und ohne Ahnung der Gesinnung, mit der die neuen Machthaber, den Zaren ausgenommen, alle volkstümlichen Regungen aufnahmen. Der König von Preußen war inzwischen nach Berlin und Breslau gereist, er traf erst Mitte November in Frankfurt ein. Sein Vertrauensmann bei den Verhandlungen, die dort über Krieg und Frieden geführt wurden, war Knesebeck. Dieser erblickte seine wichtigste Aufgabe darin, den Ansichten des bedeutendsten Strategen unter den verbündeten Generälen, des nunmehr zum Generallieutenant erhobenen Gneisenau, als Gegner entgegenzutreten, wie er seiner Zeit Scharnhorst aus Prinzip bekämpft hatte. Der erste Kriegsrat fand schon am 7. November statt. In demselben vertrat Gneisenau die Ansicht, man müsse den Krieg ohne Unterbrechung den Winter hindurch fortsetzen und in Frankreich einrücken. „Gerade was die Stärke des alten Frankreich gewesen sei, die zahlreichen Festungen, die seine Grenzen schützten — man zählte deren über hundert —, das müsse ihm jetzt zum Verderben gereichen. Denn Napoleon habe so viel verloren, daß er nicht im stande sei, zugleich alle diese Festungen zu besetzen und eine Feldarmee aufzustellen. Er müsse also entweder einen Teil der Festungen unbesetzt lassen und räume den Gegnern damit feste Standpunkte in seinem eigenen Lande ein, oder er besetze alle Festungen und behalte überhaupt keine Feldarmee übrig."[1]) Der Angriff der Verbündeten habe von zwei Seiten auszugehen: vom Norden durch Belgien mit der schlesischen Armee und den von Bernadottes Kommando befreiten Teilen der Nordarmee und über Mainz, Straßburg und Metz mit der Hauptarmee unter Schwarzenberg. Nur eine schwache Seitenkolonne könne den Weg von der Schweiz in die Franche Comté nehmen. Durch diesen Plan wurde einerseits die Verbindung zwischen Frankreich und den Niederlanden sofort aufgehoben und jede Unterstützung Napoleons aus den letzteren unmöglich gemacht, anderseits die neue Aufstellung französischer Armeen, die einige Monate brauchte, erschwert und auf jene Landstrecken beschränkt, die von den Verbündeten nicht besetzt wurden. Das Endziel seines Planes war schon damals jedenfalls der Marsch auf Paris.

Dem entgegen empfahlen die Oesterreicher zunächst, eine größere Macht

---

[1]) Delbrück, Gneisenau II.

in der Franche Comté zu entwickeln und vom Mittelrhein aus mit geringeren Kräften vorzugehen. Knesebeck aber kehrte den ganzen Plan um, legte das Hauptgewicht auf den Einmarsch der großen Armee in das südöstliche Frankreich, wo man keine Festungen im Wege finde, und beantragte, daß diese Bewegung durch eine Aufstellung am Mittelrhein von der schlesischen Armee gedeckt werden solle, die zugleich die Belagerung von Mainz unternehmen könne. Er fand die bereitwilligste Unterstützung von seiten der österreichischen Teilnehmer am Kriegsrate, unter welchen wieder Langenau, trotz seines bei Leipzig bewiesenen Ungeschicks, die wichtigste Stimme erlangt zu haben scheint. Radetzky näherte sich in seinen Ansichten Gneisenau. Ein Operationsentwurf, den er am 29. Oktober im Hauptquartier Tambach im Thüringer Walde verfaßt hatte, spricht sich dafür aus, „den Rhein sofort zu passieren und mit vereinten Kräften, so tief als möglich, in das Innere von Frankreich vorzudrängen, und dadurch Terrain, hauptsächlich aber den großen Vorteil zu erlangen, die Organisation der neuen französischen Armee zu erschweren und zu hindern. Es wäre diese Bewegung ganz im Geiste aller Offensiven, welche bis zum Rückzuge von Moskau so vortrefflich dem Kaiser Napoleon geglückt haben. Allerdings könnte sie," setzte er hinzu, „ebenso leicht Schrecken und Furcht in Frankreich verbreiten, als sie auch vielleicht auf der anderen Seite die französische Nation zum Aufstand in Masse verleiten dürfte, um ihr Vaterland zu verteidigen." Auch in den „Vorschlägen zur Aufstellung der verbündeten Armeen", die das Datum des großen Kriegsrates in Frankfurt tragen, verlangt er eine kräftige Offensive und will dieselbe mit einer Armee von Brüssel aus, mit einer zweiten von Genf aus am 1. Jänner beginnen, während eine dritte Armee (Wrede) am Mittelrhein eine Defensivstellung einzunehmen hätte. Die späteren Ausarbeitungen des Generalquartiermeisters beschäftigen sich mit der Belagerung von Mainz und mit Details für den Angriff von der Schweiz aus. Alle aber dringen auf energisches Vorgehen ohne Rücksicht auf die Jahreszeit. „Wenn wir uns bloß deshalb, weil es Winter ist, nicht getrauen, mit dreifach überlegener Macht den Feind in seinen Grenzen anzugreifen, so werden wir im schönsten Sommer nicht im stande sein, die Armeen, die wir ihn bilden lassen, von unseren eigenen abzuhalten. Wenn wir jetzt drei Monate nach der Ernte mit der Verpflegung in Verlegenheit sind, so können wir acht Monate danach nicht darauf rechnen, stärkere Armeen als die jetzigen zu ernähren." Diese Worte waren gegen jene ängstlichen Pedanten gerichtet, die am Rhein in die Winterquartiere gehen und erst im Frühjahre die Operationen wieder beginnen wollten. Zu ihnen gehörte der König von Preußen samt seinem geschätzten Herrn v. Knesebeck und der Vertrauensmann des Kaisers Franz, General v. Duka, der den Krieg noch im Stile des Markgrafen von Baden mit der Belagerung einiger Rheinfestungen zu führen gesonnen war.

Zu einer Entscheidung kam es am 7. November nicht, aber es zeigte sich eine Neigung für den Angriff durch die Schweiz, der von Langenau in ein System gebracht und mit Gelehrsamkeit begründet wurde. In seinen Theorien spielte das Plateau von Langres eine große Rolle, er erklärte es für einen strategisch überaus wichtigen Punkt, dessen Besitzer als der Beherrscher Frankreichs betrachtet werden könne. Radetzky war nicht der Mann unnachgiebiger

Opposition und in seinen Ueberzeugungen nicht so sicher als Gneisenau. Er zeigte sich bereit, den Langenauschen Plan in seine Vorschläge aufzunehmen, wenn es nur überhaupt zu einer raschen Fortsetzung des Krieges kam.[1]) Schwarzenberg erblickte den größten Vorteil des Linksabmarsches der großen Armee in dem Umstande, daß sie auf diesem Wege in Gebiete geführt würde, die, seit langem von Durchmärschen verschont, günstigere Bedingungen für die Verpflegung der Truppen bieten könnten, als das erschöpfte und ausgesogene Rheinthal. Er rechnete außerdem darauf, daß Napoleon es nicht zum Aeußersten kommen lassen, sondern Frieden machen werde, wenn die Verbündeten durch geschickte Manöver seine Machtsphäre einzuengen verständen. Den Ausschlag gab auch in dieser Frage die Haltung des Fürsten Metternich, dem es nicht darum zu thun war, Napoleon und die Franzosen zu einem Verzweiflungskampfe zu drängen. Er hatte den Gedanken eines völligen Sturzes der Napoleonischen Herrschaft noch durchaus nicht gefaßt, sondern fühlte sich noch immer verpflichtet, dem Schwiegersohne seines Kaisers annehmbare Friedensbedingungen vorzulegen, bevor man ihn weiter bekämpfte.

Dies geschah von Frankfurt aus durch den schon zu diesem Zwecke bereitgestellten Baron von Saint-Aignan. Metternich empfing ihn am 8. November und eröffnete ihm, daß er zu Napoleon reisen dürfe, um ihn mit den Friedens-

---

[1]) Oncken hat neuerlich in einem Aufsatze, „Gneisenau, Radetzky und der Marsch der Hauptarmee durch die Schweiz und Langres" (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft X. Bd., 1893), beweisen wollen, daß die österreichische Heeresleitung schon am 7. November zur energischesten Fortsetzung des Krieges, zum Einmarsch in Frankreich bereit gewesen sei, daß die später beschlossene Angriffsrichtung durch die Schweiz sich militärisch vollkommen rechtfertigen lasse und keinen Zeitverlust herbeigeführt habe. Zur Bekräftigung des ersten Satzes dient ihm ein von Bernhardi mitgeteiltes Schriftstück „Propositions génerales sur un plan d'opérations contre la France (présenté à Francfort s. l. M. par le Feld-Maréchal prince de Schwarzenberg à S. M. l'Empereur de Russie)". Es enthält eine Anzahl Sätze, die dem Gneisenauschen Kriegsprogramm entsprechen. Da es nicht datiert ist, hat Bernhardi es mit Recht an das Ende der Frankfurter Verhandlungen verlegt, als die Halsstarrigkeit Napoleons in der Friedensfrage nicht mehr zu verbergen war und die Oesterreicher selbst die Notwendigkeit der Wiedereröffnung des Feldzuges eingesehen hatten. Oncken meint, das Schriftstück müsse vor dem 7. November entstanden sein, weil es weder von der Schweiz noch von Langres ein Wort enthält. Diese Konjunktur scheint mir nicht haltbar. Schwarzenberg sagt: „La grande armée de Bohème marchera par sa gauche; elle passera le Rhin et tachera de pénétrer dans l'intérieur de la France pour rendre la main à l'armée de Lord Wellington et à celle d'Italie." Wenn eine Armee aus der Schwarzwaldstellung links abmarschiert, kann sie den Rhein nur bei Hüningen-Basel-Rheinfelden oder noch weiter südöstlich überschreiten, sie wird nicht nach Lothringen, sondern in die Freigrafschaft gelangen und auch nur von dort nach Italien und an die Pyrenäen sich ausdehnen können. Oncken hält es für eine Frage zweiten Ranges, ob man nach Gneisenaus Rat eine Nebenbewegung durch die Schweiz in die Freigrafschaft in Aussicht nehmen oder ob nach Langenaus Ansicht die Hauptarmee diesen Weg nehmen sollte. Bei so willkürlichen Annahmen läßt sich über militärische Fragen nicht diskutieren. Daß Oncken aus der Ueberraschung Napoleons über den Marsch nach Langres schließt, dieses sei strategisch richtiger gewesen, als der Angriff von Belgien her, den Napoleon am meisten gefürchtet hat, darf uns dann nicht wundern. Napoleon war überrascht, weil er den Verbündeten überhaupt keinen Winterfeldzug zugetraut hat. Er wäre es jedenfalls noch mehr gewesen, wenn am 1. Januar 1814 Schwarzenberg in Chalons und Blücher mit Bülow bei Amiens oder St. Quentin gestanden wären. Oder hätte er dies verhindern können?

absichten der Verbündeten bekannt zu machen. Man biete ihm den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen als Grenzen Frankreichs, sofern er bereit sei, die Unabhängigkeit aller anderen europäischen Staaten anzuerkennen. Am nächsten Abende traf Saint-Aignan bei Metternich auch mit dem russischen Minister Grafen Nesselrode und dem englischen Gesandten Aberdeen zusammen und hörte auch von diesen, daß die Verbündeten mit seinem Kaiser über einen allgemeinen Frieden zu verhandeln geneigt seien, sobald er die genannten Grenzen annehme. Man werde einen Kongreß zur Festsetzung aller besonderen Bedingungen beschicken, doch könne der Fortgang der militärischen Operationen durch die Unterhandlungen in keiner Weise unterbrochen werden. Saint-Aignan durfte sich schriftliche Aufzeichnungen von den Eröffnungen der anwesenden Staatsmänner machen. Außerdem war er der Ueberbringer eines Briefes Metternichs an Caulaincourt, der seine Mitteilungen beglaubigte und bestimmt war, den Ernst der Lage für Napoleon besonders zu betonen. „Frankreich wird nie einen glücklicheren Frieden schließen, als den, zu welchem die Mächte heute bereit sind und auch morgen bereit sein werden, wenn sie Niederlagen erleiden. Neue Erfolge können ihre Absichten höher spannen.... Ich stehe für 400000 Deutsche ein, die zwischen heute und zwei Monaten unter Waffen sein werden. Ich zweifle nicht, daß der Aufmarsch der verbündeten Heere an den Grenzen Frankreichs seiner Regierung große Rüstungen erleichtern wird. Die Fragen werden verwickelter werden für die gesittete Welt, aber Napoleon wird keinen Frieden machen. Dies ist mein Glaubensbekenntnis, und nie wäre ich glücklicher gewesen, wenn ich mich täuschen sollte.“ Auch den beiden Kaisern gegenüber will Metternich die Ueberzeugung vertreten haben, daß Napoleon die ihm angebotenen Bedingungen nicht annehmen werde. Es ist auch anzunehmen, daß kein anderer Diplomat von dem Charakter Napoleons eine so tief begründete Vorstellung gehabt hat, als Metternich, der öfter als ein anderer Zeuge seiner vertraulichen Auseinandersetzungen gewesen war. Damit ist aber die Thatsache nicht beseitigt, daß Napoleon die Gelegenheit geboten war, sich den Besitz von Frankreich in derselben Ausdehnung zu sichern, wie er es bei seinem Regierungsantritte übernommen hatte und daß Oesterreich am wenigsten eine Schädigung seiner eigenen Interessen darin gesehen hätte. Die Mitteilungen, deren Ueberbringer der Baron von Saint-Aignan war, enthielten sogar Erklärungen, die keine andere Bestimmung haben konnten, als Napoleon die Friedensbedingungen annehmbar erscheinen zu lassen. Es war darin von der „prépondérance“ die Rede, die Frankreich unangetastet behalten müsse, von dem berechtigten Einflusse, den es in Deutschland, wie jeder mächtige Staat über einen schwächeren, auch in Zukunft üben könne, nur auf die unmittelbare Oberherrschaft auf die deutschen Staaten diesseits des Rheins müsse es verzichten. Ueber das Schicksal Italiens und Hollands drückte sich Metternich sehr vorsichtig aus, er ließ die Frage offen, wer dort regieren werde und betonte nur, daß der Charakter dieser Regierung ein durchaus unabhängiger sein müsse. England versprach dem Frieden Opfer bringen zu wollen und sagte Frankreich jene Freiheit der Schiffahrt und des Handels zu, die es ein Recht habe zu verlangen.

Die Verbündeten warteten einen vollen Monat hindurch auf eine Antwort

Napoleons, die als Grundlage zur Eröffnung eines Kongresses angenommen werden konnte. Die Fortsetzung der Feindseligkeiten war zwar im Prinzip ausgesprochen, sie wurde aber nicht ernstlich betrieben. Es fanden wohl Verschiebungen von Truppenkörpern statt, aber sie konnten noch nicht einmal als Vorbereitungen für einen Feldzug betrachtet werden. Wenn Napoleon nur einigermaßen befriedigende Erklärungen abgegeben hätte, würde man die Beratungen über die einzuschlagende Richtung der nächsten Operationen wahrscheinlich noch weniger beschleunigt haben, als es thatsächlich geschah, da man für die Annahme friedlicher Gesinnungen auf seiten des Gegners so gut als gar keine Anhaltspunkte hatte.[1]) Denn es traf zwar am 24. November ein Schreiben Marets beim Fürsten Metternich in Frankfurt ein, welches Mannheim als den von seinem Kaiser gewählten Versammlungsort bezeichnete, über dessen Gesinnungen enthielt dasselbe aber nur die inhaltslose Phrase: „Ein Friede auf der Grundlage der Unabhängigkeit aller Nationen, sowohl in Hinsicht auf ihre kontinentalen Verhältnisse, als in Hinsicht auf die Schiffahrt, ist beständig der Gegenstand der Wünsche und der Politik des Kaisers gewesen." Außerdem erbot sich Napoleon zur Räumung der Festungen Danzig, Modlin, Zamosc, Stettin, Küstrin und Glogau, wenn man seinen Besatzungen daselbst freien Abzug mit Waffen und Gepäck, Geschütz und Kriegsvorräten gewähre. Ueber die Elbefestungen sollte vorläufig noch gar nicht verhandelt werden. Daß Dresden und Torgau am 11. November bereits kapituliert hatten, war wohl noch nicht zur Kenntnis des Kaisers gelangt und hätte ihn auch nicht der Notwendigkeit enthoben, Anträge wegen Hamburg, Magdeburg und Wittenberg zu stellen. Trotzdem man aus der ersten Antwort und aus den Nachrichten über die Rüstungen in Frankreich ganz deutlich entnehmen konnte, daß Napoleon sich noch nicht für besiegt hielt und mit den Anträgen der Verbündeten nicht rechnen wollte, hat Metternich ihm doch nochmals nahegelegt, seine Stellung zu denselben ausdrücklich zu bezeichnen. Am 2. Dezember ließ er durch Caulaincourt bekannt geben, daß sein Grundsatz die Anerkennung der vollständigen und unbedingten Unabhängigkeit aller Staaten sei, „so daß keiner derselben sich irgend eine Oberherrschaft oder Oberhoheit über irgend einen anderen anmaßen könne, in welcher Form es auch sei". Dadurch lehnte er jede Verbindung unter den deutschen Staaten, selbst die loseste, die Metternich im Auge hatte, mit aller Bestimmtheit ab. Von England aber verlangte er ebenso große Opfer, als er selbst dem Frieden zu bringen gesonnen sei. Auch jetzt noch suchte Metternich den Abbruch der Verhandlungen zu verhindern, indem er den Brief Caulaincourts vor den Engländern geheim hielt, um eine entschiedene Ablehnung der Ansprüche Napoleons durch diese noch zu verschieben. Er sprach sogar noch am 10. Dezember seine Genugthuung darüber aus, „daß Napoleon den ausgesprochenen Grundlagen des Friedens vollständig beistimme". Dennoch gab er jetzt zu, daß die ver-

---

[1]) Ich halte, entgegen den von Oncken (Histor. Taschenbuch 1883) vertretenen Ansichten daran fest, daß Napoleon, wenn er Beweise aufrichtiger Friedensneigung gegeben hätte, den Besitzstand Frankreichs mit den von Metternich zugestandenen natürlichen Grenzen (Rhein, Alpen und Pyrenäen) und die Fortdauer seiner Herrschaft thatsächlich erreichen konnte.

bündeten Armeen zum Einmarsch in Frankreich schreiten sollten, da er überzeugt war, daß derselbe nicht so bald zu wichtigen militärischen Entscheidungen führen werde.

Am grünen Tische des Frankfurter Kriegsrates hatten mittlerweile die Oesterreicher die Oberhand gewonnen, nicht Duka, der für Winterquartiere am Rhein schwärmte und den Ausbruch des neuen Krieges bis zum Frühjahr verschoben wissen wollte, wohl aber Langenau und Schwarzenberg, welche die Hauptaktion nach Burgund verlegten. Ihr Ziel blieb das Plateau von Langres. Sobald man dort Stellung genommen, würde Napoleon nichts anderes übrig bleiben, als Frieden zu machen. Das war die großartige Lehre, die Langenau verbreitete. Clausewitz hat mit wenigen Worten ihre Haltlosigkeit erwiesen. „Das Umgehen der Ströme und Gebirge, wenn es überhaupt nicht in den meisten Fällen eine Täuschung ist, war ganz unnütz, da man mit völliger Gewißheit auf die Unmöglichkeit rechnen konnte, in welcher Bonaparte war, seine Macht früher als auf dem rechten Maasufer zu versammeln." Auch Zar Alexander war aber für Langenaus Lehre gewonnen worden und übersah die Wichtigkeit der von Gneisenau dagegen erhobenen Einwände, der vor allem den Zeitverlust beklagte, den die Umgehung durch die Schweiz herbeiführe. In den ersten Tagen des Dezembers begann der Abmarsch der Hauptarmee unter Schwarzenbergs Befehl in der Richtung der Schweiz. Sie hatte eine Stärke von 190000 Mann erreicht, unter denen sich nahezu 30000 Reiter befanden. Davon waren 97000 Oesterreicher, nämlich die leichten Divisionen Bubna und Moritz Liechtenstein, die Corps Collorebo, Alois Liechtenstein und Gyulai und das Reservecorps unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, 44500 Russen, nämlich das Corps Wittgenstein und die Garden unter Barclay de Tolly, 6500 Mann preußische Garden, das österreichisch-bairische Corps unter Wrede und 13800 Württemberger unter Führung ihres Kronprinzen.[1]) Die Armee führte 682 Geschütze mit sich. Die schlesische Armee war auch wieder auf 84000 Mann ergänzt worden, das Corps Langeron zählte 34000, Sacken 27000, York 23000 Mann, darunter befanden sich 17500 Reiter, 430 Geschütze. Die Nordarmee war aufgelöst. Der Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden bestand zwar noch formell fort, die einzelnen Teile der seiner Zeit unter demselben vereinigten Truppen hatten aber besondere Bestimmungen erhalten, die vielfach selbständiges Auftreten erforderten. Bernadotte selbst war mit seinen Schweden, mit russischen Abteilungen und dem gemischten Corps Wolmoden nach Schleswig-Holstein aufgebrochen, Bennigsen belagerte Hamburg, Winzingerode stand in Bremen, Bülow in den Niederlanden, Tauentzien, Klenau, Chasteler, Tolstoi waren mit der Belagerung der Elbefestungen beschäftigt, Kleist mit der von Erfurt. Bülow und Kleist waren bestimmt, wenn sie gegen Frankreich

[1]) Unter ihnen befanden sich auch die zwei Reiterregimenter, die General Normann bei Leipzig zu den Verbündeten geführt hatte. Der König hatte sich standhaft geweigert, sie ohne weiteres im Felde zu belassen. Es mußte ein Kriegsgericht über sie gehalten, die Mannschaft einen Tag ohne Waffen eingesperrt werden. Dann wurden sie „unter die anderen Regimenter gesteckt", d. h. sie blieben, wie sie waren, erhielten aber neue Regimentsnummern. Normann hatte sich zu den Oesterreichern gerettet, die übrigen Kommandeure wurden kassiert.

marschierten, dem Oberbefehle Blüchers unterstellt zu werden. Außer ihnen aber auch noch einige in der Bildung begriffene Kontingente ehemaliger Rheinbundfürsten, die bereits in deutsche Bundescorps eingeteilt wurden, so 12000 Mann Hessen-Casseler (4. deutsches Bundescorps), 9000 Mann Nassauer und Thüringer (5. deutsches Bundescorps unter dem Befehle des Herzogs Leopold von Sachsen-Coburg. Zur Hauptarmee wurden das 6. und 8. Bundescorps eingeteilt; ersteres bestand aus Hessen-Darmstädtern, Würzburgern und einigen kleineren Abteilungen, zusammen 9250 Mann unter dem Befehle des Prinzen Philipp von Hessen-Homburg, letzteres aus 10300 Mann Badenern unter dem Grafen von Hochberg, einem unebenbürtigen Stiefbruder des Großherzogs von Baden.

Die Verbündeten konnten demnach 270000 Mann sofort zum Einmarsche in Frankreich und zur unmittelbaren Bekämpfung der auf französischem Boden stehenden Heeresmacht Napoleons verwenden und im Verlaufe des Winters auf Nachschub von mindestens 130000 Mann rechnen. Diesen Armeen vermochte Frankreich im offenen Felde höchstens 85000 Mann [1]) entgegenzustellen, nämlich von 32 Infanteriedivisionen, aus denen die große Armee bestanden hatte, noch 10, welche 4 Corps bildeten unter den Marschällen Victor, Marmont und Macdonald, den Generalen Morand und Albert, und 4 Reiterdivisionen. Die Garden wurden durch Oudinot, Ney und Mortier reformiert und befanden sich während der Monate November und Dezember noch in einem so unfertigen Zustande, daß sie nicht vor den Feind geführt werden konnten. Die verbündeten Armeen würden, auf den geraden Linien vom Norden und Osten in der Richtung nach Paris vorgehend, kaum einen nennenswerten Widerstand gefunden haben. In den Festungen befand sich junge, neu ausgehobene Mannschaft, die erst durch einige Monate eingeübt werden mußte, um den einfachsten Dienst thun zu können; die alten Soldaten, die nicht von Krankheiten befallen in den Lazaretten lagen, bildeten keine geschlossenen Abteilungen mehr, sondern wurden an den Sammelplätzen der zu den Waffen gerufenen Konskribierten als Abrichter verwendet. Die Zahl dieser Konskribierten nahm sich in den Aushebungsdekreten allerdings großartig aus, am 9. Oktober war der Senatskonsult für 300000 Mann ergangen, am 15. November wurden neuerlich 280000 Mann zur Armee berufen; aber die Veröffentlichung der Dekrete im Moniteur bedeutete noch nicht das Vorhandensein dieser Massen, von denen nicht die Hälfte unter die Waffen getreten ist. Noch im November aber hatte sich die militärische Lage für die Verbündeten sehr erheblich verbessert, nachdem die Preußen unter Bülow, unterstützt von russischen Streifpartien, in überraschend kurzer Zeit die Herren der Niederlande geworden waren. Am 2. Dezember konnte der Prinz von Oranien bereits sein Erbstatthalteramt in Amsterdam wieder antreten und die allgemeine Volksbewaffnung veranlassen, die durch die später erfolgende Landung von 8000 Engländern unter General Graham eine Stütze erhielt. Am 12. Dezember überschritten die Preußen bereits den Leck und die Waal, der russische General Benkendorf rückte bis vor Breda vor, welches von den Franzosen geräumt wurde. Erst die Ernennung des Generals Maison zum Kommandanten der in Belgien versammelten

[1]) Nach Jähns Berechnung.

Streitkräfte brachte wieder etwas Haltung in dieselben und rettete Antwerpen. Wäre die schlesische Armee vom Rhein an die Maas beordert worden, so mußte ganz Belgien von den Franzosen geräumt werden. Macdonald, der mit 14000 Mann bei Nymwegen stand, hätte sich kaum in ernste Unternehmungen gegen Blücher eingelassen. Napoleon fürchtete nichts so sehr, als daß dieser kürzeste Weg nach Paris von den Verbündeten eingeschlagen werden würde, und schickte Verstärkungen nach dem Norden. Als er sich die Ueberzeugung verschaffte, daß man ihm Zeit ließ, in der Organisation seiner Armeen fortzufahren, wurde er in dem Entschlusse, sein Glück noch einmal im Kampfe zu versuchen, neuerdings bestärkt.

Am 1. Dezember wurde von den verbündeten Regierungen eine Erklärung in deutscher und französischer Sprache ausgegeben, durch welche die Bevölkerung von Frankreich über den wenig befriedigenden Stand der Friedensfrage unterrichtet und darauf aufmerksam gemacht werden sollte, daß die Rüstungen Frankreichs die Fortsetzung des Krieges zur Folge haben würden. Dabei wurde aber hervorgehoben, daß das Interesse Frankreichs mit der Politik seiner gegenwärtigen Regierung nicht zusammenfalle. „Nicht gegen Frankreich, sondern gegen jene laut verkündete Uebermacht, welche der Kaiser zum Unglück von Europa nur allzulange außerhalb der Grenzen seines Reiches ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. . . . Die Absichten der verbündeten Mächte sind gerecht in ihrem Ziele, großherzig und edelmütig in ihrer Anwendung, beruhigend für alle, ehrenvoll für jeden. Die verbündeten Monarchen wünschen, daß Frankreich groß, stark und glücklich sei, weil die französische Macht, groß und stark, eine der Hauptgrundlagen des europäischen Staatsgebäudes ist. Sie wünschen, daß Frankreich glücklich sei, daß der französische Handel wieder auflebe, daß Künste und Wissenschaften, diese Wohlthaten des Friedens, wieder aufblühen, weil ein großes Volk dann nur ruhig sein kann, wenn es glücklich ist. Die verbündeten Mächte bestätigen dem französischen Reiche eine Ausdehnung des Gebietes, wie sie Frankreich nie unter seinen Königen hatte, weil eine tapfere Nation deshalb nicht herabsinkt, da sie nun auch Unfälle in einem hartnäckigen und blutigen Kampfe erfuhr, in welchem sie mit gewohnter Kühnheit gefochten hat. Aber auch die verbündeten Mächte wollen frei, glücklich, ruhig sein. . . . Sie werden die Waffen nicht niederlegen, bevor der politische Zustand von Europa nicht von neuem befestigt sein wird, bevor nicht unwandelbare Grundsätze den Sieg über eitle Anmaßungen davongetragen, bevor nicht endlich heilige Traktaten Europa den wahren Frieden versichert haben werden.“ [1])

Diese auf eine Trennung der Nation von ihrem Kaiser abzielenden Worte hätten vielleicht von Wirkung sein können, wenn ihrer Bekanntmachung der Einmarsch der verbündeten Heere in Frankreich unmittelbar gefolgt wäre. Sie ver-

---

[1]) Das Manifest stammt nicht, wie Förster glaubt, aus der Feder von Gentz. Dieser weilte bis zum 4. Dezember in Prag und schrieb von dort am 21. November an Metternich: „Sie hatten die Absicht, in Frankfurt eine feierliche Bekanntmachung über den Zweck des Krieges zu erlassen. Aus welchem Grunde ist diese unterblieben?“

hallten jedoch während der Zeit, die man mit Märschen zubrachte und die Napoleon dazu ausnützte, jeden Widerspruch gegen seine Politik zu unterdrücken und seine militärische Kraft wieder einigermaßen herzustellen. Der Feldzugsplan, den man nun auszuführen begann, entsprang einer Aengstlichkeit, wie sie noch niemals bei Feldherren, die an der Spitze so gewaltiger Heeresmassen standen, geherrscht hat. Er wäre wohl auch kaum zur Annahme gelangt, wenn nicht Metternich einen politischen Plan damit verfolgt hätte. Ihm war es, wie er selbst berichtet, sehr erwünscht, die Neutralität der Schweiz, die von der Tagsatzung erklärt worden war, zu beseitigen und durch den Einmarsch der österreichischen Truppen in den Freistaat der aristokratischen Partei in den westlichen Kantonen wieder zur Herrschaft zu verhelfen. Die Schweiz sollte kein „Asyl für Revolutionäre", d. h. für freiheitlich und volksfreundlich gesinnte Männer werden, deren Einfluß auf Alexander von Rußland er fürchtete. Ein politischer Handstreich gegen die Träger moderner Ideen schien ihm wertvoll genug, um darüber die rasche Verfolgung des geschlagenen und entkräfteten Feindes zu versäumen, den er bereits für minder gefährlich ansah, als die Repräsentanten einer Volkssouveränität. Alexander wurde über die Unterhandlungen, die man von österreichischer Seite mit den Schweizer Reaktionären einleitete, nicht unterrichtet, es erregte daher seinen Unwillen, als er von der Vergewaltigung der Organe der Schweizer Regierung hörte, die bei dem Einmarsche der österreichischen Kolonnen stattfand, ja noch mehr, als er erfuhr, daß der von Metternich nach Bern entsendete Graf Senfft-Pilsach, der frühere sächsische Minister, den patrizischen Stadtrat daselbst aneiferte, sich der Kantone Aargau und Waadtland zu bemächtigen, die einst den „gnädigen Herren von Bern" unterworfen gewesen waren. Seine entschiedene Willensäußerung nötigte Metternich zu einem schleunigen diplomatischen Rückzuge. Was der Graf Senfft und der ebenfalls in der Schweiz verwendete Ritter v. Lebzeltern angezettelt hatten und Bubna mit Waffengewalt zu unterstützen bestimmt gewesen war, mußte aufgegeben werden, um Alexander wieder zu beruhigen.

Eine in der „Wiener Zeitung" vom 29. Dezember zugleich mit den an die Franzosen und an die Schweizer gerichteten Manifesten veröffentlichte „Erklärung", die auch in der Schweiz verbreitet wurde, bestreitet diesem Lande das Recht der Neutralität, weil es durch die Mediationsakte von 1803 seine Unabhängigkeit aufgegeben und die französische Oberherrschaft gesetzlich anerkannt habe. „Ohne der Persönlichkeit der Männer, die unter so drückenden Verhältnissen an der Verwaltung der Staatsgeschäfte teil hatten, zu nahe zu treten, ihr Verfahren mit unbilliger Strenge beurteilen zu wollen, ist es erlaubt, als Thatsache zu behaupten, was ganz Europa gesehen und gewußt hat, daß die Schweiz unter der ihr vorgeschriebenen Verfassung, wenn gleich dem Namen nach ein abgesonderter Körper, doch in jeder wesentlichen Rücksicht ein untergeordneter und abhängiger Staat und mit einem geringen Ueberrest eigentümlicher Gerechtsamen und Formen eine Provinz des französischen Reiches war. Unter solchen Umständen muß notwendig jede von der helvetischen Bundesregierung ergriffene politische Maßregel, wie sie auch unmittelbar entstanden sein mag, den Stempel jenes fremden Oberherrn tragen, von welchem sie ihre ursprüngliche Impulsion

und Richtung empfängt. Eine Neutralitätserklärung, aus diesem Boden entsprossen, verliert allen rechtlichen Anspruch auf den Namen, mit welchem sie sich schmückt." Der Einmarsch der verbündeten Armeen in die Schweiz sei einerseits ein notwendiger militärischer Schritt im Interesse einer das allgemeine Wohl befördernden Unternehmung, anderseits „die Vorbereitung zu den Schritten, durch welche das Schicksal dieses interessanten Landes selbst für die Zukunft bestimmt werden muß. Ihr Zweck ist, der Schweiz in Ansehung ihrer auswärtigen Verhältnisse dieselbe freie und vorteilhafte Stellung zu sichern, in welcher sie sich vor den Revolutionsstürmen befand. Die vollkommenste Unabhängigkeit dieses Landes, die erste Bedingung seiner eigenen glücklichen Existenz, ist zu gleicher Zeit eines der ersten politischen Bedürfnisse des ganzen europäischen Staatenvereines. . . . Wenn die Integrität des schweizerischen Gebietes in seinen alten Grenzen auf allen Seiten wieder hergestellt und die Schweiz in eine Lage versetzt sein wird, die es ihr möglich macht, die Grundlagen ihres künftigen Föderativsystems in der von ihr selbst zu wählenden Form, ohne alle Rücksicht auf fremden Einfluß, anzuordnen — dann werden die verbündeten Mächte ihr Werk als vollendet betrachten. Die innere Verfassung und Gesetzgebung der einzelnen Kantons und die Bestimmung ihrer wechselseitigen Verhältnisse ist eine reine Nationalangelegenheit der Schweizer, die ihrer eigenen Gerechtigkeit und Weisheit mit vollem Vertrauen überlassen werden muß".

Graf Bubna hatte sich übrigens selbst sehr bald davon überzeugt, daß die diplomatische Mission, die ihm vom Fürsten Metternich zugemutet worden war, Schwierigkeiten hervorrufen würde, die ein Soldat nicht mehr beseitigen könnte, und trachtete daher, vor allem seinen militärischen Aufgaben gerecht zu werden. Er rückte am 28. Dezember in Lausanne, am 31. in Genf ein und zwang die französischen Kommandanten dieser Städte, die an den Bürgern wenig Unterstützung fanden, zur Kapitulation. Seine Streifscharen kamen bis an den großen St. Bernhardpaß und den Simplon und bemächtigten sich des Fort de l'Ecluse auf der Straße nach Lyon. An diesen äußersten linken Flügel der großen Armee schlossen sich nunmehr die übrigen Kolonnen derselben, indem sie insgesamt den Jura überstiegen und die Rechtsschwenkung mit der Direktion Langres ausführten. Bubna schlug den Weg über Poligny nach Dijon ein, Alois Liechtenstein von Biel über Neufchatel nach Pontarlier und Besançon, Colloredo von Neufchatel über Beaume les Dames nach Vesoul und Langres, Gyulai nach Montbéliard, das Reservecorps unter Hessen-Homburg hinter diesen von Bern über Neufchatel, Beaume les Dames, Montbazon nach Dijon. Wrede und der Kronprinz von Württemberg wandten sich ins Elsaß, mit der Absicht, Hüningen, Belfort, Neu-Breisach und Schlettstadt zu belagern. Erst als die Bundescorps nachrückten, gingen auch diese beiden in das Innere von Frankreich vor und bildeten den rechten Flügel der großen Armee. Das Corps Wittgenstein hielt sich bis Mitte Januar vor Kehl und Hagenau auf, die große Hauptreserve, aus den russischen und preußischen Garden bestehend, mit der sich Schwarzenbergs Hauptquartier und die Kaiser von Oesterreich und Rußland bewegten, langte am 18. Januar in Langres an.

In der Neujahrsnacht vollführte auch die Armee Blüchers den Rheinüber-

gang bei Mannheim, Kaub und Koblenz. Das Corps Sacken, bei welchem sich der König von Preußen befand, mußte die gegenüber von Mannheim errichteten Schanzen stürmen, während York und Langeron bei Kaub die Feinde überraschten und sich ohne Schwierigkeit in den Besitz von Bacharach und Oberwesel setzten, so daß der Bau einer Brücke bei der Pfalzburg unternommen werden konnte, auf welcher Geschütz, Reiterei und Park an das linke Ufer gebracht wurden. St.-Priest nahm bei Koblenz der Division Durutte im ersten Ansturme sogar 500 Gefangene und 7 Geschütze ab. Langeron zog mit 15 000 Mann zur Belagerung von Mainz ab, die drei anderen Corps traten nach zweitägiger Rast den Marsch an die Saar an. Marmont zog sich vor ihnen zurück und gab den Weg bis Nancy und Metz frei. Blücher ließ sich von den zahlreichen Festungen, die er hinter sich lassen mußte, nicht abhalten, diesen Weg zu betreten, er mutete sogar dem Corps York zu, mit Unterstützung von 1500 russischen Reitern Luxemburg, Thionville und Metz durch Ueberfall zu nehmen. Dies würde wahrscheinlich auch einem weniger pedantischen Truppenführer als York nicht gelungen sein, deshalb war es ein Fehler, durch die unter allen Umständen notwendigen Rekognoszierungen Zeitverlust herbeizuführen und den Zusammenhang der ohnehin nur mehr 30 000 Mann starken Armee aufzuheben.[1]) Als Blücher am 18. Januar in Nancy einrückte, befand sich York auf dem Marsche nach Thionville; ersterer fand es nicht geraten, sich mit seinen geringen Mitteln einem Angriffe auszusetzen, den er von Marmont, der an der Mosel stand, erwarten konnte, und setzte sich, ohne die Annäherung Yorks abzuwarten, in der Richtung von Troyes in Bewegung. Dort mußte er mit der Hauptarmee zusammentreffen und hoffte, durch sein Erscheinen das Oberkommando zu dem schleunigen Vormarsche gegen Paris bestimmen zu können. Die Fühlung mit der Hauptarmee hatte er schon am 15. gewonnen.

Napoleon wurde von diesen Ereignissen in höchst unangenehmer Weise überrascht. Er hatte den Verbündeten noch viel weniger Unternehmungslust und richtige Erkenntnis der Sachlage zugetraut, als sie wirklich an den Tag legten, und sich der Erwartung hingegeben, sie würden vor Mitte Februar keine Fortschritte auf französischem Boden machen. Er hatte seinen Marschällen am 13. Januar durch Berthier auseinandersetzen lassen, daß der Feind höchstens 160 000 Mann im freien Felde in Bewegung setzen könne, daß 20 000 vor Besançon, ebensoviele in der Schweiz und vor Hüningen zurückgelassen werden müßten, Blücher habe nicht mehr als 30 000 Mann bei sich und werde diese zur Einschließung von Luxemburg, Thionville, Marsal und Metz verbrauchen. Bis Mitte Februar aber werde er eine Streitmacht beisammen haben, mit der

---

[1]) Weil (La campagne de 1814, T. I. Paris 1891) entwickelt die möglichen Folgen der Trennung der Armee Blüchers sehr zutreffend: „Cette division de l'armée de Silésie en deux grands tronçons eût pu coûter cher au feld-maréchal, si les maréchaux français, moins démoralisés, avaient combiné leurs opérations et si réunissant leurs forces se conformant aux grands principes tant de fois et si victorieusement appliqués par l'Empereur, ils n'avaient pas hésité à se jeter successivement contre chacune des colonnes isolées de l'armée de Silésie et à tirer parti des avantages que ne pouvait manquer de leur assurer leur supériorité numérique momentanée."

es ihm ein Leichtes werden würde, den Feind über den Rhein zurückzuwerfen. Er behauptete dies, obwohl er bereits die Ueberzeugung gewonnen haben konnte, daß das französische Volk nicht von jener Begeisterung für die Fortsetzung des Kampfes erfüllt war, die allein eine so große Gefahr, wie sie dem Lande drohte, zu überwinden im stande gewesen wäre. Seine despotische Regierung hatte jedoch niemals etwas für die Belebung einer solchen Begeisterung gethan, das Volk war daran gewöhnt worden, daß es nichts zu thun brauche, als den Befehlen des Kaisers zu gehorchen, der allein für das Wohl Frankreichs denke und handle und wohl auch allein dazu befähigt sei. Wenn es nur seine Blut- und Geldsteuer pünktlich und ohne Murren entrichte, dann bleibe ihm nichts Weiteres übrig, als den Glanz des kaiserlichen Hofes und die Großthaten der Armee zu bewundern und der Bewunderung und dem Dankgefühle dafür Ausdruck zu geben, daß sein Kaiser sich die Mühe nehme, Frankreich so vortrefflich zu regieren und ihm die Welt zu Füßen zu legen. Als sich nun auf einmal herausstellte, daß die Welt sich nicht mehr dem Willen des Kaisers von Frankreich zu unterwerfen gedenke und daß sie ohne Rücksicht auf diesen Willen sich selbst Einrichtungen geben wolle, die auf der Unabhängigkeit der Nationen beruhen sollten, da sahen die Franzosen nicht ein, warum sie dagegen mit den Waffen ankämpfen sollten. Es verfing nicht, daß die blinden Werkzeuge der kaiserlichen Regierung im Senate sich dazu gebrauchen ließen, die Verbündeten als Friedensbrecher und Verräter darzustellen und das Gold Englands als die Triebfeder ihrer schmachvollen Erhebung gegen den Kaiser zu bezeichnen, es war auch ganz vergeblich, daß Napoleon verbot, dem Senate und dem gesetzgebenden Körper die Berichte St.-Aignans aus Frankfurt mitzuteilen; die Proklamationen der Verbündeten wurden doch bekannt und niemand sah ein, warum man denselben nicht glauben solle, daß sie gesonnen seien, Frankreich glücklich, groß und mächtig zu machen.

Der „Oesterreichische Beobachter“ brachte in seiner Nummer vom 22. Januar eine Originalkorrespondenz aus Paris vom 7. Januar, in welcher diese Stimmung in überzeugender Weise geschildert wird: „Frankreich seufzt seit Jahren nach Ruhe und Frieden. Alle Unternehmungen der Regierung im Sinne des Krieges und alle Resultate, wenn sie selbst Provinzen auf Provinzen mit dem französischen Reiche vereinigten, waren stets den Wünschen der Nation entgegen. Der Feldzug im Jahre 1812 hatte seine Folgen jedoch vorläufig erst auf die Armee ausgedehnt. Der Schauplatz des Krieges blieb fern vom französischen Gebiete, und niemand zweifelte, daß das Resultat irgend eines für den Kaiser glücklichen militärischen Ereignisses im Jahre 1813 der Friede sein würde. Die Hoffnungen der Nation wurden jedoch auch diesmal getäuscht und eine traurige Ahnung bemächtigte sich aller Gemüter, als man erfuhr, daß die Negoziationen zu Prag von keinem glücklichen Erfolge gekrönt wurden. Den Zustand der französischen Armeen dachte man sich jedoch nicht so schlecht. Frankreich war seit mehr als 10 Jahren gleichsam in zwei Teile getrennt, den inneren und den äußeren. Die Armee war dem Vaterlande gewissermaßen fremd geworden; nur einzelne Briefe schilderten den Abgang, welchen dieselbe erlitt; sie selbst war und blieb ferne; die Gewohnheit, auf Siege zu rechnen, war noch nicht ganz erloschen, als die großen Ereignisse bei Leipzig Frankreich selbst eine nahe bevor-

stehende Gefahr verkündeten. Viele deutsche Berichte über das eigentlich Wahre klärten die Märchen, welche die französischen Bulletins erzählten, auf. Die bald erfolgte Rückkehr zersprengter, im schlechtesten Zustande ankommender Truppen drückten der Wahrheit das Siegel auf. Der Wunsch nach Frieden sprach sich täglich lauter aus und wurde durch die Erklärung der verbündeten Mächte vom 1. Dezember auf das höchste gesteigert. Frankreich in gehörige Grenzen und in die Schranken der Macht zurückzuführen, gilt in Frankreich längst für kein feindseliges Unternehmen mehr." Das Schreiben eines Unterpräfekten über die Organisation der Nationalgarde enthält die Erklärung, daß dieselbe für die innere Ruhe nachteilig sein könnte und keine Stärkung der Streitkräfte gegen den Feind zur Folge haben würde, „weil die Landleute gar nichts mehr für die Regierung thun wollen. Sie sagen es laut, daß, da ihnen die Regierung alles nimmt, was sie haben, es ihnen gleichgültig sei, ob der Feind komme oder nicht, weil sie in einem oder dem anderen Falle gleich ausgesogen werden."

Der Senat sprach daher die Bitte aus, der Kaiser möge sich nochmals um den Frieden bemühen, und im gesetzgebenden Körper war am 30. Dezember ein Bericht der Kommission vorgelegt worden, der die Erwartung aussprach, die Verbündeten würden Frankreich keine entehrende Bedingung auferlegen. Man solle sie nur darüber beruhigen, „daß Frankreich nach keinem zu großen Gebiete, nach keinem Uebergewicht strebe". Nur wenn es sich um Frankreichs Nationalunabhängigkeit handle, dann würde die Nation für dieselbe jedes Opfer bringen. Dann müßte sie aber auch Bürgschaften dafür erhalten, daß man ihr jene Staatseinrichtungen gewähren wolle, welche die Wohlthaten des Friedens und des Gesetzes sichern. „Der Kaiser darf nicht hoffen, den Krieg zu einem Volkskriege zu machen, außer wenn er sich feierlich verpflichtet, den Krieg nur für die Unabhängigkeit der Nation und für die Unverletzlichkeit ihres Gebietes fortzusetzen, und wenn er die vollständige und beständige Vollziehung der Gesetze aufrecht erhält, welche den Franzosen die Rechte der Freiheit, der Sicherheit des Eigentums und der Nation die freie Ausübung ihrer politischen Rechte gewährleistet." Noch viel deutlicher sprach der Deputierte Raynouard, der den Abfall der deutschen Fürsten rechtfertigte, das Selbstbestimmungsrecht der Völker gewahrt wissen wollte und die Friedensvorschläge der Verbündeten für Frankreich ehrenvoll erklärte. „Es ist nicht das Ausland, welches unserer Macht Schranken setzt, sondern die erschrockene Welt, welche das gemeinsame Recht aller Völker anruft. Die Pyrenäen, die Alpen, der Rhein umschließen ein weites Gebiet, von welchem mehrere Provinzen nicht zum Reiche der Lilien gehörten, und doch glänzte die französische Königskrone voll Ruhm und Majestät unter allen Diademen." Bei diesen Worten unterbrach der Herzog von Massa, der dem gesetzgebenden Körper als Präsident aufgedrungen worden war, den Redner mit der Bemerkung, daß sie nicht verfassungsmäßig seien. Raynouard schleuderte ihm jedoch die Entgegnung zu: „Hier ist nichts verfassungswidrig als Ihre Anwesenheit!" und fuhr fort, gegen das Protektorat des Rheinbundes zu protestieren, weil es die Bundesmitglieder verwerfen, den Verzicht auf Holland und die Aufhebung der Konskription zu verlangen, die eine unerträgliche Geißel geworden sei: „Seit zwei Jahren," rief er, „mäht man unsere Jugend dreimal jährlich wie das Getreide. Ein grau-

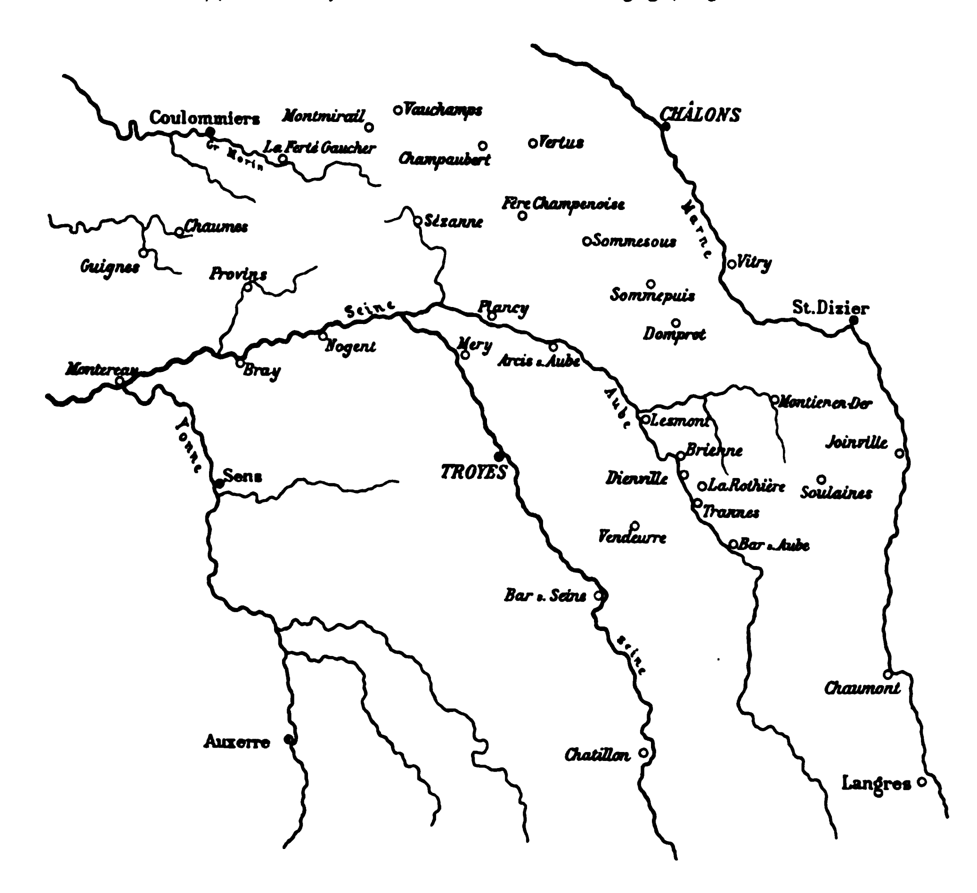
samer und zweckloser Krieg verschlingt in abgemessenen Zeiträumen unsere, der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Künsten entrissene Jugend. Es ist Zeit, daß die Völker wieder frei aufatmen, es ist Zeit, daß die Mächte aufhören, gegeneinander zu kämpfen und sich in ihr Innerstes aufzureiben, Zeit endlich, daß sich die Throne befestigen und daß der Vorwurf gegen Frankreich schweige, als wolle es in der ganzen Welt verheerende Brandfackeln umhertragen."

Napoleon antwortete auf diese Rede und auf die derselben entsprechende Abstimmung mit der Vertagung des gesetzgebenden Körpers und hielt den Mitgliedern desselben, die vor ihn befohlen worden waren, eine jener frechen Ansprachen, mit denen er zu verblüffen liebte. Die Leidenschaft verleitete ihn sogar zu höchst unklugen Aeußerungen, in denen er zugestand, was doch niemand glauben sollte: daß Frankreich sich von seinem Beherrscher lossage und ihn anklage. Die Stimmung in den Kreisen der Deputierten, die der Kaiser jetzt selbst in ihre Departements verwies, konnte unmöglich zur Begeisterung führen und das Volk zu freiwilliger Aufopferung ermutigen. Die Aushebung der Nationalgarde, welche bis zum Jahrgang 1803 zurückgriff, ging nur sehr mühsam von statten. „Den Berichten der Präfekten zufolge, drückte sich davon, wer es irgend vermochte. Man verweigerte zwar nicht gerade den Gehorsam, aber man fand hundert Wendungen, sich der Order zu entziehen; man stellte sich, um sofort wieder zu verschwinden".[1] „Der Kaiser mußte Kommissäre mit unbeschränkter Vollmacht, ja mit dem Recht über Leben und Tod in die Departements senden, um die Verdächtigen durch Militärkommissionen unschädlich zu machen, die Aushebung der geforderten 580000 Mann zu betreiben und Fluß in das Aufgebot der cohorts urbaines in den Ostprovinzen zu bringen." Die Resultate der Aushebung waren bis zu dem Augenblicke, in dem Frankreich mit den in das Land eingedrungenen Feinden den Kampf aufnehmen mußte, wenn es seinen Kaiser nicht zum Frieden zu zwingen vermochte, ungemein kläglich. An Linientruppen waren gegen Ende Januar verfügbar: die Garde, 4 Armeecorps und 4 Reitercorps, nämlich 2 Gardedivisionen unter Ney 7615 Mann, 1 Division Gardeinfanterie und 1 Reiterdivision unter Oudinot 6890 Mann, 3 Divisionen Gardeinfanterie und 1 Reiterdivision unter Mortier 20556 Mann, das 2. Corps Victor 9874 Mann, das 5. Corps Sebastiani 1444 Mann, das 6. Corps Marmont 9045 Mann, das 11. Corps Macdonald 3204 Mann, die Reitercorps Doumerc 3006, Excelmans 2412, Arrighi 2038, Milhaud 4873 Reiter, das Corps in den Niederlanden unter General Maison 14000 Mann, das Corps der Rhone unter Augereau, mit dem sich die aus Catalonien kommenden Truppen Suchets vereinigen sollten, in nicht festzustellender Stärke, also etwa 90000 Mann Infanterie, 16000 Reiter. Davon standen 51000 Mann bei Chalons sur Marne und Vitry (Victor, Marmont, Ney, Oudinot, Doumerc, Milhaud), 20500 bei Troyes (Mortier), 9000 rückten unter Macdonald von Mézières nach Chalons sur Marne (Sebastiani, Macdonald, Excelmans, Arrighi), 2500 Mann unter General Aix nach Auxerre. Aus den Kohorten der Nationalgarde sollten 121 Bataillone „mobiler Nationalgarde" gebildet werden, von denen 30000 Mann dem Corps

---

[1] Jähns, Das französische Heer, S. 224.

der Rhone zugeteilt waren; sie waren aber zum größten Teile erst in der Bildung begriffen, kamen nur langsam zu stande und schwankten fortwährend in ihrer Stärke, da den Desertionen nicht zu steuern war. Von einer Nationalerhebung, wie sie in Preußen stattgefunden hatte, ist auch nicht annähernd die Rede. — In Deutschland waren Küstrin, Glogau, Magdeburg, Hamburg, Erfurt, Würzburg, Wesel und Mainz noch im französischen Besitze, Dresden, Danzig, Torgau, Stettin und Wittenberg hatten kapituliert; in den beiden erstgenannten Plätzen waren die Kommandanten Gouvion St.-Cyr, Mouton, Graf von der Lobau und Rapp mit mehr als 58000 Mann kriegsgefangen worden.



Ein schwerer Schlag für Napoleon war der Abfall seines undankbaren Schwagers Murat, der in dem Wahne, sich den Thron von Neapel erhalten zu können, von Leipzig aus in sein Königreich zurückgekehrt war, mit Oesterreich Frieden geschlossen hatte und in die Koalition gegen Frankreich eingetreten war. Oesterreich hatte ihm dafür versprochen, sich dafür verwenden zu wollen, daß die Bourbons, die mit Hülfe Englands Sizilien behauptet hatten, zu seinen Gunsten auf Neapel verzichten sollten. Eine Zustimmung der übrigen verbündeten Mächte, namentlich Englands, war zu diesen Abmachungen nicht erfolgt. Zar Alexander war auch an Eugen Beauharnais mit einem ähnlichen Antrage herangetreten, der Vizekönig hatte ihn jedoch in einem, wegen seiner großartigen Sprache

berühmt gewordenen Briefe abgelehnt. Er hielt jedoch die Hoffnung, ganz Italien in seiner Hand vereinigen zu können, aufrecht und ging auf den Befehl Napoleons, das Land vorläufig seinem Schicksale zu überlassen und mit seinen Truppen über die Alpen nach Frankreich zu ziehen, nicht ein. Mit Spanien meinte Napoleon sich dadurch abfinden zu können, daß er den von ihm so lange in Verwahrung gehaltenen ehemaligen König Ferdinand VII. anerkannte, in der Voraussicht, daß dieser, gestützt auf die konservative Partei und die Geistlichkeit, den Kampf gegen die Engländer aufnehmen werde. Wellington durchkreuzte jedoch diesen Plan, indem er der liberalen Regentschaft in Spanien weitgehende Zugeständnisse machte und sie dadurch in dem Bündnisse mit England bestärkte. Die Cortes faßten den Beschluß, Ferdinand nur dann als König anzuerkennen, wenn er die neue demokratische Verfassung beschwören würde. Dadurch wurde die Entscheidung über die Regierung in Spanien hinausgeschoben und Wellingtons thatsächliche Herrschaft daselbst nicht in Frage gestellt.

Auf Oesterreich setzte Napoleon noch immer Hoffnungen. Er rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß es ihm gelingen werde, das Einverständnis unter den gegen ihn verbündeten Großmächten zu stören und seinem Schwiegervater begreiflich zu machen, daß sein Interesse ihn von Rußland entfernen und zu einer Annäherung an Frankreich bestimmen müßte. Ob der Brief des Kaisers Franz, den St.-Aignan nach Paris gebracht hatte, ihm zu dieser Hoffnung besonderen Grund gab, entzieht sich, da wir den Wortlaut dieses Briefes nicht kennen, unserer Beurteilung; aber es ist kaum anzunehmen, da Napoleon selbst gesteht, daß er ungefähr in demselben Sinne gehalten sei, wie der des Fürsten Metternich. Doch glaubte der Kaiser, daß das österreichische Kabinett wenig Sympathie für die Bourbonen, also auch keine Veranlassung habe, seine Regierung in Frankreich zu stürzen. Er ließ Metternich durch Caulaincourt darauf aufmerksam machen, daß jeder Versuch einer Restauration des alten Regimes nur jene Partei stärken und an die Spitze der Nation bringen würde, die bis jetzt durch das neue Kaisertum niedergehalten worden sei, nämlich die Revolution und die Jakobiner. Mit dieser Andeutung brachte er wohl eine sehr empfindliche Saite auf der diplomatischen Leier Metternichs zur Mitschwingung, mit Klugheit und Mäßigung hätte er die Wirkung des Tones, den er angeschlagen, für sich günstig gestalten können, er überschätzte aber die Furcht vor der Wiederkehr der Revolutionskriege im Hauptquartier der Verbündeten und unterschätzte den Einfluß der bourbonisch gesinnten Parteien, die fast an allen Höfen Europas eine emsige Agitationsarbeit begannen.

Die Situation beim Wiederausbruche des Krieges wird sehr treffend in einem Berichte von Gentz an den Fürsten Caradja vom 5. Februar [1]) geschildert: „Vor allem ist es gewiß, daß die direkten Wünsche der französischen Nation nicht auf einen gänzlichen Umsturz abzielen. Die Regierung ist allerdings durchaus nicht beliebt und das Benehmen des Kaisers war so beschaffen, daß er niemanden eine aufrichtige Anhänglichkeit, ja nicht einmal ein besonderes Interesse einflößen konnte. Allein die Bourbonen begegnen vollständiger Gleichgültigkeit,

[1]) Oesterreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen.

und die Aussicht auf eine neue Revolution setzt alle Franzosen in Schrecken. Ihr einziger Wunsch ist Frieden. Wenn Napoleon ihn schließt, werden sie zufrieden sein. Richtet ihn der Krieg zu Grunde, so werden sie sich unter den Fahnen dessen sammeln, der ihre Leiden am raschesten zu beendigen verspricht; sie werden sich einer Regentschaft fügen, wenn sie aus Männern besteht, die stark genug sind, die Dynastie und die Trümmer der Errungenschaften Napoleons zu erhalten; sie werden sich die Bourbonen gefallen lassen, wenn man sie ihnen anbietet, und zwar ohne Widerwillen, aber auch ohne Beeiferung. Was die Gesinnungen der verbündeten Mächte betrifft, so ist vor allem zu bemerken, daß die vorliegende Frage bei ihnen noch niemals förmlich erörtert wurde. Zudem ist ihr für den Augenblick ein Riegel vorgeschoben; denn indem sich die Kabinette in Unterhandlungen mit Napoleon einließen, haben sie ihn sozusagen neuerdings anerkannt und würden sich selbst widersprechen, wenn sie ihm den Frieden anböten und gleichzeitig auf seine Vernichtung sinnen wollten. Man muß jedoch zwischen den diplomatischen Schritten und den geheimen Absichten der Mächte unterscheiden, und in letzterer Beziehung könnte wohl eine ziemlich bedeutende Meinungsverschiedenheit stattfinden. Soweit ich die Denkweise derer kennen lernen konnte, welche an der Spitze der Geschäfte stehen, glaube ich, daß Rußland und Preußen gar nicht abgeneigt wären, nicht nur die Gewalt, sondern auch den Thron und die Dynastie Napoleons gänzlich zu stürzen. Oesterreich hingegen ist mit diesem System nicht einverstanden; wenn es jedoch einen gänzlichen Umsturz fürchtet, so wird es dabei unendlich weniger (ich bürge für das, was ich hier sage) durch die Familienverbindung bestimmt, die es mit Napoleon eingegangen, als durch die Weisheit und Mäßigung seiner Grundsätze im allgemeinen . . ." Das Oesterreich des Herrn v. Gentz ist personifiziert in seinem Herrn und Meister Metternich, der nicht so sehr die Bourbonen als den Geist des Widerstandes fürchtete, den ihre Rückkehr in Frankreich beleben würde. Dennoch schrieb er an Gentz: „Sie werden die bourbonische Stimmung in ganz Europa gleich finden." Sein Preßleiter, der in allen aristokratischen Salons von Wien zu Hause war, erwiderte darauf: „Ich würde mich heute gegen die Wiederherstellung der Bourbonen schon aus dem einen Grunde sträuben, weil alle schlechten Köpfe und alle Narren sie wünschen."

Die Absicht, mit Napoleon so schnell als möglich Frieden zu machen, trat in den Beratungen der Diplomaten und der militärischen Wortführer des großen Hauptquartiers unverkennbar hervor, die in Langres nach dessen Besetzung sofort eingeleitet wurden.[1]) Man konnte sich zwar nicht verhehlen, daß man bis dahin viel weniger Widerstand gefunden hatte, als vorausgesetzt worden war, hatte doch der Umstand, daß man sich des so hoch bewerteten Plateaus, des angeblichen strategischen Schlüssels von Frankreich, fast ohne Schwertstreich bemächtigen konnte, geradezu verblüffend gewirkt; aber dies genügte nicht, um die Besorgnisse vor Umgehungen und Ueberflügelungen zu zerstreuen. Für die energische

---

[1]) Dies ist auch die Auffassung Gustav Roloffs, der in seiner kleinen Schrift: „Politik und Kriegführung während des Feldzuges von 1814" (Berlin 1891) eine sehr geschickte Zusammenstellung der neuesten Forschungsergebnisse für diesen Zeitraum geboten hat.

Fortsetzung des Vormarsches gegen Paris traten nur Gneisenau und Müffling, also die Generalstabsoffiziere der Armee Blüchers, ein. Ersterer wandte sich in einer Reihe von Briefen an Knesebeck, Radetzky und den Zaren Alexander, um die Vorteile einer energischen Kriegführung geltend zu machen, es gelang ihm aber nur bei dem letzteren, den erwünschten Eindruck hervorzurufen. Knesebeck hielt den Zug nach Paris nach wie vor „für ein waghalsiges Abenteuer, bei dem man alles aufs Spiel setze, ohne Aussicht, irgend etwas zu gewinnen. Man müsse an den Punkten, zu welchen die Armeen nun gelangt seien, stehen bleiben, um zu erfahren, wo die französischen Armeen sich befänden, und deshalb mindestens vierzehn Tage durch Unterhandlungen zu gewinnen suchen." Gneisenau schrieb ihm darauf, man werde die französische Armee ohne Zweifel finden, wenn man nach Paris marschiere, denn Napoleon könne Paris nicht seinem Schicksale überlassen und im freien Felde manövrieren. „Vierzehn Tage sind ein langer Zeitraum, den man Napoleon zu schenken keinen Anlaß hat. Wollte ich in Gemeinplätzen argumentieren, so würde ich sagen: Strategie ist die Berechnung des Raumes und der Zeit, und zwar nicht nur der Zeit, in der man jenen, den Raum zurücklegen kann, sondern auch derjenigen, welcher der Feind bedarf, um Rüstungen zu stande zu bringen, gewisse politische Zwecke zu erreichen, Wirkungen auf Volk, Armee, Kabinette hervorzubringen. Man weiß ja wie die Diplomaten sind, mit welchem Heißhunger diese Klasse von Menschen nach Negociationen greift, und, einmal darin begriffen, wie schwer sie sich wieder davon trennt. Will man einen vierzehntägigen Waffenstillstand, so muß er uns abgekauft werden und zwar wenigstens durch die Festungen Straßburg, Metz, Luxemburg und Mainz, wobei jedoch die Besatzungen dieser Festungen paralysiert werden müssen, denn sonst vermehrt sich die französische Armee um die Stärke derselben, während die unserige sich vermindert." Müffling, in politischer Hinsicht ein Gesinnungsgenosse Knesebecks, verwahrte sich dagegen, daß man seine Ansicht für „exaltiert" erkläre, durch welchen Ausdruck man die Führer der schlesischen Armee von jeher beim Könige zu diskreditieren beliebte. Er weist mit größtem Nachdrucke auf die schlechte Stimmung der französischen Truppen, auf die Unlust der Franzosen zu weiteren Opfern hin. „Ich greife viel lieber die ganze feindliche Macht bei Chalons an, als wir bei Leipzig angriffen. Unsere Leute sind zehnmal besser und die Franzosen zehnmal schlechter." Knesebeck aber verdammte die „Ruhmsucht" der preußischen Generale, durch welche der ernste Zweck des Krieges vereitelt werden könne. Ueber Troyes hinaus gebe es kein Ziel und keine Grenze für die Operationen, zwischen den nach Paris vorgehenden Kolonnen könne keine Verbindung hergestellt werden, Napoleon aber könne sie, wann er wolle, durch Flankenangriffe in die größte Gefahr bringen. Diese Anschauungen stimmten vollkommen zu den großartigen Doktrinen Langenaus, der den strategischen Aufmarsch der Verbündeten in Frankreich als ein Wunder der Kriegskunst pries und nicht begreifen konnte, was man noch weiter erstreben solle. Die große Armee befinde sich in der günstigsten Lage, ihre Flügel und ihre Mitte seien sicher gestellt, sie bedrohe das Flachland von Frankreich, welches offen vor ihr liege, und könne sich nach jeder Richtung bewegen. Die alte Lehre von den strategischen Punkten ist

wieder in Kraft getreten, die Verbündeten sind im Besitze derselben, sie brauchen sie nur zu behaupten, um zum Siege zu gelangen. Die Armee dürfe sich nicht weiterbewegen, um ihre Basis, ihre Stützpunkte nicht zu verlieren. „Die Lage der verbündeten Armeen vor Paris würde das Gegenstück zu derjenigen sein, in der sich das französische Heer bei Leipzig befand.“

Fürst Schwarzenberg, von dem sein Biograph behauptet, daß er schon in Frankfurt entschlossen gewesen sei, von Langres nach Paris zu gehen,[1] fand nun, nachdem sich herausgestellt hatte, daß Napoleon gegen den Willen der Nation den Kampf fortsetze, man solle in Langres Frieden machen. In einer wahren Todesangst schreibt er am 26. Januar an seine Frau: „Das ist der Moment der wichtigsten Entscheidung, der Himmel schütze uns in dieser Krisis (?!) ... Wenn es nur möglich wäre, ein Ende zu machen.... Solange unser Kampf gerecht ist, wird uns der Himmel seinen Schutz nicht versagen; allein meine Rolle wird immer schwieriger, das Schwert hängt unaufhörlich über meinem Haupte.“ Er, der große Denker, fand die Köpfe der anderen „zu klein für ein so großes Ereignis“. Mit sittlicher Entrüstung spricht er sich über den Zaren aus: „Nicht Gründe, sondern Lüsternheit leiten Alexanders Schritte. Der Glanz, die Welt mit ihrem Vorurteil, das gilt. Verstand gleitet hier ab.“ Gneisenau treibe mit einer wahrhaft kindischen Wut nach Paris und trete alle Regeln der Kriegskunst mit Füßen. Die Folge davon sei die Trennung seiner Armee von der Blüchers. „Traurig wäre es für uns,“ so schließt er, „wenn wir einen so glorreichen Krieg mit einer unglücklichen Schlacht enden sollten; indessen würde der Friede dadurch beschleunigt werden.“[2]) Dieser scheint dem Oberbefehlshaber einer Armee von 160000 Mann, die gegen 80000 Mann im Felde steht, also auch um den Preis einer Niederlage nicht zu teuer erkauft zu werden.

Zar Alexander, durch Stein im Sinne Gneisenaus beeinflußt, stellte den Denkschriften Knesebecks und Langenaus auch seinerseits eine Erklärung seiner Ansichten und Absichten entgegen, als deren Verfasser Pozzo di Borgo angenommen werden darf. Sie weist vor allem darauf hin, daß es, solange der Krieg währe, überhaupt keine andere Entscheidung gebe, als durch die Waffen und daß es sich daher um die Vernichtung der Kriegsmacht des Feindes, nicht nur um strategische Manöver handle. Die Schwäche des Gegners beruhe dermalen auf der Entmutigung des größten Teiles seiner Truppen, auf der Unerfahrenheit der neuausgehobenen Mannschaft und auf dem Mangel an Kriegszucht. Diesen nachteiligen Verhältnissen werde vom Kaiser mit jedem Tage abgeholfen werden, der ihm dazu vergönnt wird. Dies haben die Verbündeten durch ungesäumte Fortführung des Krieges zu verhindern.

---

[1]) Prokesch teilt eine Unterredung zwischen Schwarzenberg und „einem österreichischen General“ (Langenau selbst) mit, in der ersterer auf die Frage, was er denn in Langres beginnen, ob er etwa nach Paris gehen wolle? zur Antwort gegeben haben soll: „Allerdings ebenso, wie ich nach Frankreich gehen will, und wäre es bloß darum, um in Frankreich zu sein, ebenso nehme ich keinen Anstand zu sagen: ich will nach Paris. Meine Basis ist Europa vom Eismeer bis zum Hellespont. Für diese wird doch Paris das Operationsobjekt sein dürfen?“

[2]) Thielen bewundert in seinen „Erinnerungen“ auch diese Aeußerungen einer seltenen Schwäche und Kurzsichtigkeit pflichtschuldig und „diensthöflich“.

Die Verbündeten waren jedoch mit politischen Fragen beschäftigt, durch welche das militärische Interesse vorläufig in den Hintergrund gedrängt wurde. Seit der Ankunft des leitenden englischen Ministers im Hauptquartier war die Frage der Absetzung Napoleons und die Schaffung einer neuen Regierung in Frankreich aufgerollt.[1]) Der eigensinnige Widerstand des geschlagenen Imperators gegen einen vernünftigen Frieden hatte den Boden für die Bemühungen der Prätendenten und ihrer Protektoren geebnet. England trat für die Bourbonen, Zar Alexander für Bernadotte ein, dem er schon im August 1812 in Abo in dieser Richtung Versprechungen gemacht haben soll. Metternich neigte, wenn Napoleon, wie er vorausgesetzt hatte, nicht zu retten war, den Bourbonen zu, denn er war unbedingt gegen Bernadotte, der auf Grund einer Volksabstimmung auf den französischen Thron erhoben werden sollte. Er wies jedes Experiment mit dem Prinzip der Volkssouveränität zurück und ließ sich von seinem Kaiser ermächtigen, gegen diesen Plan „bis zur Androhung des augenblicklichen Abzuges seiner Armee vorzugehen". Die Entscheidung des Kaisers Franz über einen ausführlichen Vortrag seines Kanzlers lautete trotzdem sehr volksfreundlich: „Ich erkläre mich bereit, mit dem Souverän, der sich auf dem Thron von Frankreich befindet, Frieden zu schließen auf den Grundlagen, die in meinen Verträgen mit Rußland, England und Preußen vereinbart sind. Ueber die Ausdehnung, die den Grenzen des Rheins und der Alpen zu geben sind, wünsche ich ein Abkommen im vollen Einklange mit meinen Verbündeten. Ich achte zu sehr das Recht jedes unabhängigen Volkes, um mich in rein nationale Angelegenheiten einzumischen, und als solche betrachte ich die Person des Souveräns und die Formen der inneren Verfassung. Demgemäß werde ich niemals die Hand bieten, um Absetzung und Einsetzung eines Souveräns auszusprechen. Ich beauftrage Sie, unverzüglich diese Fragen mit den zu Langres vereinigten Kabinetten aufzuklären und dabei beständig von dem Gesichtspunkt auszugehen, daß ich nicht gewillt bin, hinreichende und sichere Vorteile aufzuopfern für Anstrengungen, die in ihren Ergebnissen zweifelhaft sind." Castlereagh erkannte aus der Aufforderung, neue Bedingungen für einen Friedensschluß mit Napoleon zu beraten, daß Oesterreich dermalen viel dringender eine nochmalige Erklärung Napoleons herbeizuführen wünsche, als einen neuen, großen, militärischen Erfolg. Alexander war der entgegengesetzten Ansicht, er verlangte den Vormarsch der Armeen zur Niederwerfung des Gegners, der sich nochmals erkühne, sich mit den Verbündeten zu messen. Er war entschlossen, den Krieg allein zu beenden, wenn Oesterreich zurücktreten wolle, und legte dem Könige von Preußen die Frage vor, ob er, getreu dem Kalischer Vertrage, an seiner Seite aushalten wolle?

So standen die Dinge, als das Waffenspiel wieder ernst zu werden begann.

Am 25. Januar reiste Napoleon um 3 Uhr morgens von Paris ab, nachdem er zwei Tage vorher die Kaiserin mit der Regentschaft des Reiches betraut und seinen Bruder Joseph mit seiner Stellvertretung in militärischen

[1]) Oncken, Lord Castlereagh und die Ministerkonferenz zu Langres am 29. Januar 1814. (Histor. Taschenbuch, VI. F. 4. 1885.)

Angelegenheiten betraut hatte. Der Abschied von Marie Luise war nicht ohne die Bekenntnis wahrer und aufrichtiger Gefühle erfolgt; das Schicksal hat ihn, ohne daß man es ahnen konnte, zu einem letzten Abschied gestaltet, denn Napoleon hat Weib und Kind nie mehr wiedergesehen. Die Armee, in deren Mitte er sich begab, befand sich in einer höchst bedenklichen Verfassung. In den acht Wochen, während welcher sie vom Feinde unbehelligt geblieben war, hatte ihre Reorganisation nicht jene Fortschritte gemacht, die sie hätte machen können. Es hat nicht nur an dem Opfermute der Bevölkerung, es hat noch mehr an dem guten Willen der Kommandanten gefehlt,[1]) die sich von der Fortsetzung des Krieges weder Lorbeeren noch Gewinn versprechen konnten und vor allem anderen von dem Wunsche beseelt waren, ihr schönes Einkommen genießen zu können und statt in Biwaks und elenden Landgasthäusern in ihren Pariser Palästen wohnen zu dürfen. Sie haben sich wahrlich im Augenblicke des Unglücks nicht besser benommen, als die welschen und kroatischen Generale in den katholischen Heeren des dreißigjährigen Kriegs. Man hat von seiten französischer Schriftsteller wiederholt die Ansicht ausgesprochen, daß Napoleon die Vereinigung Blüchers mit Schwarzenberg hätte hindern können, wenn er früher bei der Armee erschienen und das Kommando ergriffen hätte. Das mag richtig sein, es ist aber zum mindesten wahrscheinlich, daß dann auch Gneisenau andere Entschlüsse gefaßt und sich nicht zu weit von York entfernt haben würde. Napoleon aber durfte sich nicht lange von Blücher herumziehen lassen, denn die Armee Schwarzenbergs hätte dann mit wenigen Märschen in seinem Rücken erscheinen und ihn zwischen zwei Feuer bringen können. Es war für Napoleon günstig, daß er Blücher in einem Augenblicke überraschen konnte, da er keine andere Wahl mehr hatte, als die Verbindung mit Schwarzenberg zu suchen und sich dabei von York zu entfernen.

Von Chalons sur Marne aus, wo Napoleon am 25. abends anlangte, befahl er die Vereinigung der zu seiner Verfügung stehenden Corps Victor, Ney und Marmont und der Reiterdivisionen Milhaud und Doumerc bei Vitry; mit diesen rückte er am 27. nach St. Dizier, fand aber daselbst nur eine schwache russische Abteilung unter Lanskoi, die bald geworfen war. Blücher war am vorhergehenden Tage in nächster Nähe an der französischen Armee vorüber bereits nach Brienne a. d. Aube gezogen. Napoleon beschloß, ihm zu folgen, um ihn zu vernichten, bevor er sich mit Schwarzenberg vereinigt haben konnte. Er griff am 29. Januar Nachmittag, von Osten kommend, die Blüchersche Armee, die nur aus dem Corps Sacken, einer Division von Langeron (Olsuwiew) und

---

[1]) Weil (La camp. de 1814. I. p. 342) charakterisiert das Verhalten der Generale Napoleons: „Leur zèle s'était refroidi, leur dévouement s'était affaibli depuis le moment où ils avaient constaté que l'astre du grand capitaine déclinait. Les neiges et les glaces de l'hiver de 1812 avaient éteint dans leur coeur les dernières lueurs des belles et grandes ardeurs de 1806, 1807 et 1809. Mécontents et découragés, ils déployaient une molesse inusitée dans l'exercice du commandement; ils apportaient une négligence condamnable et une mauvaise volonté presque criminelle dans l'exécution des ordres grâce auxquels l'Empereur espérait parvenir à sauve garder l'intégrité du territoire national.“

einigen kleineren russischen Abteilungen mit zusammen 30000 Mann bestand, bei Brienne an, wurde jedoch wiederholt zurückgeworfen und errang erst in später Abendstunde durch Ueberrumpelung des Schlosses von Brienne, in welchem Blücher und Gneisenau nur mit großer Gefahr der Gefangenschaft entgingen, einen größeren Erfolg. Blücher ging noch in der Nacht auf der Straße nach Bar sur Aube zurück und nahm bei Trannes eine sehr vorteilhafte Stellung ein.

Im großen Hauptquartier, wo man eben den Vormarsch nach Troyes einzuleiten begonnen hatte, geriet man über diese Vorfälle in große Bestürzung und beschuldigte Blücher, daß er durch sein übereifriges Vorgehen dem Feinde, den man ja doch durch bloße Marschmanöver und die Besetzung strategischer Punkte mürbe zu machen gehofft hatte, den Weg zu den Kommunikationslinien der großen Armee freigegeben habe, wodurch diese nunmehr in der rechten Flanke und im Rücken aufs äußerste bedroht wäre. In der That verhielt sich die Sache ganz anders. Napoleon war seinerseits in Gefahr, wenn er sich bei Brienne durch Blücher festhalten ließ, von überlegenen Streitkräften umstellt und in eine Katastrophe verwickelt zu werden. Die Anschauung, daß Napoleon 120000 Feinde nach Paris ziehen lassen werde, um mittlerweile einige vereinzelte Reserven anzufallen und sich an der Grenze seines Reiches mit kleinen Erfolgen über die zurückstehenden Corps zu entschädigen, war militärisch und politisch gleich haltlos, aber sie war trotzdem im großen Hauptquartier vorhanden. Statt mit allen Kräften, die man heranziehen konnte, gegen Napoleon zu marschieren und ihn zu einer Hauptschlacht zu zwingen, beschäftigte man sich nur mit Sicherungen gegen Gefahren, die nicht bestanden. „Die Hoffnung, ohne Wagnis zum Ziel zu gelangen, lähmte 1814 die Kraft, wie 1813 die Not sie gesteigert hatte." (Delbrück.)

Die Weiterentwickelung des Trachenberger Systems bei den Operationen in Frankreich war kein besonders geistreicher Gedanke, wahrscheinlich nichts anderes, als eine theoretische Aushülfe für den mangelnden Willen zu praktischer Verwendung der vorhandenen Kräfte. Während des 30. und 31. Januar, die Napoleon beobachtend bei Brienne zubrachte, hätte Schwarzenberg Gelegenheit gehabt, den größten Teil seiner Armee zu einer Hauptschlacht zu vereinen. Er stellte jedoch nur zwei schwache Corps, Gyulai und den Kronprinzen von Württemberg Blücher zur Verfügung, behielt das II. Corps (Alois Liechtenstein), die Garden und das starke Corps des Prinzen von Homburg, zusammen 65000 Mann in Reserve, ließ Wrede eine Defensivstellung bei Joinville einnehmen und das Corps Colloredo in die Richtung von Vendoeuvres zwischen Troyes und Bar sur Aube rücken, wo es keine andere Bestimmung hatte, als Mortier, der bei Troyes stand, an dem Abmarsche nach Brienne, den man mit Recht erwarten konnte, zu hindern. Wredes Eingreifen in die Schlacht bei La Rothière, die Blücher am 1. Februar lieferte, war nicht von Schwarzenberg vorhergesehen, sondern geschah aus dem eigenen Entschlusse des bairischen Generals. Blücher hatte 50000 Russen und Oesterreicher gegen 40000 Franzosen zur Verfügung, 30000 Mann waren noch zum Kampfe bereitgestellt, griffen aber nur zum kleinsten Teile in denselben ein, weitere 30000 Mann hätten noch auf das Schlachtfeld geführt werden können, die demselben vollkommen fern geblieben

sind. Man hat die auffallende Thatsache, daß Schwarzenberg den Oberbefehl Blücher überließ, obwohl dieser kaum die Hälfte seiner Armee und fast gar keine Preußen zur Stelle hatte, in verschiedener Weise zu erklären gesucht. Es ist aber ebenso unwahrscheinlich, daß der Zar seinen Wunsch in diesem Sinne ausgesprochen habe, als daß Schwarzenberg seinem greisen Kriegskameraden aus Großmut den Oberbefehl abgetreten habe, damit er die Schlappe vom 29. wieder gutmachen könne; dagegen läßt sich wohl annehmen, daß Schwarzenberg dem bevorstehenden Kampfe keine allzugroße Bedeutung beilegen wollte und daß er bestimmt darauf rechnete, er werde mit den Mitteln, die er dafür zur Verfügung stellte, zu keiner völligen Entscheidung führen. Auch mag er wohl nicht völlig davon überzeugt gewesen sein, daß Blüchers Rückstoß auf die Hauptmacht Napoleons treffen werde, sondern in allem Ernste einen Flankenangriff oder die gefürchtete Wirkung auf die Kommunikationen seiner Armee erwartet haben. Es wird auch behauptet, Blücher habe die Stellung bei Trannes nicht halten, sondern sich bis Bar sur Aube zurückziehen wollen, nur dem ermunternden Zureden des Kronprinzen von Württemberg und Gyulais (!) habe er nach einigem Zögern nachgegeben; diese Behauptung hat jedoch wenig Glaubwürdigkeit. Sehr bemerkenswert ist es dagegen, daß die Anordnungen Schwarzenbergs für die Bewegungen seiner Armee nach dem 1. Februar, an dem Blücher gegen Brienne vorzugehen hatte, die Trennung beider Armeen bereits in Aussicht nehmen; Blücher sollte nach Vitry marschieren, die Heersäulen Schwarzenbergs wurden dazu bestimmt, die bereits früher beschlossene Bewegung nach Troyes wieder aufzunehmen.

Der Sieg über Napoleon, dessen Zentrum bei La Rothière stand, wurde ohne besondere Schwierigkeiten erfochten. Nur Gyulai, der am linken Flügel an der Aube stand, hatte bei dem Angriffe auf Dienville einen schweren Stand, die Erstürmung von La Rothière kostete Sacken bedeutende Opfer an Infanterie; am rechten Flügel aber, wo der Kronprinz von Württemberg, unterstützt von Wrede, einsetzte, war die Uebermacht der Verbündeten so bedeutend, daß Marmont nach Verlust seines Stützpunktes La Gibrie einen schleunigen Rückzug nach Brienne antreten mußte. Es wurde bis spät in die Nacht hinein, bei Dienville bis Mitternacht, gekämpft, von den Verbündeten aber nicht mit Aufwendung ihrer ganzen Stärke und nicht mit dem Nachdrucke, der die Vernichtung des Gegners zur Folge haben konnte. Napoleon war glücklich, daß man ihn in Brienne nicht weiter belästigte, wodurch er Zeit gewann, seine in Unordnung geratenen Truppen in den Morgenstunden des 2. Februar wieder einigermaßen zu sammeln und teils bei Lesmont über die Aube, teils über die Voire nach Arcis sur Aube zurückzuführen. Er hatte an Toten, Verwundeten und Gefangenen 6000 Mann und 70 Geschütze verloren; von den Verbündeten waren 4600 Mann, darunter 3000 Russen, geblieben. Den Tag über war mehrfach Schneefall eingetreten, der einen genauen Einblick in die französische Stellung und ihre Schwäche verhinderte. Am 2. Februar wurde die Verfolgung erst spät eingeleitet, weil der Zar und der König von Preußen, die in Begleitung Schwarzenbergs bei Trannes die Schlacht beobachtet hatten, erst aus ihren Hauptquartieren erwartet werden mußten. Zwischen Wrede und Marmont kam

es an der Voire zu einem lebhaften Gefechte, aus dem sich der letztere wieder unter dem Schutze eines starken Schneegestöbers, das die Luft verdunkelte, nach dem zwei Meilen entfernten Dampierre zurückziehen konnte. Wäre Colloredo, der am 1. Februar Vendoeuvres erreicht hatte, am 2. in nördlicher Richtung vorgegangen, so wäre er in die linke Flanke der über die Aube zurückgegangenen französischen Kolonnen gestoßen; er scheint jedoch erst sehr spät die nötigen Aufklärungen erhalten und außerdem die Wege, die ihm zu Gebote standen, für schlechter gehalten zu haben, als sie wirklich waren.

Napoleon war geschlagen worden, aber er hatte sich einer vernichtenden Niederlage entziehen können, weil die Verbündeten ihre Kräfte nicht zu gebrauchen verstanden oder nicht brauchen wollten. Daß die Politik die Ausnützung der militärischen Situation einigermaßen beeinflußt hat, wird sich kaum in Abrede stellen lassen.[1]) An demselben Tage nämlich, an dem der erste Zusammenstoß zwischen den Streitkräften der Verbündeten und Napoleon auf französischem Boden stattfand, am 29. Januar, hatte eine wichtige Verhandlung zwischen den Vertretern der in der neuen Koalition vereinigten Großmächte in Langres stattgefunden.[2]) Lord Castlereagh beginnt den Bericht über dieselbe mit den Worten: „Als ich meine letzte Depesche schloß (am 28. Januar), war ich sehr besorgt wegen der Stimmung, welche die beiden leitenden Kabinette beherrschte: die Oesterreicher wollten nicht vorwärts, bevor weitere Pläne festgestellt wären; die Russen erklärten, sie seien entschlossen auf Paris zu marschieren ohne die Oesterreicher, wenn diese zögerten vorzurücken. Heute morgen hat nun die beabsichtigte Beratung stattgefunden und ich bin so glücklich melden zu können, daß nach einer langen Beratung das Ergebnis ein über Erwarten günstiges war." Die Beschlüsse gingen dahin: 1. in die von Napoleon beantragten Unterhandlungen mit Caulaincourt in Chatillon einzugehen, 2. dieselben im Namen Englands, Oesterreichs, Rußlands und Preußens zu führen, jedoch angemessene Mitteilungen darüber an die Bundesgenossen in Aussicht zu nehmen, 3. das alte französische Landgebiet für die Absteckung der Grenzen Frankreichs gegen das übrige Europa vorzuschlagen, 4. Frankreich von den Verfügungen, welche die Mächte unter sich treffen würden, nur Kenntnis zu geben, jedoch keinen Gegenstand der Unterhandlung daraus zu machen, die Unterhändler der verbündeten Großmächte mit einer gemeinsamen Instruktion zu versehen, 5. im Falle des Abbruchs der Ver-

[1]) Darüber ist sich auch der Franzose Weil, der seine Untersuchungen fast ausschließlich auf Akten des k. u. k. Kriegsarchivs in Wien stützt, vollkommen klar geworden. Er findet, daß es für den Satz von Clausewitz, der Krieg sei ein Instrument der Politik, keine bessere Rechtfertigung gebe, als den Feldzug von 1814 und insbesondere die Schlacht von La Rothière. Die Verantwortung für die mangelhafte Ausnützung des Sieges der Verbündeten habe Schwarzenberg zu tragen, der noch während der Schlacht den Oberbefehl, den er nur für einige Stunden an Blücher abgetreten, wieder an sich nahm. „On tenait assurément à relever le prestige des armes des Alliés, mais tout part à croire qu'on ne voulait pas finir, comme on l'aurait pu, la guerre d'un seul coup et qu'on redoutait même, jusqu'à un certain point, une solution définitive ... Je semble presque qu'on ait en au quartier général des Alliés une sorte de terreur superstitieuse de l'Empereur, qu'on ait craint de le pousser à bout et de l'acculer, qu'on ait tenu à laisser au César vaincu la possibilité de se retirer."

[2]) Oncken a. a. O. Hist. Taschenbuch. 6. Folge, 4. Jahrgang.

handlungen die der französischen Regierung vorgeschlagenen Bedingungen zur Kenntnis der französischen Nation zu bringen." Dieser Inhalt des Protokolls legte die Entscheidung für die nächste Zukunft nicht den militärischen Erfolgen, sondern den Friedensverhandlungen bei, die sofort zu beginnen hatten; wenn man auch, wie Castlereagh versichert, darüber einig geworden war, daß gleichzeitig mit den schwebenden Unterhandlungen eine militärische Vorwärtsbewegung ausgeführt werden solle. Besondere Eile brauchte man bei diesen nicht zu haben, denn man sah den Verhandlungen in Chatillon nicht mit den gleichen Erwartungen entgegen. England und Rußland nahmen die Möglichkeit an, daß die französische Nation eine Aenderung in ihrer Regierung werde vornehmen wollen, England rechnete dabei auf die Wiederberufung der Bourbonen, Rußland auf eine Bewegung zu Gunsten Bernadottes. Castlereagh behielt sich, wie er behauptet, das Recht vor, im Namen seines Hofes die Unterhandlungen abzubrechen, sobald Bonaparte außer stande geriete, für die Erfüllung der Verbindlichkeiten, die er übernehme, die erforderlichen Bürgschaften zu bieten. Metternich versichert in seinen Denkwürdigkeiten,[1]) daß die Ideen des englischen Ministers über den Wiederaufbau Frankreichs in einer mit den allgemeinen Interessen Europas vereinbarlichen Weise von seinen eigenen Ansichten nicht abgewichen seien, dies beweist aber nicht, daß er damals schon von seinem Monarchen die Zustimmung zur Berufung der Bourbonen erhalten habe. Kaiser Franz war zwar nicht gewillt, dem ausgesprochenen Willen der französischen Nation entgegenzutreten, er hatte aber auch nicht die Absicht, diese gegen das Interesse seines Schwiegersohnes zu beeinflussen. Die militärische Vernichtung des napoleonischen Kaiserreiches hatte ohne Zweifel einen gewaltigen Druck auf die öffentliche Meinung Frankreichs ausgeübt. Daß dieser gefährliche Bewegungen hervorzurufen geeignet sein würde, konnte nicht übersehen werden. Hält man sich dies vor Augen, so wird man sich auch die Haltung des Fürsten Schwarzenberg in den gleichzeitig mit den diplomatischen Konferenzen eingeleiteten militärischen Unternehmungen wohl erklären können.[2]) Wie sehr es dem österreichischen Heerführer darum zu thun war, aus der heiklichen und verantwortungsvollen Situation erlöst zu werden, in der er sich befand, geht wohl aus den Schlußworten seines Briefes an Metternich vom 29. Januar hervor: „Verlassen Sie mich nicht, mein Freund! Als ich mich in Frankfurt anheischig machte, die militärischen Operationen lebhaft zu betreiben, haben Sie mir versprochen, die Friedensunterhandlungen in Gang zu bringen. Ich habe mein Wort gehalten, aber wie weit sind Sie zurückgeblieben!"[3])

---

[1]) Auf die geringe Verläßlichkeit derselben hat Bailleu in der Hist. Zeitschr. 44. Band, S. 217 u. ff. aufmerksam gemacht.

[2]) Wenn Oncken bei verschiedenen Gelegenheiten mit Nachdruck betont, daß Metternich keinen Einfluß auf die Kriegsführung genommen, sondern wiederholt erklärt habe, die militärischen Maßnahmen seien unabhängig von den diplomatischen Verhandlungen getroffen worden, so setzt er im Hauptquartier der Verbündeten einen ganz undenkbaren Zustand voraus. Man frage sich nur einmal ernstlich, ob der leitende Minister des Kaisers von Oesterreich es wünschen konnte, daß der große Napoleon bei la Brienne gefangen worden wäre, wie der kleine Neffe bei Sedan?

[3]) Oesterreichs Teilnahme an den Befreiungskriegen. Anhang. Briefwechsel zwischen Schwarzenberg und Metternich. XXXIII.

Ein am 2. Februar in Brienne abgehaltener Kriegsrat hatte die neuerliche Trennung der beiden Armeen der Verbündeten beschlossen. Schwarzenberg machte die Schwierigkeit der Verpflegung so großer Truppenmassen auf einem beschränkten Raume geltend und fand bei Blücher keinen Widerspruch. Ein geschlossenes Vorgehen war bei der Verschiedenheit der politischen und militärischen Ziele, die man in den beiden Hauptquartieren verfolgte, ohnehin sehr schwierig herzustellen, auch die Frage des Kommandos konnte nicht immer in der Weise gelöst werden, wie es bei La Rothière geschehen war. Die Hauptarmee sollte demnach die Verfolgung Napoleons in der Richtung von Troyes besorgen. Blücher, sobald er die Corps York, Kleist und die Division Kapzewitsch vom Corps Langeron an sich gezogen haben würde, längs der Marne gegen Paris vorgehen. York hatte am 1. Februar die Stellung bei St. Dizier verlassen und war gegen Vitry aufgebrochen. Während er sich zur Berennung dieses festen Platzes anschickte, erhielt er die Meldung, daß ihm Macdonald, der Chalons erreicht hatte, von dort entgegenziehe. Er wandte sich nun gegen Norden und traf den Feind bei La Chaussée, wo am 2. und 3. Februar ernstlich gestritten wurde. Macdonald mußte sich nach Chalons zurückziehen, wo er am 4. abermals angegriffen wurde. Als die Preußen Granaten in die Stadt zu werfen begannen, drängte die Bürgerschaft den Marschall zum Abzuge. Er sagte ihn für den nächsten Morgen zu, wogegen York das Einstellen des Feuers veranlaßte. Marschall Macdonald, der in seinen Memoiren über den Verlauf des Gefechtes keine irgendwie beachtenswerten Aufschlüsse zu geben vermag, gefällt sich darin, gegen York den Vorwurf zu erheben, er habe trotz seiner Zusage die Stadt in Brand gesteckt. Es ist unwahr, York hatte vielmehr an diesem Abende alle Anstrengungen zu machen, um die bis zu den Vorstädten von Chalons vorgedrungenen Kolonnen seines Corps einigermaßen in Ordnung zu bringen, die zwar nicht durch die Tapferkeit des Feindes, um so mehr aber durch den Champagnerwein, den sie in den Kellereien ausfindig gemacht hatten, unbrauchbar geworden waren. Der französische Marschall verließ am 5. Chalons, versuchte die Sprengung der Brücke über die Marne, vermochte aber seine Absicht nicht vollständig zu erreichen, und sah sich daher schon am 6. wieder von den Truppen seines verhaßten Gegners, der ihm seit den Dezembertagen des unglücklichen Jahres 1812 wiederholt an den Fersen hing, verfolgt. An diesem Tage erfolgte die Vereinigung des Yorkschen Corps mit Blücher, der gleichzeitig das Corps Kleist und die Division Kapzewitsch, die bei Bar-le-Duc und Ligny angelangt waren, den Marsch nach Montmirail vorschrieb. Blücher hatte am 3. zu La Fère Champenoise ein Schreiben Schwarzenbergs erhalten, worin ihm dieser auftrug, die Vereinigung Macdonalds mit Napoleon zu verhindern. Damit war die Aufforderung gegeben, daß sich Blücher an die Marnelinie halte, indem gleichzeitig Wrede und Wittgenstein die Verbindung zwischen der Hauptarmee und der schlesischen Armee aufrecht zu erhalten bestimmt wurden. Blücher ließ demnach York hinter Macdonald die Straße über Dormans nach Chateau-Thierry nehmen, Sacken und Olsuwiew aber schlugen den näheren Weg über Montmirail nach La Ferté-sous-Jouarre zwischen Meaux und Chateau-Thierry ein, um Macdonald dort zuvorzukommen und zwischen zwei Feuer zu bringen. Da Kleist

als Reserve in derselben Richtung folgte, so war die ganze Bewegung vollkommen gesichert und mußte den Intensionen der obersten Operationsleitung entsprechen.

Die Vorbedingung für den glücklichen und gesicherten Verlauf des Feldzugs Blüchers an der Marne war eine gleichzeitige Vorwärtsbewegung Schwarzenbergs gegen die Hauptmacht Napoleons. Es war ganz selbstverständlich, daß die große Armee die Fühlung mit dem französischen Kaiser nicht mehr aufgeben dürfe, sondern ihn festhalten oder in die Richtung der Loire abdrängen müsse. Kaum aber hatte sich Schwarzenberg gegen Troyes in Bewegung gesetzt, wo Napoleon 43000 Mann versammelt hatte, als er wieder für seine Sicherheit zu fürchten begann. Wie man am Tage von La Rothière dem Gegner zumutete, er werde an der rechten Flanke der Verbündeten vorüber auf deren Kommunikationslinie marschieren, so beschäftigte man sich nun mit der Möglichkeit, daß Napoleon von Troyes aus die Seine aufwärts über Bar und Chatillon nach Langres gehen werde. Statt direkt auf den Feind loszugehen und ihn bei Troyes anzugreifen, wodurch ohne Zweifel allen Kombinationen desselben ein Ende bereitet werden konnte, verlegte sich Schwarzenberg wieder aufs Manövrieren. Er wollte sich links ziehen, die Stellung Napoleons bei Troyes, die man für unüberwindlich hielt, umgehen und ihn von Paris abschneiden. „Der Krieg ohne Blutvergießen" war und blieb die Losung des Oberfeldherrn; um eine Schlacht zu vermeiden, vernachlässigte er die sonst so hochgeschätzten Theorieen, indem er dem Feinde, statt ihm von allen Seiten an den Leib zu rücken, freien Spielraum zur Ausführung von vereinzelten Vorstößen ließ. Unglücklicherweise verfiel Schwarzenberg gerade in dem Augenblicke auf dieses neue Auskunftsmittel, einem Entscheidungskampfe mit Napoleon zu entgehen, als dieser selbst, infolge des Erscheinens Blüchers bei La Fère Champenoise seine Stellung bei Troyes zu weit vorgeschoben erkannte und sich nach Nogent sur Seine zurückzog. Endlich ward Blücher auch noch dadurch geschwächt, daß man ihm das Corps Kleist abnahm, auf das er bei den Dispositionen für den Vormarsch an der Marne hatte unbedingt rechnen können. Schwarzenberg wagte oder wollte Napoleon auch in Nogent nicht angreifen, sondern zog es vor, mit vier starken Kolonnen eine Rekognoszierung nach Sens und Fontainebleau vornehmen zu lassen. Gegen Nogent hatte er dann nur das Corps Wittgenstein zur Verfügung, das von Kleist unterstützt und geschützt werden sollte. Drei Tage blieben 80000 Mann unthätig in und um Troyes stehen, mit denen man Napoleons demoralisiertes Heer in alle Windrichtungen zersprengen konnte, in dieser Zeit konnte Napoleon 15000 altgediente Soldaten, die aus Spanien gekommen waren, und Ergänzungstruppen aus Paris an sich ziehen, durch die er wieder schlagfertiges Menschenmaterial in die Hand bekam. Der Kaiser, dessen moralische Kräfte schon sehr herabgestimmt waren, gewann neue Thatenlust, seine Armee lernte wieder Disziplin. —

Mittlerweile hatten die Konferenzen der Verbündeten mit Caulaincourt in Chatillon begonnen. Der Versuch Napoleons, Oesterreich auf Seite Frankreichs zu bringen und durch seine Vermittelung einen Waffenstillstand zu erlangen, war gescheitert. Metternich ließ ihm bekanntgeben, er könne Thron und Dynastie

nur dadurch retten, daß er die Friedensbedingungen der Mächte einfach annehme. „Im entgegengesetzten Falle werde der Kaiser Franz zwar das Schicksal seiner Tochter bedauern, aber ihm freien Lauf lassen.“ Caulaincourt, der erst durch die in Chatillon angelangten Minister von der Niederlage bei La Rothière erfuhr, drängte seinen Herren zu raschem Entschlusse: „Ein Tag, eine Stunde kann alles, was Ew. Majestät am teuersten ist, in Gefahr bringen. Dreimalhunderttausend Mann, Sire, sind gegen Sie in Bewegung, ein völliger Umsturz droht in großer Nähe. Nur um Opfer ist der Friede zu haben.“ Napoleon, der sein Unglück durch keckes Leugnen abwenden zu können meinte, antwortete seinem Minister, bei La Rothière sei gar keine Schlacht vorgefallen, nur einige Reiterangriffe hätten stattgefunden. Er solle nicht Entschlüsse verlangen, bevor er wisse, was die Verbündeten wollen. Erst als er durch Marmont von dem Eintreffen Blüchers bei La Fère-Champenoise erfuhr, wurde es dem Schlachtenlenker, der an seine Besiegbarkeit nicht glauben konnte, einigermaßen um seinen Rückzug und um seine weitere Aktionsfähigkeit bange. Er fürchtete, von Schwarzenberg in der Front angegriffen, von Blücher umgangen zu werden, und nun gab er Caulaincourt den Auftrag, den Frieden unter den angebotenen Bedingungen sofort zu schließen.

In Chatillon war jedoch damals gerade eine Krise ausgebrochen. Caulaincourt war mit der Forderung an die Gesandten der verbündeten Mächte herangetreten, zuerst ihre Absicht hinsichtlich der von Frankreich abzutretenden Gebiete bekannt zu geben, ehe die bindende Erklärung seines Souveräns erfolge. Der russische Minister Graf Nesselrode hatte dies Ausweichen Caulaincourts vor dem definitiven Friedensschluß zum Anlaß genommen, sich vor den Beratungen zurückzuziehen. Zar Alexander, den die Nachrichten über die sich immer ungünstiger gestaltende Lage Napoleons in der Absicht, diesen zu entthronen, bestärkten, billigte den Schritt seines Ministers und trug ihm auf, die Suspension der Unterhandlungen zu verlangen. Caulaincourt, damals noch nicht im Besitze der Vollmacht zum Friedensschlusse, wandte sich noch einmal vertraulich an den in Troyes bei den Monarchen sich befindenden Fürsten Metternich mit dem Ansuchen um Waffenruhe, zu deren Sicherung eine Anzahl Festungen in den von Frankreich abzutretenden Gebieten übergeben werden sollten. Metternich legte den verbündeten Mächten zugleich mit diesem Antrage eine Reihe von Fragen vor, durch welche die Situation geklärt werden sollte. Sie berührten die Verhältnisse, die durch Verweigerung des Waffenstillstandes entstehen mußten, ohne doch die Gewährung desselben zu verlangen. Vorausgesetzt, die Antwort auf die Frage Caulaincourts laute verneinend, wünschte der österreichische Minister zu erfahren, welchen Weg man dann einschlagen wolle. „Werden sich die Mächte für Ludwig XVIII. aussprechen oder werden sie fortfahren, die Initiative in dieser Frage den Franzosen zu überlassen? Welche Mittel werden die Mächte für nötig halten, um sich über die wirklichen Gesinnungen der französischen Nation betreffend einen Dynastiewechsel zu vergewissern? Welches ist die äußerste Frist, welche die Mächte ansetzen, um zu beurteilen, ob die französische Nation einen solchen Wechsel wünscht oder nicht? Angenommen den Fall, Paris spräche sich für die Bourbonen aus und Napoleon zöge sich zurück an der Spitze der

ihm treu gebliebenen Armee, werden sich dann die Mächte für die Bourbonen erklären oder mit Napoleon den Frieden unterzeichnen? Welche Maßregeln will man ergreifen, um Paris zu regieren? Wird man eine Besatzung in die Stadt legen oder nicht? Wer wird mit dem Oberbefehl betraut werden?

Die Antwort des Zaren lautete, was die Frage des Waffenstillstandes betrifft, unbedingt ablehnend und setzte für die Beendigung der Friedensverhandlungen die Einnahme von Paris voraus. Werde diese erfolgt sein, so werde das französische Volk selbst seine Meinung über seine künftige Regierung geltend zu machen haben. „Die Stimmungen der Hauptstadt werden hierin den Schritten der Mächte die Richtung angeben. Die Meinung des Zaren wäre, daß sie die Mitglieder der verschiedenen ordentlichen Staatskörper (corps constitués) beriefen, darin die durch Verdienst und Rang hervorragendsten Personen vereinigten und daß diese Versammlung dann eingeladen würde, frei und unabhängig ihre Wünsche und ihre Ansichten über das Individuum auszusprechen, das sie für das geeignetste hält, an der Spitze der Regierung zu sein. Napoleon sollte von der Wahl nicht ausgeschlossen sein, sondern anerkannt werden, wenn die Hauptstadt sich nicht gegen ihn ausspreche. Sobald Paris von den Verbündeten besetzt sei, sollte ein vom Zaren ernannter Gouverneur mit Beiziehung der bestehenden Behörden die Regierung der Stadt übernehmen." Ganz anders äußerte sich Preußen durch Hardenberg. Dieser ist bereit, den Frieden mit Napoleon zu schließen, wenn Frankreich in die alten Grenzen zurückkehrt und aufhört, durch seine Uebermacht Europa zu beunruhigen. „Ohne Zweifel wäre es schön, das angestammte Herrscherhaus der Bourbonen auf den Thron Frankreichs zu setzen, die Dauer des Friedens wäre dadurch vielleicht um so fester verbürgt. Die Wiederherstellung der Bourbonen kann ich zulassen als Gegenstand unserer Wünsche, aber soll sie auch der unserer Anstrengungen sein? . . . Der Vorteil, einen Bourbonen an Stelle Bonapartes zu setzen, ist nicht groß genug, um der Hoffnung, das zu erreichen, die sicheren Vorteile aufzuopfern, welche uns der rasche Friedensschluß auf der Grundlage, deren Annahme in Aussicht steht, darbietet." Die Einberufung einer Volksvertretung scheint ihm die Gefahr der Anarchie und der Greuel eines Bürgerkrieges zu enthalten. Auch den Marsch nach Paris hält er für gefahrvoll, solange nicht alle Reserven herangezogen und die im Rücken der verbündeten Heere verbleibenden Gebiete gesichert sind. Er hält es für schwierig, die Bevölkerung von Paris im Zaum zu halten und sie samt den Truppen mit Lebensmitteln zu versehen.

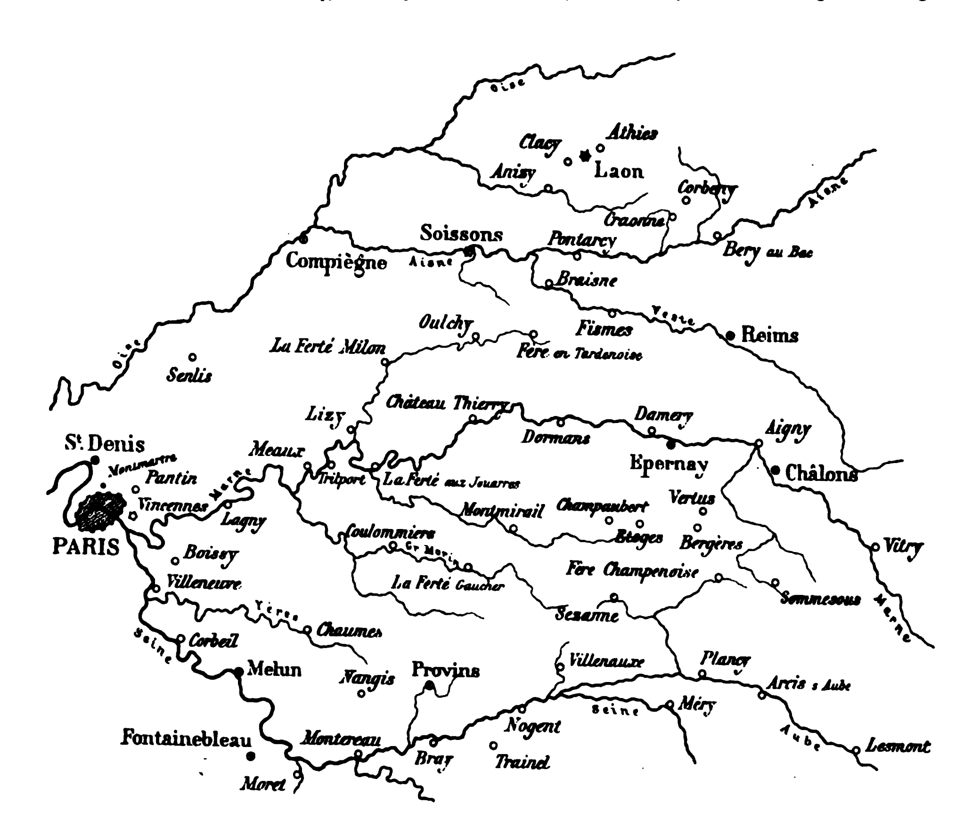
Metternich selbst äußerte sich im Sinne der preußischen Antwort, namentlich gegen die Wahl der Regierung nach dem russischen Vorschlage. Der Wille von Paris könne nicht als der Ausdruck des Nationalwillens betrachtet werden und der Zustand, in dem sich Frankreich während der Besetzung durch fremde Truppen befinde, sei nicht geeignet, den unabhängigen Willensausdruck des Volkes zu erleichtern. „In der einfachen Thatsache, daß das Ausland über die Frage der Wahl einer Dynastie einen Aufruf machte, würde der Kaiser das gefährlichste Beispiel für alle Regierungen finden." Ueber die Einsetzung eines russischen Gouverneurs behielt er sich die Aeußerung in weiteren Konferenzen vor, einigte sich jedoch sofort mit Preußen darüber, daß die Verwaltung von

Paris, wie die aller bisher eroberter Orte und Gebiete, gemeinsam von allen Verbündeten durch eine gemischte Kommission zu geschehen habe, daß man jedoch dem Zaren aus besonderer Rücksicht die Bestellung eines militärischen Gouverneurs anheimstellen wolle.

Die Verhandlungen mit dem Zaren, an denen sich auch Castlereagh eifrig beteiligte, führten mehrere Tage hindurch zu keinem Ergebnisse. Dagegen einigten sich Oesterreich, Preußen und England dahin, die Waffenstillstandsanträge Caulaincourts anzuhören, jedoch nicht auf den Abschluß eines Waffenstillstandes, sondern nur eines Präliminarvertrages einzugehen, wenn Napoleon die Festungen Mainz in sechs Tagen, Luxemburg, Antwerpen, Bergen op Zoom in zehn Tagen, Mantua, Palma nuova, Venedig und Peschiera, die Plätze an der Oder und Elbe in vierzehn Tagen den Verbündeten übergebe. Auch Besançon, Belfort und Hüningen sollten von denselben besetzt und bis zur Unterzeichnung des endlichen Friedens in Verwahrung behalten werden. Man bat den Zaren, daß er seinen Vertreter in Chatillon, Rasumowski, beauftrage, an der Fortsetzung der Besprechungen mit Caulaincourt teilzunehmen, als er dies ablehnte, drohte Oesterreich mit einem Sonderfrieden und erhielt Schwarzenberg den Auftrag, nicht über die Seine zu gehen, also den Marsch gegen Paris einzustellen. Die militärischen Operationen der Hauptarmee waren übrigens ohnehin schon ins Stocken geraten, die mit Blücher vereinbarten Bewegungen hatten nicht stattgefunden. Dies führte zu einer so wesentlichen Veränderung der militärischen Situation, daß Alexanders Forderungen sich als unhaltbar, weil vorläufig gegenstandslos erwiesen und dessen Widerstand gegen die österreichisch-preußischen Anträge aufhören mußte.

Blücher, der dem Abkommen mit Schwarzenberg zufolge, fest überzeugt sein durfte, daß Napoleon durch die Hauptarmee zur Genüge beschäftigt sein werde, trat am 8. Februar den Marsch nach Paris an. Macdonald zog sich mit 12000 Mann am rechten Ufer der Marne zurück; es schien keine besonders schwierige Aufgabe, dieses Corps noch vor Paris zu ereilen und zu vernichten. Auf der sogenannten großen Pariser Straße, die über Epernay und Chateau Thierry nach Meaux führt, folgte ihm York mit 18000 Mann; gelang es Sacken und Olsuwiew auf der südlicher führenden, den Bogen der Marne abschneidenden kleinen Pariser Straße vor Macdonald nach La Ferté aux Jouarres zu gelangen, so konnte Macdonald schon bei Meaux abgefangen werden. Es schien daher vor allem geboten, die genannten Corps, die zusammen etwa 20000 Mann stark waren, ohne Aufenthalt vorgehen zu lassen. Kleist und Kapzewitsch konnten als Reserve nachrücken. So kam es, daß die Armee Blüchers in drei von einander getrennten Teilen, die sich nur durch einen starken Tagemarsch erreichen konnten, an der linken Flanke Napoleons bei Sézanne vorüberzugehen hatten. Der Kaiser, der sich von Schwarzenberg in keiner Weise beunruhigt sah, beschloß, noch ehe er von dieser Trennung der Blücherschen Corps Kenntnis hatte, ihrem Marsche Einhalt zu thun. Mit 30000 Mann wandte er sich von Nogent aus nach Norden und erfuhr am

9. Februar Vormittag, daß er im Begriffe sei, auf die Kommunikationen Blüchers zu stoßen, indem er sich bereits im Rücken Sackens befand. Sofort war es ihm klar, daß er durch raschen Ueberfall auf die zerstreuten Heeresabteilungen bedeutende Erfolge erzielen könne. Als sich die ersten feindlichen Abteilungen in der Flanke der schlesischen Armee zeigten, konnte man im Hauptquartier derselben nicht annehmen, daß man die Anzeichen einer gegen sie gerichteten Angriffsbewegung vor sich habe, man glaubte mit vollem Rechte, daß es nur die äußersten Spitzen eines im Rückzuge begriffenen feindlichen Corps seien. Die Hauptarmee hatte ihren Einmarsch in Troyes am 7. Februar ge-



meldet, man konnte sie nicht anders als im Vorrücken gegen Nogent vermuten, zwischen ihr und Blücher sollte sich das Kosakencorps Seslawin befinden, von welchem man Meldungen über die Bewegungen des Gegners erwarten durfte. Die Verhältnisse hatten sich aber anders gestaltet. Schwarzenberg hatte seine Truppen am 8. und 9. unthätig bei Troyes stehen lassen. Seslawin war vom rechten auf den linken Flügel der Hauptarmee kommandiert worden, Kleist statt näher an Blücher, näher an Schwarzenberg, weil er dessen rechte Flanke decken sollte.

Erst am 10. Februar Vormittag erfuhr man im Hauptquartier der schlesischen Armee, daß Napoleon mit bedeutenden Streitkräften bei Sézanne stehe. Gneisenau erkannte sofort, daß sich die vereinzelten Corps in großer

Gefahr befanden und beantragte den Rückzug aller an das rechte Ufer der Marne, wo die Vereinigung stattfinden könnte; er wurde jedoch von Blücher selbst umgestimmt und ließ sich dazu verleiten, die Versammlung der Corps auf der kleinen Pariser Straße, zwischen Vertus und Montmirail anzuordnen, auf der sich Napoleon selbst schon befand. Dies war der größte Fehler, den er begehen konnte, er hat ihn auch später offen eingestanden und beklagt. Napoleon fiel von Sézanne aus zuerst die Division Olsuwiew bei Champaubert an, die vollkommen zersprengt wurde. Damit war die Verbindung zwischen dem Hauptquartier und den Corps York und Sacken bereits aufgehoben. Sacken stand bei La Ferté aux Jouarres, ohne Macdonald daselbst noch erreicht zu haben. York bei Chateau Thierry; das Hauptquartier hatte nahezu keine Truppen bei sich, mußte von Vertus dem in Abzug begriffenen Corps Kleist nacheilen, dieses Kehrt machen lassen und dieselbe Straße nach Vertus nochmals zurücklegen. Inzwischen waren Sacken und York sich selbst überlassen. Letzterer sah nur im Rückzuge hinter die Marne Rettung. Sacken hingegen, der sich das wesentlichste Verdienst des Sieges bei La Rothière zuschrieb, glaubte Napoleon noch einmal schlagen zu können und forderte York auf, ihm bei Montmirail die Hand zu bieten. Statt jedoch die Ankunft der preußischen Truppen abzuwarten, griff er selbst den übermächtigen Gegner, der schon im Besitze von Montmirail war, in der Absicht an, dessen Linien zu durchbrechen und sich den Weg nach Vertus zu bahnen. Trotz aller Tapferkeit seiner Truppen holte er sich eine vollständige Niederlage und wurde vor gänzlicher Vernichtung nur dadurch gerettet, daß am späten Nachmittag 2 Brigaden von York in das Gefecht eingriffen und die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich lenkten, so daß Sackens Corps hinter den preußischen Truppen ihren Rückzug nach Chateau Thierry nehmen konnten. Es wird nicht mit Unrecht behauptet, daß Napoleon hätte geschlagen werden können, wenn York alle seine verfügbaren Kräfte aufs Spiel gesetzt und rechtzeitig einen heftigen Flankenangriff auf die Franzosen ausgeführt hätte. In der That mußte der Kaiser seine letzten Reserven ins Feuer schicken, um dem Vorstoß der Brigade Horn zu begegnen. Die Marschälle Lefèbvre und Bertrand führten in eigener Person 4 Bataillone zum Angriff auf den linken Flügel der Russen vor, der durch sie zum Weichen gebracht und an dem Zusammenwirken mit den Preußen gehindert wurde. York dachte nicht an die Möglichkeit des Sieges und hielt es für unbedingt nötig, den Uebergang über die Marne bei Chateau Thierry mit einer Division festzuhalten, weil er fürchtete, daß Macdonald von Meaux umkehren und ihm den Rückzug abschneiden könne.

Der Rückzug vom Schlachtfelde von Montmirail, wo 2000 Russen und 900 Preußen gefallen, 800 Russen in Gefangenschaft geraten waren, mußte bei Nacht während eines heftigen Regens und auf gänzlich durchweichten Wegen von den ohnehin schon bis zur Erschöpfung ermatteten Truppen ausgeführt werden. Ein Teil der russischen Geschütze und viele Gepäckwagen mußten zurückgelassen werden, obwohl man die Reiterei absitzen und ihre Pferde vor die Geschütze spannen ließ. Bei Chateau Thierry wurden die Verbündeten eingeholt, die Preußen mußten auch dort noch mit namhaften Verlusten den Uebergang Sackens über die Marne decken und ihn dann selbst im Angesichte des Feindes aus-

führen.[1]) Während desselben erhielten York und Sacken den Befehl Blüchers, sich nach Reims zu wenden, wo sie mit dem Reste der Armee zusammentreffen sollten. Da das Hauptquartier jedoch am 11. und 12. Februar ohne genaue Kenntnis des Schicksals der beiden getrennt von ihm operierenden Corps war, so hielt sich Blücher mit dem Corps Kleist und Kapzewitsch noch zwei Tage auf der Pariser Straße in der Nähe von Vertus auf, in der Hoffnung, York und Sacken würden sich noch am linken Ufer der Marne gehalten haben und mit ihm gegen Napoleon operieren können. Dieser hatte am 12. durch Marmont die Annäherung Blüchers erfahren, infolgedessen die Verfolgung der geschlagenen Russen und Preußen dem Marschall Mortier überlassen und sich mit Verstärkungen, die er herangezogen, wieder nach Montmirail begeben. Blücher wußte davon nichts, glaubte den Kaiser wieder in rückgängiger Bewegung gegen Nogent, wo Schwarzenberg doch schon eingetroffen sein sollte, und ging deshalb am 14. in der Richtung gegen Montmirail vor. Bei Vauchamps stieß der Vortrab unter Zieten auf einen überlegenen Feind. Es entspann sich ein höchst ungünstiges Gefecht, in welches auch nachrückende Abteilungen der Hauptmacht verwickelt wurden. Gneisenau, der gleichzeitig die Meldung von dem Uebergange Yorks und Sackens über die Marne erhielt, drang auf den Rückzug, den Blücher mit Widerwillen antrat. Er wurde höchst verlustreich, da Napoleon 8000 Reiter gegen 1500 Blüchers zur Verfügung hatte und mit denselben die retirierende Infanterie des Gegners umschwärmen ließ. Man mußte sich sogar durch Kavalleriemassen durchschlagen, die sich auf der Rückzugslinie den Truppen Blüchers entgegenwarfen. Am 16. Februar vereinigten sich sämtliche Teile der schlesischen Armee in Chalons. Sie hatten insgesamt 15000 Mann verloren. Aber weder der Mut und die Disziplin der Truppen, noch die Zuversicht der Führer war gebrochen. Durch Ersatzmannschaften, die bei Chalons zum Heere stießen, und durch Heranziehung des russischen Corps Wintzingerode brachte Blücher seine Armee wieder auf 68000 Mann und erklärte sich bereit, sofort wieder angriffsweise vorzugehen. In diesem Sinne gingen Schreiben an Schwarzenberg ab.

Ganz abgesehen davon, ob die Unfälle der schlesischen Armee durch die Führer derselben verschuldet waren oder ob nicht vielmehr die Unthätigkeit der Hauptarmee Napoleon den Spielraum für seinen kühnen und mit bewunderungswürdiger Sicherheit ausgeführten Feldzug an der Marne geboten hatte, läßt sich doch mit vollster Sicherheit behaupten, daß durch dieselben die Lage der Verbündeten in Frankreich nicht wesentlich verschlimmert war. Die Hauptarmee hatte keine Einbuße erlitten, zwei ihrer Corps standen bereits jenseits der Seine, Fontainebleau war in ihren Händen, Sens und Auxerre besetzt, mit geringer Anstrengung konnte Nogent genommen werden. Oudinot und Victor, die während Napoleons Abwesenheit den 110000 Mann Schwarzenbergs allein gegenüber-

[1]) Cap. Weil a. a. O. kann es sich nicht versagen seine sonst sachgemäße Darstellung der Ereignisse mit der Behauptung auszustatten, daß von den Preußen barbarische Grausamkeiten in Chateau Thierry verübt worden wären. Prinz Wilhelm von Preußen, eine durchaus edelsinnige Natur, soll einen Postillon, für dessen sichere Rückkehr er sein Ehrenwort gegeben hatte, haben füsilieren lassen. Diese Mitteilungen beruhen auf Aussagen des Maires und seiner Frau, denen um die Lebensmittel leid war, die Prinz Wilhelm mitgenommen hatte.

standen, hätten einem konzentrischen Angriffe nicht wiederstehen und den Weg von Nogent nach Montmirail nicht versperren können, wenn Schwarzenberg auf die ersten Kanonenschüsse hin, die man von dorther vernahm, in Napoleons Rücken operieren und Blücher Luft machen wollte. Aber der Fürst befand sich weitab von dem Boden, auf dem die Entscheidung gesucht werden konnte, in Troyes und erwartete von Stunde zu Stunde, daß zu Chatillon der Friede geschlossen werden würde. Auch die Nachrichten über den gezwungenen Rückmarsch Blüchers brachten seine zuversichtliche Erwartung, daß das Ende des Krieges bevorstehe, nicht ins Wanken, er rechnete vielmehr darauf, daß Napoleon, nachdem er seine Waffenehre wieder hergestellt hatte, mit Begierde nach der dargebotenen Freundeshand greifen werde.

Aber Napoleon hat niemals mit geringerem militärischen Verständnis gehandelt, als nach jenen billigen Erfolgen gegen Blücher, welche er nicht durch die Vortrefflichkeit eines von langer Hand vorbereiteten Planes, sondern durch rasches Ausnützen günstiger Zufälle erreicht hatte, die er gar nicht voraussetzen konnte. Er überschätzte dieselben in einer geradezu kindischen Verblendung und baute strategische Luftschlösser auf die Lügen, die er selbst zu verbreiten bemüht war. Wenn dieser Mann nur über ein bescheidenes Maß von Anstand und Ehrgefühl verfügt hätte, würde er nach dem kurzen, siegreichen Feldzug gegen Blücher den Frieden mit Würde und mit dem Glorienscheine einer gewissen Ritterlichkeit angenommen haben. Aber er war kein Ritter, sondern eine bis ins Mark plebejische Natur, die in den Augenblicken, in denen die Beherrschung jeder leidenschaftlichen Bewegung die höchste Kraft verleiht, ihren wildesten Trieben nachgab. Von der Pariser Straße sich wieder der Seine zuwendend, um den Kampf mit der Schwarzenbergschen Armee aufzunehmen, sandte er am 17. Februar von Nangis aus folgende Depesche an Caulaincourt nach Chatillon: „Herr Herzog von Vicenza, ich habe Ihnen carte blanche gegeben, um Paris zu retten und eine Schlacht zu vermeiden, die die letzte Hoffnung der Nation war. Diese Schlacht hat stattgefunden: die Vorsehung hat unsere Waffen gesegnet. Ich habe 30—40 000 (!) Gefangene gemacht; ich habe 200 Kanonen erbeutet, eine große Anzahl Generale und mehrere Armeen fast ohne Schwertstreich vernichtet. Gestern habe ich die Armee des Fürsten Schwarzenberg angegriffen, die ich zu vernichten hoffe, bevor sie über meine Grenzen zurückgekehrt ist. Ihre Haltung muß dieselbe bleiben, Sie müssen alles für den Frieden thun, aber meine Absicht ist, daß Sie nichts unterzeichnen, ohne meinen Befehl, weil mir allein meine Lage bekannt ist. Im allgemeinen wünsche ich nur einen gediegenen und ehrenvollen Frieden, aber ein solcher ist nur möglich auf Grund der Vorschläge von Frankfurt." Es entsprach daher den Ansichten des Kaisers über seine Macht, daß Caulaincourt an demselben Tage, an welchem jener psychologisch so charakteristische Brief an ihn geschrieben wurde, in der Konferenz mit den Vertretern der Verbündeten sich statt mit dem Schicksale Frankreichs mit dem Schicksale der Könige von Sachsen und Westfalen und des Vizekönigs von Italien zu beschäftigen begann und nicht nur Bürgschaften für die Erhaltung Sachsens, sondern sogar Entschädigungen für Jérome verlangte. Die Frage des Waffenstillstandes wurde als nicht mehr dringend beiseite gesetzt. Schwarzenberg war es, der sie sofort aufgriff.

Außer sich selbst hat Napoleon mit seinen großen Siegen an der Marne niemandem so sehr imponiert als dem Oberfeldherrn der verbündeten Armeen, der sich einem ähnlichen Schicksale wie dem Blüchers gegenübersah, obwohl er es vollständig in seiner Macht hatte, seine Streitkräfte rechtzeitig zu vereinigen und in einer Stellung, deren Wahl ihm völlig freistand, einem Angriffe Napoleons entgegenzusehen, wenn er schon nicht selbst die Entscheidungsschlacht herbeiführen wollte. Nachdem Marmont zur Beobachtung Blüchers zurückgeblieben, Mortier bei Soissons bereits mit den Vortruppen des sich nähernden Bülow zusammengetroffen war und dort nicht weichen durfte, blieben Napoleon nur die Corps Ney, Viktor, Girard, Oudinot und Macdonald, die Gardedivision Friant, die Gardereiterei unter Nansouty und die Kavalleriecorps St. Germain, Milhaud und Kellermann, zusammen 52000 Mann Infanterie und 16000 Reiter, um sich gegen Schwarzenberg zu wehren. Sie standen zwischen der Yères und Seine und begannen sich am 17. Februar den Abteilungen Schwarzenbergs zu nähern, deren Stützpunkte Bray, Nangis und Provins waren. Dies verursachte im Hauptquartier der großen Armee einen so panischen Schrecken, daß Schwarzenberg nichts Eiligeres zu thun hatte, als nun seinerseits um einen Waffenstillstand zu ersuchen, den man vor zehn Tagen Napoleon verweigert hatte. Als dieser die Depesche Schwarzenbergs am 18. erhalten hatte, schrieb er seinem Bruder Joseph nach Paris: „Endlich gibt uns Fürst Schwarzenberg ein Lebenszeichen. Eben hat er einen Parlamentär geschickt, um einen Waffenstillstand zu verlangen. Es ist schwer, in solchem Grade feig (lâche) zu sein ... Beim ersten Fehlschlag sinken diese Elenden in die Knie! Glücklicherweise hat man den Adjutanten des Fürsten Schwarzenberg gar nicht eingelassen. Nur sein Brief ist mir zugegangen, auf den ich nach Gutdünken antworten werde. Ich werde keinen Waffenstillstand bewilligen, bevor sie mein Gebiet geräumt haben."

Schwarzenberg hat den kaum begreiflichen Schritt ohne Mitwissen Metternichs, jedoch, wie es scheint, im Einvernehmen mit dem Könige von Preußen und sogar mit dem Zaren unternommen. Den Hauptanstoß dazu mag wohl Knesebeck gegeben haben. Trotzdem kann nur Schwarzenberg allein dafür verantwortlich gemacht werden und alle Versuche, ihn zu entschuldigen, häufen nur neues Beweismaterial für die Erkenntnis auf, daß er seine Stellung als oberster Feldherr und Kriegsleiter nicht ausgefüllt hat. Wenn der Fürst nicht von seinem eigenen Kaiser oder dem Staatskanzler dazu gedrängt wurde, konnte er jede derartige Zumutung der fremden Monarchen mit größter Bestimmtheit zurückweisen. Er bat um den Waffenstillstand aus dem Antriebe seiner Verlegenheit. Da er gegen Napoleon nicht schlagen, also seinen zerstreuten Abteilungen nicht die Richtung auf die Stellung des Feindes geben und sie im Gefechte vereinigen wollte, wußte er keinen Rat, sie ungefährdet aus ihren höchst gefährlichen Stellungen zurückzuziehen, wenn die Feindseligkeiten nicht eingestellt wurden. Das württembergische Corps bei Montereau hatte er bereits preisgegeben. Es sah sich am 18. von einer großen Uebermacht angegriffen, in ein von Beginn an aussichtsloses Gefecht verwickelt, an welchem schließlich Napoleon selbst Anteil nahm, und nach einem Verluste von 4000 Mann zum eiligsten Rückzuge genötigt, der ihm schon hätte aufgetragen werden sollen, bevor noch Schwarzenberg, auf den

Waffenstillstand bauend, die Rückwärtsbewegung seiner übrigen Corps eingeleitet hatte. Auch Wittgenstein und Wrede hatten den Rückmarsch von Nangis und Provins nur mit Verlusten bewerkstelligen können.

Am 20. Februar hatte die Hauptarmee bei Troyes wieder Stellung genommen; am 21. stand Blücher, der auf die erste Aufforderung Schwarzenbergs sofort von Chalons aufgebrochen und ihm zu Hülfe gezogen war, bei Méry an der Seine zur Teilnahme an der Hauptschlacht, die man hier allgemein erwartete, bereit. Schwarzenberg selbst hatte sie angekündigt; aber man muß bezweifeln, daß es ihm damit ernst gewesen sei. Denn, nun geschah das Unglaubliche, das Unaufklärbare: das Oberkommando der verbündeten Armeen, die zusammen mindestens 150000 Mann stark waren, erklärte, die 70000 Mann des Kaisers Napoleon nicht angreifen zu können und befahl den Rückzug nach Chaumont und auf das Plateau von Langres, von dem man sich — nach Schwarzenbergs und Dukas Ansicht — eigentlich niemals hätte entfernen sollen. Diesmal war Schwarzenberg „felsenfest“, im Zurückziehen entwickelte er jene Energie, die ihm beim Angriffe leider immer gefehlt hat. Denn sein Entschluß wurde diesmal von den Kabinetten nicht gebilligt, auch Metternich hat keinen Anteil daran, er war ihm im Gegenteil höchst unbequem, weil er Napoleon zu gut kannte, um nicht vorauszusehen, daß seine Forderungen bei dieser offenkundigen Schwächeäußerung der Heeresleitung der Verbündeten ins Ungemessene steigen würden. Es ist im Kriegsrate zu Troyes zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen, bei welchen Schwarzenberg, wie er selbst sagt, „bittere Worte“ hören mußte; diesmal scheinen selbst die Knesebeck und Genossen an Aengstlichkeit ihn nicht erreicht zu haben. Aber der Fürst wollte durchaus nicht begreifen, wozu man sich irgend einer Gefahr aussetzen solle, da der Friede ja doch nicht zu erreichen war. „Die ganze Winterbewegung,“ schrieb er zu seiner Rechtfertigung am 26. von Chaumont aus an Metternich, [1]) „war darauf berechnet, den Kaiser Napoleon zu überraschen, in allen seinen Vorbereitungen zu hindern, und auf diese Art einen vorteilhaften Frieden gleichsam ihm abzubringen; wie konnte es meine Absicht sein, in dieser auf keiner Basis ruhenden Operation mit Beharrlichkeit fortfahren zu wollen, wenn, wie es hier der Fall war, der Friede der bestimmte Zweck war und aus was immer für Ursachen nicht erreicht wurde.“ Die Logik ist bewunderswürdig! Wenn man in Feindes Land steht und der Feind sich nicht entschließen kann, die Friedensbedingungen der Eingedrungenen anzunehmen, kehrt man einfach um und bedauert, daß man sich vergeblich in Unkosten gestürzt hat. Denn Schwarzenberg hat überhaupt gar keinen weiteren Feldzugsplan entwickelt; er wollte in Langres nur seine Verbindung mit der Schweiz sichern, die er durch Augereaus Südarmee gefährdet hielt, und Verstärkungen an sich ziehen. Was er weiter vorhatte, wurde niemanden verraten. Es ist daher sehr begreiflich, daß er einen Plan aufgenommen hat, den man ihm von anderer Seite vorlegte.

Die Bestürzung, ja Entrüstung über die Verweigerung der Hauptschlacht an der Seine, war nirgends größer als im Hauptquartiere Blüchers, wo man

---

[1]) Thielen, Erinnerungen S. 225.

darauf brannte, die letzten Schlappen so rasch als möglich durch einen entscheidenden Sieg wettzumachen. Schwarzenberg hat es begreiflicherweise vermieden, die preußischen Generale über ihre Ansichten zu befragen und mit ihnen die Chancen einer Schlacht zu besprechen. Sie konnten keine militärischen Motive für die Unterlassung derselben finden und waren überzeugt, daß man ihnen aus politischen Erwägungen den sicheren Erfolg aus den Händen nahm. Blücher erbot sich vergebens, wie bei La Rothière den Kampf auf sich allein nehmen zu wollen, wenn ihm die Hauptarmee wenigstens als Reserve dienen durfte. Da gab Oberst Grolmann, der Stabschef Kleists, der emsige Mitarbeiter der Scharnhorstschen Armeereorganisation, die Parole aus, die Armeen neuerdings zu trennen, der schlesischen den Abmarsch an die Marne zu gestatten und ihr eine neue Operationsbasis zu geben, die sich auf Belgien stützte. Mit Bülow und Winzingerode, die bereits an die Aisne gelangt waren, erreichte Blücher eine Stärke von 100 000 Mann und mit diesen wollte und durfte er wohl auf eigene Faust operieren. Diese Idee schlug durch, nicht nur bei Blücher und Gneisenau, auch bei den verbündeten Monarchen und bei Schwarzenberg, denen Grolmann den neuen Plan selbst entwickelte. Es war doch ein Plan und nicht bloß ein Rückzug! [1])

Schon am 24. zog das schlesische Herr von Méry ab, nachdem es sich in einigen Gefechten den Franzosen in überraschender Weise bemerkbar gemacht hatte. Napoleon hatte es nicht für möglich gehalten, daß sich die „vernichteten" Corps Blüchers so bald wieder ihm entgegenstellen könnten. Er hat auch über die Stärke dieses Gegners erst dann wieder sichere Kenntnis erlangt, als er selbständig zu operieren begann. Von Schwarzenberg erhielt er an dem genannten Tage einen erneuten Antrag auf Waffenruhe, während welcher die Bestimmungen eines länger dauernden Waffenstillstandes verabredet werden sollten. Man trat in dem Dorfe Lusigny zur Beratung zusammen. Napoleon verwarf die Waffenruhe und verlangte Friedensverhandlungen auf der Grundlage der Frankfurter Bedingungen, also mit den sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs. Es fiel ihm auch nicht ein, die von den Verbündeten gewünschte Demarkationslinie — Chalons, Marne, Langres — zu bewilligen, da er der festen Ueberzeugung war, daß Schwarzenberg bald genötigt sein werde, bis an den Rhein zurückzugehen. Er hatte aus den Verhandlungen mit dessen Abgesandten, dem Fürsten Wenzel Liechtenstein entnehmen können, daß die österreichischen Strategen am meisten für ihre linke Flanke besorgt waren und die Macht der französischen Südarmee überschätzten. Dies bestimmte ihn, derselben nunmehr auch seinerseits eine größere Bedeutung beizumessen, und dem Marschall Augereau

---

[1]) Schwarzenberg hat den Antrag, der schlesischen Armee wieder eine selbständige Unternehmung zuzuweisen, nicht mit Widerstreben gegeben, wie Bernhardi glaubt. Es scheint vielmehr, daß er Grolmanns Idee zu der seinigen gemacht und als eine notwendige Ergänzung seiner rückgängigen Bewegung betrachtet habe. Das Schreiben des Fürsten vom 26. an seine Frau erzählt den Abmarsch Blüchers, in einer Form, die fast als Befehl, nicht nur als Zustimmung angesehen werden kann. Allerdings trat diese Haltung Schwarzenbergs erst von dem Zeitpunkte an zu Tage, da der Abmarsch des schlesischen Heeres bereits eine vollzogene Thatsache war. Solange er Blücher noch in seiner Nähe glaubte, hat er ihn wohl auch noch einmal zurückrufen wollen.

den Befehl zu erteilen, mit der ganzen Macht, die er zusammenraffen konnte, gegen Bubna, der noch immer den äußersten linken Flügel der Verbündeten bildete, vorzugehen und bis Genf vorzubringen. Wenn dieser Punkt wieder im Besitze französischer Streitkräfte sei, könne er entweder direkt in den Rücken des Gegners nach Hochburgund einschwenken oder sich über Dijon mit dem Kaiser verbinden. Da bis dahin auch die Volkserhebung in Frankreich organisiert sein sollte, hoffte der Kaiser, sein Land in kurzer Zeit vom Feinde gänzlich befreien zu können.

Die Hoffnung Schwarzenbergs auf eine Waffenruhe, die ihm Gelegenheit geben würde, seine Corps unangefochten in eine gesicherte Stellung zurückzuführen, erwies sich unmittelbar nach dem Abmarsche Blüchers als ungegründet, der Feind drängte den weichenden Kolonnen nach, die sich von der Seine an die Aube und über diese auf das Schlachtfeld vom 31. Januar zurückzogen. Es läßt sich kaum feststellen, wo der österreichische Feldherr seinen nächsten Stützpunkt gesucht hätte, wenn nicht durch Blüchers Erscheinen an der Marne eine wesentliche Veränderung in den Entschlüssen Napoleons hervorgerufen und dadurch auch eine andere Situation auf dem Kriegsschauplatze an der Aube geschaffen worden wäre. Noch war Napoleons Hauptmacht in der Gegend von Troyes vereinigt, als Zar Alexander und der König von Preußen, unterstützt von Castlereagh am 25. in einem Kriegsrate zu Bar sur Aube den Beschluß durchsetzten, daß die entscheidende Aufgabe des Feldzuges der neugebildeten Nordarmee zuzuweisen sei. „Die Hauptarmee solle,“ so wurde beschlossen, „sobald sie vom Feinde dazu genötigt werde, sich bis nach Langres zurückziehen, sich dort mit den heranziehenden Reserven vereinigen und dann entweder eine Schlacht annehmen, oder, im Fall sie nicht weiter gedrängt wurde, den Angriffskrieg aufs neue beginnen.“ Die schlesische Armee, die man nun richtig als die Nordarmee bezeichnen muß, habe, durch die Verbindung mit Bülow, Winzingerode und dem Herzog von Weimar verstärkt, gegen Paris vorzurücken. Hinter ihr solle der Kronprinz von Schweden, der nach dem unter Oesterreichs Vermittelung am 15. Januar zu Kiel geschlossenen Frieden mit Dänemark und zufolge einer am 2. Februar zu Langres geschlossenen Konvention mit 30000 Mann wieder an dem Kriege gegen Frankreich teilnehmen mußte, die Eroberung von Belgien vollenden und der schlesischen Armee als Rückhalt dienen. Seinem Oberbefehle wurden nicht nur Wallmodens Scharen, sondern auch die hannoverschen, englischen und dänischen Truppen unterstellt, die sich allmählich in den Niederlanden sammelten und größtenteils mit englischen Subsidien bezahlt wurden. Die Südarmee unter dem Prinzen von Hessen-Homburg endlich, die durch 17000 Mann unter Bianchi verstärkt worden war, hatte Augereau zu beobachten und Genf zu decken. Durch diese neue Verteilung der Kräfte verlor die bisherige Hauptarmee unter Schwarzenberg ihre leitende Rolle, die Entscheidung mußte von Blücher gegeben werden.

Dies erkannte auch Napoleon, sobald er durch Marmont, der dem schlesischen Heere bei Sézanne begegnet war, von dem Flankenmarsche desselben unterrichtet worden war. Er durfte Paris nicht preisgeben, er durfte es nicht darauf ankommen lassen, daß in seiner Hauptstadt unter dem Schutze der fremden Bajonette

eine Gegenregierung eingerichtet wurde, die ihm die wesentlichsten Hülfsquellen für seine Rüstungen entzog. Er teilte seine Macht, ließ Macdonald und Oudinot mit ungefähr 38000 Mann an der Seine zurück und setzte sich selbst mit 27000 gegen die Marne in Bewegung, um Blücher nachzueilen und ihn von Paris abzudrängen. Im Hauptquartiere der großen Armee erhielt man darüber schon am 26. Andeutungen und stellte infolgedessen den Rückmarsch ein; es gelang dem Könige von Preußen sogar, Schwarzenberg zum Angriffe auf die Stellung zu bewegen, die Oudinot am 27. bei Bar sur Aube einnahm. Auch hier wäre es wieder möglich gewesen, den Feind in eine vernichtende Niederlage zu verwickeln, wenn nicht Schwarzenbergs Unsicherheit und Unbestimmtheit in der Befehlsausgabe die große Umgehung, zu der das Terrain einlud, so lange verzögert hätte, daß Oudinot Zeit gewann, sich aus dem engen Thal der Aube auf die nordwestlich davon gelegenen Anhöhen zu ziehen und dort die Umgehungskolonnen des Prinzen Eugen von Württemberg und Gortschakow anzufallen. Die Uebermacht der Verbündeten und der Heldenmut der Russen siegte endlich, aber der Erfolg war nicht so nachhaltig, als er hätte sein können. Auch Wrede, der im Thale die Stadt Bar selbst anzugreifen hatte, wurde dazu viel zu spät aufgefordert. Die französische Division Duchèsne hatte sich in den Vorstädten verbarrikadiert und es bedurfte eines mühsamen Gefechtes von Straße zu Straße, bis die Stadt in den Händen der Baiern war. Oudinot konnte während der Nacht den Rückzug nach Vendoeuvre antreten. An der Schlacht von Bar sur Aube haben neben ihrem Vater auch die beiden Prinzen von Preußen, der Kronprinz und Prinz Wilhelm teilgenommen. Der letztere, damals sechzehn Jahre alt, griff selbständig in die Aktion ein und verdiente sich die ersten militärischen Ehrenzeichen; es ist gewiß nicht bedeutungslos für ihn gewesen, daß die kräftigen Erinnerungen seiner Jünglingszeit an dem Feldzuge in Frankreich haften konnten. Der künftige deutsche Kaiser lernte den Weg kennen, auf dem man das alte Heerkönigtum der Deutschen wieder in Kraft setzen konnte.

Am darauffolgenden Tage sah sich auch Macdonald, der südlich von Bar bis La Ferté an der Aube vorgedrungen war, vom Kronprinzen von Württemberg und dem österreichischen Corps Gyulai angegriffen und an beiden Flügeln derart umfaßt, daß er nur durch schleuniges Aufgeben seiner bloßgelegten Stellung der Gefangenschaft entgehen konnte. Auch die Vorteile, die von diesen beiden Heerteilen erzielt wurden, bestimmten Schwarzenberg jedoch nicht zu einer eifrigen Ausnützung; er ließ sich im Gegenteil durch die vom Kosakengeneral Seslawin eingebrachte falsche Nachricht, die französische Hauptarmee ziehe nach Dijon, von jeder weiteren Bewegung abhalten und wagte es nicht, seinen Reserven und den Garden, die bereits bis Chaumont und Langres gelangt waren, eine neue Bestimmung zu geben. Erst am 1. März ließ sich der Oberfeldherr durch eine Reihe von Meldungen, die von Blücher, von Chalons und der oberen Seine eintrafen, davon überzeugen, daß Napoleon von Troyes zur Verfolgung der schlesischen Armee nach Norden aufgebrochen sei. Er erblickte darin aber noch immer keine Aufforderung, seinerseits mit aller Macht, d. h. mit 90000 kampfbegierigen tapferen Soldaten gegen 30000 geschlagene Gegner vorzugehen, um gleichzeitig mit Blücher vor den Thoren von Paris anzulangen, seine Aufgabe

schien ihm in der Vernichtung der angeblichen Südarmee Augereaus zu liegen, gegen die man ja durch Bianchis Entsendung genügend gesichert war, und er erachtete es als seine Pflicht, für die Eroberung von — Lyon zu sorgen. Als Leiter der Operationen gegen Frankreich, als Oberfeldherr der verbündeten Armeen hatte er durch diese Selbstbeschränkung thatsächlich abgedankt. Er beantragte auch eine formelle Uebergabe seiner Würde an den Zaren, der alle russischen und preußischen Truppen bei Chalons sammeln und mit ihnen Napoleon bekämpfen sollte, während er an der Spitze der österreichischen Armee Südfrankreich unterwerfen wollte. Alexander und der König von Preußen wiesen diese im Augenblicke ganz zwecklose, aber jedenfalls zeitraubende Umgestaltung der Ordre de bataille einmütig zurück und bestanden darauf, daß der nur mehr schwachen Widerstand leistende Feind verfolgt werde. Schwarzenberg ließ sich dazu herbei, bis Troyes vorzugehen, das nach einigen wenig bedeutenden Gefechten von Truppen Wredes, Eugens von Württemberg und des Kronprinzen fast gleichzeitig am 4. März besetzt wurde. Hier machte er aber wieder Halt und gestattete nur Rekognoszierungen in der Richtung von Sens, Trainel und Nogent. Damit war Macdonald, der jetzt den Oberbefehl über sein, Oudinots und Girards (früher Victors) Corps führte, Gelegenheit gegeben, seine erschöpften Leute wieder zu sammeln und zu kräftigen, die bei lebhaftem Nachdrängen der Armee Schwarzenbergs sehr bald ganz demoralisiert und widerstandsunfähig geworden wären. Man fürchtete aber in dessen Hauptquartier noch immer für die eigene Rückzugslinie, ließ sich durch falsche Berichte über Unternehmungen Augereaus gegen Lyon irreführen und glaubte daher, aus weiser Vorsicht die Reserven noch immer nicht von Langres und Chaumont entfernen zu dürfen. Ob auch Radetzky an den unverzeihlichen Unterlassungssünden der österreichischen Strategen in jenen Tagen mitschuldig ist, läßt sich nicht mehr entscheiden. Aus den brieflichen Mitteilungen an Toll, die Bernhardi anführt, scheint, wenn auch in vorsichtigster Weise, doch angedeutet zu sein, daß die Bedenken und Befürchtungen, die als Hemmnisse auftraten, nur bei dem Oberfeldherrn maßgebend waren und von seinem Generalstabschef nicht geteilt wurden.

Die schlesische Armee nahm am 26. Februar ihren Marsch von Sézanne in nordwestlicher Richtung gegen La Ferté aux Jouarres und Meaux. Gneisenau hatte diese Richtung der direkt nördlichen, die nach Reims führte, vorgezogen, weil sie den wichtigsten Zweck der Unternehmung, Napoleon von der Verfolgung Schwarzenbergs abzulenken, zu erreichen sehr wahrscheinlich machte. Er setzte nicht voraus, daß der Kaiser dem schlesischen Heere zumuten werde, für sich allein Paris erobern und besetzen zu wollen, wozu es selbst nach der Vereinigung mit Bülow und Wintzingerode nicht die nötige Stärke erreichen konnte, aber er war fest überzeugt, daß der Kaiser die Gefahr einer starken Beunruhigung von Paris, die bei dem Erscheinen eines Heeres in nächster Nähe der Stadt unausbleiblich war, nicht übersehen und deshalb Anstalten treffen werde, dasselbe von dort zu vertreiben. Aller Voraussicht nach würde er dies selbst besorgen wollen und sich daher entschließen, der schlesischen Armee zu folgen. Nur dadurch konnte,

wie es sich auch erwiesen hat, Schwarzenberg verhindert werden, seine Armee aus Frankreich hinauszuführen, was man im Hauptquartiere der schlesischen Armee als seine bestimmte Absicht erkannt haben wollte. Da sich dafür in den Augen kriegskundiger Männer militärische Gründe nicht wahrnehmen ließen, nahmen sie politische an, die man jedoch hinter strategischen Bedenken zu verbergen suche. Diesen war jeder Boden entzogen, wenn Napoleon sich wieder über die Marne locken ließ. Die Aussicht aber, Blücher nochmals während des Marsches überfallen und schlagen zu können, bevor er andere Truppenteile an sich gezogen hatte, war für Napoleon ohne Zweifel äußerst anziehend. „Das Eigentümliche der Manövers der schlesischen Armee besteht also darin, daß sie sich freiwillig in eine höchst gefährliche Lage begab, nicht weil jenseits der Gefahr ihr ein würdiger Preis winkte, sondern weil sie den Feind dadurch verlockte, den auf der anderen Seite zu erwartenden Vorteil fahren zu lassen. Sache der Gewandtheit war es dann, wenn die Absicht erreicht war, selber sich der Gefahr zu entziehen. Das Wagnis dieses Unternehmens erscheint um so größer, wenn man bedenkt, daß die schlesische Armee den Angriff einer Macht auf sich lenkte, der soeben die gesamte vereinigte Streitmacht der Verbündeten, dreifach so stark als die schlesische Armee allein, nicht stand zu halten sich getraut hatte.“ [1])

Marschall Marmont war mit seinem schwachen Corps im Begriffe, nach Arcis sur Aube zu marschieren, um sich dort mit dem französischen Hauptheere in Verbindung zu setzen, als er auf die Vorhut Blüchers stieß und sich genötigt sah, selbst gegen La Ferté aux Jouarres zurückzugehen. Dorthin beschied er schleunigst auch Mortier, der sich zur Beobachtung Wintzingerodes am rechten Ufer der Marne befand, um dem Feinde, der seine Kolonnen augenscheinlich gegen Paris richtete, bei Meaux entgegentreten zu können. Die Vereinigung der beiden Marschälle, die zusammen 15 000 Mann, worunter 3000 Reiter befehligten, fand in der Nacht vom 26. auf den 27. Februar statt. Sie wendeten sich um rasche Hülfe nach Paris. Joseph Bonaparte konnte ihnen aber im ersten Augenblicke nicht mehr als 1500 Mann zusenden, die am 28. in Meaux zu ihnen stießen. Diesen Ort hatten sie nahezu gleichzeitig mit den Russen vom Corps Sacken erreicht, das ihnen in der Besetzung desselben hätte vorauskommen sollen. Da dies nicht gelungen war, kam auch das Zusammenwirken mit Kleist nicht zu stande, der am 28. von Lizy en Ourcq aus am rechten Marneufer gegen Meaux vorging, nach einem verlustreichen Gefechte mit Marmont jedoch auf der Straße nach Soissons umkehren mußte.

Am 1. März erhielt Blücher zuerst die bestimmte Nachricht, daß Napoleon mit 30 000 Mann von der Aube her im Anmarsche begriffen sei und wahrscheinlich an diesem Tage bereits in Sézanne oder Esternay angelangt sein dürfte. Diese Nachricht kam ihm vom General Tettenborn, dem an der Elbe und Weser berühmt gewordenen Parteigänger, zu, der mit seinem Streifcorps von Holstein an den Rhein gezogen und vom 11. bis 25. Februar von Köln nach Reims marschiert war, wo er eben zurechtkam, um sich in die Lücke zwischen der Hauptarmee und der schlesischen Armee einzuschieben und die Verbindung zwischen

---

[1]) Delbrück, Leben Gneisenaus II.

beiden herzustellen. Nun war es vor allem notwendig, daß Blücher die Vereinigung mit dem Corps Bülow und Wittgenstein vollzog, die ihm durch ausdrücklichen Befehl des großen Hauptquartiers unterstellt wurden. Die beiden Generale trafen am 2. März vor der Festung Soissons zusammen und erreichten am 3. die Kapitulation derselben, in welcher der Besatzung freier Abzug mit militärischen Ehren eingeräumt wurde. Die Corps der schlesischen Armee, die unter wenig bedeutenden Gefechten mit Mortier und Marmont den Ourcq überschritten, gingen nun auch über die Aisne, nachdem 16 000 Mann vom Corps Langeron bei Soissons Stellung genommen hatten.

Napoleon und nach ihm die meisten französischen Kriegsschriftsteller haben der Uebergabe von Soissons eine übergroße Bedeutung zugemessen und die Behauptung aufgestellt, daß die schlesische Armee dadurch vor einem gefährlichen Ueberfalle durch die französischen Streitkräfte bewahrt worden wäre. Dies ist vollkommen unrichtig, da Blücher, mit genügendem Material für den Brückenschlag versehen, an einem beliebigen Punkte die Aisne überschreiten oder die Corps Bülow und Wintzingerode an sich ziehen und am linken Ufer der Aisne eine Schlacht annehmen konnte, in welcher seine Macht der Napoleons weit überlegen war.[1] Zum Rückzuge über die Aisne bewog Blücher nicht nur die Rücksicht auf die Ueberanstrengung und den herabgekommenen Zustand seiner alten Corps, der gegen die vortreffliche Ausstattung und Verfassung der Bülowschen Truppen nicht wenig abstach, als auch die Erwägung, daß seiner auf 100 000 Mann angewachsenen Gesamtmacht nicht nur in dem weiteren Verlaufe des Feldzuges, sondern auch für die bestimmenden Verhältnisse beim Friedensschlusse eine besondere Bedeutung zufiel. Nach Delbrücks Auffassung überlegte Gneisenau, „ob nicht ein möglichstes Aufbrauchen der preußischen Streitkräfte ein ganz erwünschtes Resultat für die Oesterreicher sei. Daß für den künftigen Friedensschluß weniger die Leistung jedes einzelnen als die Macht, über die er am Ende noch verfügte, das entscheidende Moment für seine Ansprüche abgeben würde, war gewiß. In der Position, in der sich die Verbündeten befanden, konnten sie den Krieg beenden, sobald sie nur wollten; Preußen hatte kein Interesse, nur um den Ausgang etwas schneller herbeizuführen, noch mehr von seinen Streitmitteln zu opfern, um vielleicht beim Friedensschlusse infolgedessen benachteiligt zu werden. Die Stimmung, daß die Preußen und Russen bisher alles gethan hätten und nun auch einmal die Oesterreicher vorgehen möchten, wurde auch in der Armee, namentlich bei den höheren Offizieren laut." Die Aufgabe der schlesischen Armee war also schon erreicht, indem sie Napoleon an sich und von der Hauptarmee abgezogen hatte. Sie durfte jetzt in einer festen Stellung erwarten, was Napoleon unternehmen würde, und brauchte nur dann zum Schlage auszuholen, wenn er sie angriff. Gneisenau versagte sich also auch dem Plane, den Gegner in dem Augenblicke zur Schlacht zu zwingen, als er die Aisne übersetzte, wozu es an Aufforderung nicht gefehlt hat, und zog

---

[1]) Den Beweis dafür erbringt der Aufsatz „Der Fall von Soissons am 3. März 1814 und die demselben unmittelbar vorhergehenden Operationen des schlesischen Heeres" (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, Heft 12).

es vor, der Armee die Richtung auf Laon zu geben, das einen ganz besonders günstigen Stützpunkt für eine Gefechtsstellung bot. Während Bülow zur Besetzung dieser auf einem felsigen Plateau gelegenen Stadt vorausgeschickt wurde, erhielten Sacken und Woronzow den Auftrag, bei Craonne stehen zu bleiben und das Gefecht mit dem nachrückenden Feinde anzunehmen. Wintzingerode sollte mit 10000 Reitern, die ihm zu diesem Zwecke anvertraut wurden, einen Flankenmarsch über Festieux ausführen und mit denselben Napoleon in die Flanke fallen. Die Langsamkeit des Führers und schlechte Wege vereitelten diesen Plan, die Russen verteidigten zwar das Plateau von Heurlebise mit größter Standhaftigkeit, wurden jedoch von Ney teilweise umgangen und mußten sich, da die Unterstützung durch Wintzingerode ausblieb, ebenfalls auf Laon zurückziehen.

Hier nahm nun die ganze Armee Blüchers auf beiden Seiten der Stadt eine sehr günstige Stellung ein und erwartete den Angriff Napoleons. Dieser erfolgte am 9. März, obwohl die Terrainverhältnisse für ihn nichts weniger als günstig waren, denn ein vor der Stadt sich ausbreitender Sumpf zwang ihn, seine Kräfte zu teilen und in zwei Kolonnen, die sich gegenseitig nicht unterstützen konnten, gegen die Uebermacht Blüchers vorzugehen. Der Kaiser scheint dieselbe einerseits nicht völlig erkannt, anderseits an der Ansicht festgehalten zu haben, Blücher werde ihm auch hier nicht lange widerstehen, sondern die rückgängige Bewegung, zu der er in den letzten Tagen so große Neigung gezeigt hatte, fortsetzen. Gelang es ihm, die schlesische Armee noch weiter gegen Norden zu drängen, so gewann die Wendung, die er dem Feldzuge zu geben gedachte, an günstigen Vorbedingungen. Er hatte sich bereits entschlossen, die in Frankreich eingedrungenen Armeen dadurch von Paris abzulenken, daß er sich zwischen der schlesischen und der Hauptarmee in die östlichen Departements warf, wo ihm die noch immer in seinem Besitze befindlichen größeren Festungen, namentlich das mit Kriegsmaterial reichlich versehene Metz, eine gesicherte Operationsbasis gewährten. Mit den Besatzungen, die bis jetzt zu keiner Verwendung gelangt waren und nur geringe feindliche Kräfte gebunden hatten, hoffte er seine Feldarmee auf einen hohen Stand zu bringen und die Verbündeten im Rücken angreifen zu können. Schon der Uebergang über die Aisne bei Berry au Bac und der Anmarsch gegen Laon über Craonne war von dieser Idee beeinflußt gewesen.

Den Angriff auf den rechten Flügel Blüchers, im Westen des erwähnten Sumpfes, leitete Napoleon selbst; sein Stoß traf auf Wintzingerode und die Vortruppen Bülows, von welchen die am Fuße des Berges von Laon gelegenen Vorstädte verteidigt wurden. Sacken und Langeron standen in Reserve hinter dem Felsen, um bei dem nun zu erwartenden Gefechte geschont zu werden, da sie allein die schweren Verluste von Craonne hatten tragen müssen; den linken Flügel bildeten York und Kleist. Letztere kamen jedoch erst um vier Uhr nachmittags ins Gefecht, als Marmont auf der Straße von Corbeny herankam. Ohne die ihm vom Kaiser zugesandten Befehle erhalten zu haben, versuchte er nach eigenem Ermessen noch einen Angriff auf das nordöstlich von Laon gelegene Dorf Athies und nahm es auch, mußte sich jedoch bald davon überzeugen, daß weitere Fortschritte an diesem Tage nicht mehr zu erzielen sein würden. Auch

Napoleon hatte wenig ausgerichtet, man hatte sich um das Dorf Ardon hin und her gestritten, es war auch schließlich in den Händen der Franzosen geblieben, ohne daß dadurch die Stellung der Verbündeten im geringsten erschüttert werden konnte. Napoleons Vorgehen gegen das ganze Heer Blüchers war eine tollkühne, ja mehr als dies, eine leichtfertige Handlung, die eine furchtbare Niederlage zur Folge gehabt hätte, wenn damals der Befehl über die schlesische Armee nicht völlig ins Stocken geraten wäre. Blücher war schon am 7. März erkrankt, zu einer Augenentzündung gesellte sich heftiges Fieber, das trotz der unglaublichen Widerstandsfähigkeit des siebzigjährigen Soldaten ihn doch endlich zwang, vom Pferde zu steigen und sich einer Kur zu unterziehen. Für eine Stellvertretung war nicht Vorsorge getroffen, Langeron, dem sie als ranghöchstem General von den sechs zur Stelle befindlichen Corpskommandeuren zugefallen wäre, scheute die Verantwortung und forderte Gneisenau auf, im Namen des Feldmarschalls die Anordnungen zu treffen. Aber auch diese sonst so energische Natur hat gerade in diesem so wichtigen Augenblicke ihre Spannkraft verloren. War es ebenfalls körperliches Uebelbefinden, waren es Bedenken dienstlicher Natur, die ihn von der Durchführung eines größeren Unternehmens abhielten, es bleibt eine noch immer unaufgeklärte Erscheinung, daß sich der Mann mit dem weitestreichenden strategischen Blicke unter allen Generalen der Verbündeten, dem es weder an persönlichem Mute noch an Temperament gefehlt hat, am 9. und 10. März vor Laon Unterlassungssünden zu Schulden kommen ließ, die niemand schärfer getadelt haben würde, als er selbst, wenn sie ein anderer begangen hätte. Er ließ Wintzingerode und Bülow ohne Unterstützung im Kampfe mit Napoleon, obwohl er Sacken und Langeron dazu verwenden und den Kaiser in Flanke und Rücken anfallen konnte, er weigerte sich endlich sogar, den herrlichen Erfolg des Nachtgefechtes, das York und Kleist auf ihre eigene Verantwortung gegen Marmont unternahmen, auszunützen. Marmont wurde bei anbrechender Nacht, als er seinen Truppen Ruhe gönnen zu dürfen glaubte, bei Athies überfallen und mit einem Verluste von 2500 Gefangenen, 45 Geschützen und 131 Munitionswagen bis Corbeny zurückgeworfen.[1]) Dadurch war die rechte Flanke Napoleons vollständig bloßgelegt, an Stelle Marmonts standen die zwei preußischen Corps, denen Langeron und Sacken auf dem Fuße folgten. Die Truppen waren in der gehobensten Stimmung und glaubten nicht anders, als daß der Augenblick gekommen sei, dem Feinde, der sich selbst in ihre Gewalt begeben, den Garaus zu machen. Die Verfügungen, die zu treffen waren, leuchteten dem bescheidensten Soldatenverstande ein. Noch in der Nacht war vom Hauptquartier eine Disposition ausgegangen, der zufolge die siegreichen Corps von Kleist und York an die Aisne marschieren und dieselbe übersetzen, Sacken ihnen folgen und Langeron eine Stellung bei Craonne nehmen sollte, um Napoleon, dessen Rückzug von Laon als unzweifelhaft angenommen wurde, den Weg zu verlegen oder, wenn er über Fismes ausweichen sollte, in die linke Flanke zu fallen.

---

[1]) Eine ausführliche Beurteilung des Nachtgefechtes bei Laon enthält das 12. Heft der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften“.

Der Kaiser aber, von der Schwere der Niederlage Marmonts nicht genau unterrichtet und ungewohnt, das Uebergewicht des Gegners anzuerkennen, zog am Morgen des 10. März nicht ab, sondern bereitete einen neuen Angriff auf die fast uneinnehmbare Stellung Bülows bei Laon vor. Diese Verwegenheit hat Gneisenau derart verblüfft, daß er den sicheren Sieg, den die in Bewegung begriffenen Corps erringen mußten, wenn sie in den Rücken Napoleons operierten, aus der Hand gab, indem er die in der Nacht gegebenen Befehle unberücksichtigt ließ und alle Corps in ihre alten Stellungen nach Laon zurückrief. Sämtliche Corpskommandeure, Preußen wie Russen, waren darüber außer sich. Yorck sandte den Grafen Brandenburg ins Hauptquartier, um gegen diese Weisungen Vorstellungen zu machen. Grolman, der mit Gneisenau in den vertrautesten Beziehungen stand und als ein Gesinnungsgenosse desselben bekannt war, ritt selbst nach Laon und erbat für die noch zuwartenden Generale die Erlaubnis, sich gegen Napoleon kehren und ihn angreifen zu dürfen. Sein Rat, seine Bitten fanden bei Gneisenau kein Gehör, es blieb bei dem gegebenen Befehle. Die Truppen und ihre Führer gehorchten im höchsten Unmut und marschierten auf den Wegen zurück, auf denen sie vor wenigen Stunden voll Siegeszuversicht vorgedrungen waren, während Napoleon, nachdem er gegen Bülow und Wintzingerode nur unbedeutende Vorteile errungen hatte, um 4 Uhr nachmittags unbehelligt abzog. Er war einer vernichtenden Niederlage entgangen.[1])

Man steht hier vor einem psychologischen Rätsel. Alle Erklärungen, die von Augenzeugen dieser Vorgänge und von intimen Freunden Gneisenaus gegeben worden sind, reichen nicht hin, um die Erwägungen völlig erkennbar zu machen, von denen sich Gneisenau in jenen Stunden bestimmen ließ. Soll er in der That die Streitmacht Napoleons auf 70000 Mann veranschlagt und ähnliche Ueberraschungen wie im Februar befürchtet haben, oder soll ihn die Verstimmung über die schwächliche Führung der Hauptarmee verleitet haben, dieselben Fehler wie Schwarzenberg zu begehen, oder kann man ihm wirklich die Selbstverleugnung zutrauen, daß er auf den Ruhm verzichtet habe, den letzten entscheidenden Schlag gegen Napoleon auszuführen, um den preußischen Corps den Verlust von einigen tausend Mann zu ersparen? Sicher scheint es zu sein, daß Boyen, der als Generalstabschef Bülows in Laon anwesend war, auf die Entschlüsse Gneisenaus Einfluß gewonnen hat. Boyens Biograph[2]) weist nachdrücklich auf dessen „retardierend einwirkendes politisches Motiv" hin, das in einem am 3. März an Gneisenau gerichteten Schreiben in den Worten zum Ausdruck kam: „Wird die schlesische Armee geschlagen und zersprengt, was möglich wäre, so ist der Rhein verloren und ein schimpflicher Friede gewiß. Bei der schlesischen Armee sind alle preußischen Truppen, und wir müssen diese dem Vaterlande erhalten." Yorck legte sich das allen Beteiligten unbegreifliche

---

[1]) Auch Weil a. a. O. nennt die Lage Napoleons bei Laon „plus critique encore que celle dans laquelle il se trouvait après La Rothière".

[2]) Friedrich Meinecke, „Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen" (Stuttgart, Cotta. 1896), ein längst erwünschtes Werk, dessen ersten, bis jetzt erschienenen Band ich leider nur in seinen letzten Kapiteln benützen konnte.

Verhalten Gneisenaus als eine gegen ihn persönlich gerichtete, vom Neide diktierte Handlung aus. Er würde die Angriffsbewegung gegen Napoleon als ältester der preußischen Kommandeure geleitet haben, mit seinem Namen wäre der endliche Sieg über den Kaiser für immer verbunden gewesen — das habe Gneisenaus Mißgunst nicht zulassen wollen! York verließ, nachdem ihn am 11. auch die mangelhafte Verpflegung seiner durch die Requisitionen verwilderten Leute neuerlich in Aufregung versetzt hatte, am 12. März ohne Erlaubnis sein Corps, um „aus Gesundheitsrücksichten" nach Brüssel zu reisen. Es bedurfte der größten Anstrengungen seiner Freunde, ihn zu seiner Pflicht zurückzubringen. Der alte Blücher, dessen Augenentzündung ihm noch große Schmerzen bereitete, zwang sich zu einigen Zeilen: „Mein alter Kamerad, so etwas darf die Geschichte von uns nicht erzählen, also seid vernünftig und kommt zurück." Prinz Wilhelm schrieb ihm: „Als Ihr Mitbürger, als Ihr Unterfeldherr, als Enkel, Sohn und Bruder Ihrer Könige beschwöre ich Sie, das Kommando nicht niederzulegen." Das wirkte auf den bisweilen wunderlichen, bei aller militärischen Genauigkeit und den besten Eigenschaften eines Truppenführers doch so leicht verletzbaren, empfindlichen Mann.

Es ist nicht unmöglich und wird namentlich von Bernhardi besonders hervorgehoben, daß Bülow und Boyen das Hauptquartier der schlesischen Armee auf die gefährliche Haltung Bernadottes aufmerksam gemacht haben, der mit seinen Schweden bis Lüttich gekommen war und dort Halt gemacht hatte. Man wußte, daß er im lebhaftesten Verkehre mit Paris und mit dem in Belgien kommandierenden General Maison stand, der früher sein Flügeladjutant gewesen war. Wenn auch die Behauptung Marmonts, daß er mit Joseph Bonaparte über ein Bündnis mit Frankreich unterhandelt habe, keine Beweiskraft besitzt und an groben Unwahrscheinlichkeiten leidet, so liegt es ganz im Geiste der Politik und im Kreise der Hoffnungen und Bestrebungen des Kronprinzen von Schweden, daß er sich Anhänger im französischen Heere schaffen und jedenfalls nichts unternehmen wollte, was seinen Handlungen den Charakter einer Feindseligkeit gegen Frankreich verleihen konnte. Daß er daran denke, die in Belgien zurückgebliebenen kleineren preußischen Corps zu entwaffnen und sich in den Besitz des Landes zu setzen, um in Verbindung mit seiner Partei, die ja aus der Armee hervorgegangen war, die Friedensbedingungen vorzuschreiben und die Wahl des neuen Staatsoberhauptes in Frankreich zu seinen Gunsten zu entscheiden, kann von Boyen, der den Gascogner gewiß mit höchstem Mißtrauen beobachtete, geglaubt worden und Gneisenau als nahe bevorstehend vorgestellt worden sein. Aber auch diese Vermutung vermag das Versäumnis bei Laon und die Unthätigkeit der schlesischen Armee in den darauf folgenden acht Tagen nicht zu rechtfertigen. Es muß im Gegenteil offen ausgesprochen werden, daß das Benehmen der preußischen Heeresleitung vom Uebergang über die Aisne bis zum Marsch nach Paris genau nach dem Geiste geleitet wurde, dem Schwarzenberg bei La Rothière und Troyes gefolgt war. Die Pflichten, die ihr in dem Augenblicke auferlegt waren, als man ihr die besterhaltenen Corps von den nachrückenden Truppen zuwies und sie zur Verfügung über die größte Armee der Verbündeten berief, hat sie nicht erfüllt, denn die gingen jedenfalls weiter, als den Angriff Napoleons bei Laon abzuweisen.

Seinen neuen strategischen Ideen von der Kriegführung im Rücken des Gegners nachhängend, wandte sich der Kaiser ostwärts gegen Reims, überfiel dort die nicht unbeträchtlichen Corps St. Priest und Jagow, schlug sie und setzte sich in den Besitz von Reims, ohne von einer nennenswerten Abteilung der schlesischen Armee verfolgt zu werden. „Hätte sich Bonaparte an Blüchers Stelle befunden," meint Clausewitz, „so würde er seinem geschlagenen Gegner auf der Straße von Soissons gefolgt sein, die Aisne im Angesicht desselben überschritten und ihn über Hals und Kopf nach Paris geworfen haben." Es war Napoleon gewiß nur sehr angenehm, daß er nicht genötigt war, mit den traurigen Resten seiner Armee in der Hauptstadt zu erscheinen und sich dort die Friedensbedingungen vorschreiben zu lassen; denn er lebte noch immer in dem Wahne, daß er durch seine zwar sehr merkwürdigen, aber ebenso zwecklosen Bewegungen an der Marne seine Gegner aus Frankreich hinausmanövrieren könne. Er wollte den Frieden überhaupt nicht, er wollte den Krieg fortführen, und wenn Frankreich darüber zu Grunde ginge. Wenn den Bauern die Dächer ihrer Häuser über dem Kopfe angezündet werden, meinte er, dann bleibt ihnen nichts mehr übrig, als die Flinten zur Hand zu nehmen und die „levée en masse" zu bilden, wie er sie sich dachte, wild und verwegen, durch Grausamkeiten den an die regelmäßige Kriegführung gewöhnten Feind erschreckend. Er rechnete auf die Besatzungen der Festungen und die Brigaden, die Suchet noch in Katalonien hatte, zur Stärkung seiner Feldarmee, er nahm sogar den Antrag Murats ernst, wieder zu ihm übergehen und mit Prinz Beauharnais vereint die Oesterreicher aus Italien vertreiben zu wollen.

Durch die Nachrichten von der Wendung der Dinge am nördlichen Kriegsschauplatze hatte sich auch Schwarzenberg bestimmen lassen, wieder an die Seine vorzugehen und sie sogar durch seinen linken Flügel überschreiten zu lassen, der bis in die Nähe von Provins kam. Die Marschälle Macdonald und Oudinot zogen sich langsam zurück. Diese Bewegung kam jedoch sofort ins Stocken, als man von Napoleons Anwesenheit in Reims erfuhr, und nun die Besorgnis wieder erwachte, die französische „Hauptmacht" werde die Armee Schwarzenbergs in der rechten Flanke umgehen und ihr den Rückzug an den Rhein abschneiden. Man wollte sofort an das rechte Ufer der Aube zurück und die bewährte Stellung bei Trannes aufsuchen, durch welche die Verbindung mit Langres gesichert wurde. Schwarzenberg hätte demnach mit seinen 122 000 Mann, die er infolge eingetroffener Verstärkungen gegen den Feind verwenden konnte, nicht gewagt, Napoleon die Stirne zu bieten, wenn ihm dieser noch Zeit gelassen hätte, den Rückzug in geordneten Verhältnissen anzutreten. Napoleon hatte sich aber in Reims nach kurzer Rast entschlossen, den Gegner selbst aufzusuchen. Er war dabei von Vorstellungen geleitet, die eben so unrichtig waren, als die über das schlesische Heer, als er es bei Laon angriff, aber er traf insofern das Richtige, als er voraussetzte, seine bloße Annäherung werde Schwarzenberg in Schrecken versetzen. Marmont und Mortier wurden mit 23 000 Mann bei Reims und an der Aisne zurückgelassen, um die schlesische Armee zu beobachten, er selbst schl... mit nicht viel mehr als 16 000 Mann die Richtung nach Arcis sur
Er konnte auf dem Wege dahin ungefähr 11 000 Mann Ve

ziehen, die ihm der rastlos thätige Bruder Joseph aus Paris nachgesendet hatte, außerdem befahl er Macdonald, der etwa 30000 Mann bei sich hatte, sich mit ihm bei Arcis zu vereinigen. Wäre man im Hauptquartiere der Verbündeten in Kenntnis von diesen Truppenzahlen gewesen, so würde man vielleicht die Möglichkeit erkannt haben, mit einem Teile der eigenen Macht, etwa den unter dem Befehle des Kronprinzen von Württemberg stehenden drei Corps die Marschälle festzuhalten und Napoleons Angriff durch Wrede, der allein 24000 Mann hatte, und die Reservearmee unter Barclay annehmen zu lassen. Die Niederlage des Kaisers war um so sicherer vorauszusehen, als ja in seinem Rücken sehr bald die Vortruppen der schlesischen Armee erscheinen mußten. Aber man hatte große Vorstellungen von den Mitteln, über die Napoleon noch immer verfügen sollte, und konnte sich ihn nicht anders als an der Spitze einer stattlichen Armee denken. Es herrschte daher unter den Verbündeten keine geringe Bestürzung, als man sich überzeugen mußte, daß man vor Napoleon nicht mehr das Weite suchen durfte, weil das eigene Heer, zwischen Nogent an der Seine und Lesmont an der Aube zerstreut, nicht rasch genug nach Trannes zurückgezogen werden konnte.

Napoleon war mit seiner Kolonne am 18. März in Fère-Champenoise, am 19. bei Plancy an der Aube, er konnte noch gegen Abend über diesen Fluß setzen und bis Méry vorgehen, wo er auf Truppen des Kronprinzen von Württemberg stieß. Am darauffolgenden Tage erschienen auch schon die Spitzen von Macdonalds Corps mit dem Führer selbst bei Plancy, aber Oudinot war noch mindestens einen Tagemarsch zurück und konnte nicht vor dem folgenden Morgen bei Arcis erwartet werden, wohin Napoleon sich wandte, um durch sein Erscheinen in der rechten Flanke der Verbündeten deren Rückzug zu beschleunigen. Einige wenig bedeutende Gefechte mit Wrede, die sich am 20. abspielten, legte er sich sofort wieder als Siege aus, so daß er gar nicht daran zweifeln mochte, daß seine Absicht, Schwarzenbergs Armee durch sein Erscheinen an der Aube aus diesen Gegenden zu verscheuchen, bereits gelungen sei. Um so größer war sein Erstaunen, als er sich, in der Meinung, zur Verfolgung übergehen zu können, am Vormittag des 21. März einer südlich von Arcis sur Aube in Schlachtordnung gestellten Armee gegenübersah. Schwarzenberg hatte sich, dem Drängen Radetzkys nachgebend, der schon seit dem Abmarsche Napoleons für eine kräftige Initiative eingetreten war, endlich doch entschlossen, den Kampf aufzunehmen, obwohl selbst Zar Alexander dies noch immer für höchst gefährlich erklärte und es lieber gesehen hätte, wenn man doch bis Trannes zurückgegangen wäre. Aber der österreichische Feldherr war weit davon entfernt, im Bewußtsein seiner thatsächlichen Ueberlegenheit selbst zum Angriff überzugehen, er wollte die Schlacht nur zur Verteidigung annehmen, und erließ keine Disposition, die darauf hingedeutet hätte, daß er an ein Zurückwerfen des Gegners denke. Als Napoleon die Stellung der Verbündeten überblickte, war es ihm sofort einleuchtend, daß er sich hier in kein Gefecht einlassen dürfe. Er hemmte den Marsch seiner Kolonnen und ordnete unverzüglich den Rückzug an. Zu diesem ließ ihm Schwarzenberg vier volle Stunden Zeit, während welcher die Franzosen in dem Engpaß von Arcis hätten aufgerieben werden können, wenn von Seite des Gegners gegen sie mit Energie vorgegangen worden wäre. Erst um 3 Uhr

nachmittags gab Schwarzenberg das Signal zum Angriff, viel zu spät, um den Feind noch zum Stehen bringen zu können. Der Kronprinz von Württemberg erstürmte Arcis, das von den Brigaden Oudinots tapfer verteidigt wurde. Wrede ging bei Lesmont über die Aube, um den Weg nach Brienne zu decken, den Napoleon einschlagen konnte — eine eigentliche Schlacht konnte sich nicht mehr entwickeln. In einer der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften" des preußischen Generalstabes, die sich mit dem Feldzuge von 1814 beschäftigen,[1]) wird das Resultat der Schlacht bei Arcis folgendermaßen beurteilt: „Nochmals war es dem Kaiser gelungen, der ihm zugedachten (?) Niederlage zu entgehen. Aehnlich wie zehn Tage vorher bei Laon hatte ihn auch hier seine Geringschätzung des Gegners dazu verleitet, mit einem Engweg im Rücken einem weit überlegenen Feinde gegenüberzutreten. In beiden Fällen würde ein rechtzeitiger Angriff desselben ihn unfehlbar erdrückt haben; allein hier wie dort blieb ein solcher aus." Für den nächsten Tag wurde die Verfolgung in Aussicht genommen. Noch während der Nacht erfuhr man im Hauptquartiere, daß sich auch Blücher der Aube nähere, daß daher die Vereinigung mit ihm in Kürze erfolgen könne. Dies ermutigte Schwarzenberg zur Fortsetzung der Bewegung, die zu einem nochmaligen Zusammenstoß mit dem Feinde führen sollte.

Die schlesische Armee war am 18. März bei Berry au Bac über die Aisne gegangen, am 19. hatte Wintzingerode Reims besetzt, während York und Kleist sich den Marschällen Marmont und Mortier links vorlegten und ihnen den Marsch nach Epernay oder Chalons, wohin sie der Kaiser berufen hatte, verwehrten. Ein aufgefangener Brief des letzteren an Marie Louise belehrte Gneisenau, daß die Schlacht an der Aube, zu welcher er seine 100000 Mann noch heranbringen zu können geglaubt hatte, bereits geschlagen sei, daß der Kaiser Paris preisgab, um sich in den Rücken der Hauptarmee zu werfen. Die Aufgabe der schlesischen Armee konnte demnach keine andere sein, als dem Feinde nachzueilen und ihn so bald als möglich zur Schlacht zu zwingen. Auf dem Wege mußte sich die Verbindung mit Schwarzenberg von selbst ergeben. York und Kleist blieben bei Chateau Thierry und hatten den Marschällen zu folgen, die sich nach Vertus und Bergère gewendet hatten. Bülow stand bei Soissons bereit, sich entweder nach Paris oder an die Marne zu wenden, die drei russischen Corps gingen an beiden Ufern der Marne aufwärts. Bei Sommesous fand die Berührung mit den nach Norden sich ausbreitenden Reitergeschwadern Schwarzenbergs statt; dagegen war die Verbindung zwischen Marmont und Napoleon durch die Russen bereits unmöglich gemacht. Wenn die Marschälle gegen Chalons marschierten, stießen sie auf Woronzow, wenn sie sich nach Chateau Thierry zurückwendeten, fielen sie York und Kleist in die Hände.

Trotzdem nun mindestens 150000 Mann sofort in Marsch gesetzt werden konnten, um Napoleon selbst die Spitze zu bieten, wo man ihn nur träfe, während andere 70000 zu allen möglichen Sicherungen verwendet werden konnten, hat man noch am 23. März im großen Hauptquartier die Lage für „sehr mißlich" gehalten. Was man sehnlichst herbeiwünschen mußte, daß sich Napoleon plötzlich

[1]) Der Anteil des schlesischen Heeres an der Schlacht von Paris. Heft 13.

umkehre und sich den an der Marne versammelten Feinden entgegenstelle, erachtete man als eine Gefahr. Erst am 24., als das Hauptquartier von Sommepuis gegen Vitry aufzubrechen im Begriffe war, hat sich eine wesentliche Veränderung in der Anschauung der Verhältnisse eingestellt. Zahlreiche aufgefangene Korrespondenzen zwischen Paris und der Hauptmacht Napoleons gaben überzeugende Kunde von der Schwäche der letzteren, von der Ermattung und Niedergeschlagenheit seiner Truppen, von der Gärung in Paris und den Besorgnissen der kaiserlichen Beamten, die der Bewegung nicht mehr zu steuern wußten. Am Morgen dieses Tages war Schwarzenberg mit seinem Stabe bereits zu den Truppen, die sich nach Vitry bewegten, abgeritten, als der Zar mit seinen Generalen Kriegsrat hielt, um ihre Meinung darüber zu hören, was nach der Vereinigung mit Blücher zu unternehmen sei. Da war es Toll,[1]) der, entgegen den Ansichten Barclays und Diebitschs, den Antrag stellte, man solle Napoleon von einem Reitercorps von 10 000 Mann beobachten lassen und mit der ganzen Macht sofort umkehren und nach Paris rücken. Es wurde berechnet, daß man sich der Hauptstadt längst bemächtigt und versichert haben könne, ehe Napoleon in deren Nähe zurückgelangt sein könne. Alexander war von diesem Plane sofort eingenommen und setzte sich zu Pferde, um den König von Preußen und den Fürsten Schwarzenberg darüber zu befragen. Man traf die beiden an der Straße nach Vitry. Die Besprechung fand im Freien statt, Toll breitete die Karte auf der Erde aus, darauf trat der Zar mit dem Könige und dem Fürsten Schwarzenberg hinzu und setzte ihnen selbst auseinander, welche Maßregeln getroffen werden müßten. Der König und der Fürst gaben dem Vorschlage des Zaren mit Begeisterung ihre Zustimmung und konnten nicht anders als einen glänzenden Erfolg dieser wichtigen Bewegung vorhersehen. So berichtet der englische Militärbevollmächtigte Lord Burghersh.

Der Uebergang über die Marne wurde sogleich eingestellt und den Corpskommandeuren zunächst im tiefen Geheimnis als nächste Vereinigunspunkte La Fère-Champenoise und Etoges bezeichnet. Nur Wintzingerode nahm mit 8000 Reitern und 46 Geschützen den Weg nach St. Dizier mit der Aufgabe, sich als den Vortrab des Hauptheeres zu bezeichnen und für die Monarchen Quartier zu bestellen. Sämtliche Kosakenführer erhielten den Auftrag, mit ihren Scharen alle Wege nach Paris zu bedecken, alle Verbindungen abzuschneiden und den Marsch der vereinigten Heere mit einem dichten Schleier zu umgeben. Kaiser Franz war von Bar sur Aube, wo er sich bis dahin aufgehalten, nach Dijon in Sicherheit gebracht, um einer unfreiwilligen Begegnung mit dem Schwiegersohne enthoben zu sein, der wirklich schon am 25. März in Bar eintraf. Der Zar und der König von Preußen nahmen an dem Marsche ihrer Heere nach Paris teil, die an demselben Tage bei La Fère-Champenoise auf

[1]) Bernhardis Nachweis, daß Schwarzenberg bei dem entscheidenden Kriegsrate nicht anwesend war, wird wohl kaum beseitigt werden können. Es ist daher mindestens unwahrscheinlich, was Thielen behauptet, daß Schwarzenberg den Gedanken des Marsches nach Paris zuerst gefaßt und mit dem Zaren darüber schon völlig im reinen gewesen sei, als er das Hauptquartier verließ. Wenn er die Dispositionen zur Umkehr der Armee treffen wollte, hatte er in Vitry gewiß nichts mehr zu thun.

Marmont und unweit davon auf eine zweite feindliche Marschkolonne unter General Pacthod stießen. Mit 10000 Reitern wurde Marmont geworfen, Pacthod umzingelt, seine 5000 Mann blieben tot oder gerieten in Gefangenschaft. Dennoch gelang es den Verbündeten nicht, den Rest der Corps, die von Marmont und Mortier geführt wurden, noch vor Paris einzuholen und einzuschließen, weil es ihnen an einem einheitlichen und zugleich die Verhältnisse überblickenden Oberkommando gefehlt hat. Die Marschälle entkamen samt ihren Truppen, indem sie über Provins auswichen und mit anerkennenswerter Raschheit über Nangis, Melun und Corbeil die bedrohte Hauptstadt zu erreichen suchten. Am 29. März gelangten sie bis Charenton.

Die schlesische Armee bewegte sich über Coulommiers an die Marne, schlug Brücken bei Trilport und Nanteuil, nahm nach kurzem Widerstande der dort gesammelten Nationalgarden Meaux und Claye und hätte am 29. vor den Thoren von Paris stehen, wahrscheinlich sich auch derselben bemächtigen können, wenn man sie in ihrem Siegeszuge nicht aufgehalten hätte. Zar Alexander wollte aber an der Spitze seiner Garden in Paris einziehen und machte dem König von Preußen ohne Schwierigkeit begreiflich, daß seine Truppen, denen man im offenen Felde immer bereitwillig den Vortritt gewährt hatte, nicht gut genug uniformiert seien, um bei den eleganten Parisern einen guten Eindruck von der Armee beizubringen, die das stolze Frankreich besiegt hatte. Die Leute Yorks und Kleists hatten vielfach geflickte Röcke am Leibe, ihr Schuhwerk war zerrissen und teilweise durch Lumpen ersetzt, die Pferde waren abgetrieben, die im Schlachtengetümmel zerbrochenen Räder der Geschütze durch Räder von Bauernwagen ersetzt; so konnte man nicht mit ihnen paradieren. Man kann kaum glauben, daß es ein preußischer König war, der bei Claye, als er an das Yorksche Corps herankam, dem General, der ihm sein „braves erstes Corps" meldete, keine andere Antwort zu geben wußte, als: „Sehen schlecht aus, schmutzige Leute." Diese Helden mit ungeschorenen Bärten und zerrissenen Hosen, die ihre „Propreté" im Kampfe für das preußische Königtum eingebüßt hatten, mußten zur Seite marschieren, um den geschonten Garden Platz zu machen; sie wurden an die Nordseite von Paris geführt und hatten dort allerdings die Ehre, den festesten Punkt von Paris, den Montmartre, zu erstürmen, aber sie durften mit ihren Biwakgestalten nicht die Boulevards verunzieren. Auch den Garden aber blieb der Pulverrauch nicht erspart. Da man mit der Verschiebung der Truppenkörper einen Tag verloren hatte, waren die Marschälle am 30. morgens nach Paris gelangt und hatten im Vereine mit den Rekruten, die man in der Hauptstadt vorfand, im Westen und Norden derselben eine sehr günstige Stellung eingenommen.

Es wäre dem Fürsten Schwarzenberg mit seinen 120000 Mann ohne Zweifel möglich gewesen, diese Stellung zu umgehen und von Süden und Westen in Paris einzudringen, aber er fand, daß es jetzt zu dem so beliebten Manövrieren nicht mehr Zeit sei, er und der Zar wollten sich so rasch als möglich, auch mit schweren Opfern, in den Besitz von Paris setzen, weil sie glaubten, daß ihnen Napoleon und seine Armee auf den Fersen sitze. Der Kaiser hatte sich am 26. durch ein Gefecht bei St. Dizier davon überzeugt, daß er keine

nennenswerte Macht vor sich habe. Wintzingerodes Widerstand war leicht gebrochen worden; von den zahlreichen Gefangenen, die man machte, erfuhr man, daß beide Armeen, die bei Arcis zur Schlacht bereit gestanden waren, auf dem Marsche nach Paris begriffen seien. Entgegen seinem ersten Gedanken, sich in die Vogesen zu werfen und mit den Besatzungen der Festungen zu vereinigen, entschloß sich Napoleon, von seinen Generalen gedrängt, der gefährdeten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen. In Gewaltmärschen, unter welchen seine Truppen ein Drittel ihres Bestandes einbüßten, zog der Kaiser über Troyes und Sens nach Fontainebleau. Aber er konnte zu dem entscheidenden Kampfe nicht mehr zurecht kommen.

Am 29. hatte Joseph Bonaparte der Kaiserin und den Würdenträgern des Reiches bekannt gegeben, daß sein Bruder, für den Fall der Annäherung einer großen feindlichen Macht, die Abreise seiner Frau, seines Sohnes und der obersten Regierungsorgane aus Paris verfügt habe. Er setzte es durch, daß diese sofort mit den Ministern nach Tours aufbrachen. Am Tage darauf schlugen sich die Marschälle bei Paris mit großer Tapferkeit. Marmont erhielt schon um 11 Uhr vormittags von Joseph Bonaparte die Ermächtigung, wenn er es für nötig fände, Paris dem Feinde zu übergeben. Er setzte jedoch den Kampf fort und lieferte, wie er bescheiden sagt, „mit 7500 Mann Infanterie und 1500 Reitern gegen eine Armee von 50000 Mann eine der glänzendsten Schlachten, welche in den Annalen Frankreichs verzeichnet sind“. Es kostete den Heerteilen des Prinzen Eugen, den russischen und preußischen Garden, der schlesischen Armee und dem österreichischen Corps Gyulai noch 8000 Tote und Verwundete, bis sie die Feinde, die ihnen den Einmarsch nach Paris verwehrten, aus Pantin, Romainville, Montreuil und Vincennes vertrieben hatten. Um 5 Uhr nachmittags erst sahen sie von den beherrschenden Höhen auf die stolze Stadt herab, gegen die sie nun ihre Feuerschlünde richten konnten. Während der Nacht schloß Marmont eine Kapitulation, durch welche Paris den Verbündeten eingeräumt, seinen Truppen aber der Rückzug nach Fontainebleau gestattet wurde. Die dahin abmarschierenden Kolonnen trafen auf den Kaiser, der seinem Heere vorangeeilt war, um in seiner Hauptstadt den hartnäckigsten Widerstand zu organisieren und dadurch die Verbündeten zu Unterhandlungen mit ihm zu zwingen. Die Generale, die sich um ihn sammelten, erklärten jedoch einmütig, daß eine Erneuerung des Kampfes nicht möglich und die Hauptstadt verloren sei. Sie sagten ihm, daß die Arbeiterbevölkerung der Vorstädte sich ruhig verhalte, daß man auch keine Gewehre besitze, sie zu bewaffnen, daß sich aber die weißen Kokarden und die Lilien der Bourbonen an den Hüten und in den Händen vieler Bewohner der vornehmen Stadtteile mehrten, daß seine ehemaligen Getreuen und Großwürdenträger, wie Talleyrand, im Begriffe seien, eine neue provisorische Regierung einzusetzen. Nach einer mehr burlesken als heroischen Scene auf der Landstraße ließ er sich doch endlich bestimmen, nach Fontainebleau zurückzukehren und einen Adjutanten zu Marmont nach Paris zu senden, um diesen zu sich zu berufen.

Am 31. März vormittags zogen die Verbündeten in Paris ein. Voran einige Reitergeschwader, dann der Zar und der König von Preußen, in ihrer Mitte der Fürst Schwarzenberg. Ihnen folgten russische und preußische Garden,

sechs österreichische Grenadierbataillone und ein württembergisches Infanterieregiment. Das Volk von Paris war in Hunderttausenden auf den Straßen und jubelte den Siegern als Befreiern zu. Nur die republikanisch gesinnte Arbeiterbevölkerung einiger Vorstädte hielt sich zurückgezogen. Die strenge militärische Haltung der Truppen machte den besten Eindruck, ebenso das anspruchslose Benehmen der Souveräne, die dem um sie sich drängenden Volke zuriefen, sie brächten den Frieden und den Wohlstand. Eine in die meisten deutschen Blätter aufgenommene, nach München gerichtete Schilderung der Vorgänge dieses merkwürdigen Tages schließt mit den Worten: „Die Feinde werden zu Rettern; die Oberhäupter halten, ehe sie in ein Haus eintreten, auf einem öffentlichen Platze (in den Champs Elysées), um ihre Truppen vor sich defilieren zu lassen, Handhabung der Disziplin anzuordnen und alle Unordnungen zu verhüten. Um 3 Uhr, nach Erfüllung dieser großen militärischen und Zivilanordnungen, begaben sich die hohen Chefs der drei Armeen in das Haus des Fürsten von Benevent (Talleyrand). Souveräne, geboren auf dem Throne, anstatt wie Bonaparte zu Wien, Berlin und Moskau sich in kaiserliche und königliche Schlösser einzuquartieren, verlangen Privathäuser: der Kaiser von Rußland wohnt bei dem Fürsten von Benevent, der König von Preußen bei dem Herrn Beauharnais und der Fürst von Schwarzenberg bei dem General Sebastiani". Schon am Nachmittag, nachdem die Truppen in ihre größtenteils außerhalb der Barrieren gewählten Stationen abgezogen waren, wimmelte es in den Straßen der Hauptstadt, noch mehr aber in den berühmten Restaurants derselben von fremden Offizieren, die überall der Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung wurden. Eine von Alexander gezeichnete Erklärung wurde an den Straßenecken angeschlagen, in welcher die verbündeten Herrscher versprachen, den Wunsch der französischen Nation zu genehmigen: „Sie werden nicht mehr mit Napoleon Bonaparte, noch mit einem seiner Familie unterhandeln, jedoch die Integrität des alten Frankreich respektieren, so wie dasselbe unter seinen gesetzmäßigen Königen bestanden hat; sie können selbst noch mehr thun, weil sie beständig sich zu dem Grundsatze bekennen, daß Frankreich zum Glücke Europas groß und stark sein müsse; sie werden die Konstitution, welche sich die französische Nation geben würde, anerkennen und garantieren. Sie laden demnach den Senat ein, ein provisorisches Gouvernement zu ernennen, welches den Bedürfnissen der Administration vorstehen und die Konstitution vorbereiten könne, die dem französischen Volke angemessen sein wird".

Noch rechnete man mit der Aussicht auf Fortsetzung des Krieges durch Napoleon. Dieser dachte auch nicht anders, als daß er vor Paris ziehen, eine Schlacht schlagen, die Verbündeten besiegen und sich an dem verräterischen Volke rächen müsse, das ihn und das Vaterland verlassen habe. Aber seine Macht zerbröckelte unter seinen Händen. Es waren etwa 50000 Mann, die er im Süden seiner Hauptstadt sammeln konnte, aber es waren abgehetzte, mutlose Scharen, geführt von Generalen und Offizieren, die den Kaiser bereits verloren gegeben hatten. Niemand wollte mehr für ihn sein Leben wagen. Marmont war der erste, der mit dem Gegner sich abfand, zu ihnen überzugehen bereit war. Indem er die provisorische Regierung, die sich unter dem Vorsitze

Talleyrands mit Zustimmung des Senats konstituiert hatte, anerkannte und ihr sein Corps zur Verfügung stellte, gab er für die ganze Armee das Zeichen zum Abfall von ihrem Kaiser und Kriegsherrn, dem allein sie eidlich verpflichtet war. Er stand mit seiner Gesinnung jedoch nicht allein. Auch die anderen Marschälle fielen von Napoleon ab, indem sie ihm den Gehorsam kündigten. So unähnlich die Ereignisse von Pilsen und Eger und die Katastrophe Wallensteins von den Scenen sind, die sich damals in und bei Fontainebleau abgespielt haben,[1]) so beweisen sie doch übereinstimmend, daß die Werkzeuge militärischer Emporkömmlinge nur so lange verläßlich sind, als sie ihr Interesse an dieselben bindet. Die Subordination ist kein ethisches Band, Erfolg und Macht, durch brutale Ausnützung der Waffengewalt begründet, vermag die auf der Tradition beruhende Kraft des volkstümlichen Fürstentums nicht zu ersetzen. Die Männer, auf welche Napoleon am sichersten zählen zu können glaubte, Berthier, Lefèbvre, Oudinot, Macdonald, haben ihn erbarmungslos im Stiche gelassen und mit einem nicht mißzuverstehenden Appell an die in ihren Händen befindliche Gewalt zur Abdankung gezwungen. Diese sollte zwar nur zu Gunsten des Königs von Rom und einer Regentschaft der Kaiserin verstanden werden, weil diese den Würdenträgern des Kaiserreichs gewiß den größten Einfluß versprach, aber für sie sich mit dem Degen in der Faust noch einmal einzusetzen, war keiner von den verwöhnten Günstlingen des großen Soldatenkaisers mehr bereit. Die Aussicht auf eine günstige Fortsetzung des Krieges war für die herabgekommenen Reste der Armee gewiß nicht groß, aber es ist doch immerhin fraglich, ob die letzten Entschlüsse der Verbündeten sich nicht anders gestaltet hätten, wenn die Adler der ruhmgekrönten Regimenter erhoben geblieben wären, wenn die Streitkräfte des Kaisers eine feste Stellung eingenommen und sich zu einem letzten Verzweiflungskampfe entschlossen gezeigt hätten.

Während die Abgesandten Napoleons, zu denen sich auch Marmont gesellt hatte, mit dem Zaren Alexander am 5. April in Paris unterhandelten, verließen die 10000 Mann, die unter Marmonts Befehl standen, ihren Posten in Essonne und zogen unter Souhams Führung durch die Truppen der Verbündeten hindurch nach Versailles. Dort verursachten die Soldaten zwar einen großen Tumult; die Erhebung war jedoch keine nachhaltige und hinderte nicht den weiteren Abmarsch nach Norden, wo das Corps außer Verbindung mit dem kaiserlichen Hauptquartier zu Fontainebleau stand. Dort mußte man sich nun überzeugen, daß nur eine unbedingte Abdankung angenommen werden würde, nachdem der Zar und Talleyrand sich über die Rückberufung der Bourbonen bereits geeinigt hatten. Die Royalisten bildeten in Paris die einzige Partei, die auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß nahm, die Bonapartisten waren geschlagen, die Republikaner aber ohne jede Organisation. Napoleon dachte wohl noch einmal daran, mit der Armee nach Italien durchzubrechen und sich mit dem Vizekönig Eugen zu vereinigen, er mußte jedoch abermals von den Führern derselben erfahren, daß sie ihm nicht folgen würden. Er soll auch den Versuch

---

[1]) Sie haben neuerdings in den Souvenirs von Macdonald eine sehr offenherzige Darstellung erfahren.

gemacht haben, sich durch Gift das Leben zu nehmen, aber es wirkte nicht genügend, der Kaiser blieb am Leben und gab am 11. April die Erklärung ab, daß er für sich und seine Familie auf Frankreich verzichte. Die Versorgung, die ihm vom Zaren ausgewirkt wurde, nahm er an, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nichts Besseres zu erlangen sei. Er behielt den Kaisertitel, wurde Souverän der Insel Elba und Pensionär von Frankreich mit zwei Millionen Franken. Die Kaiserin erhielt die Herzogtümer Parma und Piacenza, der König von Rom den Titel eines Prinzen dieser Länder. Die Mitglieder der Familie Bonaparte wurden sämtlich mit Renten ausgestattet, die, mit Ausnahme des ehemaligen Königs von Holland, von allen angenommen wurden. Die Kaiserin Maria Louise, deren Regentschaft sich seit ihrer Abreise von Paris nicht weiter als auf den Ort ihres Aufenthaltes erstreckte, befand sich zu Blois in einer äußerst peinlichen Situation, da ihr der Uebergang von der großartigen Stellung, die sie an der Seite ihres Gemahls bisher eingenommen hatte, zu der Rolle eines überflüssig gewordenen Inventarstückes weder von ihrer Umgebung noch von der provisorischen Regierung erleichtert wurde. Hat man sich doch nicht gescheut, ihr alles Bargeld des Familienschatzes, Diamanten und Perlen, die ihr von Napoleon geschenkt worden waren, und ihr Tafelsilber durch einen frechen Kommissär abnehmen zu lassen, so daß sie mit ihrem Sohne und den wenigen Damen, die bei ihr ausharrten, auf die Gastfreundschaft des Bischofs von Orleans angewiesen war,[1]) wohin sie am 10. April gelangte. Sie hat sich zwar mit dem Gedanken beschäftigt, ihr weiteres Geschick an der Seite des Gatten zu erwarten, aber zu einem festen Pflichtbewußtsein kam sie doch nicht, sondern erwartete die Befehle ihres Vaters, dessen Hülfe sie in den verzweifeltsten Briefen anrief. Kaiser Franz, der in der Wahrung männlicher Würde nie sehr glücklich gewesen war, verfügte nicht über jene ritterliche Gesinnung und über die persönliche Gewandtheit, die erforderlich gewesen wäre, um seiner Tochter sofort aus der Verlegenheit zu helfen. Er ließ sie ziemlich lange auf seine persönliche Vermittlung warten und scheint sie dann leicht bestimmt zu haben, auf persönliche Abschiednahme von ihrem Gemahl zu verzichten. Es ist schwer zu entscheiden, ob es überhaupt die Absicht der Kaiserin war, sich im Herbst in Elba einzufinden, was dem Kaiser versprochen wurde; sie war sehr zufrieden darüber, daß er den Vorwand notwendiger körperlicher Erholung in der Heimat als Entschuldigung für längere Abwesenheit von ihm anerkannte und ihr dadurch volle Freiheit der Bewegung einräumte. Sie nahm im Schlosse Rambouillet, wo sie ihr Vater aufgesucht hatte, noch die Besuche des Zaren und des Königs von Preußen entgegen, die man ihr nicht erlassen konnte, und trat am 23. April ihre Rückreise über Versailles, Provins, Troyes, Dijon und Basel an, während Napoleon zwei Tage vorher von Fontainebleau den Weg nach Fréjus eingeschlagen hatte, wo er sich auf einer englischen Fregatte einzuschiffen hatte. Sein Benehmen in den Tagen des hereingebrochenen Unglücks war weder großartig noch mitleiderregend. Er war eigensinnig und feilschte mit den Kommissären der Verbündeten über den mit ihm zu vereinbarenden Vertrag, schwatzte unauf-

---

[1]) Helfert, Maria Luise.

hörlich und suchte sich bei jedermann zu rechtfertigen. Noch an dem zur Abreise bestimmten Morgen wollte er die Abdankung, die er am 11. April unterzeichnet hatte, wieder zurücknehmen, ließ die ganze Reisegesellschaft mehrere Stunden lang warten und unterhielt sich, indem er, auf die verbündeten Monarchen, namentlich auf seinen Schwiegervater und den König von Preußen schimpfend, im Zimmer auf und ab lief. Man mußte ihn aufmerksam machen, daß er sich durch Widerstand gegen die Anordnungen der Verbündeten dem Verluste der Vorteile aussetze, die sie ihm gewährleistet hatten, damit er sich endlich um 12 Uhr mittags dazu verstand, in den Wagen zu steigen. Herzlich war nur der Abschied von den Garden, unter denen sich noch viele Zeugen seiner glänzendsten Siege befanden, den einzig wahren und aufrichtigen Anhängern, die er besaß. Er war ein großer General gewesen und seine Soldaten hatten alle Ursache, ihn zu lieben; den Mantel des Kaisers hat er nie mit Anstand zu tragen verstanden, er brachte es in demselben nicht weiter als zu dem Erfolge eines Schauspielers von mäßigem Talent. Darum verließen ihn die Höflinge so rasch, als er im letzten Akte des Schauspiels durchgefallen war. Als aber der Soldat im Hofe zu Fontainebleau zum letztenmal das dreifarbige Band am Adler küßte, der ihm in allen großen Schlachten vorgetragen worden war, da waren es Thränen echter Rührung und wahren Schmerzes, die über das Antlitz eines der größten Heerführer aller Zeiten rannen, und aus den Tiefen der Menschenbrust drangen die erstickten Abschiedsrufe der einfachen, braven Kriegsleute, die ihn umringten und seine Hände mit Küssen bedeckten.

Der Kaiser war abgesetzt, das Kaisertum von der Nation verleugnet worden, die es einst als das Werk ihres eigenen Willens, als den Abglanz ihres Ruhmes bejubelt hatte. An seine Stelle trat das Königtum der Bourbonen, weil es für den Augenblick das bequemste und einfachste Auskunftsmittel zur Wiederherstellung geordneter Verhältnisse bot. Das innere Band zwischen diesem Hause und der französischen Nation war längst zerrissen, seitdem es keine bedeutende Natur mehr unter den Nachkommen Ludwigs XIV. gegeben hat. Das Talent und die politische Kraft dieses wahrhaft großen Mannes hat die Familie erschöpft, die mit Heinrich IV. einen so glänzenden Aufschwung genommen hatte; sie hat seither weder über Intelligenz noch über Thatkraft verfügt, war ohne Gemüt und ohne irgend welche anziehende Eigenart, an der das Volk sich hätte erfreuen können — eine ganz uninteressante, geist- und geschmacklose Sippe, die dem in den alten Grenzen wiederhergestellten Staate nichts zu bieten vermochte. Auf wahre Sympathie konnte von den Brüdern des hingerichteten Ludwigs XVI. keiner Anspruch machen. Weder der Graf von Provence, der nun als Ludwig XVIII. den morschen Thron seiner Väter durch den Willen der verbündeten Monarchen von Europa wieder aufrichten durfte, noch Karl von Artois hatten je in ihrem Leben eine Handlung begangen, an der sich ein Volk erfreuen konnte. Die alten Kavaliere hingen an ihnen als den Repräsentanten der Legitimität, für die ihre Vorfahren geblutet hatten, in deren Sonne sie den Glanz eigener Vornehmheit vereinigt fanden; der Generation, die das neue Frankreich geschaffen,

die sich neuen Besitz, neuen Wohlstand erarbeitet hatte, bedeuteten sie nichts. Ihr Dünkel, ihre Einsichtslosigkeit, ihr Mangel an Verständnis für den Geist des neunzehnten Jahrhunderts, das sich in anderen Ideen bewegte, als die Hofgesellschaft des alten Regime, schloß jede Hoffnung auf eine verständige Regierung aus. Die Verfassung, die von der provisorischen Regierung ausgearbeitet worden war, fand keine Gnade bei dem neuen Könige, der seine Regierung vom Tode seines Bruders an rechnete und den Wiederantritt derselben an keine Bedingung knüpfen wollte. Zar Alexander, der im vollen Einverständnis mit Talleyrand die Anerkennung der Volkssouveränität von Ludwig XVIII. verlangte und ihm entgegengereist war, um die Zusage konstitutioneller Regierungsformen zu erzwingen, sah sich damit abgewiesen und mußte den Einzug des Königs geschehen lassen, ohne von ihm das Zugeständnis erlangt zu haben, daß er durch den Willen des französischen Volkes, ausgesprochen in dem Votum des Senates, seine Krone erlangt habe. Erst gleichzeitig mit dem Friedensschlusse gab Ludwig die Grundsätze bekannt, nach welchen er die Teilnahme der Bevölkerung an der Gesetzgebung und Verwaltung zu ordnen gewillt war. Noch während der Anwesenheit der siegreichen Fürsten in Paris wußten es die Geschäftsführer der neuen Aera dahin zu bringen, daß Frankreich nicht als ein unterworfener Staat, sondern als eine gleichberechtigte, selbständige Großmacht auftreten konnte. Die Eitelkeit des russischen Kaisers einerseits und die berechnende Politik der Engländer andererseits, die aus der Dankbarkeit der Bourbonen Nutzen zu ziehen hofften und über Frankreich ein formloses, aber einflußreiches Protektorat auszuüben gedachten, verhinderten eine ernste Abrechnung des zwei Jahrzehnte lang mißhandelten Europa mit dem Staate, der sich auf Kosten aller übrigen bereichert hatte.

Varnhagen, der als Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn nach Frankreich gekommen war, hat die Veränderung der Situation daselbst, die er nicht nur in dienstlicher Eigenschaft, sondern noch mehr in befreundeten französischen Kreisen beobachten konnte, treffend geschildert: „Napoleons Stern war untergegangen, das war gewiß, ihm blickten sehnend und trauernd einzelne Anhänger nach, aber die große Menge hatte sich völlig abgewandt. Die Anhänger der Bourbonen jubelten laut, und niemand störte sie, aber in den eigenen Reihen war große Unruhe und schon mannigfache Spaltung; die wenigsten von ihnen hatten ihre Treue durchaus rein erhalten, die meisten, und unter diesen die vornehmsten und fähigsten, mußten sich größere oder geringere Abweichung verzeihen lassen, war doch sogar Chateaubriand in diesem Falle.[1]) Und während nun die Ausschließlichen sich den höchsten Lohn, den anderen aber gerechte Strafe zuerkannten, fühlten sie doch zugleich die Notwendigkeit, auch den erst heute entstandenen Eifer gelten zu lassen und ihm einige Anschließung zu gönnen ...

---

[1]) Der Verfasser des „Génie du Christianisme“ hatte Bonaparte (1801) einen von den Menschen genannt, „welche die Gottheit, wenn sie des Strafens müde ist, zum Zeichen der Versöhnung auf die Welt sendet.“ Seit 1812 war er wieder Ultraroyalist geworden. „Der Philosoph der Wüste bestrebte sich,“ wie Lady Morgan schreibt, „nunmehr der Philosoph der Tuilerien zu sein.“

Die altadelichen Offiziere und Beamten, die unter dem Kaiser gedient hatten, aber nun von ihm abgefallen waren, standen im größten Vorteil des Augenblicks, sie waren am meisten geeignet, der neuen Sache mit Kraft und Erfolg zu dienen. Die Freiheitsfreunde und Republikaner, sofern sie nicht schon in das Kaisertum übergegangen waren, standen zerstreut und dunkel im Hintergrunde, von ihnen war kaum die Rede. Die Masse des Volkes hatte wenig Selbständiges, sie harrte beklommen und neugierig der Dinge, welche kommen würden, und konnte mit mäßigen Zugeständnissen befriedigt werden, sobald nur Ordnung, Festigkeit und eine leidliche Uebereinstimmung der Regierenden mit den bisherigen nationalen Entwickelungen zu hoffen blieb. Diese gutmütige Hoffnung war allerdings bei vielen vorhanden, und sogar auf die verbündeten Herrscher sah man hiebei mit Zuversicht, sie hatten ihre eigene Sache kraftvoll und weise geführt, ihre Mäßigung war augenscheinlich, und der Kaiser Alexander führte eine Sprache, welche an die schönsten Ergüsse aus den frühesten Zeiten der Revolution erinnerte. . . . Doch das Gesagte gilt nur von dem kleinen Zeitraum der ersten acht oder zehn Tage, denn mit unglaublicher Schnelligkeit ging eine völlige Verwandlung vor. Das Ungewisse entschied sich, das Schwankende befestigte sich, wie im allgemeinen, so in jedem einzelnen; die Bestürzung hörte auf, die Besinnung kehrte wieder, man erkannte sich selbst, überschaute die Fremden, die Nächsten, die Feinde und Gleichgesinnten, man erwog und rechnete, und binnen wenigen Wochen zeigten sich alle Vorteile der Stellung und des Benehmens im täglichen Verkehr wieder auf seiten der Franzosen. Aus dem Gewirr von Widersprüchen und Parteien erhob sich, als gemeinsamer Ausdruck aller, vorherrschend die Richtung des Nationalen und trat den Fremden gegenüber mit Erfolg auf; alle Kräfte und Eigenschaften der Nation waren zu diesem Werke thätig und eifrig, und wie ein über Nacht schnell aufgeworfener Wall die Dahinterstehenden am Morgen in einer ganz neuen Stärke und Fassung zeigt, so standen uns die Franzosen unvermutet in neuer Sicherheit gegenüber, indem sie mit stiller, aber eiliger Arbeit, zu welcher alle Klassen beitrugen, sich mit achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen hatten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbietung und Huldigung zu widmen sei. Wirklich sah es bald aus, als wären wir nicht unsertwegen, sondern der Franzosen wegen nach Paris gekommen, als müßten wir vor allem sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen, uns das Zeugnis edler Denkart und feiner Sitte von ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl, und nicht ohne Mißmut, daß unsere Sache in demselben Maße erschlaffte, als die der Franzosen sich steifte; wir fühlten, daß unser Volkswesen, gemischt und unentwickelt, gegen das französische zurückstände, daß unsere Anliegen zurückgeschoben blieben, wie denn sogar unsere Krieger im eroberten Lande schlecht quartiert und versorgt waren."

Auch Gneisenau war sehr bald darüber im klaren, daß die Ordnung der europäischen Angelegenheiten nach dem Sturze Napoleons nicht mit dem Ernste durchgeführt werden würde, der allein gerechte, dauernde Verhältnisse schaffen konnte. Den sich vielfach kreuzenden Ansprüchen der Fürsten wurden von niemandem die Interessen der Völker entgegengehalten. Metternichs Sieg war darin vollständig geworden, daß nicht die Nationen zu Worte kamen, sondern nur die

Kabinette. Dabei machte sich schon jetzt, da noch Tausende um Tausende, deren Blut geflossen, in den überfüllten Spitälern mit dem Tode rangen, unter den Machthabern und ihren Kreaturen eine Vergnügungs- und Genußsucht bemerkbar, die alle Regungen der Großherzigkeit und des Opfermutes erstickte. „Man nimmt Feste von denjenigen an, die sich durch Raub und Erpessungen beschimpft haben, und schämt sich nicht, auf einem vertrauten Fuß mit denjenigen zu leben, an denen das Blut ihres Königs und der Revolution noch klebt. Kurz wir zeigen uns des Glücks, das uns geworden ist, keineswegs würdig.“ So schrieb der deutsche Patriot an Justus Gruner, der nach seiner Befreiung aus der österreichischen Gefangenschaft Gouverneur der Mosellandschaften geworden war, und dem preußischen Gesandten in London gegenüber sprach er noch deutlicher aus, wie wenig er für die Zukunft Deutschlands erwarte: „Die deutschen Angelegenheiten werden nimmermehr auf eine die Erwartungen der Verständigen befriedigende Weise geordnet werden können. Baiern und Württemberg wollen sich nicht in das gemeinsame Band fügen. Metternich, durch seine partiellen Friedensschlüsse mit selbigen, hat den verbündeten Mächten die Möglichkeit genommen, auf selbige einzuwirken, und nun begünstigt er, zum Vorteil Oesterreichs und zum Schaden Preußens, Baierns Interesse auf eine unziemliche Art durch geheime Machinationen.“

Das deutsche Volk war beim Abschlusse des Friedens mit Frankreich so gut als unvertreten; der einzige, der im Rate der Fürsten und Diplomaten sein Wort für dasselbe erheben konnte, der Freiherr v. Stein, hatte seinen Einfluß auf den Zaren nahezu verloren. Alexanders Seele bedurfte jetzt, nach dem großen Triumphe, den sie durch den Sieg über Napoleon gefeiert, ganz anderer Anregung, als der geistvolle, aber herbe und derbe Reichsfreiherr zu bieten vermochte. Die Zeit des Enthusiasmus für Deutschland, für die Wiederbegründung der Freiheit und Einheit des deutschen Volkes war bereits vorüber, nun lockte es den nach Bewunderung verlangenden jungen Herrscher, der seine Macht ins Unendliche gesteigert wähnte, seine Großherzigkeit an den geschlagenen Franzosen zu bewähren, sich von diesen als edler und gnädiger Feind verehren zu lassen. Metternich ließ ihn gewähren, denn Oesterreichs Vormacht in Mitteleuropa wurde nach seiner Ansicht viel weniger von Frankreich bedroht als von einer ernsten und energischen Reformbewegung in Deutschland. Gerade diese hatte der österreichische Staatskanzler am meisten gefürchtet; er war daher sehr befriedigt, als er den Zaren von dieser Idee abfallen und mit anderen Lieblingsplänen beschäftigt sah. Hardenberg übersah die Situation nicht, war weit davon entfernt, Metternich zu durchschauen, rechnete mit Sicherheit auf die Unterstützung Rußlands bei der künftigen Ordnung der deutschen Dinge und war leichtsinnig genug, die Erfüllung der Forderungen Preußens zu verschieben und den Friedensbedingungen, die von Rußland und England aufgestellt wurden, seine Zustimmung zu geben, bevor ihm noch irgend welche Garantien für die Erweiterung und Abrundung seines Staates gegeben worden waren. Es wäre in Paris manches rasch und kampflos zu erreichen gewesen, was später in Wien nur unter allseitiger Verstimmung und Verbitterung durchzusetzen war. Der preußische Staatskanzler hatte einen Plan für die Regelung der Besitzverhältnisse in Deutsch-

land ausgearbeitet, der Steins Billigung erfuhr und von diesem beim Zaren befürwortet wurde. Metternich verstand es, ihn beiseite zu schieben und Hardenberg zu bestimmen, auch ohne eine Erklärung Oesterreichs über das preußische Projekt den Frieden zu unterzeichnen, der am 30. Mai geschlossen wurde.

Der erste Pariser Friede besteht aus vier Verträgen, die zwischen dem Königreich Frankreich einerseits und den Staaten Oesterreich, Rußland, Großbritannien und Preußen andererseits vereinbart worden waren. Diese enthalten einen gleichlautenden, für alle vier Großmächte geltenden Text mit Nachtragsartikeln, die nur die einzelnen Staaten betrafen. Die Grenzen von Frankreich beruhen danach auf dem Besitzstande vom 1. Januar 1792, wurden jedoch in ihrer ganzen Ausdehnung von Dünkirchen bis Cannes zu dessen Gunsten geregelt, indem gleichzeitig auch Avignon, Venaissin und die deutsche Grafschaft Mömpelgard dem französischen Gebiete einverleibt wurden. Jenseits der zusammenhängenden Grenze wurde auch noch die Festung Landau zu Frankreich geschlagen und durch Teile der Departements Donnersberg und Niederrhein in der Pfalz die Verbindung des Gebietes von Landau mit dem Königreich hergestellt. Die Schiffahrt am Rhein wurde allen Völkern eröffnet und festgestellt, daß die Uferzölle den Handel begünstigen sollen. Holland wird vergrößert ein Königreich unter dem Hause Oranien bilden und darf mit keiner anderen Krone verbunden werden. Die Staaten Deutschlands werden unabhängig und durch ein föderatives Band vereinigt sein. Die Schweiz wird unabhängig sich selbst zu regieren fortfahren. Italien wird außer den Grenzen der Oesterreich zufallenden Länder aus souveränen Staaten zusammengesetzt sein. England behält Malta und die eroberten französischen Kolonien Tabago, St. Lucia und Isle de France, Spanien den im Frieden von Basel abgetretenen Teil von St. Domingo, wogegen Frankreich von England, Portugal und Schweden seine übrigen Kolonien, Niederlassungen und Fischereien in den fremden Weltteilen zurückerhält. Die alliierten Mächte entsagen allen Summen, welche sie an Frankreich für Lieferungen, Vorschüsse, Kontrakte ꝛc. aus den Kriegen seit 1792 zu fordern haben; ebenso Frankreich, welches hingegen verspricht, alle seine legalen Schulden an Privatpersonen im Auslande zu bezahlen. Im Verlaufe zweier Monate werden alle auf einer oder der anderen Seite in den Krieg verflochtenen Mächte Bevollmächtigte nach Wien senden, um auf einem allgemeinen Kongresse die Anordnungen zu treffen, welche die Bestimmungen des gegenwärtigen Vertrages vervollständigen sollen.

Ein geheimer Vertrag stellte den Grundsatz fest, daß die Verteilung der von Frankreich abgetretenen Länder und die Beziehungen, aus welchen ein wirkliches und dauerhaftes System des Gleichgewichtes in Europa hervorgehen sollte, auf dem Kongresse durch die verbündeten Mächte unter sich — mit Ausschluß Frankreichs — geordnet werden sollte; vorherbestimmt wurde jedoch, daß Oesterreich Oberitalien bis zum Po und Ticino, Sardinien zu seinem alten Besitze noch Genua erhalte, wogegen es den Distrikt von Chambery an Frankreich abtrat. Zur Vergrößerung von Holland waren die zwischen dem Meere, der Maas und den neuen Grenzen Frankreichs liegenden Gebiete (der ehemals österreichischen Niederlande) zu verwenden. Die deutschen Länder des linken Rheinufers,

die seit 1792 mit Frankreich vereinigt waren, dienten ebenfalls zur Vergrößerung Hollands und zu Ausgleichungen für Preußen und andere deutsche Staaten.

Selten ist ein Friede mit größerem Leichtsinn geschlossen worden, selten hat man Verhältnisse, deren Ordnung den Siegern in die Hand gegeben war, oberflächlicher beurteilt, als in den Tagen, da Alexander von Rußland und Metternich das Schicksal Europas für ein halbes Jahrhundert bestimmten. Die aus rein persönlichen Neigungen entspringende Großmut des Zaren hat die Franzosen in einer das gewöhnliche Maß nationalen Stolzes weit überbietenden Selbstüberschätzung bestärkt, die noch heute den Keim stetiger Beunruhigung ihrer Nachbarn bildet, sie hat es verhindert, daß die Verhängung gerechter Strafen für ihre durch zwei Jahrzehnte hindurch verübten Exzesse läuternd und belehrend auf sie wirken konnte, und hat sie in dem Wahne bestärkt, sie besäßen ein natürliches Anrecht darauf, sich fremden Gutes ohne Ersatzpflicht bemächtigen zu dürfen. Nichts hat verwirrender und verderblicher auf die Gesinnung dieses mit unnatürlich gesteigertem Selbstbewußtsein ausgestatteten Volkes gewirkt, als daß man Napoleon allein für die Friedensbrüche und für die Raubzüge verantwortlich gemacht hat, die er unter dem enthusiastischen Beifalle von ganz Frankreich verübt hat. Was war nicht nur an barem Gelde, sondern auch an Habe und Gut, an Naturprodukten und Kunstwerken von ihnen gewaltsam den Eigentümern entrissen, verbraucht und verschleppt, zur Bereicherung ihrer Magazine und Museen in die Heimat geführt worden? Nichts hat man ihnen davon abgenommen, als die Siegesgöttin vom Brandenburger Thor, den Degen Friedrichs des Großen und einige Pergamente aus der Kasseler Bibliothek, man hat keine Kontribution von ihnen verlangt, man hat sich die Kriegskosten nicht bezahlen lassen, man hat den beraubten Völkern keinen Ersatz dafür geboten, daß sie Jahr um Jahr ganze Armeen und Tausende von Beamten hatten erhalten und bezahlen müssen. Die preußischen und österreichischen Landschaften, von denen Hunderte von Millionen mit rücksichtsloser Gewalt eingetrieben worden waren, mußten Jahrzehnte lang an der Tilgung der Schulden arbeiten, die sie unter dem Drucke der französischen Verwaltung hatten aufnehmen müssen, um ihre Peiniger zu befriedigen, und man hat sich nicht veranlaßt gefunden, ihnen ihr schweres Los zu erleichtern, indem man Frankreich die Schätze wieder abnahm, mit denen es sich bereichert hatte. Die Sieger trugen geduldig die Lasten weiter, die ihnen von den Besiegten aufgebürdet worden waren, während diese ihren Wohlstand dazu benützten, um sich so schnell als möglich wieder in den Zustand militärischer Rüstung zu versetzen.

Dieses Verfahren war so widersinnig, so unvernünftig, daß die Franzosen notwendigerweise auf den Gedanken kommen mußten, sie seien ein Volk höherer Ordnung, zu dessen Schutze die Vorsehung selbst mitwirke, indem sie seine Feinde mit Blindheit schlage. Ihr König, dieser durch die Waffenerfolge der Gegner Frankreichs auf den Thron gehobene, von den Franzosen selbst mit begreiflicher Gleichgültigkeit und Geringschätzung aufgenommene Monarch, der bis dahin von den Almosen ihrer erbittertsten Feinde gelebt hatte, fand sofort die ganze Größe

der Unverschämtheit wieder, mit der seine Vorfahren sich ihren gekrönten Kollegen gegenüberzustellen gewohnt gewesen waren, als er die Paläste wieder betrat, die der Usurpator Bonaparte von dem Schmutze der Revolution hatte reinigen lassen. Als das preußische Finanzministerium die Auslagen, die es für den französischen Staat während des russischen Krieges an Vorschüssen und Lieferungen ausgelegt hatte, im Betrage von 169 Millionen Franken zurückverlangte, da hat sich dieser Ludwig XVIII., der noch kein Pulver gerochen, zu der Fanfaronade aufgeschwungen: „Lieber dreihundert Millionen aufwenden, um Preußen zu bekämpfen, als hundert, um es zu befriedigen!" und es fand sich keiner von den verbündeten Freunden Friedrich Wilhelms, der dem Verlegenheitskönige den Standpunkt klar gemacht hätte, den er als Repräsentant eines von ihnen eroberten Landes einzunehmen habe, keiner hatte ein Wort für die Gerechtigkeit der Forderung eines Volkes, das für die gemeinsame Sache in Wahrheit den letzten Heller aufgewendet und die größte Streiterzahl ins Feld gestellt hatte; Preußen mußte die Rolle des Großmütigen mitspielen, obwohl es seine Truppen nicht mehr bezahlen konnte, wenn es sich nicht um die gnädige Beteilung am Kongresse bringen wollte. Oder hätte es für sich allein den Krieg weiter führen, vielleicht mit Russen und Oesterreichern um sein gutes Recht kämpfen sollen?

Ein Mann, der die Leiden der Völker und ihre Verarmung kennen gelernt hatte, wie Erzherzog Johann, gab in dem Tagebuch, dem er allein seinen Kummer anzuvertrauen wagte, der schmerzlichen Verwunderung darüber Ausdruck, daß Deutschland durch den unseligen Frieden nichts gewonnen, nicht einmal eine Kontribution eingehoben, daß es den Elsaß und die Festungen aufgegeben habe, ohne für die Sicherheit seiner Zukunft zu sorgen. Joseph Görres, der in dem seit Januar 1814 von ihm herausgegebenen „Rheinischen Merkur" die Stimme der deutschen Patrioten vernehmen ließ, schrieb über den Frieden: „Es war gar wohl erlaubt zu hoffen, nachdem man die Räuberhöhle aufgebrochen, daß man unsere Schätze, die dort mit unserem Blute befleckt herumgestanden, wieder mit nach Hause nehmen werde. Man hat alles behutsam wieder zugeschlossen und Liquidationskommissionen sollen zwei dunkle, vieldeutige Artikel in langen Jahren auslegen, damit die Gläubiger mit langen Fristen auf den Nimmertag vertröstet werden, weil man kein Pfand behalten." Was Görres zum Troste für die Deutschen behaupten zu dürfen glaubt, „daß die Franzosen sich vor Zorn nicht zu lassen wissen, weil sie Geschenke nehmen müssen von denen, die sie früher nur zu plündern gewohnt gewesen waren," hat den Nachteil dieses Friedens noch vermehrt, es hat eine Rachsucht gefördert, durch die Europas Ruhe noch heute täglich bedroht wird. „Indem die Deutschen," so urteilt der Romantiker, „hier abermals als das gutmütigste Volk auf Erden sich erwiesen, haben sie ihre Feinde in der peinlichsten Lage zurückgelassen. Die Wut im Herzen und die Verzweiflung in der Brust stehen sie ingrimmsvoll in ihrem Lande und blicken sich untereinander zornig an, einer dem anderen die Schuld der erlebten Demütigung zuschiebend."

Zorn und Ingrimm wären nicht gefährlicher geworden, wenn man den empfindlichen Herren den Beutel gründlich geleert und ihr Land so lange von

den eigenen Truppen besetzt gehalten hätte, bis alle Mittel zu seiner Beruhigung zur Anwendung gebracht waren. Die Franzosen hatten doch mit der Belehrung darüber nicht gespart, wie man mit unterworfenen Ländern umzugehen habe und wie klug es sei, sie vor allem finanziell bis zur Unbeweglichkeit zu schwächen; die Nachahmung ihres Vorgehens hätte keine großen Schwierigkeiten ergeben und nur dazu beitragen können, jene Achtung vor der Macht und deren zeitgemäßer Anwendung zu verbreiten, die viel nachhaltiger wirkt als die widerwillige Anerkennung einer drückenden Großmut. Noch in den letzten Augenblicken ihrer Verwaltung fremden Gebietes ließen sie sich dieselbe von Deutschen und Italienern gut bezahlen, die Frage nach der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen hat sie niemals bekümmert. Davoust hatte in Hamburg die Bank als sein Eigentum betrachtet und den einst wohlhabenden Geschäftsleuten ihre Habe abgenommen, als sein Kaiser bereits am Ende seiner Herrscherlaufbahn angelangt war. Schon promenierten die Garden der Verbündeten auf den Boulevards von Paris, als die aus Hamburg abziehenden französischen Beamten noch Gebühren für ihre unerbetenen Bemühungen einzuheben versuchten. Dem Buchhändler Perthes, dessen Bücherlager sequestriert worden war, wollte man noch 700 Franken für die Anfertigung eines Kataloges in Rechnung bringen. „Daraus kann man sehen," schrieb Perthes am 9. Mai, „daß diese Leute auch unter der weißen Kokarde sich gleich bleiben. Dafür, daß sie mich bildlich an den Galgen genagelt, mich von Haus und Hof gejagt, meine Handlung vernichtet, meine Bücher um die Hälfte bestohlen, meine Möbeln verbrannt haben, wollen die Kerls noch 700 Francs!"

Diese „Kerls", die nach den Befehlen des Marschalls von Frankreich, Fürsten und Herzogs Davoust die Kranken aus den Spitälern geworfen, die Waisen aus den Waisenhäusern vertrieben und die Alten und Schwachen zu den Thoren ihrer Vaterstadt hinausgejagt hatten, mußten ihrer großen Nation erhalten bleiben, und sie selbst, diese große Nation mußte einen großen und mächtigen Staat bilden, denn dies erforderte die Ruhe und Sicherheit Europas. Sobald die Fürsten und Diplomaten in Paris diese Wahrheit entdeckt und die Völker gezwungen hatten, ihren Peinigern beim Abschiede noch Trinkgelder zu verabreichen, fanden sich ja auch einsichtsvolle Deutsche genug, die dies Verfahren rechtfertigten und aus politischen, philosophischen, moralischen und staatswirtschaftlichen Theorien erklärten. „Der Wunsch und die Forderung, Frankreich recht klein gemacht zu sehen, hat in der Politik keine Begründung, sondern in der Leidenschaft." So liest man im Juniheft der „Zeiten" in einem Artikel über den „neuesten Pariser Frieden". Sie entspringen einer grundlosen Furcht und „aus der Erbitterung, die nur egoistische Gesichtspunkte nimmt. Dadurch aber werden keine wichtigen Maximen und Maßregeln in der Politik gebildet und ergriffen; sondern um diese zu finden und zu nehmen, muß man sich auf einen höheren Standpunkt erheben, von welchem allein man sie auch nur richtig beurteilen kann." Die Definition dieses „höheren Standpunktes" würde sich sehr verschieden gestalten, je nachdem man ihn mit englischen, russischen oder österreichischen Brillen betrachten wollte, von einem deutschen Standpunkte war bei den friedenschließenden Mächten überhaupt nicht die Rede, Hardenberg hat ihn

so wenig eingenommen als Metternich. Die Völker haben an diesem Frieden keinen Teil, denn außer in England gab es unter den Verbündeten keine nationale Regierung. Es fehlte an geordneten Beziehungen zwischen den „Unterthanen“ und den höchsten Beamten ihrer Kaiser und Könige, es fehlte an Klarheit der nationalen Ziele und Forderungen, es fehlte an der Form, dieselben als Ausdruck des Volkswillens zur Geltung zu bringen. Das Beamtentum, das in der Organisation der aus Fürstenbesitz hervorgegangenen Staaten sein Bestes geleistet hatte, war wohl fähig, die Interessen der Dynastien wahrzunehmen und mit mehr oder weniger Geschick zu vertreten, aber es war für sich allein, ohne Berührung mit dem Volke, unfähig, neue Staaten zu schaffen, die der Kraft und Bedeutung der Völker entsprechen und die Bedingungen für ein gedeihliches nationales Leben gewähren konnten. Die Revolution war gestaut, aber die Aufgaben, die sie ungelöst zurückgelassen, mußten von anderen Elementen gelöst werden, die noch nicht zur Wirkung gelangen konnten, weil sie noch nicht zu voller Lebenskraft gediehen waren.

Vierter Abschnitt.

Der Wiener Kongreß und die Bundesverfassung.

Als die deutschen Krieger, geschmückt mit den Erinnerungszeichen an einen Feldzug, in dem sie für die Freiheit ihres Vaterlandes die schwierigsten Kämpfe auf sich genommen und glänzend durchgeführt hatten, in die Heimat zurückkehrten, waren die Grüße, die ihnen von den Landsleuten dankbaren Sinnes und mit stolzer Erregung zugerufen wurden, nicht frei von Sorge um die Zukunft. Noch war alles Land zwischen Maas und Elbe von marschierenden Truppenkolonnen bedeckt. Die russischen Corps zogen ostwärts, große Züge französischer Kriegsgefangener wurden über den Rhein geleitet, in Festungen und Residenzen wechselten die Besatzungen, dort wurden Regimenter und Bataillone aufgelöst, die nie mehr unter die Waffen berufen zu werden bestimmt waren, hier wurden neue Eide geleistet und verstaubte Fahnen wieder entrollt. Alles wogte bunt durcheinander, dazwischen kreuzten sich die Reisezüge der Fürstlichkeiten, die nach langer Abwesenheit wieder ihre Staaten aufsuchten oder in Bädern Erholung von den Mühsalen des Winterfeldzuges und den großartigen Festen suchten, die sie nach dem Pariser Aufenthalte in England mitgemacht hatten. Schon traten in manchen Gegenden die Verordnungen neuer Gebieter in Kraft, andere wurden noch immer provisorisch verwaltet, da über ihr Schicksal noch nicht entschieden war. Das Gefühl der Sicherheit und dauernden Friedensgenusses konnte nicht zum Durchbruch kommen, wenn auch in mancher herrlichen Stunde, wie beim Einzuge der märkischen Landwehren und der Garden in Berlin, die Siegesfreude gewaltig aufschäumte und alle Schichten des Volkes durchdrang. Die Viktoria thronte wieder auf dem Brandenburger Thor, man hatte sie glücklich von Paris auf ihren Standplatz gebracht, wo sie von den Heimkehrenden bejubelt wurde; in Oesterreich goß man aus eroberten Geschützen die Kanonenkreuze, die allen Teilnehmern des siegreichen Krieges verliehen werden sollten, Fürsten- und Grafendiplome, Ehrensäbel, Orden und Dotationen wurden den Befehlshabern der selbständigen Heeresteile zuerkannt, Proklamationen an

die Armeen und Völker erlassen — und doch kam das Bewußtsein voller Befriedigung, uneingeschränkter Genugthuung nirgends zum Ausdruck.

Was wird aus Deutschland? Das war die Frage, die auf den Lippen aller schwebte, die den Krieg nicht zur Wahrung dynastischer Rechte und Ansprüche, sondern zur Anerkennung der Unabhängigkeit und zur Wiederherstellung der Macht der gesamten deutschen Nation für notwendig erkannt hatten. Und sie mußte endlich laut und lauter ausgesprochen werden, als man sich zu überzeugen begann, daß man den tapferen Söhnen des Volkes, die ihre Pflicht mit Hingebung und Begeisterung erfüllt hatten, bereits wieder die siegreichen Waffen aus den Händen zu nehmen begann, ohne es auch nur der Mühe wert zu halten, sie über den Erfolg ihrer Treue und Tapferkeit, über den Preis des so reichlich vergossenen Blutes zu beruhigen.

Es mag wohl den Gedanken und Absichten aller aufrichtigen Vaterlandsfreunde und nationalgesinnten Deutschen entsprochen haben, als Heinrich Luden, Schillers Nachfolger auf der historischen Lehrkanzel zu Jena, im zweiten Bande seiner Zeitschrift „Nemesis" das Wort ergriff und die Aufmerksamkeit seiner Leser darauf lenkte, daß nunmehr die Zeit für die Deutschen gekommen sei, bestimmte Forderungen an die Lenker ihrer Geschicke zu richten.

„Solange der alte Feind deutscher Freiheit und deutschen Namens noch gegen uns in den Waffen stand, so lange schien es Unrecht, in unseren Blättern irgend etwas zur Sprache zu bringen, das sich nicht, näher oder entfernter, auf den herrlichen Kampf bezog, den wir zu bestehen hatten. Nach Deutschlands Zukunft mochten wir nicht fragen. Darüber waren wir ja alle einig, daß uns nichts Schrecklicheres und Unglücklicheres begegnen könnte, als das Obsiegen der Franzosen, als die Wiederherstellung und Befestigung ihrer Zwangherrschaft. Welche Besorgnisse man also auch in Rücksicht unseres Vaterlandes hätte hegen mögen: gegen die Gefahr, die uns von den Franzosen her drohte, war auch das Schlimmste gering. Auf jeden Fall und um jeden Preis mußte das Vaterland von dem Joche der Knechtschaft befreit und sicher gestellt werden vor einer neuen Unterwerfung . . . Nun aber liegen die Würfel anders. Das Erste und Notwendigste ist erreicht; Gott hat uns den Sieg gegeben über den alten, argen und arglistigen Feind; über die Bestimmung des künftigen Zustandes unseres Vaterlandes aber ist doch noch nichts bekannt geworden. Unsere Krieger kehren heim und werden die Waffen, die sie in schöner Begeisterung ergriffen hatten, in kurzer Zeit, wie es scheint, niederlegen, ohne ein anderes Gefühl als das hohe Bewußtsein, tapfer gekämpft und den Sieg verdient zu haben, und ohne eine andere Aussicht, als auf die väterliche Hütte und auf die Gerechtigkeit der Fürsten. . . . Im äußersten Süden von Europa hat sich ein herrlicher Geist offenbart. Die so tief gesunkenen, fast vergessenen Spanier haben sich, mit erneuerter Kraft und frisch erwachter Lebensfülle, ihren König zurückerkämpft, und das spanische Volk hat sich eine Verfassung gegeben, welche die Welt überrascht hat. Selbst den Franzosen ist zugestanden, ihre Verhältnisse zu ordnen: und sie haben mit derselben Schnelligkeit, mit welcher sie früher Verfassungen aufgestellt und umgestürzt hatten, auch diesesmal rasch und keck durch die, welche sich für Stellvertreter des Volkes zu halten schienen, zu handeln gesucht. In

Holland ist der Oranier, obgleich ihn der Ruhm großer Ahnen begleitete, nur mit dem Schilde der Volksfreiheit eingezogen. Aber in Deutschland liegt noch alles nach alter Art, wie im ganzen, so in den einzelnen Staaten, und nichts ist gesagt und nichts ist bekannt.“ . . .

„Wir Deutsche waren durch unglückliche Verhältnisse, mögen sie nun durch unsere Schuld oder durch ein unvermeidliches Geschick oder durch beides herbeigeführt sein, solange entwöhnt worden, uns als ein Volk zu denken. Wir nannten uns Deutsche, allein das große Volk der Deutschen hatte sich aufgelöst in eine Anzahl von Völklein, denen das Deutsche ziemlich fremd geworden war; wir redeten deutsch miteinander, aber wenn auch die Volkssprache für einen geheimwirkenden Volksgeist zeugen mochte, so erzeugte sie doch keinen kräftigen Volkssinn. Das Vaterland hatte sich bei uns verloren in Kreise, Marken und Gaue, und die Liebe zum deutschen Volkstum in eine unglückliche Kleinstaaterei und Landmannschaftelei. Zu einer argen Engherzigkeit hinabgesunken, hatten wir nicht zum Gefühl unserer Kraft kommen können und den Gedanken unserer Stärke nicht zu fassen gewagt. Wir waren aller großen politischen Ideen unfähig geworden; wir hatten uns gewöhnt, nur in der Schwäche unserer Staaten die sicherste Gewähr für unsere persönliche Freiheit zu suchen. Durch unsere kirchlichen und politischen Verhältnisse waren wir mit Fremden, deren Leben wir nicht verstanden, deren Sitten uns nicht taugten, deren Gemüt wir nicht faßten, in Verbindung gekommen; mit ihnen hatten wir Deutsche feindlich gegen uns Deutsche gestanden. Dadurch war geschehen, daß wir uns diesen Fremden, die uns zu unterjochen und zu mißhandeln suchten und die uns verachteten, weil wir ihnen nie furchtbar erschienen und nie unsere Stärke zeigen konnten, näher befreundet geglaubt hatten, als unseren deutschen Brüdern. Wenn es recht hoch kam, so hatte der Baier den Sachsen oder den Hessen ebenso angesehen wie den Franzosen. Von unseren Höfen durfte ein Franzos sagen: sie schienen französische Pflanzstätten, angelegt zu dem Zwecke, den Volksgeist zu verbannen, das Franzosentum einzuführen und alle eigentümliche Art und Kraft zu vernichten. Endlich hatte uns eine wunderlich erhabene Philosophie diese unpolitische Natur, diese unvolkstümliche Art, diesen Allerweltsinn neben dem Landmannsgeist, diese Wehrlosigkeit, diesen Mangel an Vaterlandsgefühl sogar als eine schöne Tugend angepriesen und unseren weltbürgerlichen Unwert über alles tiefe Gefühl und über alles kräftige Handeln für Volk und Vaterland erhoben.“

„Nun hat uns gemeinsame Not zu gemeinsamem Gefühle gebracht. Die Mißhandlungen, die wir alle erduldet hatten, haben endlich gewaltsam unser Inneres aufgerissen. Der langverhaltene Ingrimm gegen unsere Treiber ist durchgebrochen. In diesem Ingrimm haben wir erkannt, wie verschieden diese Fremden von uns sind, wie viel edler, wahrer, treuer die deutsche Natur als dieser welsche Raubsinn, dieser welsche Lügengeist, diese welsche Heuchelart. Das schöne Gefühl, daß wir alle Deutsche seien, ist erwacht, die alten Scheidewände, die uns bisher getrennt hatten, sind eingestürzt; wir haben die Namen unserer Marken und Gaue nicht beachtet und uns Deutsche genannt. . . . Aber diese Erscheinung allgemeiner Deutschheit war den meisten unter uns — wir

wollen es gestehen! — so neu, daß sie fast davon überrascht wurden und daß sie sich der Verwunderung über sich selbst nicht erwehren konnten. Und in der That, wer muß nicht gestehen, daß ein augenblickliches Gemeinhandeln ebensowenig aus einem Gemeingeist hervorzugehen braucht, als es notwendig einen Gemeinsinn hervorbringen muß.“ Diesen zu pflegen, durch einen gesunden Haß gegen alles Unvolkmäßige zu beleben, sieht Luden als Vorbedingung nationaler Kraft an. Mit dieser Lehre leitet er die Veröffentlichung von Vorschlägen für eine den Bedürfnissen des deutschen Volkes entsprechende Verfassung eines deutschen Staatswesens ein.

Mit Verfassungsprogrammen beschäftigten sich nicht nur die Diplomaten und Staatsmänner der deutschen Großstaaten, die berufen waren, an der neuen Ordnung der deutschen Angelegenheiten mitzuwirken; auch aus der Mitte des Volkes gingen sie hervor, auf dem Wege der Publizistik, auf den Luden nicht erfolglos hingewiesen hat, wurden sie zur Kenntnis der Machthaber gebracht, mit Eifer und Beredsamkeit verfochten. Zu den volkstümlichsten Ideen gehörte doch die Wiederaufrichtung des Kaisertums. Sie galt vielen als selbstverständlich. Auch der koburgsche Geheimrat Gruner, der seine Ansichten über die neue Verfassung schon vor dem Abschlusse des Pariser Friedens niedergeschrieben hatte und sie dann in der „Nemesis“ veröffentlichte, erklärt die Wahl eines deutschen Kaisers in der Ueberzeugung der Mehrzahl der Deutschen begründet. Er findet die Einrichtungen des Rheinbundes in vielen Punkten annehmbar, setzt jedoch an Stelle des Protektors einen erblichen Kaiser; die Dynastie, der diese Würde zugesprochen werden solle, wird zwar nicht genannt, aber es scheint die österreichische in Aussicht genommen zu sein. Reichsfürsten sollen nur diejenigen werden, welche von den Großmächten in den gegen Napoleon gerichteten Bund aufgenommen wurden, die Wiederherstellung der mediatisierten Reichsstände ist nicht durchführbar und nicht wünschenswert. Die Reichsfürsten müssen jedoch die volle Souveränität und womöglich gleichen Rang besitzen, ihr Recht, mit fremden Staaten Verträge zu schließen, das im alten Reiche bestand, muß beschränkt werden. „Die Seele des Ganzen muß künftig der Reichs- oder Bundestag werden, auf dem die Gesamtheit sich zeigt und durch den vorzüglich die Gesamtheit (Zusammengehörigkeit ?) bewirkt und erhalten werden muß.“ Die wichtige Frage, wer den Reichs- oder Bundestag zu bilden hat, beschäftigt den Verfasser des Aufsatzes im einzelnen nicht, er spricht nur mit kindlicher Zuversicht die Erwartung aus, daß derselbe von den Gliedern des neuen Bundes hoffentlich durch weise und erfahrene Männer besetzt werde; in der Erörterung der Aufgaben der Gesamtrepräsentanz kommt er aber dem Wesen des Bundesstaates sehr nahe, indem er eine gleichartige Verwaltung für alle Länder verlangt und dem Reichs- oder Bundestage die Gesetzgebung über Religion, Justizwesen, Post- und Münzwesen und die Besteuerungsform zuweist. Auch seine Ansichten über das Kriegswesen sind sehr radikal. „Die Truppen, die ein Bundesfürst hat, müssen nicht angesehen werden als Truppen für diesen Fürsten, sondern als Truppen, die jeder Fürst für den ganzen Bund hält; ein Bundesfürst muß künftig nur auswärtige Feinde haben können, und gegen diese zieht immer der ganze Bund. Die Konskription werde aufgehoben; die Landwehren aber

müssen fortbauern auch in Friedenszeiten, doch ohne die Landwehrmänner ihren Geschäften zu entziehen. Die Landwehren und der Landsturm sind die wahren Gerechtigkeitsmesser für den Krieg; wo diese freiwillig gehen, Haus und Hof, Weiber und Kinder verlassen, um den Feind zu vernichten, da gilt es gewiß um eine gute und heilige Sache." Von der Berufung der Landstände erwartet sich Herr Gruner keine Vorteile für die Nation, er hält es für den Beweis kränkenden Mißtrauens gegen die souveränen Fürsten, wenn man ihre Regierung bei jedem Schritte von ehemaligen Landständen abhängig mache. Er begnügt sich mit der Einsetzung eines „Ausschusses rechtlicher, einsichtsvoller Männer" zur Beaufsichtigung der Steuereinhebung und der Kassenverwaltung, da die Art der Verwendung der Steuern ohnehin durch ein Reichsgesetz bestimmt werden solle. „Endlich aber möchte auch notwendig sein, daß eine wahre Repräsentation aller Stände des Landes nach richtigen Grundsätzen hergestellt werde."

„Auf diese Weise würden die Deutschen wieder zusammen in ein Reich vereinigt auftreten; die Lande eines jeden deutschen Fürsten würden durch festbestimmte Grenzen angegeben, aller fremde Einfluß hörte auf; die Fürsten versammelten sich unter einen Oberhauptmann. Die Reichsangelegenheiten, die Reichsverfassung und die Verwaltung der Länder würden in allgemeiner Beziehung auf einem stehenden Bundestage verhandelt und aufrecht erhalten; Frieden und Wohlstand würden von innen und Sicherheit und Vertrauen von außen bestehen; die Fürsten würden nicht mehr durch kleinliche Prozesse, noch durch Befriegungen untereinander Kräfte und Menschen verschwenden; der Stoff dazu wäre vernichtet und dadurch die Würde der Fürsten um so schöner gehoben; und wenn dieses alles in Erfüllung geht, so würde man sich selbst mit den trüben Umwälzungen der Dinge, die dieser besseren Zeit vorangingen, aussöhnen."

So unbeholfen der würdige koburgsche Hofrat mit politischen Auseinandersetzungen verfährt, so wenig Ordnung in seinem Programme sich findet, so richtig weist er auf das Ziel hin, das eine dem deutschen Volke ersprießliche Verfassung anzustreben hätte: Vereinigung der Kraft zur Wahrung der Freiheit und Unabhängigkeit, Gleichartigkeit der Verwaltung durch Unterordnung der Einzelstaaten unter eine gemeinsame Gesetzgebung. Es ist ihm einerseits klar, daß die Aufrechthaltung der Souveränität der selbständigen Fürsten unerläßlich ist, daß diese aber freiwillig auf die Ausübung eines Teiles ihrer Souveränitätsrechte zu Gunsten einer Zentralgewalt verzichten müßten.

Als der Pariser Friede und seine auf die Ordnung der deutschen Verhältnisse Bezug nehmende Bestimmung bekannt geworden waren, beschäftigte man sich mehrfach mit der Auslegung derselben und mit der Aufstellung von Verfassungsgrundsätzen, die mit derselben in Einklang zu bringen wären. Die „Zeiten" brachten in ihrem Augusthefte „Gedanken über die in dem Pariser Frieden vorläufig stipulierte Föderativeinigung der deutschen Staaten", in denen zunächst zwei diesen Gegenstand betreffende, im Juli erschienene Schriften besprochen sind. Der Heidelberger Professor Karl Salomo Zachariä stellt in der ersten derselben fest, „daß man sich sehr irren würde, wenn man einer Wiederherstellung des deutschen Reiches, hoffend oder zagend, entgegensehen wolle. Weit

eher kann man den verheißenen Bund mit dem aufgelösten rheinischen vergleichen. Von dieser Grundanschauung ausgehend, macht er seine Vorschläge: Die deutschen Fürsten und Staaten vereinigten sich zu einem Bunde unter dem Namen „Deutscher Staatenbund"; Oesterreich und Preußen an ihrer Spitze. Ihre Reihenfolge bestimmt zugleich ihre Rangordnung. Die Großherzoge haben die Rechte und Vorzüge der königlichen Würde. Jeder Bundesstaat ist unteilbar, unveräußerlich und hat die volle Souveränität. Das Wesen des Bundes besteht in einem Schutz- und Trutzbündnis gegen die auswärtigen Feinde. Der Bund kann Verträge mit auswärtigen Staaten schließen, doch sind solche, welche die innere Landesvertretung betreffen, ausgeschlossen, z. B. Handelsverträge. Der Kaiser von Oesterreich wird Schutz- und Schirmherr, Protektor des Bundes und hat als solcher Vorschläge zu Bundesschlüssen zu machen, Streitigkeiten unter den Bundesmitgliedern zu vermitteln, den Krieg infolge eines Bundesschlusses zu verkünden, den Frieden mit Vorbehalt der Genehmigung des Bundes zu unterzeichnen und auf Grund von Bundesschlüssen Verträge abzuschließen. Zu einem Bundesschlusse ist seine Zustimmung erforderlich. Der König von Preußen ist Vorstand des Staatenbundes, führt den Vorsitz in den Versammlungen der Gesandten und Abgeordneten der Bundesstände, leitet die Bundesschlüsse an den Protektor und an auswärtige Staaten und hat überhaupt „alle Befugnisse", die in der Würde und dem Amte eines Vorstehers, des Direktors eines Kollegiums, enthalten zu sein pflegen. Der „immerwährende" Bundestag hat seinen Sitz in Wien, er besteht aus den Abgeordneten der Bundesstände, an die keine andere Bedingung zu stellen ist, als daß sie Deutsche seien. Seine Verhandlungen haben die Formen diplomatischer Verhandlungen, die Beschlüsse sind nur dann bindend, wenn sie die Hauptaufgaben des Bundes betreffen; in allen anderen Fällen verpflichten sie nur jene Bundesstände, die ihre Einwilligung geben. Für je 5000 Männer der Bevölkerung wird eine Stimme abgegeben, Staaten mit geringerer Bevölkerung vereinigen sich zu Kuriatstimmen. Von einer gemeinsamen Gesetzgebung ist nicht die Rede. Die Vertretung nach außen geschieht durch die Gesandten des Schirmherrn und des Bundesvorstandes, doch steht jedem Bundesstande das Recht des Krieges und Friedens zu; der Abschluß von Bündnissen gegen den Bund oder gegen Bundesglieder, die Bewilligung von Durchmärschen fremder Truppen ohne Zustimmung des Bundes, Renitenz gegen Bundesbeschlüsse kann zur Folge haben, daß der betreffende Bundesstand vom Bunde ausgeschlossen oder als Feind erklärt wird. Das Bundesheer wird aus Kontingenten gebildet, deren Höhe durch die Bundesakte bestimmt wird. Die Oberbefehlshaber des gesamten Bundesheeres oder einzelner Heeresabteilungen, die für sich handeln, werden vom Schirmherrn im Einverständnisse mit dem Bundesvorstande und mit den Ständen, die das betreffende Corps bilden, bestellt.

Noch viel ängstlicher sorgt der anhaltische Staatsrat Dabelow für die Souveränität und Unabhängigkeit der deutschen Mittel- und Kleinstaaten, er schließt Oesterreich und Preußen vom Bunde ganz aus. „Die österreichischen ehemaligen Reichsländer haben aufgehört Bestandteile von Deutschland zu sein, weil sie im Jahre 1806 förmlich der österreichischen Monarchie inkorporiert worden sind. Für Preußen ist, in Ansehung der durch den Tilsiter Frieden

zurück erhaltenen ehemaligen deutschen Reichslande, gleichfalls eine solche Inkorporation anzunehmen. Es handle sich um keinen Bund, der alles umfaßt, was ehedem zum deutschen Reiche gehörte, um keinen Bund, der alle Länder umschlingt, wo deutsche Sprache und deutsche Sitte existieren, um keinen Bund, der sich an irgend eine der ihn umgebenden Monarchien anschließt, oder an mehrere, wo der Kaiser von Oesterreich den Protektor, der König von Preußen den Direktor des Bundes machten, sondern um eine ganz einfache Konföderation der zu Deutschland (nach dem neueren diplomatischen Sprachgebrauche) gehörigen Staaten. Der Zweck des Bundes ist weder ein militärischer, noch ein kultureller, sondern ein rein politischer zur Herstellung des europäischen Gleichgewichtes, das durch die französische Revolution verrückt worden ist. Man könne sogar triftige Gründe dafür anführen, daß der „germanische Bund" auf das Defensivsystem beschränkt werden müsse und für ihn eine absolute Neutralität in allen Welthändeln zu stipulieren sei. Als „Pia Vota" bezeichnet Dabelow die Einführung eines allgemeinen Zivilgesetzbuches für alle Bundesstaaten, Einheit der Grundsätze in allen kommerziellen Verhältnissen, Einführung einer vernünftigeren, als der bisherigen ständischen Volksrepräsentation, gemeinsame Appellationsgerichte, allgemein durchgreifende Polizeieinrichtungen, vollkommene Preßfreiheit.

Diesen das Nationalgefühl gänzlich verleugnenden Anschauungen gegenüber nimmt Christian Daniel Voß, Professor des Staatsrechts zu Halle, den Standpunkt ein, daß das deutsche Reich zwar faktisch dadurch aufgelöst worden sei, daß die deutschen Fürsten teils gezwungen worden sind, der Rheinkonföderation beizutreten, teils ihre Länder an Rheinkonföderierte verloren haben, „daß jedoch die deutsche Reichsverbindung, nur durch die usurpierende und tyrannisierende Gewalt außer Wirksamkeit gesetzt, nie förmlich und rechtlich aufgelöst worden sei". Die Wiederherstellung des Reiches sei daher das Natürlichste, und es sei gar nicht anzunehmen, daß Oesterreich und Preußen sich von demselben loslösen wollen. „Ihre anderweitigen Verhältnisse können für die Zukunft kein Hindernis ihrer Teilnahme sein, da sie es in der Vergangenheit nicht waren. Oesterreich, Steiermark und Tirol sind uralte Reichsländer, ebenso wie die Marken, Pommern und Magdeburg; Wien und Berlin sind echt deutsche Städte. Die Länder unter österreichischer und preußischer Oberherrschaft, die ehemals zum deutschen Reiche gehörten, mögen und werden auch in Zukunft wieder Teile desselben sein." Aber weder Oesterreich noch Preußen sei geeignet, zum Haupte des Reiches zu werden. „Gleichgewicht zwischen diesen beiden Mächten ist das erste Erfordernis, um ihre Einigung zu erhalten; diese würde aufgehoben, wenn der Beherrscher Oesterreichs oder Preußens Haupt des deutschen Reichsverbandes würde." Diese Stellung müsse daher einem anderen Fürsten übertragen werden und dazu empfiehlt er — den König von Holland und der Niederlande aus dem uralten Hause Nassau. Als seine Residenz und als Sitz des Reichstages, der nicht permanent sein, sondern nach Bedürfnis einberufen werden solle, schlägt er Frankfurt a. M. vor.

Der Gedanke, daß das eigentliche Deutschland eine Konföderation der Kleinstaaten sein müsse, wird noch mehrfach ausgesprochen. Der Verfasser der „Ideen über die Bildung eines freien germanischen Staatenbundes" verlangt

für denselben Baierns Führung, Professor Lips in Erlangen wünscht ein Kaisertum, das alle fünf Jahre an einen anderen „Staat erster Größe" überzugehen habe. Diese Staaten sind Oesterreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Hessen. Ihre Regenten führen neben ihren Staatentiteln noch den eines Kurfürsten. Die Cotta'schen „Europäischen Annalen" begründen die Eignung Oesterreichs zum Kaisertum damit, „daß seine politische Existenz mehr nach Italien als nach Deutschland gerichtet sei", und wollen ihm eine Stellung einräumen, wie sie Napoleon gegenüber dem Rheinbunde eingenommen hat. Arndt hält ebenfalls an dem österreichischen Kaisertum fest und will ihm, „wenn es not ist, eine allenfalls zusammenzwingende Macht geben". Auf größere Machtfülle, als es die letzten Jahrhunderte getragen hat, wird es unter allen Umständen rechnen dürfen. Sollte Oesterreich aber diese Stellung nicht einnehmen wollen, so möge ein Verhältnis ausgemittelt werden, „durch welches Oesterreich und Preußen, als die beiden Mächte, worauf Deutschland allein als auf seinen Säulen stehen und den Gefahren von außen widerstehen kann, über alle andere deutsche Fürsten erhöht und gestellt werden, so daß diese ihnen beiden für das gesamte Reich Folge und Gehorsam schuldig sind. Doch muß das Band, das sie beide verbindet und die übrigen Lande und Fürstentümer gleichsam um sie flicht oder ihnen unterordnet, so ineinander gewebt sein, daß die Zerspaltung des deutschen Volkes zwischen Süddeutschland und Norddeutschland daraus nicht erfolgt. Damit die Grenzen gegen Deutschlands gefährlichsten Feind, gegen Frankreich, gehörig geschirmt seien, herrscht Preußen am Mittelrhein und Niederrhein, Oesterreich am Oberrhein".

Wie weit Arndt die Befugnisse der beiden führenden Mächte ausdehnen wollte, hat er nicht deutlich ausgesprochen, darüber hat er sich wohl selbst nicht ins einzelne Rechenschaft zu geben vermocht. Es fehlte ihm nicht an historischer Auffassung, er übersah die nationalen Verhältnisse mit offenem Auge, aber er war doch eigentlich kein politischer Kopf, der mit den augenblicklich gegebenen Kräften zu rechnen versteht. Doch hat er den wesentlichsten Punkt einer künftigen deutschen Verfassung sehr gut erkannt, indem er[1]) die „Abschaffung der schändlichen sogenannten Souveränität, welche Bonaparte den Rheinbundesfürsten als einen Köder der Knechtschaft und Schande hingeworfen hat, und von deren Süßigkeit und Zauber sie selbst und ihre Minister und Räte sich noch nicht losmachen können", verlangte. „Die Fürsten müssen unter strenge Gesetze gestellt werden; auch jenes unselige Recht, mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen, an fremden Höfen Gesandte zu halten und gleichsam selbständig und wie von dem Reiche geschieden auf eigenen Füßen zu stehen, wie die erste Quelle unseres langen Unglücks, der westfälische Friede, es besiegelt hat, muß ihnen genommen werden; sie müssen gegen das Reich und seine beiden Schirmherren, Oesterreich und Preußen, ungefähr auf den Stand zurückgeführt werden, worauf sie im elften und zwölften Jahrhundert standen. Wo alle Fürsten selbständige und unabhängige Herren sein wollen, in dem Staate kann Ehre und Freiheit nicht lange bestehen. Die Oberrichter und die Oberverwalter der Lande sollen

[1]) „Blick aus der Zeit auf die Zeit." Germanien 1814.

sie sein, nicht die Oberherren: wer die Macht nicht hat zu herrschen, der soll die Tugend haben, für das Vaterland zu dienen." Der staatsrechtliche Ausdruck für das Arndtsche Staatsideal wäre der „Bundesstaat mit zwei Spitzen", eine Form, die sich in der Wirklichkeit nicht konstruieren läßt, weil die Handhabung der Exekutive eine Zweiteilung nicht zuläßt. Man hätte demselben nur durch die Errichtung zweier eng verbundener Bundesstaaten nahe kommen können, deren Machtsphäre durch die Mainlinie geschieden gewesen wäre. Dafür war Preußen zu gewinnen, aber Metternich hatte durch die Verträge mit Baiern und Württemberg und durch die Vorgriffe im Pariser Frieden jede weitere Erörterung dieser Idee abgeschnitten.

Deshalb ging auch der von Hardenberg unter Steins Mitwirkung zu stande gebrachte Verfassungsentwurf von dem Fortbestande unabhängiger, mit voller Souveränität ausgestatteter Mittel- und Kleinstaaten aus. Er fußte wohl auf den Ideen der Steinschen Denkschrift vom 10. März, wich aber in wesentlichen Punkten davon ab. Steins Arbeit war die Folge des Vertrags von Chaumont, dessen zweiter geheimer Artikel die Bestimmung enthielt, Deutschland solle aus unabhängigen Staaten bestehen, welche durch einen fortwährenden Bund miteinander vereinigt sein würden. Stein schlug die Bildung eines Direktoriums aus den vier mächtigsten Staaten, Oesterreich, Preußen, Baiern und Hannover, vor, dem die Leitung des Bundestages, die Ausführung der von diesem gegebenen Gesetze, die Beaufsichtigung der Verfassung und Justiz, der gegenseitigen Beziehungen der Einzelstaaten, die auswärtige Vertretung, endlich das Recht der Kriegserklärung und des Friedensschlusses zustehen sollte. Von Geldmitteln sollten ihm die Einkünfte des Rheinoktrois und aller an den Grenzen des deutschen Bundes zu errichtenden Zölle, sowie durch den Bundestag außerordentlich anzuweisende Auflagen überwiesen werden. Alle Binnenzölle und Einfuhrverbote deutscher Staaten gegeneinander waren aufgehoben, der deutsche Bund wurde also auch ein Zollverband; an der Bundesversammlung hätten sich nicht nur die Abgeordneten der Fürsten und Hansestädte, sondern auch Vertreter der Provinzialstände der einzelnen Staaten zu beteiligen gehabt. Der Bundestag, der nur einmal im Jahre tagen sollte, hätte einen Exekutivausschuß zu ernennen gehabt, durch welchen seine Aufgaben auf Grund der gefaßten Beschlüsse weiterzuführen waren. Unter die Freiheitsrechte war der Schutz vor nicht richterlich begründeten Verhaftungen und das öffentliche Beschwerderecht, sowie volle Freizügigkeit aufgenommen.[1]) Stein hat noch das Bild eines deutschen Staates vor Augen, der von einem starken Nationalgefühl belebt ist; die Zuziehung ständischer Vertreter in die Bundesversammlung hatte wohl vor allem die Bestimmung, die ausschließliche Verfolgung dynastischer Zwecke zu verhindern. Hardenberg zerlegt das alte Reich in drei Teile, deren Zusammenhang ein ziemlich loser geworden wäre. Seinem Entwurfe[2]) zufolge „vereinigen sich alle Staaten Deutschlands durch einen feierlichen Vertrag, den jeder Teilhaber auf ewige

---

[1]) Duncker, Der Freiherr v. Stein und die deutsche Frage auf dem Wiener Kongreß. (Gymn.-Progr. Hanau 1873.)

[2]) Pertz IV, 49 u. ff.

Zeiten schließt und beschwört, in einem politischen Föderativkörper, der den Namen Teutscher Bund führt und aus dem niemand heraustreten darf". Oesterreich hat in denselben nur mit Salzburg, Berchtesgaden, Tirol, Vorarlberg und demjenigen, „was dieses Erzhaus am Oberrhein erhalten wird", einzutreten, Preußen mit seinen links von der Elbe gelegenen Besitzungen. „Die hier nicht benannten österreichischen und preußischen Staaten bleiben besser außerhalb des Bundes, damit es desto weniger Schwierigkeit habe, diejenigen Teile jener beiden Monarchien, die mit in den Bund aufgenommen werden, allen Bundesgesetzen mit zu unterwerfen und das Band desto fester zu knüpfen. Oesterreich und Preußen als Mächte schließen aber mit der Föderation ein unauflösliches Bündnis und garantieren besonders die Verfassung und Integrität derselben." Der Grundgedanke dieser monströsen staatsrechtlichen Erfindung geht dahin, zwischen Oesterreich und Preußen einen Staatskörper einzuschieben, der die vom alten deutschen Reiche übrig gebliebenen Territorien zusammenfassen und vor Vergewaltigung schützen könne. In diesem „Kleindeutschland" sollte eine Verfassung eingeführt werden, die in manchen Einrichtungen an die alte Reichsverfassung erinnerte. Preußen und Oesterreich nahmen mit einem kleinen Teil ihrer Besitzungen an dem Bunde teil, erhielten in der Verfassung wichtige Aufgaben, ja ihnen war die Leitung des Bundes anheimgegeben — der Schwerpunkt ihrer Macht lag aber nicht im Gebiete des Bundes. Weil Oesterreichs nichtdeutsche Länder sich in den Bundeskörper nicht einfügen ließen, mußten auch die wichtigsten preußischen Provinzen außerhalb desselben bleiben. Nach Steins Auffassung waren Oesterreich und Preußen bereits staatlich organisiert, ihre Organisation sollte durch Anwendung neuer Einrichtungen, die für das unorganisierte Deutschland notwendig wurden, keine Störung erleiden. „Will man in den Deutschen Bund," bemerkt er zu den ersten Vorschlägen Hardenbergs am 16. Juli, „die eigentliche österreichische Monarchie begreifen und alle deutsche Provinzen von Preußen, so entsteht hierdurch der Nachteil, daß man ganz heterogene Dinge einerlei Namen und Verfassungen zu unterwerfen versucht. Die deutschen Provinzen der österreichischen Monarchie und die deutschen Provinzen der preußischen auf dem rechten Elbufer machen unter sich seit einem Jahrhundert ein eng verbundenes, geschlossenes Ganze aus, das nicht ohne große Nachteile in andere Formen eingefaßt werden kann. Oesterreich ohnehin wird dieser so sehr in das Innere greifenden Veränderung große Schwierigkeiten entgegensetzen, oder man wird die Verfassung für das übrige Deutschland so lose bilden müssen, daß sie gegen den Sultanism nur wenig Schutz gewährt. Der Teil von Deutschland, so zwischen dem Inn, der Elbe, der preußischen Grenze und den Grenzen des Auslands liegt, ist in einer ganz verschiedenen Lage, seine Verfassung ist durch die Auflösung des Reichsverbandes, durch die westfälischen Einrichtungen, durch deren Zerstörung u. s. w. ganz zerrüttet worden, die Bildung einer neuen ist also notwendig und stört die inneren Verhältnisse von Preußen und Oesterreich nicht." Folgerichtig hätten die beiden Großmächte von dem neuen deutschen Staate ganz ausgeschlossen werden müssen. Dann würde Preußen unbedingt ganz Polen verlangt haben, und es wäre mit diesem Erwerbe allerdings mit Oesterreich auf eine

Stufe der — Macht gehoben worden; wo blieben aber die Entschädigungen für Rußland?

Es gab keine gesunde und gründliche Lösung der deutschen Frage im Einvernehmen mit dem Metternichschen Oesterreich. Dieses konnte nur eine Mißgeburt deutschen Staatswesens neben sich dulden. Keine noch so vertiefte Ueberlegung, kein noch so warmes Nationalgefühl konnte die Widersprüche beseitigen, welche in den durch den Pariser Frieden geschaffenen Verhältnissen lagen. Es war aber auch die geistige Vorarbeit in der Nation selbst noch nicht so weit gediehen, daß die öffentliche Meinung nach irgend einer Richtung hin ausschlaggebend werden konnte. Die Staatsform, die dem deutschen Volke einerseits Sicherheit und Unabhängigkeit nach außen, andererseits Freiheit und Ungebundenheit der materiellen und geistigen Entwickelung bieten konnte, mußte erst gefunden werden; es war unmöglich, sie aus den gegebenen, historisch erwachsenen Einrichtungen zu folgern, es bedurfte der Klärung politischer Grundbegriffe in der Theorie, ehe die praktische Durchführung gelingen konnte. So richtig Arndt erkannt hatte, daß die größte Schwierigkeit der Einigung auf der Beziehung von Bundespflicht und Herrscherrecht ruhte, so wenig war er darüber zu einer sicheren Meinung gekommen, daß die Lösung durch eine zweckmäßige Verteilung der Herrscherrechte auf verschiedene Individuen erzielt werden könne, daß die Souveränität zerlegbar sei und deshalb auch durch das Zusammenwirken mehrerer Regenten in ihrer Ganzheit sich äußern könne. Dieser Denkprozeß war von den Deutschen noch nicht vollbracht worden, er war aber angesichts der außerordentlich zusammengesetzten politischen Verhältnisse, die sich auf deutschem Boden ergeben hatten, unerläßlich und konnte nicht plötzlich mit einer großartigen Entschließung erledigt werden, sondern erforderte stufenweise, sich aneinander reihende Vorentscheidungen. Nicht nur der Staatsmann war noch zu erwarten, der den Hebel dort anzusetzen wußte, wo am meisten Kraft zu erzielen war, auch die Gesetze mußten aufgestellt werden, nach denen diese Kräfte berechnet werden konnten. Mit einem Worte: auch ein Bismarck würde an Hardenbergs Stelle den Weg zur Einigung der deutschen Nation nicht gefunden haben, denn er konnte der Erfahrungen nicht entraten, die von der Nation in den nächsten Jahren noch gemacht werden mußten, um wenigstens einem kleinen Bruchteile derselben die Augen zu öffnen und ihn zu belehren, was den Deutschen frommt und was ihnen zum Nachteil gereicht. Noch befand sie sich in einem Zustande heißen Wünschens und Sehnens, an dem sich bei den gemütstiefen Naturen ein kräftiger Glaube entzündete, dieser war aber nicht auf die Politik allein gerichtet, sondern bethätigte sich in künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen aller Art, die den Deutschen so häufig die dringendsten Bedürfnisse des täglichen Lebens vergessen lassen. Das Schicksal eines Volkes wird aber nicht in den Werken seiner Phantasie entschieden, sondern in der Wirklichkeit des öffentlichen Lebens.

Unser trefflicher Friedrich Perthes scheint den Geisteszustand jener Zeit sehr genau gekannt zu haben; in den Aufzeichnungen seines Sohnes Clemens findet sich eine Darstellung desselben, die mehr Beachtung verdient, als sie erfuhr: „Die Nation trat aus dem Kampfe mit einem glühenden Glauben an

die eigene Größe hervor, der aus der Dichter Poesie, aus Idealismus und Romantik, aus der Freude an deutscher Wissenschaft und Kunst und aus dem Stolze auf das vollbrachte große kriegerische Werk erwachsen war. Unmöglich konnte das mächtig überschwellende Nationalgefühl wieder eingehäuft werden in die engen, kleinlichen und nun in Scherben umherliegenden Formen des vorigen Jahrhunderts, aber ebensowenig konnte es zerteilt werden in eine Vielheit vereinsamt nebeneinander liegender Staaten, wie zur Napoleonschen Zeit. Eine Form, welche die sich ihrer aufs neue bewußt gewordene Nation ganz umschloß und als politischer Ausdruck für die nationale Einheit gelten konnte, war Notwendigkeit, und das Bewußtsein dieser Notwendigkeit bemächtigte sich der Gemüter so ausschließlich, daß alles Streben und Hoffen nur auf die deutsche Einheitsform gerichtet war. Wie es künftig in den einzelnen deutschen Staaten aussehen werde, daran dachten zunächst nur wenige, und der mit der ganzen Kraft des Neuen hervortretende Jubelruf der Nationalität drängte schnell die Regungen des Selbstgefühls zurück, die sich hier und da, namentlich in Hannover, Baiern und Sachsen dem Trieb nach Einheit entgegenstellen wollten. Darüber war die öffentliche Meinung völlig eins, daß dem deutschen Volke in seiner Einheit eine herrliche Zukunft zu teil werden müsse; über deren Natur aber waren bekanntlich nicht gerade die deutlichsten Vorstellungen verbreitet. Der Mangel derselben machte indessen nur wenigen Sorge, die meisten hielten es für kleinlich und der großen Zeit nicht würdig, sich mit so untergeordneten Fragen wie der nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit bestimmter Verfassungsformen Deutschlands zu beschäftigen, oder dem Widerstande, welchen die wirklichen Verhältnisse und thatsächlichen Zustände dem Wünschen und Hoffen entgegenstellten, ein aufmerksames Auge zu leihen. Indem das Streben nach einem der nationalen Einheit entsprechenden Ausdruck sich des Blickes auf die Wirklichkeit entschlug, trat durch ganz Deutschland ein dunkles, ungeordnetes und deshalb um so heftigeres Drängen hervor nach einem unbekannten Etwas, welches bald deutsche Einheit oder deutsche Ehre, bald deutsche Freiheit oder deutsche Herrlichkeit, zuweilen auch wohl deutsches Kaisertum genannt ward. Dieses Etwas wollten die Deutschen im Jahre 1814 mit eben dem Eifer erstürmen, wie im Jahre 1813 die Befreiung von der französischen Herrschaft; aber die Volksbewegung beider Jahre hatte durch die Verschiedenheit des Zieles, auf welches sie gerichtet war, eine durchaus verschiedene Natur angenommen. Im Jahre 1813 war sie auf ein einziges, fest bestimmtes Ziel: die Vernichtung der Herrschaft Napoleons, gerichtet gewesen; jeder hatte gewußt, was er wollte, und niemand beschäftigte sich mit den Dingen, die er etwa nicht wollte. Im Jahre 1814 dagegen war allerdings das nationale Bedürfnis nach Einheit als ein wahres und wirkliches vorhanden, aber das Drängen und Arbeiten im Volke zur Befriedigung desselben entbehrte jedes gemeinsamen Zieles, in tausend Richtungen, Hoffnungen, Bestrebungen war das vor wenigen Monaten noch in sich geschlossene Volk auseinander gesprengt, jeder wußte, was er nicht wollte, und machte dieses Nichtwollen leidenschaftlich geltend, aber was er wollte, wußte in einer bestimmt gedachten und der Ausführung fähigen Form niemand."

Das Vertrauen in die Kraft der „Nationalität" war bei einzelnen Patrioten

edelster Denkungsart, wie bei Friedrich Perthes, so ins Ungemessene gesteigert, daß sie die Gegenwirkung des Partikularismus unterschätzten und übersahen. Schon im Frühjahr 1814 hatte er geäußert: „Was auch der große Kongreß, der in Wien zusammentreten soll, gebäre, die deutsche Nation wird sich schon bilden und so lange sich wenden und winden, bis das Rechte zu Tage gefördert ist." Dabei war er aber gegen jede Unterordnung unter einen der bestehenden Staaten. Die Anerkennung Preußens als Kern eines künftigen großen deutschen Staatsvereins wies er zurück. Die Männer, welche an diesen Entwickelungsprozeß glaubten, schienen ihm „Werkzeuge in der Hand schlauer Diplomaten" zu sein, von denen sie noch dazu als Phantasten verlacht werden. Die Deutschen werden auch dieser neuen ihnen drohenden Gefahr entgehen, und sie werden auch künftig als Nation eins sein, ohne deshalb zur preußischen oder zur österreichischen Fahne schwören zu müssen."

Können wir in diesen Ansichten die nebelhaften Umrisse einer deutschen Republik erkennen, die sich auf den Trümmern der Fürstenmacht erheben müßte, so begegnen wir andererseits Zumutungen an die Selbstlosigkeit der Fürsten, die einer, jeder politischen Einsicht hohnsprechenden Naivetät entspringen. Der schon genannte Dr. Lips, Professor der Philosophie zu Erlangen, verlangt [1]) als ersten Beschluß des Wiener Kongresses die Abschaffung aller stehenden Heere und die Aufhebung der Konskription. Die vorhandenen Soldaten sollen sich entweder einem bürgerlichen Geschäfte widmen oder mit Pensionen bedacht werden, oder — den letzten großen Feldzug mitmachen, den das geeinigte Europa gegen die Türkei zu führen hat. „An den Ufern der Donau senken sich Deutschlands, Preußens und Oesterreichs Krieger herab und vereinigen sich mit Rußlands Heer, von der Landseite her das Reich der Barbarei zu stürzen, die Soldaten Frankreichs, Spaniens, Italiens gehen auf Schiffen dem Ziele zu, um von der Seeseite her zu landen; eine englische Flotte legt sich hart ans Ufer, daß die ungeheueren Schätze in den Gewölben des Serails — beiläufig vier Tausend Millionen — uns nicht entgehen." Bei der Verteilung des türkischen Gebietes in Europa, die Herr Professor Lips mit großer Genauigkeit vornimmt, könne vielleicht auch die Familie Bonaparte, der König von Rom und Murat, bedacht werden. Die vom Drucke des Militarismus befreiten europäischen Staaten mit konstitutionellen, repräsentativen Verfassungen auszustatten, schien Herrn Dr. Lips ebensowenig Schwierigkeit zu bieten, als die Herstellung der kirchlichen Einheit. Das bereits erwachsene Geschlecht könne immerhin bei seinen Sekten bleiben, die Jugend aber, „die nie von diesen Vorurteilen gehört, nie diese Zeremonien mitgemacht", werde nur die sanften moralischen Wahrheiten Jesu in sich aufnehmen und zur flammenden Ueberzeugung in sich gestalten. „Daß wir den heiligen Vater auf seinen Sitz zurückführten, das war ein Akt der Gerechtigkeit; aber daß wir seinen Nachfolgern eine andere Tendenz geben müssen, ist ebenso klar!"

Wo solche Kathederweisheit blühen konnte, da war die Vorbildung zur politischen Selbsthülfe noch nicht weit genug vorgeschritten, um zu nationalen

[1]) In seiner Schrift „Der Wiener Kongreß oder was muß geschehen, um Deutschland von seinem Untergang zu retten und das Interesse aller Fürsten und Nationen daselbst zu vereinen".

Thaten zu führen. Weder der genialste Diplomat noch der angesehenste Volksmann wären im stande gewesen, ein durchführbares Programm für Deutschlands Neugestaltung aufzustellen, das auch nur die Zustimmung einer einflußreichen Minderheit erzielen konnte.

Am 1. Oktober sollte nach einer unerläßlich gewordenen Verschiebung jener merkwürdige Kongreß eröffnet werden, dem eine ähnliche Aufgabe zuzufallen schien, wie einst den Beratungen zu Münster und Osnabrück, in denen die Staatsinteressen zum erstenmal einen dauernden Sieg über die einseitigen Ansprüche der Konfessionen errangen. Der vornehmste Monarch Europas, der zum letztenmal die Krone des heiligen römischen Reiches getragen hatte, das Haupt einer fürstlichen Familie, die niemals durch unedle Leidenschaft oder sittliches Verderbnis ihrer Hoheit Schaden zugefügt und deshalb ihr Ansehen unerschüttert bewahrt hatte, der glückliche Besitzer einer Residenz, die nicht an Prunk der Gebäude, doch an Lieblichkeit der Lage und Fröhlichkeit der Bewohner alle anderen übertraf, hatte die Souveräne Europas zu sich geladen, damit sie bei fortwährendem persönlichen Verkehre sowohl durch eigene Bemühung als durch die Thätigkeit ihrer Minister die Grundlagen eines neuen Staatenverhältnisses in Europa schaffen könnten, das den schwer geprüften Völkern eine längere Friedenszeit zur Erholung von den schwersten wirtschaftlichen Verlusten gewähren könnte.

Die freudige Annahme dieser Einladung, die keinen Widerspruch erfuhr, lieferte den Beweis, daß die großen und kleinen Herren ihre Aufgabe nicht allzu ernst zu nehmen beabsichtigten, sondern sehr geneigt waren, für die mancherlei Entbehrungen, die sie sich während der französischen Gewaltherrschaft und des Befreiungskrieges hatten auferlegen müssen, reichliche Entschädigung zu suchen. Für diesen Zweck war Wien ganz besonders geeignet. Nirgends sonst war der Sinn für das Vergnügen in allen Bevölkerungsschichten so weit verbreitet und so fest gewurzelt. „Was man sich nicht genug vergegenwärtigen kann, wenn man es nicht durch Anschauung erlebt hat," schreibt Varnhagen, der als offizieller preußischer Publizist zum Kongreß berufen worden war, „ist die Atmosphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen, die heitere, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmütigkeit, der schon halb italienische Müßiggang und die dazu gehörige schon halb italienische Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, so rundlich bequem hinzuwälzen, und doch so leicht in scharfen Witz zuzuspitzen, — diese Mundart, die etwas von ihrem Wesen jeder anderen deutschen und auch der höchsten Sprachbildung unwiderstehlich mitteilt, — und so viele Weisen und Gebilde dieses altbestehenden Phäakenlebens, — alles dies gehört so eigentümlich zu dem Wiener Kongresse, zu dessen bestimmter Physiognomie, daß er ohne diese gar kein zuverlässiges, lebendiges Bild mehr liefert .... Alles schwamm in Glanz und Festlichkeit, die der Geselligkeit eröffneten Häuser wetteiferten in Aufnahme und Bewirtung der Fremden. Natürlich gab es hier vielfache Abstufungen, es gab Kreise, wo nur

die höchsten Personen untereinander verkehrten, andere, die mit der vornehmsten und reichsten Aristokratie streng abschlossen, dann wieder solche, wo diese sich mit der größeren Gesellschaftswelt mischten, welche hinwieder auch, bei manchen Festlichkeiten allgemein, oder bei besonderen Anlässen einzeln begünstigt, in jene höchsten Säle Eintritt gewann."

Mit den alten ungarischen und böhmischen Familien, deren manche ihren finanziellen Ruin von den Schulden ableiten können, die zur Kongreßzeit gemacht werden mußten, wetteiferten einige trotz des Staatsbankerotts reich gewordene Bankhäuser in der Veranstaltung von üppigen Gastereien, Bällen und Konzerten, auch der Hof ließ sich nicht spotten und entfaltete bei den in rascher Folge wiederkehrenden Festen, denen man ein sehr großartiges Gepräge zu geben verstand, eine gediegene Pracht, die jede Sorge, als hätten während der langen und so viele Opfer heischenden Kriegszeit die künstlerischen und metallischen Schätze des österreichischen Herrscherhauses irgendwelche Einbuße erlitten, zu verscheuchen geeignet war. Es fehlte nicht an künstlerischen Talenten in Wien, um den Anforderungen zu genügen, die das mächtig gesteigerte Verlangen nach verfeinertem Luxus an Kunst und Kunstgewerbe stellte. Die vielfachen Aufträge, die ihnen der Kongreß brachte, die bedeutenden Mittel, die aufgewendet wurden, beförderten namentlich das letztere in so hohem Maße, daß die Schöpfungen der Kongreßzeit für jene Richtung maßgebend wurden, die unter dem Namen „Alt-Wien" in der Geschichte des Geschmackes und der Technik hervorragt. Die strengen klassischen Formen und oft nüchternen Linien des Empire wurden weicher und lieblicher, die Farbe kam in zarterer Abtönung zur Verwendung. Bahnbrechend wirkte die k. k. Wiener Porzellanfabrik, die unter Sorgenthals und Niedermeyers Leitung ihre höchste Blüte erreichte und einer großen Zahl von schönen Talenten auf dem Gebiete der Plastik und Malerei Gelegenheit zur Ausbildung und Verwendung bot. Aus ihr gingen die Porträtisten Daffinger und Dannhauser, die Modelleure Grassi und Perl hervor. Neben ihnen fanden auch Graveure und Kupferstecher reiche Beschäftigung, alle Gewerbe, die zum Schmucke der Wohnräume, der Tafel, der Kleidung und der Verkehrsmittel dienen, erhielten Aufträge in ungeahnter Zahl und Ausdehnung. Die Bronzeindustrie, die Goldschmiedekunst, die Emailarbeit, die Seiden- und Bandweberei erreichten in jener Zeit unter der vielfachen Anregung einen hohen Grad von Vollendung. [1]) Schon im Jahre 1813 bestanden in Wien 600 Seidenfabriken mit 6000 Gesellen, 8—900 Lehrlingen und 7—8000 Arbeiterinnen. Ihre Erzeugnisse beherrschten die Mode trotz der Pariser Konkurrenz, wenn diese auch in der Form siegreich blieb. Für die Herrenwelt war am Kongreß der blaue Frack mit Goldknöpfen ein unerläßliches Kostümstück, dem sich in der wärmeren Jahreszeit die gelbe Nankinghose gesellte. „Die Frauen entledigen sich gern der Schnürbrust, die griechisch-französische Tunika wird allgemein beliebt, man macht für kurze Zeit auch die Nuditäten der Pariser Gesellschaft mit, kehrt aber zur

---

[1]) Die im Jahre 1896 in Wien veranstaltete Kongreßausstellung, die vielleicht Anlaß gegeben hat, daß viele interessante Denkmäler jener Zeit noch bis zur Centenarfeier bewahrt und erhalten bleiben, hat dafür glänzende Beweise geliefert.

Tunika mit hoher Taille zurück, die Schuhe sind flach, die Frisuren eng angelegt, Hüte und Hauben feiern Triumphe." [1])

Schon im Laufe des Oktobers konnten die „allerhöchsten und höchsten Herrschaften", die sich in der fröhlichen Kaiserstadt eingefunden hatten, die Ueberzeugung erlangen, daß man ihnen nicht zu viel Zeit zu ermüdender Gedankenarbeit lassen wolle, denn sie wurden von Vergnügen zu Vergnügen genötigt und fanden kaum zu den zahlreichen Besuchen Gelegenheit, die den Begegnungen an der Tafel und im Ballsaale vorausgehen und nachfolgen mußten. Zur Begrüßung der im Laufe der letzten Septemberwoche angelangten Gäste fand zuerst ein großes Feuerwerk im Prater statt, bei welchem etwas voreilig auch der „Gürtel der Eintracht" neben anderen die Zukunft symbolisierenden Flammenbildern gezeigt wurde, das Namensfest des Kaisers Franz wurde am 4. Oktober durch eine große Hofredoute gefeiert, zu welcher sich 10—12000 Menschen in den Festräumen der kaiserlichen Burg eingefunden hatten, am 6. Oktober folgte das den österreichischen Veteranen gewidmete Friedensfest im Augarten, am 9. Oktober ein zweites Ballfest im kaiserlichen Redoutensaale, am 12. ein Ballfest in dem neu eröffneten Apollosaal; der Jahrestag der Leipziger Schlacht wurde durch ein militärisches Fest im Prater und auf der Simmeringer Heide begangen, nachdem sich zwei Tage vorher die künstlerischen Kräfte von Wien bei der Aufführung des Oratoriums „Samson" von Händel glänzend erprobt hatten. Dazwischen gab es Spazierfahrten nach Laxenburg, Wachtparaden, Artilleriemanöver, einen mit großem Geschmack durchgeführten Ball im Gartenhause des Fürsten Metternich, [2]) ein Konzert, in dem gleichzeitig auf 20 Klavieren die vierte Symphonie Beethovens verunstaltet wurde, und dergleichen Heiteres mehr. Am 25. und 26. befand sich die ganze Monarchengesellschaft in der ungarischen Hauptstadt, wo es selbstverständlich nicht minder hoch herging. Auch der gewaltigste unter allen Männern des Geistes, die damals in Wien versammelt waren, derjenige, dessen Werke die Schöpfungen des Kongresses und seiner Diplomaten längst überbauert haben, Ludwig v. Beethoven, hat die hohe Gesellschaft geehrt, indem er am 29. November jene großartige Akademie veranstaltete, in welcher nebst der A-dur-Symphonie die symphonische Dichtung „Wellington, Schlacht bei Vittoria" und die Kantate „Der festliche Augenblick" aufgeführt wurden. Diese war an einen Text von Weißenbach gebunden, der durch seinen Mangel an poetischen Gedanken auf Beethovens Genius nichts weniger als anregend gewirkt hat. Wenn „Vienna" deklamierte:

Was nur die Erde Hoch und Hehres hat,
In meinen Mauern hat es sich versammelt!
Der Busen pocht! die Zunge stammelt!
Europa bin ich — nicht mehr eine Stadt,

[1]) Ed. Leisching, „Die Kunst und Kultur zur Zeit des Wiener Kongresses". (Einleitung zum Katalog der Wiener Kongreßausstellung.)

[2]) Das ausführliche Programm desselben ist in Metternichs „Mémoires" (Bd. 1 Anm. 81) mitgeteilt unter dem Titel: Programme de la fête de la Paix, pour être executée dans les jardins de Son Excellence le prince de Metternich, auprès de Vienne. Die Hauptnummer der dem Ball vorhergehenden Veranstaltungen bildete eine Pantomime mit großartiger Ausstattung.

so mag es uns nicht wunder nehmen, daß der Schöpfer der „Eroica" diesem Dithyrambus der Kriecherei mit den Tönen einer wahren und innerlichen Kunst nicht mehr zu folgen vermochte.

Vor dem ungewohnten Schauspiel der Vereinigung so vieler Kronenträger an einem Orte schwand den Teilnehmern und Zusehern desselben jedes Selbstgefühl, die Schilderungen der Festlichkeiten, an denen sich die Monarchen und ihr Gefolge beteiligten, ergingen sich in Uebertreibungen, die von einer unverhohlen byzantinischen Gesinnung Zeugnis gaben. Der „Oesterreichische Beobachter" verstieg sich bei der Schilderung eines der großen Ballfeste zu folgenden den Paroxysmus des Enthusiasmus kennzeichnenden Worten: „Jeder Stern, der auf einer Brust glänzte, war ein Segensstern und hatte aus tiefer Nacht die Bahn des Ruhmes erleuchtet. Wem klopfte das Herz nicht höher, wessen Phantasie stimmte nicht erhabene Hymnen an, wessen Gefühl pries sich nicht glücklich, sich dieser Heroengenossenschaft so nahe zu wissen? Ein elektrischer Schlag schien oft durch die Menge zu fliegen und ihr dies erhebende Gefühl zum Bewußtsein zu bringen. Jeder sagte sich selbst: Jahrhunderte sind verrauscht und haben solch einen Sternenkranz nicht bilden können; Jahrhunderte werden wieder versinken und werden vielleicht diesen heiligen Kreis nicht mehr so schaffen können. Dies war der große moralische Eindruck dieses Festes, der es zum unsterblichen Monument in jeder fühlenden Brust adelte."

Dafür, daß die „Heroen" ihres Menschentums nicht vergaßen und den etwas kühleren Beobachtern die Eigenschaften gewöhnlicher Sterblicher enthüllten, sorgten die schönen und gefallsüchtigen Frauen der lebenslustigen österreichischen Gesellschaft, in deren Netzen sich gekrönte Häupter, Prinzen und Diplomaten verfingen. Von den Einheimischen traten die üppige Frau des Großhändlers Geymüller, die Jüdinnen Arnstein und Eskeles, Gräfin Julie Zichy, Gräfin Fuchs, Fürstin Esterhazy in den Vordergrund des galanten Lebens, sie wurden von der russischen Fürstin Bagration, von der Herzogin von Sagan, die dem Fürsten Metternich durch ihre Flatterhaftigkeit manche schwere Stunde bereitete, ihrer Schwester Perigord, von den Lanckoronskas und Czartoryskas aufs glücklichste in den Bemühungen unterstützt, die durch die Politik verhärteten Gemüter milder zu stimmen und den mannigfachsten Intriguen zugänglich zu machen. Die Großfürstin Katharina, Alexanders Lieblingsschwester, die als Braut des Erzherzogs Karl angesehen wurde, entsprach den Erwartungen nicht, welche die Politik in sie gesetzt hatte, indem sie den Erzherzog, der ihr die herzlichste Aufmerksamkeit erwies, gegen den Kronprinzen von Württemberg zurücksetzte. Trotzdem suchte man sie von österreichischer Seite zu vertraulichen Mitteilungen über die Gesinnungen ihres Bruders zu gewinnen, wobei man sich des Generals Koller bediente, der ihr als Kammerherr zugeteilt war. Erzherzog Johann schreibt über diese Beziehungen in seinem Tagebuch: „Koller ist Soldat, pfiffig und dient meinem Kaiser; er wird gebraucht, bei der Großfürstin alles zu erfahren und ihr zu insinuieren, was sie thun soll. Alle Briefe laufen durch seine Hände, diese werden geöffnet, gelesen, von ihm ausgeliefert; er, feiner wie sie, führt sie, wie er will, ohne daß sie es merkt. . . . Koller spielt eine wilde Rolle, aber er dient meinem Herrn. So steckt er jetzt immer bei Wrede, so macht

er sich jetzt an meine Nichte Louise; ihre Briefe werden auch durch ihn laufen." Aehnliche Fäden durchzogen Wien in kaum übersehbarer Zahl, alle suchten den Zaren zu umspannen, dessen temperamentvolle Anlage Hoffnungen aller Art zu begünstigen schien.

Der geschäftliche und gesellschaftliche Verkehr gestaltete sich in Wien mit einer Leichtigkeit und Zwanglosigkeit, die man bis dahin an den europäischen Höfen noch nicht für möglich gehalten hatte. In dieser Hinsicht hat das neunzehnte Jahrhundert einen ganz außerordentlichen Fortschritt gemacht, indem es mit den Ungeheuerlichkeiten des Zeremonien- und Etiquettewesens früherer Zeiten für immer brach. Die Höfe von Berlin und Wien waren schon im achtzehnten Jahrhundert mit gutem Beispiele vorangegangen, Friedrich Wilhelm I. und Maria Theresia haben sich dabei die größten Verdienste erworben. Die große Kaiserin war so durchaus als deutsche Frau geartet, daß ihr das spanische Wesen, dem ihr Vater noch so viel Pietät entgegengebracht hatte, verhaßt und unleidlich geworden war. Der Ton einer vornehmen Vertraulichkeit, in welcher sich der Volkscharakter in liebenswürdigster Weise abspiegelt, ist in der Wiener Hofburg seitdem heimisch geblieben und hat jeden Gast derselben um so angenehmer überrascht, als er dabei gewiß niemals jene unantastbare Hoheit zu vermissen hatte, die nur in einer durch großartige Geschicke erzogenen Herrscherfamilie alter Herkunft zu finden ist und von Emporkömmlingen niemals erworben werden kann. Wie uns Gentz versichert, haben die in Wien versammelten Fürsten zu dem günstigen Verlaufe der vielen Feste und Gesellschaften auch dadurch wesentlich beigetragen, daß sie bei dieser Gelegenheit nicht von Geschäften sprachen. Kaiser Franz hat dazu überhaupt niemals eine besondere Neigung gezeigt und sich selbst in Stunden vertraulichen Zusammenseins mit seinesgleichen stets sehr zurückhaltend und ablehnend erwiesen. Gentz rühmt nicht nur den Glanz und die Pracht, die der Wiener Hof entfaltete, er versichert, daß die Kongreßmitglieder den Aufenthalt in Wien auch viel angenehmer gefunden hätten, als die im Sommer zu London verlebten Festtage. „Die fremden Souveräne," schreibt er am 11. Oktober an Caradja „bewegen sich in der Gesellschaft in liebenswürdigster und ungezwungenster Weise. Gestern z. B. fand beim Fürsten Metternich ein Souper von 250 Personen statt, bei dem der König von Preußen um 11 Uhr erschien, und wir sahen ihn bei der Musik eines einzigen Klaviers tanzen, auf dem die junge Prinzessin Metternich Walzer spielte. Der Kaiser von Rußland geht den ganzen Tag spazieren. Die Kronprinzen von Baiern und Württemberg, die preußischen Prinzen, die Herzoge von Weimar, Braunschweig, Mecklenburg, Koburg u. a. finden sich bei allen Abendgesellschaften der Herzogin von Sagan, der Fürstin Bagration, der Fürstin Taxis, der Fürstin Metternich u. a. ein."

Der Held der Tage war, zum mindesten während der ersten Monate, der Zar. Sein bestrickendes Benehmen, der ideale Zug in seinem Wesen erwarben ihm zahlreiche Bewunderer in der Kongreßgesellschaft, zu denen die Damen das größte Kontingent stellten. Gerade dieser Umstand aber verschärfte noch den Gegensatz, der zwischen ihm und dem eitlen Fürsten Metternich seit dem Feldzuge in Frankreich herrschte. Gentz führt in einer Denkschrift vom 12. Februar 1815 den Ursprung desselben darauf zurück, daß Metternich dem Projekte des

Zars widerstrebt habe, „sich des Oberbefehls über die verbündeten Heere zu bemächtigen". Seit den gereizten Verhandlungen über den Einmarsch in die Schweiz, den Alexander mißbilligt hat, sei die Eintracht zwischen beiden nicht mehr hergestellt worden. „Lebhafte und bittere Erörterungen bezeichneten fast jeden Tag des letzten Abschnittes des Feldzuges, und beim Einzuge der Verbündeten in Paris bewahrte man nur mit Mühe die Aeußerlichkeiten einer Verbindung, deren Grundlagen alle eingestürzt waren. Der Kaiser gewöhnte sich daran, den Fürsten Metternich nur als beständiges Hindernis seiner Absichten, als einen Mann, der unaufhörlich bestrebt sei, ihm in den Weg zu treten und seine Pläne zu vereiteln, kurz als einen geschworenen Feind zu betrachten. Die Ruhe und die gleichmäßige Heiterkeit, womit Fürst Metternich diesen Vorurteilen stets begegnete, schien den Kaiser, statt ihn zu versöhnen, nur noch mehr erbittert zu machen; ganz und gar persönliche Gefühle, besonders jenes einer starken Eifersucht, welche ihm die Erfolge des Fürsten sowohl im Geschäftsleben als in der Gesellschaft einflößten, steigerten diese Erbitterung. Sie nahm schließlich in dem Maße zu, daß sie zu unversöhnlichem Hasse wurde, und während des Wiener Aufenthaltes zu einer Art von Wut und Raserei, deren tägliche Ausbrüche den frivolen Höflingen unerschöpflichen Stoff der Neugierde und Unterhaltung gewährten, während die verständigen Männer sie als ein großes Unglück beklagten." In diesen Worten kommt wohl auch die beleidigte Eigenliebe Metternichs zum Ausdruck, die Gentz aus Dankbarkeit und Ergebenheit mitzufühlen Veranlassung hatte; das Vorhandensein einer gereizten Stimmung zwischen Alexander und Metternich ist aber durch das Zeugnis unbeeinflußter Augenzeugen, wie des Erzherzogs Johann, hinreichend nachgewiesen. Nicht minder die Thatsache, daß der österreichische Staatskanzler für den Ernst der Aufgabe, die ihm zugefallen war, wenig Verständnis hatte und durch persönliche Interessen mehr in Anspruch genommen wurde, als durch die Sorge um eine dem Wohle Europas entsprechende Beilegung der zahlreichen Konflikte, die sich aus den Verhandlungen über die wichtigsten politischen Angelegenheiten ergaben. Mitten im Gedränge der widersprechenden dynastischen Bestrebungen ließ er sich von eifersüchtigen Regungen leiten, die durch die Neigung seiner Favorite, der Herzogin von Sagan, zu dem Fürsten von Windischgrätz verursacht waren. Seine Unzufriedenheit nahm sogar einen leidenschaftlichen Charakter an, als Alexander ganz unverhohlen zu Gunsten des jungen Reiterobersten bei der Prinzessin sich verwendete. Die Tagebuchaufzeichnungen von Gentz geben zahlreiche Andeutungen von Metternichs Liebesschmerz, die eine äußerst humoristische Wirkung haben müßten, wenn wir uns nicht von der Frivolität der Gesinnung eines unter so großer Verantwortung handelnden Staatsmannes abgestoßen fühlen würden.

Diese Erscheinungen sowohl, wie überhaupt der Mangel an sittlichem Ernste in der bunt zusammengesetzten Kongreßgesellschaft machen es begreiflich, daß sich sehr bald eine Persönlichkeit des größten Einflusses auf den Gang der Geschäfte bemächtigen konnte, der ein solcher weder durch die Stellung des Staates, die sie zu vertreten hatte, noch durch ihre eigenen Eigenschaften und ihre Vergangenheit zukam. Dies war Fürst Talleyrand, der mit dem Titel eines Fürsten von Benevent auch seine früher so intimen Beziehungen zum Napoleonischen

Kaisertum abgestreift hatte und nun als Gesandter Frankreichs die Anmaßungen des Bourbonentums vor dem europäischen Areopag durchzusetzen bemüht war. Der einstige Revolutionsmann trat hier als Vorkämpfer des Legitimitätsprinzipes auf, weil er mit diesem das Ziel der traditionellen französischen Politik, Verhinderung jeder kraftvollen Vereinigung der deutschen Staaten zu einem organischen Ganzen, am leichtesten erreichen konnte. Er wurde sofort der Protektor aller partikularistischen Bestrebungen unter den deutschen Fürsten und gewann dadurch die Sympathien Metternichs, der in ihm einen willkommenen Bundesgenossen erkannte. Trotz der für ihn anfangs nichts weniger als günstigen Stimmung gelang es ihm doch sehr bald, sich die nötige Beachtung zu schaffen, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Einigkeit der Großmächte durchaus nicht so festgefügt sei, um geschickt vorbereiteten Angriffen zu widerstehen. Als er zum erstenmal in einer Konferenz der Bevollmächtigten von Oesterreich, Preußen, Rußland und England erschien, die bereits als „Verbündete" Vorbesprechungen abgehalten hatten, wies er diese Bezeichnung als nicht mehr zutreffend zurück, denn es bestehe zwischen den europäischen Mächten kein Kriegszustand und man könne nicht wissen, gegen wen sich die Verbündeten wenden wollten. Er sprach ihnen das Recht ab, unter sich besondere Abmachungen zu treffen und weigerte seine Teilnahme an Beschlüssen, die nicht durch den versammelten Kongreß gefaßt würden. In diesen aber wollte er die Mittelstaaten mit vollkommener Gleichberechtigung einbezogen haben, weil er sehr gut wußte, daß er von ihnen in seinen allerwichtigsten Bestrebungen unterstützt werden würde. Die Mehrzahl der Mittel- und Kleinstaaten befand sich ja auf deutschem Boden und im Besitze deutscher Fürstenhäuser, es galt nur die alte französische Politik, die seit den Zeiten der Union und Liga gepflegt worden war, wieder zur Anwendung zu bringen und ihren Widerstand gegen jede Unterordnung unter eine höhere staatliche Gewalt zu unterstützen; auf diese Weise waren sie auch für die Interessen Frankreichs zu gewinnen. Weder Metternich noch Castlereagh, am wenigsten Hardenberg fanden sich veranlaßt, die dreisten Behauptungen des Franzosen zurückzuweisen, der bei der Erwähnung Murats als Königs von Neapel den Vertretern der Staaten, die ihn anerkannt hatten, vorhielt, sie hätten dazu kein Recht gehabt; Zar Alexander nahm höchst gerührt die Versicherung entgegen, daß der Liberalismus nirgends in solchem Grade herrsche, wie in Frankreich, und daß die Preßfreiheit dort nur wenige, notwendige Beschränkungen leide, die in zwei Jahren aufhören würden, und ließ sich von dem charakterlosen Komödianten eine Scene vorspielen, in welcher dieser das Recht Europas gegen die Absichten Alexanders auf Polen in Schutz nahm.

Talleyrand beobachtete das System, den Kongreß gegen die verbündeten Großmächte auszuspielen, drang auf rasche Eröffnung der gemeinsamen Verhandlungen, auf Wahl der Ausschüsse für die einzelnen Hauptfragen durch die Gesamtheit der Vertreter aller zum Kongreß berufenen Staaten. In dieser wären die gewesenen Rheinbündler unter Frankreichs Führung über die Sieger zu Gericht gesessen und hätten ihnen die Bedingungen diktiert, unter denen der Pariser Friede zur Ausführung kommen dürfe. Diese freche Forderung rief

zwar im ersten Augenblicke die allgemeine Entrüstung hervor; man ließ sie aber doch nicht ohne alle Beachtung, was das einfachste gewesen wäre, sondern antwortete darauf mit der Einsetzung eines Zentralkomitees aller jener Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten. Dazu gehörten auch Schweden und Portugal, die sich nunmehr an den grünen Tisch setzen durften, an dem die Schicksale Europas zu bestimmen waren. War damit den Ansichten Talleyrands auch nicht vollkommen entsprochen, so konnte er doch eine Wirkung seines Auftretens in diesem Beschlusse erblicken und seinem neuen Herrn nach Paris schreiben, „daß die Bourbonen in Frankreich und Spanien jenen Einfluß auf die Verhandlungen des Kongresses gewonnen haben, der ihrem Range entspräche."

Das Ergebnis der ersten Verhandlungen kam in der „Deklaration" zum Ausdruck, welche Metternich im Einvernehmen mit den Vertretern der Großmächte am 13. Oktober in deutscher und französischer Sprache in die Wiener Zeitung einrücken ließ: „Die bevollmächtigten Minister der Höfe, von denen am 30. Mai 1814 der Pariser Friedenstraktat unterzeichnet wurde, haben den 32. Artikel desselben, durch welchen bestimmt war, daß die von einer und der anderen Seite in dem letzten Kriege begriffen gewesenen Mächte Bevollmächtigte nach Wien schicken sollten, um auf einem allgemeinen Kongreß die zur Vervollständigung jenes Traktes erforderlichen Maßregeln festzusetzen, in Erwägung gezogen und nach reifem Nachdenken über die daraus entspringenden Verhältnisse und Pflichten erkannt, daß es ihre erste Sorge sein mußte, zwischen den Bevollmächtigten sämtlicher Höfe freie und vertrauliche Erörterungen einzuleiten. Zugleich aber sind sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß es dem gemeinsamen Interesse aller Teilnehmer angemessen sein wird, eine allgemeine Zusammenberufung ihrer Bevollmächtigten bis auf den Zeitpunkt zu verschieben, wo die von ihnen zu entscheidenden Fragen den Grad von Reife gewonnen haben werden, ohne welchen ein mit den Grundsätzen des Völkerrechtes, den Stipulationen des Pariser Friedens und den gerechten Erwartungen der Zeitgenossen möglichst übereinstimmendes Resultat nicht zu erreichen sein würde. Die förmliche Eröffnung des Kongresses ist demnach bis auf den 1. November ausgesetzt worden, und die obgedachten bevollmächtigten Minister leben der Hoffnung, daß die in der Zwischenzeit vorzunehmenden Arbeiten zur Berichtigung der Ideen, zur Ausgleichung der Ansichten und zur Beförderung des großen Werkes, welches der Gegenstand ihrer gemeinschaftlichen Sendung ist, wesentlich beitragen werden."

Durch diese Erklärung war zwar die Notwendigkeit anerkannt, den Kongreß mit gemeinsamen Verhandlungen der Teilnehmer des Pariser Friedens zu beschließen, aber zugleich das Geständnis gemacht, daß diese Verhandlungen keinen Zweck haben könnten, solange sich nicht die Großmächte über die Grundlagen des neuen Vertrages geeinigt hätten. Zu diesen Grundlagen aber gehörte die Verständigung über Sachsen, Polen und über den föderativen Zusammenschluß der deutschen Staaten. Sachsen wurde als erobertes Land von Preußen angesprochen und sollte ihm als Entschädigung für die Gebietsverluste dienen, die es durch die Errichtung des Herzogtums Warschau erfahren hatte. Das Herzogtum Warschau aber beanspruchte der Zar, der aus demselben ein konstitutionelles Königreich Polen gestalten und es durch Personalunion mit Rußland vereinigen

wollte. Diese Absichten waren zwar noch in keinem schriftlichen Dokumente niedergelegt, der Zar hatte sie aber in wiederholten persönlichen Aeußerungen zu Metternich, Castlereagh und schließlich auch zu Talleyrand zu erkennen gegeben, ja letzterem gegenüber sogar die Aeußerung gethan, er werde es lieber zum Kriege kommen lassen, als das, was er schon besitze, wieder herausgeben. Weder die Vermittlungsversuche Castlereaghs, noch die Proteste Talleyrands gegen die Entthronung des Königs von Sachsen änderten irgend etwas an den Absichten Alexanders; am schroffsten gab er dem Fürsten Metternich seinen Unwillen darüber zu erkennen, daß dieser nicht auf seiner Seite beharrte, sondern, wie er vermutete, mit Talleyrand im Einvernehmen stand. Den König von Preußen aber bewog er durch eine sentimentale Beschwörung seiner Freundestreue, mit ihm für die Wiederherstellung Polens einzutreten, durch die das Glück ihrer Völker begründet werden sollte. Hardenberg, der zu dieser Unterredung berufen wurde, sah sich außer stande, die Bedenken, die er gegen eine Verpflichtung seines Königs in dieser Richtung hegte, zur Geltung zu bringen, und mußte dem österreichischen Staatskanzler und den englischen Diplomaten die Mitteilung machen, daß sein König den Forderungen Rußlands bedingungslos zustimme.

Man hat sowohl Friedrich Wilhelm III. wie Hardenberg aus diesem Verhalten einen Vorwurf gemacht und es für einen Fehler in der preußischen Politik erklärt. Dies ist nicht zuzugeben; Preußen konnte in seinem eigenen Interesse die enge Verbindung mit Rußland, in der es den Befreiungskrieg begonnen hatte, nicht lockern, denn im Falle eines ernsten Zerwürfnisses der europäischen Mächte konnte es sich nur auf den Zaren verlassen und nur an seiner Seite sicher fühlen. England hatte zwar der Erwerbung Sachsens durch Preußen zugestimmt, aber wer hätte wohl darauf rechnen wollen, daß Preußen zur Behauptung seines Anspruchs auch nur eine Tonne Pulver erhalten würde? Welcher Art aber die Gesinnungen Metternichs gegen Preußen waren, darüber konnte dieses nicht im Zweifel sein. Zudem hing die sächsische Frage mit der polnischen aufs innigste zusammen. Wurde das Herzogtum Warschau unter die drei Nachbarn geteilt, dann fehlte für Preußen der Rechtstitel, ganz Sachsen als Entschädigung zu verlangen, es erhielt dann zurück, was es früher besessen hatte, und mußte sich zufrieden geben. Hardenbergs Fehler bestand nur darin, daß er sich von Rußland keine schriftlichen Garantien des preußischen Anspruchs auf Sachsen geben ließ, als sein König dem Zaren den neuen Treuschwur leistete; er hatte wohl noch immer nicht eingesehen, daß er schon in Paris zu leichtsinnig gewesen war, sonst hätte er die günstige Gelegenheit, das Versäumnis gut zu machen, nicht ungenützt vorübergehen lassen können.

Auch der Oktober war dahingegangen, ohne eine Annäherung der sich entgegenstehenden Ansichten und Bestrebungen herbeizuführen, ohne auch nur über die Formen eine Entscheidung zu bringen, unter welchen die Verhandlungen zu bindenden Beschlüssen geführt werden sollten; am 2. November erschien daher in der Wiener Zeitung eine zweite Deklaration, durch welche die Welt davon verständigt wurde, daß nun die Vollmachten der europäischen Minister durch eine Kommission verifiziert und in der österreichischen Staatskanzlei hinterlegt werden

würden. „Nach Beendigung dieses Geschäftes werden die Minister der Höfe, welche den Friedenstraktat vom 30. Mai unterschrieben haben, die Maßregeln in Vorschlag bringen, die sie für die zweckmäßigsten halten werden, um den ferneren Geschäftsgang des Kongresses zu bestimmen.“ Es wurde also neuerlich zugestanden, daß der Kongreß nicht zur Erledigung seiner Aufgaben schreiten könne, weil die Großmächte sich noch im Widerspruche über die Hauptfragen befanden, und den Verhandlungen dieser selbst der weiteste Spielraum gegeben. Sie zogen sich zwei volle Monate, November und Dezember, hin, ohne daß es zu einer Einigung kommen konnte, aber es vollzog sich in dieser Zeit eine so wesentliche Veränderung in den Anschauungen der leitenden Persönlichkeiten, daß man endlich zu Anfang des neuen Jahres an die Schaffung neuer Grundlagen für den Ausgleich schreiten konnte. Es gewährt wenig Befriedigung und bietet auch im Grunde genommen nur ein höchst untergeordnetes historisches Interesse, den einzelnen Wendungen dieses diplomatischen Kampfes zu folgen, der nicht für die gerechte Abgrenzung nationaler Rechte und Ansprüche, nicht für die notwendigen Bedingungen neuer Kulturarbeit, sondern ausschließlich im Interesse der Dynastien und ihrer Vergrößerungssucht geführt wurde. Wo ein wirkliches Volks- und Staatsinteresse im Spiele war, wie in der ersten Kongreßepoche bei England, wirkte dessen Vertretung nicht nur nicht schädigend, sondern klärend und wohlthätig sondernd auf die Gesinnungen. England verlangte die Kräftigung Mitteleuropas gegenüber dem voraussichtlichen Machtzuwachse Rußlands, es genehmigte daher die Vergrößerung Preußens durch Sachsen, suchte Oesterreich mit Preußen im guten Einvernehmen zu erhalten und wünschte den deutschen Staatenbund so zu gestalten, daß er jede fremde Einmischung zurückzuweisen vermöge. Es wäre für die deutschen Großstaaten nicht schwierig gewesen, mit diesem Programme im Einklang zu bleiben, wenn sie das Staatswohl allein im Auge behalten hätten. Die Unverläßlichkeit Metternichs trieb Preußen in Rußlands Arme zurück und beförderte den Einfluß Talleyrands, der die den englischen entgegengesetzten Ziele verfolgte. Für die Erhaltung Sachsens wurde das Legitimitätsprinzip eingesetzt, das mit dem Staatsinteresse keine Gemeinschaft hat, demselben sogar häufig widerspricht; das Recht der Eroberung, die Logik der Waffenerfolge, auf der das neue bourbonische Königtum ebensogut beruhte, wie die Beseitigung der legitimen Republik Venedig, verlor bei den Vertretern jener Staaten seine Geltung, deren ganzer Aufbau oder doch neuerliche Umgestaltung mit Verleugnung aller Grundsätze der Legitimität zu stande gekommen war. Das legitime Baiern hätte mit seinem Herzogshütlein so wenig Staat machen können, als Oesterreich mit den Fetzen des gewaltsam zerrissenen Königreichs Polen, das älteren Datums war als die Fürstlichkeit der Habsburger. Zar Alexander war freimütig und aufrichtig genug, den heuchlerischen Tiraden des französischen Diplomaten über die Rechte Europas die Behauptung entgegenzustellen: „Les convenances de l'Europe sont le droit!“ Doch was vermochten Freimut und Aufrichtigkeit in der verkommenen Gesellschaft des Wiener Kongresses, wo Große und Kleine nur darauf lauerten, die Schwächen der Gegner zu erspähen und zum eigenen Vorteil auszunützen, der mit oder ohne Legitimitätsstempel immer gleich angenehm und erfreulich blieb.

Der Zwiespalt wegen der Zukunft Sachsens entfesselte die niedrigsten Leidenschaften der deutschen „Legitimen"; ganz unverhüllt zeigte sich der Neid gegen Preußen in geradezu ungeheuerlicher Steigerung; von Verdiensten um die deutsche Nation und ihre Unabhängigkeit, für welche Preußen zuerst und mit Gefährdung seines Bestandes die Waffen ergriffen hatte, war überhaupt nicht mehr die Rede, die Hülfe, welche von deutschen Staaten dem Unterdrücker der Nation geleistet worden war, galt nicht mehr als Schande, nicht einmal mehr als Verirrung; Baiern blähte sich zur Großmacht auf, Hannover legte sich aus eigener Entschließung den Königstitel bei (26. Oktober), dessen Gesandter, Graf Münster, faselte von einer Entschädigung für die Verluste, die das Welfenhaus unter Heinrich dem Löwen erlitten hatte, Hans v. Gagern, der Vertreter des zum Könige der Niederlande emporgeschnellten Oraniers, fand in den Rheinlanden die erwünschte Abrundung eines bis dahin unbekannten deutschen Staates; alle diese partikularistischen Bestrebungen aber wurden von französischer Seite kräftigst unterstützt, in Zeitungsartikeln wurde für die Loslösung der Mittelstaaten aus dem politischen Zusammenhange mit Preußen und Oesterreich Stimmung gemacht. In dem Pariser Blatte „Quotidienne" las man am 7. November eine Aufforderung zum Schutze der deutschen Staaten, deren Souveränität in Gefahr komme: „Man achte die individuelle Nationalität der Baiern, der Sachsen, der Hannoveraner, der Schwaben, diese Nationalität, die selbst den Wissenschaften, der Literatur, allen echten Interessen der Menschheit so nutzbringend ist. Mögen diese Nationen ebenso unabhängig sein, wie die Oesterreicher und Preußen; mögen die uralten Dynastien, die von den Welfen, den Wittelsbachern, den Zähringern abstammen, aller Ehren der Souveränität gleich den Häusern Habsburg und Hohenzollern genießen, dann würde, dem Buchstaben wie dem Geiste des Pariser Friedens gemäß, eine freie und starke Konföderation die französischen Waffen auf immer von den österreichischen und preußischen Waffen trennen". Ein Bund von deutschen Staaten, von denen jeder für sich ganz unfähig wäre, irgend einem Machtspruche Frankreichs zu widerstehen, das war seit Jahrhunderten das Ideal Frankreichs, und dieses zu erreichen schien der französischen Diplomatie noch immer möglich, wenn auch die französischen Waffen soeben von Preußen und Oesterreich außer stand gesetzt worden waren, die traditionelle Politik Frankreichs unterstützen zu können.

Da es unwahrscheinlich schien, daß man Sachsen seiner ganzen Ausdehnung nach retten könne, begann man Teilungsvorschläge auszuarbeiten, die dem Zaren Alexander mit dem Hinweise darauf unterbreitet wurden, es könne dann die von ihm festgehaltene Entschädigung Preußens durch geringe Abtretungen polnischen Landes erzielt werden. Würde Thorn an Preußen, Krakau an Oesterreich fallen, so bleibe noch immer ein Königreich Polen übrig, das er für sich behalten könne. Nur auf die Herstellung einer verfassungsmäßigen Regierung in Polen müsse er verzichten. Diesen Vorstellungen erwies sich der Zar nicht unzugänglich; er ließ sich zu Zugeständnissen in der Begrenzung Polens herbei und schien zu erwarten, daß dann auch Preußen in der sächsischen Frage seinem Beispiele folgen werde. Eine feste Abmachung zwischen den beiden Mächten, die ja von den Bestimmungen der Kalischer Konvention längst abgegangen waren, bestand nicht;

es war daher immerhin angenehmer, daß ihre Interessengemeinschaft, wenn nicht aufgehoben, so doch abgeschwächt werden könne. Metternich stellte Preußen am 10. Dezember eine Note zu, in der ihm jede Aussicht auf den Besitz von ganz Sachsen abgesprochen wurde. Dagegen bot er ihm die Niederlausitz, die Hälfte der Oberlausitz und den Wittenberger Kreis mit zusammen 430 000 Seelen an. Als Preußen darauf nicht antwortete und die angebotene Abfertigung seiner unwürdig erklärte, bereiteten sich Oesterreich und seine Freunde, oder, wie Herr v. Gentz sich bescheiden ausdrückt, „alle ehrlichen und verständigen Leute" darauf vor, die Anmaßungen Preußens mit Gewalt zurückzuweisen. Am 3. Januar 1815 schloßen Oesterreich, Frankreich und England einen Vertrag, durch den sie sich die militärischen Kräfte zur Wiedereroberung von Sachsen, das seit dem 27. Oktober von Preußen besetzt war, aufzubringen verpflichteten. Sofort trat auch eine Militärkommission zusammen, die sich mit der Ausarbeitung des Feldzugsplanes beschäftigte. Herr v. Thielen, der damals im österreichischen Generalstab diente, erzählt in seinen „Erinnerungen", daß er schon im Dezember unter dem Vorwande einer Sendung an den König von Sachsen nach Schlesien reisen mußte, um den Verteidigungszustand dieser Provinz und ihrer Festungen zu erspähen. Er sollte über preußische Rüstungen berichten, mußte jedoch die Aufklärung geben, daß Preußen, ohne Ahnung des ihm drohenden Ueberfalles, auch nicht das Allernotwendigste zum Schutze seines Gebietes vorgekehrt hatte.

Die Gefahr war auch thatsächlich nicht so nahe, als die österreichische Kriegsverwaltung es gewünscht haben mag. Lord Castlereagh hatte sich durch Talleyrand zu einem Schritte verleiten lassen, der mit den Absichten seiner Regierung nicht zusammentraf. England verlangte allen Ernstes nach längerer Friedensdauer und war nicht geneigt, die Geldopfer zu bringen, ohne welche Oesterreich nicht mobilisieren konnte. Vor allem auf die österreichische Armee mußte man aber bei dem Angriffe auf Preußen rechnen, denn die französische war in einer moralischen Verfassung, die es kaum gestattete, sie auf den Kriegsfuß zu setzen, wenn man nicht die Bourbonenherrschaft in Frankreich selbst der allergrößten Gefahr aussetzen wollte. Andererseits gewann Preußen die Ueberzeugung, daß Rußland in der sächsischen Frage nicht unbedingt bei ihm aushalten wolle, es erhielt Andeutungen und Anträge, so namentlich das Angebot, Thorn für Leipzig anzunehmen, die den Beweis lieferten, daß der Zar sich einer vermittelnden Politik sowohl hinsichtlich Polens als hinsichtlich Sachsens zuneige. Nun blieb Hardenberg nichts anderes übrig, als das Prinzip der Teilung Sachsens anzunehmen und mit Castlereagh, der die Vermittlung übernommen hatte, die Grundzüge derselben festzustellen. Leipzig vermochte er nicht zu erringen, dagegen wurden Görlitz, Naumburg und Weißenfels dem preußischen Anteil zugelegt, dessen Hauptstücke die thüringischen Gebiete und die Niederlausitz ausmachten. Durch die Vorschläge Hardenbergs vom 8. Februar [1]), die unmittelbar darauf die Genehmigung Oesterreichs erhielten, wurde die schwere Krise, an welcher der Kongreß gänzlich zu scheitern gedroht hatte, überwunden. Dem Könige von Sachsen wurden die Teilungsbestimmungen als notwendige Vorbedingung der

[1]) Troska, Die Publizistik zur sächsischen Frage auf dem Wiener Kongreß. Halle 1891.

Wiedereinsetzung in sein Königtum vorgelegt; Metternich, Talleyrand und Wellington, der im Januar 1815 zur Vertretung Castlereaghs aus Paris nach Wien berufen worden war, begaben sich nach Preßburg, wo der König von Sachsen, von Preußen entlassen, hatte Aufenthalt nehmen dürfen, um dessen Zustimmung zu dem neuen Projekte zu erlangen. Diese erfolgte zwar noch nicht in geschäftlich ausreichender Form, es war darüber sogar noch eine längere Korrespondenz mit dem sächsischen Bevollmächtigten in Wien, Herrn v. Einsiedel, notwendig, die Erklärungen des Königs konnten die Vertreter der drei vermittelnden Mächte aber doch darüber beruhigen, daß sich dieser ihren Vorschlägen schließlich unterwerfen werde.[1])

Die öffentliche Meinung in Deutschland hat in der sächsischen Angelegenheit lebhaft Partei ergriffen, in zahlreichen Flugschriften und Zeitungsartikeln wurde einerseits das Recht Preußens auf die Besitznahme des sächsischen Gebietes, andererseits die Unlösbarkeit der zwischen der Bevölkerung der sächsischen Lande und ihrem Fürstenhause bestehenden Verbindung erörtert.[2]) Bei dieser Gelegenheit ergab es sich, daß die partikularistische Gesinnung unter den Deutschen die weitaus vorherrschende war. Die wenigen Stimmen, die das nationale Interesse dem dynastischen entgegensetzten, verhallten gegenüber der großen Zahl heftiger und oft unverschämter Anklagen gegen Preußen und seine Vergrößerungspolitik. Es ist gewiß nicht unnatürlich, ja, vom Standpunkte eines nur auf Gewohnheit, nicht auf Ideen gegründeten Gefühlslebens sogar nicht unerfreulich, daß sich die Kursachsen selbst von dem Unglück, das ihre Herrscherfamilie betroffen hatte, schmerzlich berührt fühlten, daß sie nicht über politische Schuld oder Unschuld zu richten gestimmt waren, sondern das rein menschliche Verhältnis der Anhänglichkeit und persönlicher Teilnahme hervorkehrten. Was aber von der Mehrzahl der publizistischen Parteigänger des Hauses Wettin während jener Verhandlungen zu Gunsten des Fürstenrechtes vorgebracht wurde, das widerstreitet nicht nur dem Nationalgefühle, sondern mehr noch dem gesunden Menschenverstande und der Selbstachtung. Das Legitimitätsprinzip wurde bis zur Lächerlichkeit aufgebauscht, die Verehrung für die „angestammten Fürsten" bis zur erniedrigenden Kriecherei getrieben. Die gemeinsten Anwürfe gegen Preußen gingen übrigens von den bairischen Bundesgenossen der Sachsen, namentlich dem berüchtigten Freiherrn von Aretin aus, gegen welche die sachlichen und formell vornehmen Abhandlungen Niebuhrs, Eichhorns und J. G. Hoffmanns zu Gunsten Preußens auf das günstigste abstechen. Der Kampf der Meinungen zog sich bis nach dem Schlusse des Kongresses und der endlichen Austragung der Streitfrage auf demselben hin und hat gewiß nicht dazu beigetragen, die Meinung der Welt über die politische Unmündigkeit der Deutschen zu verbessern.

---

[1]) Sie wurden im „Oesterr. Beobachter" vom 21. Februar bereits veröffentlicht.

[2]) „Le roi, avec une expression fort noble et fort touchante, nous parla de son affection pour ses peuples, et cependant nous laissa entrevoir qu'il ne mettrait point d'obstacle à ce qui, d'accord avec l'honneur de sa couronne, pourrait contribuer, aux arrangements de l'Europe, se réservant d'envoyer au congrès un ministre revetû de ses pleins pouvoirs pour y traiter de ses intérêts." Talleyrand, Mémoires II.

Die polnische Frage machte keine besonderen Schwierigkeiten mehr, nachdem auch hier ein Mittelweg zwischen den ursprünglichen Ideen Alexanders und dem österreichischen Programme gefunden worden war. Man war eben mit der Gebietsverteilung in Süddeutschland und am Rhein, sowie mit den italienischen Angelegenheiten beschäftigt, als die Rückkehr Napoleons von Elba die Stellung der Mächte mit einem Schlage veränderte und die Verhandlungen über Fragen abschnitt, die durch den wieder ausbrechenden Krieg eine neue Gestalt annehmen mußten.

Unabhängig von der allgemeinen europäischen Politik sollte das deutsche Verfassungswerk in Wien in Angriff genommen werden. Hardenbergs Entwurf war von Metternich abgelehnt worden; dieser bestand nämlich darauf, daß Oesterreich und Preußen mit allen ehemals zum deutschen Reiche gehörigen Gebieten in den Bund eintreten sollten, daß Oesterreich das Direktorium des Bundes für sich allein in Anspruch nehmen müsse, und wünschte im übrigen nur die Festsetzung allgemeiner Grundsätze durch den Kongreß, während er die Ausführung der Bundesverfassung in allen einzelnen Teilen der Bundesversammlung selbst vorbehalten wissen wollte. Hardenberg gab seinen Entwurf sofort völlig preis und nahm bereitwillig an der Abfassung der „zwölf Artikel" teil, in denen die Metternichschen Ideen vom Staatenbunde in Verbindung mit einigen bescheidenen Resten seiner eigenen Pläne zur Darstellung gelangen sollten. Die wesentlichsten Bestimmungen sind: 1. Die Staaten Deutschlands (mit Inbegriff Oesterreichs und Preußens für ihre deutschen Länder) vereinigen sich zu einem Bunde, welcher den Namen des deutschen führt. Jeder Eintretende leistet Verzicht auf das Recht, sich ohne Zustimmung der übrigen davon zu trennen. 2. Der Zweck dieses Bundes ist die Erhaltung der äußeren Ruhe und Unabhängigkeit und die innere Schonung der verfassungsmäßigen Rechte jeder Klasse der Nation. 3. Indem die Bundesglieder zur Erreichung dieses, auf das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gerichteten Endzweckes zusammentreten, behalten sie, alle und jede, den vollen und freien Genuß ihrer Regierungsrechte, insoweit dieselben nicht durch den im vorigen Artikel beschränkten Zweck eingeschränkt und diese Einschränkungen in der Bundesurkunde namentlich ausgedrückt sind. 4. Der Zweck des Bundes wird erreicht, a) durch die, mit einer Einteilung Deutschlands in eine Anzahl von Kreisen verbundene Anordnung einer Bundesversammlung, welche aus einem Rat der Kreisobersten und einem Rat der übrigen Stände besteht, b) durch den Einfluß, welcher jedem Kreisobersten nach dem Inhalte der Bundesurkunde und unter der Aufsicht der Bundesversammlung über die Stände seines Kreises anvertraut wird. 5. Im Rate der Kreisobersten erscheinen Oesterreich mit zwei, Preußen mit zwei, Baiern, Hannover, Württemberg mit je einer Stimme. Der Rat ist ununterbrochen in derselben Stadt versammelt, entscheidet nach der Mehrheit der Stimmen, und es werden so viele Kreise gebildet, als Stimmen in deren Rat sind. Ihm gebührt a) ausschließlich und allein die Leitung der ausübenden Gewalt des Bundes, die Vertretung desselben, da er als ein Ganzes gegen auswärtige Mächte erscheinen muß, die

Entscheidung über Krieg und Frieden, b) zugleich mit dem Fürsten- und Ständerat die Besorgung derjenigen Gegenstände, welche den Wirkungskreis dieses letzteren ausmachen. 6. Der Rat der Stände besteht: a) aus einer Anzahl fürstlicher Häuser, den Kreisobersten mit eingerechnet, mit Virilstimmen. Diese Häuser würde man nach dem Alter der Fürstenwürde, dem Glanz der Geschlechter und der Volksmenge derart auswählen, daß außer allen altfürstlichen Häusern einige neufürstliche darin wären, jedoch nur solche, deren Länder in ihren verschiedenen Zweigen eine Bevölkerung von mehr als 200000 Seelen in sich fassen, b) aus den übrigen fürstlichen Häusern und den freien Städten, mit Kuriatstimmen. Ihm gebührt, aber nur zugleich mit dem Rat der Kreisobersten, jedoch so, daß beide in abgesonderten Kammern ratschlagen, die gesetzgebende Gewalt des Bundes, und er beschäftigt sich daher hauptsächlich mit allgemeinen, auf die innere Wohlfahrt gerichteten Anordnungen. Er versammelt sich nur jährlich einmal und bleibt nur bis zur Abmachung der jedesmal vorliegenden Geschäfte beisammen.

Artikel 7 bestimmt, daß Oesterreich in beiden Räten das Geschäftsdirektorium führe, 8 die Rechte der Kreisobersten als Bundesbeamten zur Aufrechthaltung seiner Beschlüsse und zur Aufsicht über das Kriegswesen des Kreises, 9 das Verbot des Krieges und der Bündnisse und Subsidien für die nicht auch außerhalb des Bundes begüterten Fürsten, 10 die Einsetzung eines Bundesgerichtes, das im Einvernehmen mit den Kreisobersten Streitigkeiten der Bundesmitglieder zu entscheiden hat, 11 setzt die Notwendigkeit einer ständischen Verfassung in jedem Bundesstaate fest und bestimmt ein Minimum der ständischen Rechte, 12 verlangt, daß der Bundesvertrag gemeinsame „Rechte aller Deutschen“ anerkenne, wozu das Recht der Auswanderung, die Annahme von Kriegs- und bürgerlichen Diensten gelten solle.

Diese Artikel enthielten einige Einrichtungen, worunter namentlich die Schaffung der Kreise und das Zweikammersystem des Bundesrates zu zählen sind, die ohne Zweifel eine gewisse Handhabe zur Einführung einer Art Exekutive geboten hätten. Wenn Oesterreich und Preußen sich verständigten, konnten sie die anderen Bundesglieder zu Leistungen zwingen, die eine Kraftäußerung möglich gemacht hätten. Es war noch ein Anklang an Arndtsche Ideen, an das Doppelreich der norddeutschen und süddeutschen Großmacht zu vernehmen, aus dem sich bei einer von beiden Seiten aufrichtig gemeinten Gleichstellung wertvolle politische Resultate hätten ergeben können. Diese Gleichstellung Oesterreichs und Preußens war mit dem politischen Systeme Metternichs jedoch nicht vereinbar, und deshalb hielt dieser bei den nun folgenden Verhandlungen an dem Inhalte der zwölf Artikel nicht fest, sondern nahm die Opposition der Mittelstaaten nicht ohne inneres Wohlgefallen auf.

Am 14. Oktober wurden die zwölf Artikel einer Kommission zur Beratung vorgelegt, in der nur Oesterreich, Preußen, Baiern, Hannover und Württemberg vertreten waren. Die in die Kommission abgeordneten Minister der fünf Staaten (für Oesterreich Fürst Metternich und der Freiherr v. Wessenberg, für Preußen Fürst Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt, für Baiern Fürst Wrede, für Hannover Graf Münster und Graf Hardenberg, für Württemberg Freiherr v. Linden, später noch Graf Winzingerode) waren darüber einig, daß man vor-

läufig die anderen Staaten zu den Beratungen nicht heranziehen, sie jedoch durch eine Deklaration darüber beruhigen wolle, „daß man die von dem Komitee festzustellenden Grundsätze der künftigen Verfassung nicht eher zur Vollziehung bringen würde, bis sie ihnen mitgeteilt worden". Das einstimmige und kräftige Zusammenhalten der fünf Höfe werde übrigens das sicherste Mittel an die Hand geben, um die Annahme der von ihnen beschlossenen Grundsätze bei den Mitständen durchzusetzen. Schon die zweite Sitzung der Fünferkommission eröffnete eine merkwürdige Perspektive auf das in Aussicht genommene Zusammenhalten. Zunächst trat Württemberg nach guter alter Sitte mit einem wohlkonditionierten Präzedenzstreit hervor. Es könne nicht dulden, erklärte es, daß Hannover in den Protokollen vor ihm genannt werde und daß die Gesandten von Hannover vor den württembergischen unterzeichnen, „da sowohl nach Maßgabe des Besitzstandes als in Hinsicht der von den europäischen Mächten und selbst von Großbritannien erfolgten früheren Anerkenntnis des Königstitels" Württemberg den Vorrang vor Hannover fordern müsse. Hannover, dessen Königstitel allerdings erst acht Tage alt war, berief sich sofort darauf, „daß nach der vorigen Reichsverfassung der Kurfürst von Hannover den unbestrittenen Vorrang vor Württemberg gehabt habe, darin auch der Königstitel auf beiden Seiten keine Aenderung hervorrufen könne"; Württemberg erklärte jedoch, die alte Reichsverfassung gehe es nichts an, denn es sei eine neue Ordnung der Dinge eingetreten. Preußen und Oesterreich suchten zu vermitteln und beantragten eine Erklärung im Protokoll, „daß aus der früheren Nennung des Namens oder aus der Einnahme eines als höher angesehenen Platzes in der Sitzung dem anderen Teile auf keine Weise eine Präjudiz erwachsen solle"; der württembergische Gesandte war jedoch damit noch nicht befriedigt, sondern nahm den Antrag nur ad referendum, da ihm sein König noch in die Sitzung die Weisung nachgesendet hatte, er dürfe nicht nachgeben.

Nach dem heiteren schwäbischen Intermezzo kam ein derberes bairisches Stück zur Bethätigung deutscher Vaterlandsliebe zur Aufführung. Der bairische Bevollmächtigte beanstandete zunächst den Vorzug, den Oesterreich und Preußen im Rate der Kreisobersten durch die Abgabe von zwei Stimmen und den Vorsitz in zwei Kreisen haben sollten, er nahm ferner für Baiern auch das unbedingte Recht der Kriegführung und der Schließung von Bündnissen in Anspruch, denn sein König könne und dürfe sich nicht eines einzigen Regierungsrechtes entschlagen, es sei denn zu Gunsten seines Volkes, dessen Rechte in einer eigenen Verfassung festgelegt werden würden. Die Württemberger gingen auf diesen Ton sofort ein und erklärten sich auch gegen die beabsichtigte Sicherung der verfassungsmäßigen Rechte jeder Klasse der Nation, bevor man noch wisse, was unter diesen Rechten zu verstehen sei. Diese Aeußerungen reizten sogar den Unwillen des Fürsten Metternich, der in seiner Erwiderung darauf hinwies, „daß auch in der vorigen Verfassung den Unterthanen gewisse Rechte zugesichert gewesen, in den letzten Zeiten aber in einzelnen Staaten solche Bedrückungen eingetreten seien, wider welche die Unterthanen in der Zukunft notwendig gesichert werden müßten". Als Beispiel führte er an, daß in einigen Staaten sogar die Verfügung getroffen worden sei, die Begüterten müßten einen Teil des Jahres

in der Residenz zubringen. Dies war in Württemberg geschehen, daher hielt selbst ein Metternich für dieses Land einen Schutz der Bewohner gegen tyrannische Gelüste seines Regenten für unerläßlich. In der Kommissionssitzung vom 22. Oktober gaben die Vertreter Hannovers eine schriftliche Darstellung der Grundsätze ab, welche ihr Herr bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen Regenten und Unterthanen in Deutschland anerkannt wissen wollte. Der Verfall der deutschen Reichsverfassung habe nicht auch den Umsturz der Territorialverfassungen nach sich gezogen, ein repräsentatives System sei in Deutschland von den ältesten Zeiten her Rechtens gewesen, in vielen Staaten beruhten dessen nähere Bestimmungen auf förmlichen Verträgen, und selbst in Ländern, wo keine ständische Verfassung entstanden war, hatten die Unterthanen gewisse und triftige Rechte, welche die Reichsgesetze nicht allein bestimmt darlegten, sondern auch schützten. Auch die mit Bonaparte geschlossenen Verträge hätten den Rechten der Unterthanen so wenig etwas vergeben können, als die späterhin mit den alliierten Mächten vereinbarten Garantien der Souveränität, in deren Begriff nicht die Idee der Despotie liege. Der König von Großbritannien sei unleugbar ebenso souverän, als es jeder andere Fürst in Europa ist, und die Freiheiten seines Volkes befestigen seinen Thron, anstatt ihn zu untergraben.

Diese Aeußerungen des Grafen Münster standen in Beziehung zu Unterhandlungen, die zwischen ihm und dem Freiherrn v. Stein über das **Ausmaß der ständischen Freiheiten** schwebten. Sie waren durch einen vom badischen Minister Freiherrn v. Marschall ausgearbeiteten Verfassungsentwurf veranlaßt worden, der als Muster für die neuen Einrichtungen in den deutschen Bundesländern dienen sollte. Es war eine liberale Schablone außer allem Zusammenhange mit der historischen Entwickelung der deutschen Staaten. Münster konnte mit Recht behaupten: „Selbst wenn wir die Welt neu zu schaffen hätten, wenn uns nicht tausend Schwierigkeiten die Hände bänden, würde ich es nicht für ratsam halten, einem Ländchen wie das nassauische eine Konstitution anpassen zu wollen, an die sich eine große Nation langsam gewöhnt hat, die das Resultat ihrer Kämpfe gegen Tyrannei und Pfaffenherrschaft ist.“ Man dürfe nicht zu hohe Erwartungen von der Erreichbarkeit freiheitlicher Einrichtungen hegen. „Unsere Nation ist noch zu wenig an parlamentarische Diskussion gewöhnt, versteht Regierungs- und politische Gegenstände zu wenig. Der Hang, sich auszuzeichnen, wird Demagogen hervorbringen und statt Freiheit werden wir Streit und Schwierigkeiten hervorrufen, wenn wir zu weit gehen.“ Diesen Ansichten gegenüber hielt Stein daran fest, daß ein großer Teil von Deutschland — die österreichischen Länder nahm er aus — „etwas Besseres erwarten dürften als gravaminierende Stände“, und behauptete, daß man, wenn man als Gesetzgeber auftreten wolle, etwas Besseres anzustreben verpflichtet sei.

Baiern und Württemberg waren ebensowenig geneigt, irgend eine Verpflichtung gegenüber der Gesamtheit des deutschen Volkes in Bezug auf dessen Anteil an der Gesetzgebung und Verwaltung anzuerkennen, als zum Zwecke gemeinsamer Verteidigung von ihren Souveränitätsrechten nur das Geringste abzugeben; Baiern erklärte durch den Mund des patzigen Wrede, daß es überhaupt nur „aus Gefälligkeit“ dem Bunde beitrete, weil es sich durch Bündnisse

mit anderen Staaten ebensogut schützen könne, und König Friedrich, dem der Kronprinz die Notwendigkeit eines Anschlusses an Deutschland wegen der offenkundigen Hegemoniegelüste des bairischen Nachbars in Süddeutschland begreiflich gemacht hatte, gab mit Bedauern nach, denn „man werde sich bald schämen müssen, ein Württemberger zu sein!" So waren die Günstlinge Metternichs, denen man die Bedingungen ihrer Existenz hätte einfach diktieren können, wenn Oesterreich und Preußen in Uebereinstimmung vorgegangen wären, nun enfants terribles des Kongresses geworden und setzten beide Großmächte in Verlegenheit. Baiern hat sich in einer von Wrede vorgelegten Erklärung darauf berufen, daß ihm durch die letzten Allianzverträge die volle Souveränität und Independenz zuerkannt und garantiert worden sei, es könne ihm daher eine Verzichtleistung auf das Recht der freien Verträge zum Vorteile des künftigen deutschen Bundes nicht zugemutet werden. „Wollte man unbedingt in den vorgeschlagenen Sozietätskontrakt einwilligen, so würde nichts anderes daraus folgen, als daß sich Baiern des vorzüglichen Rechtes seiner Krone begeben und dafür keinen anderen Vorteil als denjenigen erhalten solle, welche ihm eine eigene Verbindung mit einer der größten Europas ohnehin verschafft haben würde." Trotz dieses nicht mißzuverstehenden Hinweises auf die Allianz mit Frankreich, für welche die bairische Politik seit mehr als hundert Jahren eine besondere Vorliebe an den Tag gelegt hatte, war Wrede doch so — unbefangen, zu behaupten, „sein König habe durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er, der erste, noch vor der Schlacht bei Leipzig, der allgemeinen Sache beigetreten ist, und durch den Nachdruck, mit welchem er die Sache verteidigt hat, bewiesen, wie sehr ihm die Erhaltung deutscher Freiheit am Herzen liege." Die deutschen Angelegenheiten hätten wohl einen ganz anderen Verlauf genommen, wenn Baiern den Vertrag von Ried nicht „freiwillig" eingegangen, sondern Oesterreich gezwungen gewesen wäre, über den Inn zu marschieren und das Land militärisch zu besetzen. Die altbajuvarische Zähigkeit und Kampfslust würde unter einem österreichischen General nicht weniger geleistet haben als unter dem großen Geschlagenen von Hanau, die Verwaltung des Freiherrn v. Stein würde das gemeinsame Interesse besser gefördert und auch dem bairischen Volke mehr genützt haben als die elende Wirtschaft der Montgelas und Aretin. [1]) In den 13 Sitzungen, die das Fünferkomitee abgehalten hat, wurde über keinen einzigen wesentlichen Punkt der Verfassungsfrage eine Einigung erzielt, alle Anträge, die darauf ausgingen, dem zu gründenden Bunde einen staatlichen Charakter zu verleihen, wurden von den beiden süddeutschen Staaten abgelehnt, die sich nur zu einer Allianz herbeilassen und die Freiheit wahren wollten, in jedem Falle, der ihnen irgend eine Aussicht auf Machtvergrößerung gewährte, durch Verbindung mit außerdeutschen Staaten ihrem Vorteile nachzugehen. Am 16. November fand die letzte Sitzung des Komitees statt, da an demselben Tage

---

[1]) Die Kritik, welche Montgelas in seinen „Denkwürdigkeiten" an dem Auftreten Wredes auf dem Kongresse übt, betrifft nur die Form, in welcher er den bairischen Großmachtsstandpunkt vertrat; was das Wesen der Forderungen betraf, so gingen die Absichten der bairischen Regierung noch über das hinaus, was Wrede in Wien vorbrachte.

die württembergischen Bevollmächtigten an die übrigen Mitglieder des Komitees eine Note richteten, durch welche sie ihre fernere Mitwirkung an den eingeleiteten Verhandlungen bis auf weiteres absagten. Ihr König, erklärten sie, könne die ihm durch die österreichisch-preußischen Vorschläge angesonnenen „Verbindlichkeiten, Verzichtleistungen und Entsagungen auf unbestrittene Rechte" nicht eingehen, solange man ihm die „Uebersicht des Ganzen" vorenthalte, solange er „nicht einmal die Glieder des Bundes, den Umfang ihrer Besitzungen, die physischen und politischen Grenzen des Bundes kenne". Oesterreich und Preußen antworteten darauf, daß die Regelung der Territorialverhältnisse zu den großen europäischen Angelegenheiten gehöre, worüber das deutsche Komitee nicht zu entscheiden habe, die Beratung über die Verfassung des Bundes sei übrigens um so weniger von der Aufstellung der Mitglieder desselben abhängig, als es ja ohnehin den deutschen Fürsten nicht frei stehe, dem Bunde beizutreten oder nicht. „Der Zweck der großen Allianz, welche Europas Befreiung von einem schimpflichen Joche beabsichtigt und pünktlich ausgeführt hat," heißt es in der Gegennote Metternichs vom 22. November „ist in Ansehung Deutschlands durch die alliierten Mächte feierlich und öffentlich ausgesprochen worden: Aufhebung des Rheinbundes und Wiederherstellung der deutschen Freiheit und Verfassung unter gewissen Modifikationen. Für diese Zwecke haben die Völker die Waffen ergriffen, und die Staaten, welche der Allianz beitraten, erklärten sich durch ihren Beitritt allein schon für denselben Zweck. Der Pariser Friede hat endlich durch den Beitritt aller an dem Krieg teilnehmenden Mächte festgesetzt, daß Deutschland durch ein Föderativband vereinigt werden soll. Europas Interesse fordert es, daß Deutschland durch ein solches Band beruhigt und befestigt werde, und es würde ebensowenig mit dem wohlverstandenen Interesse von Europa zu vereinigen sein, wenn man einem deutschen Staate gestatten wolle, sich durch Ausschließung vom Bunde mit dem Wohl des Ganzen geradezu in Widerspruch zu stellen, als wenn man dieses auf indirekte Weise zulassen wollte, indem man die Verwerfung der Mittel, die allein zum Zwecke führen, zuließe".

Aber nicht der passive Widerstand Württembergs war allein die Ursache, daß das Komitee für die deutschen Angelegenheiten nicht mehr einberufen wurde. Die Absonderung der fünf Mächte von den übrigen deutschen Staaten war überhaupt nicht mehr aufrecht zu erhalten, seitdem die letzteren sich geeinigt und ein besonderes Programm aufgestellt hatten. Das Verdienst, diese Einigung veranlaßt zu haben, gebührt zunächst dem Vertreter des neuen Königreichs der Niederlande, Hans v. Gagern, dem es nicht unmöglich erschien, die Macht des Hauses Oranien durch geschickte Ausnutzung der für dasselbe erwachten Vorliebe oder „Affenliebe", wie sie Metternich genannt hatte, so weit zu steigern, daß es eine führende Rolle unter den deutschen Staaten einnehmen könne. Mit diesen ganz realen Absichten verband er eine höchst unklare, romantische Ansicht von „Kaiser und Reich" und von der Wiederherstellung des Kaisertums, von welchem er Glanz und Sicherheit für das deutsche Volk erwartete, ohne daß die Fürsten nötig hätten, durch Abgabe von Rechten und Befugnissen irgend etwas für die politische Kraft des neuen Kaisers zu thun. Der Gebrauch des inhaltslosen Schlagwortes kam vielen Fürsten und Fürstenvertretern sehr erwünscht,

sie glaubten damit der patriotischen Stimmung ihrer Unterthanen gerecht werden zu können und für ihre guten Absichten durch möglichst reichliche Zuwendungen an Landbesitz belohnt zu werden. Woher alle diese Wünsche befriedigt werden würden, machte ihnen ebensowenig Sorge, als wie man mit dem „Kaiser" allein eine lebenskräftige Verfassung für das „Reich" herzustellen vermöchte. Der Standpunkt dieser Gruppe wird von einem aus ihrer Mitte sehr verständlich dargestellt:[1] „Es war zunächst der gerechte Unwille gegen die Anmaßung der fünf Mächte, die sich allein das Recht, eine Verfassung zu geben, anmaßten, welche uns zu einer Opposition gegen sie trieb; diese war sogar Pflicht für uns. Dann aber, aufrichtig und im Grunde gestanden, war es wieder die Opposition, welche uns weiter trieb. Wir konnten sie doch nicht so ausführen, daß wir erklärten, wir seien in der Verfassungsfrage gleicher Meinung, denn in diesem Falle wäre unsere Zuziehung — zwar immer ein Prinzip — im Grunde doch nur eine reine Formsache gewesen. Freilich sagte es damals keiner von uns, und ich sage es auch jetzt noch nicht, daß wir den Kaiser nur aufstellten, um mit ihm Opposition gegen die Vorschläge der fünf großen Mächte zu machen; es hatte gewiß seine Richtigkeit, wenn man, auf die Konsequenz des französischen Direktoriums von 1795 hinweisend, befürchtend aussprach, daß eine Fünfherrschaft leicht statt zu Einigkeit, zu inneren Kriegen und Umsturz führen könne. Allein ob nicht ein klein wenig von obiger Contrebande mit unterlief, ob man nicht allein trotz aller Versicherungen: ‚gern zum Besten eines einigen Deutschlands alle Opfer zu bringen', jetzt, da es ans Aufgeben zum Besten einer realen, alle Einheit repräsentierenden Behörde ging, den Kopf aus der Schlinge zu ziehen suchte, indem man nur und allein zum Besten eines Kaisers entsagen zu können behauptete — das mag dahinstehen und demnächst Gott richten." Die Frage, wer Kaiser werden sollte und welche Rechte man ihm einräumen wolle, rief die lebhaftesten Debatten hervor, wurde jedoch von keiner Seite ernstlich zu beantworten versucht; man beschloß diese Frage nur im allgemeinen zu berühren und sich die Ausführung im einzelnen vorzubehalten. „So blieben wir doch bei unserem Kaiser, obgleich wir keinen Kaiser hatten fertig kriegen können, und keiner wußte, wie ein solcher sein und werden sollte, oder vielmehr, weil jeder dies allein richtig zu wissen vermeinte und für seine Ansicht noch die übrigen bekehren zu können dachte."

Der Freiherr v. Stein, der die Unfruchtbarkeit des Fünferkomitees sehr bald erkannt hatte, benützte die von Gagern geschaffene Vereinigung, um durch sie den Widerstand Baierns und Württembergs zu brechen; Gagerns Führung suchte er jedoch zu beseitigen, da ihm dessen großoranische Ideen das Verfassungswerk zu gefährden schienen. In der Kaiserfrage ließ er die Herren gewähren, obwohl er darin einer anderen Meinung war; ihm war sie aber brauchbar, weil sie das nationale Prinzip hervorhob und als Ausgangspunkt für die Forderung nach einer Zentralgewalt überhaupt dienen konnte. In diesem Sinne hat Stein die Note beeinflußt, welche die Vertreter von 29 deutschen Staaten

[1]) Schaumann, Geschichte der Bildung des deutschen Bundes auf dem Wiener Kongresse. (Hist. Taschenb. 3. F. 1. Bd.)

und freien Städten am 16. November an Oesterreich und Preußen richteten. Sie verwahrt sich dagegen, daß die zur Behauptung der Unabhängigkeit Deutschlands notwendigen Maßregeln ohne die Mitwirkung aller souveränen Staaten zu stande kommen könne, aber sie spricht von der Bereitwilligkeit der unterzeichneten Fürsten und freien Städte, „zum Besten des Ganzen denjenigen Einschränkungen ihrer Souveränität sowohl im Innern ihrer Staaten als im Verhältnis gegen auswärtige beizupflichten, welche als allgemein verbindlich für alle werden beschlossen werden. Namentlich sind sie damit einverstanden, daß aller und jeder Willkür, wie im ganzen durch die Bundesverfassung, so im einzelnen in allen deutschen Staaten durch Einführung landständischer Verfassungen, wo dieselben noch nicht bestehen, vorgebeugt und den Ständen folgende Rechte gegeben werden: 1. das Recht der Verwilligung und Regulierung sämtlicher zur Staatsverwaltung notwendiger Abgaben, 2. das Recht der Einwilligung bei neu zu erlassenden allgemeinen Landesgesetzen, 3. das Recht der Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern zu allgemeinen Staatszwecken, 4. das Recht der Beschwerdeführung, insbesondere in Fällen der Malversation der Staatsdiener und bei sich ergebenden Mißbräuchen jeder Art“.

In der Form einer Verbalnote, die an den Grafen v. Münster gerichtet war, behandelte der herzoglich braunschweigische Geheimrat v. Schmidt, genannt Phiseldeck, die Wiederherstellung der Kaiserwürde und nahm für den künftigen Kaiser folgende Befugnisse in Anspruch: 1. die Aufsicht über die Beobachtung der Beschlüsse des Bundes und deren Vollstreckung ohne Ansehen der Person; 2. Aufsicht über die Justizverfassung und besonders die richterliche Behörde, welche im Namen des Hauptes und des Bundes spricht, mit dem Befugnisse zur Ernennung des Personals und Vollstreckung der Erkenntnisse, wo solches nötig sein sollte; 3. Vorsitz in der Bundesversammlung, welche neben der Gesetzgebung besonders über Krieg und Frieden gemeinschaftlich beschließt, auswärts aber besonders durch das Bundeshaupt repräsentiert wird; 4. Direktion der Reichsbewaffnung und Anführung im Reichskriege. Graf Münster erwiderte darauf, daß er auf Befehl seines Hofes schon von der Zeit des Beitrittes Oesterreichs zur großen Allianz an alle Mittel der Ueberredung angewendet habe, um Oesterreich zu bewegen, die deutsche Kaiserkrone von neuem anzunehmen. Diese Bestrebungen seien aber wegen der dagegen eintretenden Schwierigkeiten vergebens gewesen, und österreichischerseits habe man sich auf eine Art erklärt, daß endlich im Pariser Frieden die bekannte Bestimmung erfolgt sei, die unabhängigen Staaten Deutschlands sollten durch ein föderatives Band vereinigt werden. Es sei zwar dadurch die Ernennung eines Bundeshauptes nicht geradezu ausgeschlossen, aber sie sei schon aus dem Grunde kaum ausführbar, weil Oesterreich eine Würde ohne Realität und Einfluß nicht leicht übernehmen und zum mindesten verlangen werde, daß ihm eine militärische Macht, z. B. eine permanente Reichsarmee, zur Verfügung gestellt werde. Die Erwiderung auf diese Einwendung ging nicht mehr vom Geheimrat v. Schmidt allein, sondern von den Vertretern 31 deutscher Fürsten und Städte aus, die den Antrag aufrecht hielten, sich auf den anerkannten deutschen Patriotismus des österreichischen Hofes beriefen und die Hoffnung aussprachen, daß derselbe die Annahme der Kaiser-

würde nicht versagen würde, wenn dies unter solchen Bestimmungen geschehen könne, die seiner Würde Kraft und Ehre verleihen. Auf eine weitere Erörterung dieser Bestimmungen ließ man sich aber nicht ein.

Die Stellung des österreichischen Hofes zur Kaiserfrage schien noch keine ganz entschiedene zu sein, wenn auch das Metternichsche System für ein neues deutsches Kaisertum der Habsburger keinen Raum gab; denn Kaiser Franz hatte der von der Fürstin-Vormünderin von Fürstenberg geführten Deputation deutscher Standesherren, Reichsfürsten und Reichsgrafen, welche durch den Rheinbund ihre Souveränität verloren hatten und nun die Wiederherstellung derselben verlangten, geantwortet, „er sei schon von mehreren Seiten angegangen worden, die deutsche Krone wieder anzunehmen, und es sei auch sein Wunsch, wenn dessen Erfüllung sich mit dem Interesse seiner eigenen Länder vereinigen lasse". Diese Erklärung fand aber keine weitere Beachtung, weil sie einerseits zu den von Oesterreich und Preußen entworfenen und im Fünferkomitee vorgelegten Verfassungsartikeln nicht paßte und weil andererseits die Spannung, welche durch die Verhandlungen über die sächsische und polnische Frage entstanden war, das Interesse von den deutschen Angelegenheiten ablenkte. Als aber die Lösung dieser Spannung eingetreten war, da forderte die Rückkehr Napoleons von Elba vor allem die Auseinandersetzung Europas mit diesem Ereignisse und führte zu einer so raschen Entscheidung über die Verfassung Deutschlands, daß die Wiederaufnahme der Verhandlungen in der ursprünglichen Ausdehnung von keiner Seite mehr versucht werden konnte.

Am 26. Februar 1815 war Kaiser Napoleon mit 1200 Mann (700 Franzosen, 300 Korsen, 200 Polen) auf sieben Fahrzeugen heimlich von der Insel Elba aufgebrochen und in See gestochen. In der Nacht vom 6. auf den 7. März langte die erste Meldung darüber in Wien an. Fürst Metternich hatte sich erst um drei Uhr morgens, wie Varnhagen gleichlautend mit Metternich (in den Denkwürdigkeiten) erzählt, nach einer Konferenz der Bevollmächtigten der fünf Mächte, zu Bette begeben. „Da die Häupter aller Kabinette zu Wien vereint waren, so hatte er seinem Kammerdiener den Befehl erteilt, ihn, wenn Kuriere spät nachts ankämen, nicht im Schlafe zu stören. Ungeachtet dieses Befehles aber brachte der Kammerdiener ihm gegen sechs Uhr eine mittelst Stafette eingelangte, als ‚dringend' bezeichnete Depesche. Der Fürst las auf dem Umschlage die Worte: ‚Vom kaiserlich-königlichen Generalkonsulate in Genua', und da er kaum zwei Stunden zu Bette und der Ruhe sehr bedürftig war, so legte er die für nicht so wichtig erachtete Depesche uneröffnet auf den nebenstehenden Nachttisch und wollte einschlafen. Einmal gestört, konnte er jedoch den Schlaf nicht so recht wiederfinden, und gegen halb acht Uhr entschloß er sich, die Schrift zu erbrechen. Er fand mit Erstaunen in sechs Zeilen die Anzeige, der englische Kommissär Campbell (dem die Ueberwachung Napoleons auf Elba anheimgegeben war) sei soeben im Hafen von Genua erschienen, um sich zu erkundigen, ob Napoleon sich dort nicht habe blicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden, worauf infolge der verneinenden Antwort die englische Fregatte ungesäumt wieder

in See gegangen sei. In wenigen Minuten war nun der Fürst angekleidet und vor acht Uhr bereits bei dem Kaiser Franz. Derselbe las den Bericht und sprach ruhig und gefaßt, wie er dies bei allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte: ‚Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen; das ist seine Sache.[1]) Die unsere ist, die Ruhe, welche er jahrelang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin, meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden.‘ Gleich nach acht Uhr war der Fürst beim Kaiser Alexander, welcher ihn mit denselben Worten beschied, wie der Kaiser Franz; eine Viertelstunde später empfing er dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um neun Uhr war er schon wieder zu Hause, wohin er bereits den Feldmarschall Fürsten v. Schwarzenberg entboten hatte. Um zehn Uhr stellten sich auf seine Aufforderung die Minister der vier Mächte bei ihm ein, und um dieselbe Stunde waren schon Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, den Truppen, welche heimzogen, den Befehl des Haltmachens zu überbringen."

„Als die Minister bei dem Fürsten eintraten, war ihnen das Ereignis noch unbekannt. Talleyrand kam zuerst und las den Bericht von Genua. Er blieb kalt, und folgendes lakonische Gespräch fand statt: Talleyrand: ‚Wissen Sie, wohin Napoleon geht?‘ Metternich: ‚Der Bericht besagt nichts.‘ Talleyrand: ‚Er wird sich an irgend einem Orte Italiens ausschiffen und sich in die Schweiz werfen.‘ Metternich: ‚Er wird geradeaus nach Paris gehen!‘" Die Scene ist gut erzählt; daß sie sich in dieser Weise abgespielt hat, ist nicht sehr wahrscheinlich, denn man neigte in den Wiener diplomatischen Kreisen anfangs der Ansicht Talleyrands zu. Gentz erwägt in einem Schreiben an Caradja vom 10. März vor allem die Frage, welche Folgen Napoleons Landung in Italien haben werde. Auch Talleyrand hält es in dem ersten Berichte an seinen König, der die Entfernung des Kaisers aus Elba meldet, für höchst wahrscheinlich, daß er im Norden Italiens auftreten wolle.[2]) Diese Ansicht stützte sich auf die Thatsache, daß König Murat in letzter Zeit gedroht hatte, mit 80 000 Mann nach Frankreich marschieren zu wollen, um die Bourbonen für die gegen ihn gerichteten Umtriebe zu züchtigen. Die Aufmerksamkeit der französischen Regierung war so sehr auf Neapel gerichtet gewesen, daß sie ganz übersah, wie viel mehr Veranlassung Napoleon hatte, nach Frankreich zu kommen, als sich mit seinem Schwager Joachim in große Unternehmungen einzulassen, den er doch eigentlich immer sehr richtig als einen eitlen Dummkopf erkannt hat, dessen Verstand gerade nur so weit reiche, ungeschickte Intriguen anzuzetteln. Die französischen Bourbonen überboten ihn noch dadurch an politischem Unverstand, daß sie ihn für gefährlich hielten und mit Heftigkeit seinen Sturz betrieben,

---

[1]) Die schroff ablehnende Haltung des Kaisers Franz gegen seinen ehemaligen Schwiegersohn erklärt sich wohl auch aus dem Umstande, daß eine Rückkehr Maria Louisens zu ihrem Gatten damals nicht mehr möglich war.

[2]) Pallain, Talleyrands Briefwechsel. Deutsche Ausgabe von Bailleu.

während Metternich, dem dieser gekrönte Hanswurst als Ueberbleibsel der Revolution gewiß auch nicht sympathisch war, es ruhig abwarten wollte, bis er sich selbst stürzen würde.

Napoleon landete in Frankreich, weil er davon aufs beste unterrichtet war, daß die Regierung Ludwigs XVIII. sich in kürzester Zeit zum Gegenstande der allgemeinsten Verachtung gemacht hatte, daß sie in der Bevölkerung außer dem legitimistischen Adel, dessen Macht nicht weit reichte, keinen Anhang habe, daß dagegen die Armee, die sich beargwohnt und in ihren wichtigsten Interessen geschädigt sah, jeden Augenblick bereit war, sich wieder zum Herrn der Situation zu machen. Sie war es zu lange gewesen, um so schnell darauf verzichten zu können, als es die Restauration erwartete. Es wäre auch einer einsichtsvolleren Regierung als der bourbonischen schwer gefallen, dieser Stimmung der Armee entgegenzuwirken, denn sie konnte unmöglich alle Forderungen und Erwartungen des übermäßig großen Offizierscorps befriedigen und gleichzeitig die Steuerkraft des Volkes schonen, das auf Schonung den allergerechtesten Anspruch zu haben glaubte. Alle Elemente für eine Militärrevolution waren vorhanden. Napoleon wußte dies und entschloß sich, dieselben in Thätigkeit zu setzen, indem er sich selbst an die Spitze der Unzufriedenen stellte. Dazu hatte er keine Zeit zu verlieren. Die Verhältnisse konnten für ihn nicht mehr günstiger werden, als sie eben damals waren. Wenn einmal ein größerer Teil der alten Mannschaft zu den bürgerlichen Erwerbszweigen zurückgekehrt war, wenn die verabschiedeten oder schlecht untergebrachten Offiziere bereits wieder Beschäftigungen gefunden hatten und wichtige militärische Stellen mit Männern besetzt waren, die nicht in nahen persönlichen Beziehungen zu ihm gestanden waren, durfte er nicht mehr daran denken, in kurzer Zeit eine Armee an seiner Seite zu haben. In dieser Hinsicht hat er sehr richtig geurteilt; dagegen war er über den Stand der Dinge am Kongresse nicht genügend unterrichtet. Er glaubte, daß der Bruch zwischen den Hauptmächten der Koalition vollzogen sei, daß der Widerspruch ihrer Interessen nicht mehr auf friedlichem Wege ausgeglichen werden könne. Sein Unglück war es, daß in derselben Stunde, in der er sich zur Wiedereroberung Frankreichs von Elba auf den Weg machte, die sächsische und die polnische Frage bereits entschieden und die Gefahr eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen beseitigt war. Daß ganz Europa neuerdings gegen ihn im Felde stehen würde, hat er nicht vorausgesehen. Sein Untergang war am 7. März nach den Erklärungen der drei großen Militärmächte bereits entschieden. Diese Ueberzeugung war auch am Kongresse vorhanden. Der Herzog von Wellington gibt ihr in einem Briefe vom 12. März an seinen Bruder Ausdruck, dessen Schluß lautet: „Wenn wir erfahren, daß der König von Frankreich nicht stark genug ist, mit ihm (Bonaparte) fertig zu werden, so werden wir alle Streitkräfte Europas sofort in Bewegung setzen. Ein jeder ist sehr eifrig und rührig und ich glaube, selbst wenn es Bonaparte gelänge, sich in Frankreich festzusetzen, so werden die gegen ihn gerichteten Streitkräfte, ebenso wie der Geist der Kabinette doch so beschaffen sein, daß wir ihn sicher stürzen werden."

Am 13. März wurde in der Konferenz der acht Mächte, die den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, eine Erklärung beschlossen, durch welche ihre Ein-

mütigkeit in der Haltung gegen den rebellierenden Kaiser feierlich kundgegeben werden sollte. Es wird ausgesprochen, daß Napoleon Bonaparte durch das Verlassen des ihm angewiesenen Wohnortes den einzigen Rechtstitel vernichtet habe, an welchen seine Existenz geknüpft war. Er habe sich von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben. Die Mächte seien entschlossen, den Pariser Frieden aufrecht zu erhalten, und „wenn gegen alle Erwartung aus dieser Begebenheit irgend eine wirkliche Gefahr erwachsen sollte, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation, sowie jeder anderen bedrohten Regierung auf das erste Begehren alle nötige Hülfe zur Wiederherstellung der öffentlichen Ruhe zu leisten". Die ruhige Würde, die sich in diesen Worten ausdrückt, machte jedoch bald einer von Tag zu Tag steigenden Aufregung Platz, als man von den Fortschritten des Bonapartismus in Frankreich vernahm. Erzherzog Johann schrieb am 18. März in sein Tagebuch: „Alle diese Nachrichten, die so plötzlich kamen, die Thätigkeit und Schnelligkeit Napoleons erschreckte hier die Herren; bei dem russischen Kaiser Abspannung, Furcht — lange Konferenzen über Operationen u. s. w.; jetzt ist es nichts mit viel Konferieren — handeln! Wir haben den 18.; heute kann Napoleon in Paris sein; gelingt ihm dies, dann sehen wir ihn bald mit 200000 guten Kriegern gegen uns. . . . Jetzt beginnt der vierte Aufzug: ein Krieg, gefährlicher, hartnäckiger als jemals, da dem einen Teile kein Ausweg bleibt. Wir können vor einem Monat nicht an dem Rhein sein, die Russen noch weit später, und die Zeit ist gewaltig kostbar." Man begann sich zu besinnen, daß die Art, wie man mit den Franzosen Frieden gemacht, diese in den Stand gesetzt hatte, sich unter der thatkräftigen Führung eines Bonaparte rasch wieder militärisch zu organisieren. Am 21. März schreibt der Erzherzog: „Metternich hat mit dem Kaiser von Rußland Frieden gemacht. Dieser gnädige Herr mag nun fühlen, was seine Philanthropie für einen Schaden angerichtet hat. Das war ein Zuvorthun und ein glimpfliches Behandeln in Paris. Alles zugestanden! Dann konnte man nicht früh genug die 100000 Gefangenen nach Frankreich senden, die jetzt jene sind, die Napoleon fest anhängen." Erzherzog Johann verrät uns auch, daß Zar Alexander nochmals einen Versuch gemacht habe, den Franzosen eine bessere Regierung als die der Bourbonen zu verschaffen. „Eben dieser Herr — der Zar — findet Zweifel, Aengstlichkeiten, Schwierigkeiten, Möglichkeit, daß Frankreich weder Napoleon noch die Bourbons wolle, überlegte, was man dann thun müsse und solches Zeug mehr.[1] Ich sage, die Franzosen müssen die Bourbons nehmen, weil wir es einmal gesagt, und weil wir die Kraft haben, sie zu zwingen." So sprach selbst der als freisinnig bekannte Erzherzog Johann die Gedanken aus, von welchen die reaktionäre Kongreßgesellschaft erfüllt war, welcher Metternich den Stempel seines Geistes aufzudrücken vermocht hatte.

Nicht der Glaube an neue Eroberungszüge Napoleons, an wiederholte

[1]) Diese Aeußerung steht der Ansicht Bernhardis entgegen, der (Geschichte Rußlands I, 182) mit der Rückkehr Napoleons aus Elba eine völlige Sinnesänderung Alexanders gegenüber den Bourbonen in Verbindung bringt.

Unterdrückungsversuche jenseits des Rheines und der Alpen hat die Fürsten Europas in jenen Tagen so rasch geeinigt, sondern die Furcht vor der Demokratie, vor der Selbstbestimmung der Völker. Der Zar von Rußland scheint zu den wenigen gehört zu haben, die nicht sofort einsehen wollten, warum sich eigentlich Europa nochmals für die Bourbonen schlagen solle, aber auch er vermochte der allgemeinen Strömung nicht zu widerstehen und stellte seine Truppen einer Bewegung zur Verfügung, die nicht mehr, wie 1813, die Sache der Freiheit und Unabhängigkeit der Völker war, sondern die Sache des legitimistischen Despotismus, der sich mit den Bestrebungen des liberalen Konstitutionalismus nicht auseinandersetzen wollte. Napoleon, der aus der Verbannung zurückgekehrte Kaiser der Franzosen, der an die von den Bourbonen so schmählich getäuschte Nation appellierte und seine Regierung mit demokratischen Dekreten, mit Maßregeln gegen die ungesetzlichen Ansprüche des Adels und des Klerus beginnen mußte, war vielleicht keine so große Gefahr für die Entwickelung der Völker, als das System Metternich, das neben ihm vielleicht doch nicht lange bestehen konnte: doch es ist begreiflich, daß die Zeitgenossen die Ereignisse, die sich vor ihren Augen abspielten, nicht so vorurteilsfrei beurteilen konnten, als die Nachkommen, denen sich bereits eine weitere Uebersicht über die Folgen dieser Ereignisse eröffnet hat; es ist auch begreiflich und in der menschlichen Natur begründet, daß die Gefühle des Hasses und der Feindschaft, die, einmal mächtig angeregt, zu heißen und blutigen Kämpfen geführt haben, nicht plötzlich zu wirken aufhören und einer kühlen, verständigen Erwägung der Nützlichkeit Raum geben können. Auch für die Deutschen war in der Person Napoleons die Ueberhebung, die Ungerechtigkeit, die zur Unterdrückung fremder Nationalität stets bereitwillige Gewaltthätigkeit der Franzosen vereinigt, sie konnten nicht so schnell vergessen, daß er ihnen bereits den Fuß auf den Nacken gesetzt und daß mit ihm die ganze französische Nation sich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, die Deutschen als Unterworfene, Tributpflichtige, ja als wehrlose Knechte zu behandeln; sie vergegenwärtigten sich nicht, daß das Frankreich der Bourbonen nicht anders gesinnt gewesen war und daß Ludwig XVIII. bereits seine volle Geneigtheit erwiesen hatte, gegen dasselbe Preußen die Waffen zu erheben, dessen Krieger ihm den Weg nach Paris gebahnt hatten. Es läßt sich wohl annehmen, daß die Existenz eines bonapartistischen Frankreich die unverschämten Angriffe der Reaktion auf die Völker aufgehalten hätte, die dem zweiten Sturze Napoleons gefolgt sind, aber es läßt sich den Völkern nicht zumuten, daß sie stets voraussehen können, von welcher Seite sie die empfindlichsten Streiche zu erwarten haben, und deshalb können wir es auch unseren Vorfahren von 1815 nicht verargen, daß sie den Kampf, in den sie abermals mit heldenhafter Begeisterung eintraten, für einen Freiheitskampf hielten, während sie thatsächlich nur für die Macht derjenigen gestritten haben, die ihnen alle Rechte eines starken und einigen Volkes vorzuenthalten fest entschlossen waren.

Aus der „Vertraulichen Denkschrift über den Stand der europäischen Angelegenheiten", die Gentz am 24. April an den Fürsten der Walachei gerichtet hat, läßt sich übrigens entnehmen, daß sich bald nach der Achterklärung Napoleons gerechte Zweifel unter den Politikern der österreichischen Partei erhoben

haben, ob sie mit der Beistimmung zu derselben nicht allzu voreilig gehandelt hätten. Herr v. Gentz macht der europäischen Diplomatie den Vorwurf, daß sie sich auch in diesem Falle von Talleyrand habe überrumpeln lassen. Das bourbonische Frankreich allein hatte durch den neuen Kreuzzug alles zu gewinnen und nichts zu verlieren, von den übrigen Mächten seien nur England und Preußen an dem Kriege gegen Napoleon stark interessiert gewesen, „jenes, weil die Wiedereinsetzung Napoleons und im allgemeinen eine kräftige Regierung in Frankreich die Existenz des neuen Königreichs der Niederlande bedrohte, zu dem sich England als zum schönsten seiner Erfolge Glück wünschte, Preußen, weil dieses Ereignis ihm die traurige Aussicht auf den Verlust seiner neuen Erwerbungen am linken Rheinufer eröffnete". Oesterreich und die süddeutschen Staaten hätten von Napoleon gewiß nichts mehr zu fürchten, dagegen manchen Anlaß gehabt, die großen Opfer, die ein neuer Krieg fordern mußte, zu scheuen. „Jeder Tag brachte uns von Paris neue Nachrichten, die uns zu den ernstesten Erwägungen Anlaß geben konnten. Kein verständiger Mensch wird glauben," schreibt Gentz, „und ich bin gewiß der letzte, es zu behaupten, daß Napoleon während eines Jahres der Zurückgezogenheit sich gänzlich und gründlich geändert habe; er taucht aber an einem anderen Horizonte auf, rings um ihn ist alles verwandelt. Es ist augenscheinlich, daß er jetzt nur unter den Bedingungen regiert, die ihm von den Häuptern einer Partei auferlegt werden, welche Widersacherin jeder absoluten Gewalt, jeder militärischen Tyrannei und daher jedes Krieges ist, der nur darauf abzielen würde, der Armee das Uebergewicht über alle anderen Klassen zu verschaffen. Diese Partei, mächtig durch ihre persönlichen Mittel und durch die öffentliche Meinung, schreibt ihm nicht nur ihre Gesetze und Dekrete, sondern auch ihre Forderungen und selbst die Reden vor, welche er hält. Diese Partei erhielt eine nichts weniger als unbedeutende Verstärkung durch die Rückkehr Lucian Bonapartes nach Frankreich, welche ich als einen der bemerkenswertesten Umstände der gegenwärtigen Epoche betrachte. Die Grundsätze und Gesinnungen desselben sind so bekannt, daß man mit Sicherheit annehmen kann, er hätte sich nie zu einer solchen Maßregel entschlossen, wenn er nicht so gut wie vollständig überzeugt gewesen wäre, entweder daß sein Bruder nach einem liberalen und friedfertigen System regieren oder daß dem Leben desselben ein Ziel gesetzt werden würde, sobald er dieses System aufgebe." Gentz ist der Ansicht, daß auch die Armee ihn nicht bei der Wiedereinrichtung des Militärdespotismus unterstützen würde, seine Stärke stütze sich ausschließlich auf die Hoffnung einer gemäßigten Regierung. Die Mächte seien nur in dem einen Punkte einig, sich Bonapartes zu entledigen, darüber hinaus sei nichts festgesetzt und beschlossen. Mit Ausnahme Englands habe man überall eingesehen, daß die Bourbonen zum Regieren ganz unfähig sind. „Der Kaiser von Rußland ist ganz dieser Meinung und hat sie zu wiederholten Malen ausgesprochen. Er billigt aufrichtig das System, welches die jetzigen Minister Napoleons für die künftige Regierung Frankreichs aufgestellt haben und weicht von ihm nur in betreff der Person des Oberhauptes ab. Sein geheimer Wunsch geht dahin, daß der Herzog von Orleans oder in Ermangelung desselben ein anderer Prinz, den er noch in petto behält, die höchste Gewalt übernehme, indem er sich durch

einen sozialen Vertrag mit der Nation verbindet und die Grundsätze Carnots, Fouchés, Coulaincourts, Lucians u. s. w. zu den seinigen macht. Ich bin sogar fest überzeugt, Kaiser Alexander wäre nicht so sehr, wie man glaubt, abgeneigt, unter den gleichen Bedingungen mit Napoleon zu unterhandeln, falls dieser die Familienbande auflösen könnte, welche ihn an Oesterreich knüpfen." Das Wiener Kabinett sei ebensosehr von der Untüchtigkeit der Bourbonen wie von der Notwendigkeit überzeugt, sich Bonapartes zu entledigen, Fürst Metternich habe noch keine klare Idee über das, was man im Falle eines vollständigen Erfolges gegen Napoleon vorschlagen oder versuchen solle. Zu diesen Worten der Denkschrift hat Metternich, der sie erst nach dem Tode des Verfassers kennen gelernt hat, ein Fragezeichen gemacht. Es stammt wohl aus einer Zeit, in welcher der Fürst die Wiedereinsetzung der Bourbonen als sein Werk anerkennen und rechtfertigen mußte. Die Auseinandersetzungen seines treuen Anhängers konnten ihn allerdings nicht sehr angenehm berühren, da die späteren Ereignisse in Frankreich bereits den Beweis geliefert hatten, daß Metternich auf dem Kongresse nicht die für Oesterreich günstigste Politik eingeschlagen habe. Daher kommt auch die etwas boshafte Bemerkung über die Kriegsfurcht von Gentz, die der Fürst mit eigener Hand unter das Manuskript desselben gesetzt hat.

Ganz besonders scharf betont Gentz seine Ueberzeugung, daß Preußen den größten, vielleicht den einzigen Vorteil von dem Kriege gegen Napoleon ziehen werde, weil es in demselben Gelegenheit finden werde, seine rheinischen Eroberungen zu sichern. In diesem Falle hat der preußische Renegat, allerdings nur von Mißgunst gegen sein ehemaliges Vaterland geleitet, aber mit klarem politischen Blicke einen prophetischen Ausspruch gethan, dessen Erfüllung durch die militärischen Konsequenzen der Wiener Beschlüsse herbeigeführt worden ist. Darin ist auch die Bedeutung des Feldzuges von 1815 für die nationale Entwickelung Deutschlands zu suchen. Die Einigung der deutschen Staaten durch eine die Macht des deutschen Volkes wenigstens nach außen festigende Verfassung wurde durch die von den Großmächten beschlossene Bekämpfung Napoleons nicht im mindesten gefördert. Die Mittel- und Kleinstaaten haben sich zwar im Laufe des Monats April der neuen Koalition angeschlossen, weil sie sich durch eine Weigerung der Gefahr ausgesetzt hätten, als Feinde betrachtet zu werden und sich der bereits erworbenen Sicherstellung ihres Besitzes zu begeben, aber sie waren weit davon entfernt, dabei irgend eines ihrer Souveränitätsrechte antasten zu lassen oder die Notwendigkeit gemeinsamer militärischer Einrichtungen anzuerkennen. Baiern und Württemberg verweigerten sogar ihren Anschluß an die Vereinbarungen, welche Rußland, Oesterreich und Preußen für die Verpflegung ihrer in Marsch gesetzten Armeen beantragt hatten, und setzten es durch, daß schließlich mit ihnen besondere Abmachungen getroffen werden mußten. Herr v. Gagern wurde noch immer nicht müde, für die Errichtung eines deutschen Bundes mit Ausschluß von Oesterreich und Preußen Stimmung zu machen, er glaubte, daß dieses Projekt immer mehr Anhänger gewinne und versicherte seinen König, daß er darauf rechnen könne, das Haupt des Bundes und der Beschützer der Unabhängigkeit Deutschlands zu werden. Der König von Sachsen, der den ihm vorgelegten Teilungsentwurf noch nicht formell angenommen hatte, hoffte

nach einem Siege Napoleons bessere Bedingungen zu erhalten und zögerte so lange als möglich mit der Annahme des ihm zugedachten Gebietes. Erst am 27. Mai trat er den Beschlüssen der Großmächte bei, nachdem der Widerstand seiner ehemaligen Truppen gegen die Einreihung in preußische Regimenter bis zu einer offenen Militärrevolte im Angesichte des Feindes geführt hatte, die selbst auf seine Beschützer einen abstoßenden Eindruck machen mußte.

Nationale Begeisterung für den neuen Krieg hat nur in Preußen geherrscht, wo der König die Freiwilligen neuerdings zu den Fahnen rief und dem Heere den volkstümlichen Charakter verlieh, durch den es sich schon 1813 von allen anderen Heeren unterschieden hatte. Preußen konnte der Landwehren und der freiwilligen Jäger nicht entraten, wenn es den eingegangenen Verpflichtungen in vollem Ausmaße genügen und durch seine militärische Kraft ersetzen wollte, was ihm an Gebietsausdehnung und Staatsumfang abging, um mit den übrigen Großmächten auf gleicher Höhe zu stehen. Das Königtum konnte seine Stellung dort nicht behaupten, wenn nicht das ganze Volk für dieselbe eintrat und aus patriotischer Ueberzeugung die Opfer brachte, welche die neuen, schwierigen und kostspieligen Aufgaben des Staatslebens erheischten. Kaum ein anderes Volk hatte aber auch den Verfall seiner Wehrkraft so schwer gebüßt wie das preußische, und kein anderes sich in dem Kampfe gegen den Unterdrücker so hoch erhoben. Es war wohl begreiflich, daß sich jeder einzelne Preuße lebhafter um die Vertheidigung der so teuer erkauften Gebiete in Westdeutschland sorgte, als die österreichischen Erbländer insgesamt um das lombardisch-venetianische Königreich, das ihr Kaiser sich als Siegesbeute erwählt hatte. Durch den Besitz der Rheinlande, die Gentz ein zweites Königreich nannte, trat Preußen in neue wertvolle Beziehungen zur Gesamtnation, sie festzuhalten, war man an der Elbe und an der Weichsel gleich entschlossen; wäre es denkbar gewesen, daß die Oesterreicher mit ähnlichen Gefühlen aus den althabsburgischen Vorlanden, aus Freiburg und den Waldstädten ausziehen würden, um einem fremden Volke, das ihnen niemals ein Haar gekrümmt, Freiheit und Unabhängigkeit zu rauben?

Der Krieg gegen das bonapartistische Frankreich war durch die Erklärung vom 13. März wohl im allgemeinen in Aussicht genommen worden, bestimmte Verpflichtungen dazu hatte durch dieselbe noch niemand übernommen. Dies geschah durch einen Vertrag zwischen Rußland, England, Oesterreich und Preußen, der am 25. März als Erneuerung des Vertrages von Chaumont abgeschlossen wurde. Die vier Mächte erklärten darin, die Bestimmungen des Pariser Friedens und die auf dem Wiener Kongresse bereits „getroffenen und unterzeichneten Uebereinkünfte ihrem ganzen Inhalte nach unverletzt aufrecht zu erhalten, dieselben gegen jeden Eingriff und insbesondere gegen die Anschläge Napoleon Bonapartes zu schützen". Ohne die Verwendung der zu diesem Zwecke erforderlichen Kräfte zu beschränken oder im vorhinein abzumessen, wurde für jede Macht doch eine Mindestleistung von 150000 Mann, wovon ein Zehntel Reiterei und eine entsprechende Anzahl Artillerie sein müsse, ausgesprochen. Die Waffen durften nicht niedergelegt werden, bevor Bonaparte nicht der Fähigkeit gänzlich beraubt worden sei, Unruhe zu erregen, und seine Versuche, sich der höchsten Macht in Frankreich zu bemächtigen, zu erneuern. Die Mächte betrachteten sich

nicht als Bundesgenossen des Königs von Frankreich, sie beschlossen jedoch im VIII. Artikel des Vertrages, ihn zum Anschlusse an diesen Vertrag einzuladen und ihm selbst die Bestimmung darüber anheimzustellen, mit welchen Hülfsmitteln er zu dem gemeinsamen Zwecke des Vertrages mitwirken könne. Als der Vertrag in Wien unterzeichnet wurde, war Seine allerchristlichste Majestät jedoch nicht mehr in der Lage, über irgendwelche Mittel seines Königreichs zu verfügen, er konnte als Flüchtling den Vertrag nicht unterzeichnen, in dem er noch im Besitze wenigstens eines Teiles der königlichen Macht angesehen wurde. Der Vertrag war überhaupt den Verhältnissen nicht mehr vollkommen anpassend, nachdem Napoleon von Frankreich neuerdings Besitz genommen hatte; zur Vollständigkeit hätte er das Endziel des Krieges mit Bonaparte bezeichnen und eine Bestimmung über die künftige Regierungsform Frankreichs enthalten müssen, das sich des bourbonischen Königtums bereits wieder entledigt hatte. Talleyrand machte große Anstrengungen, eine dritte Erklärung der Mächte in diesem Sinne hervorzurufen. Der Herzog (!) v. Dalberg legte einen Entwurf vor, in dem versichert wurde, „die Unabhängigkeit der französischen Nation solle nicht beeinträchtigt werden; der Pariser Frieden und die auf dem Wiener Kongreß beschlossenen territorialen und politischen Anordnungen würden maßgebend bleiben für die Beziehungen Frankreichs zu dem übrigen Europa". Lord Clancarty aber, der Vertreter Englands in Wien seit dem Abgange Wellingtons zur Armee, wollte hierzu noch dies Versprechen fügen, daß der Krieg der verbündeten Mächte nur im Dienste der Bourbonen geführt werde. Darauf hatte niemand mehr Lust, sich einzulassen; der Zar erwartete, daß der Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen würden und bezeichnete als seinen Kandidaten unverhohlen den Herzog von Orleans, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Oesterreich weder für die Exkaiserin Maria Louise, noch für den König von Rom etwas anderes beanspruche als eine standesgemäße Versorgung durch die Herzogtümer Parma und Piacenza. In England selbst regte sich die Opposition gegen die bourbonenfreundliche Politik des Hofes und der Minister Lord Castlereagh sprach im Unterhause die Ansicht aus, daß die Herstellung der Bourbonen weder Zweck des Krieges noch eine notwendige Bedingung des Friedens sein müsse und setzte es durch, daß bei der Ratifikation des Vertrages vom 26. März eine Verwahrung dieses Inhaltes abgegeben wurde. Dies hinderte jedoch das Ministerium nicht, in Gent, wo der französische Hof nach der Flucht aus Paris seinen Aufenthalt genommen hatte, heimlich beruhigende Zusagen zu machen.

Napoleon wurde von der Achtserklärung Europas in der unangenehmsten Weise überrascht, da er auf eine so schnelle Einigung der Mächte nach den Nachrichten, die er vom Verlaufe des Kongresses erhalten hatte, unmöglich vorbereitet sein konnte. Er stellte sich anfangs, als wenn er an den Ernst der Entrüstung, mit welcher man seine Wiederkehr aufnahm, nicht glauben könne, und war frech genug, die Erklärung vom 13. März als eine von Ludwig XVIII. ausgehende Fälschung zu bezeichnen. Dann aber veröffentlichte er eine Begründung seines Vertragsbruches, in der durch eine Reihe von Thatsachen bewiesen werden sollte, daß der mit ihm geschlossene Vertrag zuerst von der bourbonischen Re-

gierung und den Mächten gebrochen worden sei. Er suchte aber gleichzeitig den letzteren entgegenzukommen, indem er in den Blättern auseinandersetzen ließ, daß die Ziele der gegen ihn verbündeten Regierungen sich mit seinen Absichten ganz gut vereinbaren ließen. „Die Furcht, daß andere Regierungen durch den Fall der Familie Bourbon angegriffen oder gefährdet werden können, sei chimärisch. Er habe erklärt, daß er sich in die Angelegenheiten keines Volkes einmischen wolle, und er könne vernünftigerweise nicht wollen, daß mit seiner Wiedereinsetzung auf den Thron die Erneuerung des Krieges verknüpft sei. Der Traktat von Paris könne in seiner Seele, wie in der eines jeden Franzosen Bedauern erwecken, weil man voraussetzen dürfe, daß eine feste und mutige Regierung weniger lästige Bedingungen erwirkt hätte. Allein der Traktat bestehe einmal, er sei die Grundlage der gegenwärtigen Lage Europas. Frankreich wolle den Frieden; seine Grenzen seien bezeichnet. Napoleon werde sie nicht überschreiten, wenn man ihn nicht durch einen Einfall dazu zwinge ... In den Jahren 1813 und 1814 konnten die Souveräne sich bei ihrem Bunde gegen Frankreich auf die Meinung ihrer Völker stützen, weil diese es für Nationalangelegenheit hielten, die Ansprüche Frankreichs zu bekämpfen. Jetzt mache Frankreich keine Ansprüche mehr, worüber sie erschrecken könnten. Napoleon kehre aus seiner Einsamkeit mit einem neuen äußeren und inneren Systeme zurück: nach außen entsage er dem Gedanken des großen Reichs, im Innern wolle er eine freie Konstitution. ... Hätten die Bourbonen ihre Regierung nationalisieren wollen, sie würden noch herrschen. Napoleon nationalisiere die seinige und sie stehe fest. Würden demnach die Mächte Frankreich angreifen, so wäre es gegen den Nationalwillen, gegen den sie zu Felde zögen, und man kenne die Folgen solcher Unternehmungen."

Die öffentliche Meinung in Deutschland ist von dem raschen Thronwechsel in Frankreich und dem konstitutionellen Charakter, den die neue Regierung sich zu geben bemüht war, nicht ganz unberührt geblieben. Es wird der Gedanke geäußert, daß man den Franzosen jede Regierung zugestehen könne, die sie sich geben, wenn man nur selbst stark genug sei, den Uebergriffen, die nicht bloß von den Regierungen, sondern von der Nation versucht werden, entgegentreten zu können.

Im zweiten Stücke des Jahrganges 1815 der „Nemesis" erschien ein am 22. März geschriebener Aufsatz: „Das Vaterland ist in Gefahr", der sofort die Erklärung des Nationalkrieges gegen das bonapartistische Frankreich verlangte. „Nie ist die Gefahr des Vaterlandes größer gewesen, als jetzt," ruft Luden aus. „Napoleon wird sogleich den Krieg wieder anfangen, den er abzubrechen gezwungen worden ist. Ihm ist dieser Krieg Bedürfnis, wie er dem Bourbon Bedürfnis gewesen ist, und er erkennt und wagt, was der Bourbon nicht erkannt und gewagt hat. Sein heißestes Verlangen wird sein, sogleich die schönen Länder bis zu den Ufern des Rheins wiederzugewinnen, welche man in den schönen Tagen der Freiheit erkämpft hatte, und die von Ludwig XVIII. abgetreten worden waren, um sie den Franzosen gleichsam als Angebinde bei seiner neuen Thronbesteigung darzubieten, wohl wissend, daß ihn in ihren Augen nichts so sehr über den Bourbon erheben wird, als ein solches Geschenk, und daß er mit demselben auch die letzte Seele gewinnt. Und wie sollte er am

Gelingen verzweifeln, da ihm soeben das Ungeheuerste gelungen ist, das unsere an Wunden überreiche Zeit gesehen hat. Wenn ihm aber gelänge, noch einmal den deutschen Strom zu erreichen, würde er nicht zu demselben auch das deutsche Land verlangen? und wo würde er endigen? und was würde aus uns?" Im nächsten Stücke veröffentlicht die „Nemesis" einen wahrscheinlich nicht viel später verfaßten Aufsatz: „Napoleon und die Franzosen," in welchem die Lage Deutschlands gegenüber der Napoleonischen Restauration bereits viel ruhiger behandelt wird. „Nun ist zwar nicht zu leugnen," heißt es dort, „daß für den Augenblick die Gefahr für uns Deutsche und für Europa größer sein mag, wenn Napoleon die Franzosen beherrscht, als wenn ein anderer, etwa Ludwig XVIII., über sie geböte; aber auf die Dauer ist alles einerlei. Die französische Politik ist sich seit 300 Jahren in den Grundsätzen gleich gewesen, sie hat nur nicht immer gleich große Mittel gehabt, diese Grundsätze geltend zu machen. Und wenn vor einem Jahre in der Nemesis' behauptet wurde: Napoleon sei ein Erzeugnis des Volks und jeder Franzose sei, an seiner Stelle und in seiner Art, ein Napoleon, so hat sich diese Behauptung seitdem auf das Herrlichste bewährt. Eine andere Behauptung aber, daß die Franzosen, solange wir in dem Verhältnisse zu ihnen bleiben, in welchem wir bisher gestanden haben, immer einen Napoleon finden werden, der sie treibt und uns Gefahr bringt, wird sich bewähren, wenn wir die Verhältnisse bestehen lassen; und mit der Veränderung des Herrschers allein ist es wahrlich nicht gethan. Soll der Gefahr dauernd begegnet werden, so müssen die Franzosen, weil sie die Gerechtigkeit und die Freiheit der Völker nie geachtet haben, sich vor uns — den Deutschen — fürchten. Dazu gibt es einen doppelten Weg: entweder, sie müssen geschwächt oder wir gestärkt, sie erniedrigt oder wir gehoben werden. Ein dritter Weg läge zwischen diesen beiden." So beginnt sich die Erkenntnis geltend zu machen, daß die Einigung der deutschen Stämme in einer gut eingerichteten, alle Sonderpolitik ausschließenden Kriegsordnung sie des Zweifels entheben könnte, ob Bourbonen oder Napoleoniden jenseits der Vogesen zur Regierung gelangen sollen, die Erkenntnis, daß es aber auch mit einem zweiten Siegeszuge nach Frankreich nicht abgethan sein werde, wenn diese Einigung und Verfassung nicht zu stande komme.

Napoleon hat bei seiner Rückkehr nach Paris den Franzosen in Aussicht gestellt, daß Marie Louise und sein Sohn wieder an seiner Seite erscheinen, seine und die Geschicke Frankreichs teilen würden. Es gehört zu seinen verhängnisvollen Irrtümern, daß er noch an die Liebe und Anhänglichkeit seiner zweiten Gemahlin geglaubt hat. Wäre diese in Wahrheit noch vorhanden gewesen, so würde Kaiser Franz die neuen Verhältnisse vielleicht auch mit anderen Augen betrachtet und die Anerbietungen Napoleons nicht so unbedingt abgewiesen haben. Obwohl die offiziellen Verbindungen mit Frankreich abgebrochen waren, die Gesandten der verbündeten Mächte Paris verlassen hatten und die außerordentlichen Botschafter des Kaisers von den Souveränen Europas nicht angenommen wurden, blieb man doch nicht gänzlich ohne allen Ideenaustausch. Die Annäherung an Marie Louise, deren Begleitung aus Anhängern Napoleons bestand, gelang nicht, die Exkaiserin erklärte, daß sie unter gar keiner Bedingung, auch

nicht auf Befehl ihres Vaters zu Napoleon zurückkehren werde, nahm in der Hofburg Wohnung, um vor Ueberraschungen gesichert zu sein, die man in Schönbrunn befürchtet zu haben scheint, und übergab ihren Sohn der Obhut ihres Vaters. Trotzdem haben auch noch später Besprechungen geheimer Agenten Napoleons und Metternichs stattgefunden, die auf eine Verständigung der beiderseitigen Interessen gerichtet waren. Napoleon hat zu lange an die Möglichkeit derselben geglaubt und zu lange gezögert, sich aufrichtig und ehrlich mit der Demokratie zu verbinden. Und doch konnte er nur mit dieser siegen. Die Wiener Kongreßgesellschaft hatte zu viel in Legitimität geschwelgt, um den Parvenu nochmals in ihren Kreis aufnehmen zu können. Napoleon war nicht mehr in der Mode. Er hätte mit den alten Jugendfreunden, den Männern der Liberté und Egalité vorlieb nehmen und die „rote Mütze aufsetzen" müssen, wie er einmal gedroht hat. Aber die Franzosen merkten bald, daß er mit der Freiheit dasselbe Spiel zu treiben gedenke, das er schon so oft aufgeführt hatte. Die Blusenmänner von St. Antoine und St. Marceaux, die ihm eine Huldigung darbrachten und sich als freiwillige Verteidiger der Hauptstadt meldeten, empfanden das Mißtrauen, das ihnen der Kaiser entgegenbrachte, indem er gleichzeitig mit ihrem Aufmarsche im Tuilerienhofe eine Militärparade angeordnet hatte; es kam zu keiner vertrauensvollen Beziehung zwischen den Massen und dem Soldatenkaiser, nur die gemeinsame Feindschaft gegen die Royalisten kettete sie aneinander. Die konstitutionell gesinnten Franzosen, vorzugsweise der städtischen Intelligenz, dem mittleren Grundbesitze und dem Geschäftsleben angehörend, nahmen die „Zusatzakte" vom 23. April, durch welche die Verfassung vom Thermidor des Jahres X (4. August 1802) ergänzt wurde, zwar vorläufig an; sie konnten sich jedoch mit der Wiedereinführung der alten Wahlkollegien nicht begnügen und verlangten sichere Bürgschaften für die konstitutionelle Regierung, die Napoleon doch nur dem Scheine, nicht dem Wesen nach einzusetzen geneigt war. Auch sie standen nicht mit vollem Herzen auf seiner Seite und glaubten nicht, von vornherein alle Gewalt und alle Mittel des Landes dem Kaiser ausliefern zu dürfen. In dem Augenblicke, in welchem nur die Diktatur den großartigen Kampf gegen Europa aufzunehmen vermochte, konnte das Mißtrauen gegen den Diktator nicht unterdrückt werden. Daher kam es, daß Frankreich durchaus nicht seine gesamte Kraft in die Wagschale warf, als die Entscheidung über das Kaisertum fallen mußte.

Während der Vorbereitungen zu dem neuen Waffengange, an dessen Notwendigkeit die Kongreßmächte ebenso festhielten, als der national gesinnte Teil des deutschen Volkes, that man in Wien das möglichste, um die Länderverteilung und die Einrichtung der deutschen Bundesverfassung zu einem raschen Ende zu bringen. Es war nicht so sehr die Besorgnis, daß französische Siege die Beschlüsse des Kongresses durchkreuzen könnten, als die Ueberzeugung, daß die Fortführung der Beratungen die Gegensätze nur noch ausgeprägter zum Vorschein bringen und die formelle Erledigung der dem Kongresse anheimgestellten Aufgaben in eine unbestimmte Ferne hinausschieben werde. Rücksichten auf

nationale Wünsche und Bedürfnisse der Völker kamen bei diesen überstürzten Abmachungen überhaupt nicht mehr in Betracht: man schätzte sich glücklich, wenn man nur die Interessen jener Fürstenhäuser auszugleichen vermochte, die entweder durch ihre politische Bedeutung oder ihre Familienverbindungen sich zur Geltung zu bringen wußten. Auch das Legitimitätsprinzip kam nur soferne in Anwendung, als es den Mächten in den Kram paßte. Es ist eine große Täuschung, wenn man dem Wiener Kongreß im ganzen eine konservative Richtung zuschreibt, wie die Diplomaten später den Volksansprüchen gegenüber behauptet haben. Als es sich um Teilungen und Erwerbungen handelte, war das politische Gewissen der Potentaten und ihrer Gehülfen — auch die Bezeichnung „Handlanger" ist übrigens hoffähig geworden — so wenig empfindlich als das von Konventskommissären, Direktoren oder Bonapartes selbst, den der fromme Görres so gerne als Luzifer und Loke aufführte. Wer sollte denn noch im Ernste an die Unlöslichkeit des Bandes zwischen den angestammten Fürsten und den treuen Unterthanen glauben, wenn ganze Gruppen gewesener Regenten, die sich auf Besitzurkunden von höchstem Alter stützen konnten, vor den Jakobinern in Purpur keine Gnade fanden. Niemand konnte begreifen, warum das Recht auf Souveränität bei der Familie Nassau oder Waldeck besser begründet sein sollte, als bei den Fürstenberg, Hohenlohe oder Salm, und woher man das Recht nehme, legitime Landesherren dieser Art von ihren Unterthanen zu trennen. Das Schicksal der Mediatisierten hat die Kongreßmitglieder zwar wiederholt beschäftigt, aber es ist weder Talleyrand noch irgend einem anderen Theoretiker der Legitimität eingefallen, von ihnen zu behaupten, daß sie niemals aufgehört hätten, die Herren ihrer Länder zu bleiben, während diese schon von anderen regiert worden waren. Von den Königen von Frankreich und Sachsen wurde das aber mit großer Bestimmtheit behauptet.

Was der Pariser Friede versprochen hatte und was von den Teilnehmern des Kongresses bei den verschiedensten Gelegenheiten als ihre heilige Aufgabe bezeichnet worden war, den Völkern Europas den Frieden zu sichern und einen gerechten Ausgleich ihrer Rechte und Interessen durchzuführen, das hat der Kongreß nicht im entferntesten gehalten. Er hat den unlautersten und eigensüchtigsten Länderschacher getrieben und so gut wie alle nationalen Fragen offen gelassen. Das neunzehnte Jahrhundert ist von schweren Kämpfen erfüllt worden, in welchen die Völker sich mit großen Opfern erst die Anerkennung ihrer Rechte erringen mußten. Wer könnte behaupten, daß alles Unrecht auch heute schon gut gemacht sei, das der Wiener Kongreß in die Welt gesetzt hat?

Am schnellsten waren die polnischen Angelegenheiten besorgt. Nachdem Rußland auf Thorn verzichtet hatte, damit Sachsen sein Leipzig behalten könne — ein Zugeständnis, das die schöne Gräfin Julie Zichy dem Zaren abgeschmeichelt haben soll —, nachdem Oesterreich seine Zustimmung dazu gegeben hatte, daß Stadt und Gebiet von Krakau ein staatliches Sonderleben als Republik mit einem vom Volke gewählten Präsidenten und zwölf Senatoren führen dürfe, gab es keine großen Schwierigkeiten mehr zu beseitigen. Preußen erhielt vom ehemaligen Südpreußen, das ihm in der dritten Teilung Polens zugesprochen worden war, den Netzedistrikt, aus dem es die Provinz Posen gestaltete. Durch dieselbe wurde seine

östliche Grenze einigermaßen gesichert und die Verbindung zwischen Schlesien und dem polnischen und herzoglichen Preußen hergestellt. Der Rest des Herzogtums Warschau (1700 Quadratmeilen mit ca. 2½ Millionen Einwohnern) wurde zu einem Königreiche mit einer eigenen Verfassung erklärt, das durch Personalunion mit dem Kaisertum Rußland auf ewige Zeiten verbunden sein solle. Oesterreich behielt das Land am rechten Ufer der oberen Weichsel und den Tarnopoler Kreis. In allen vier Gebieten, in welche das ehemalige Königreich zerfiel, wurde den Polen die freie Entfaltung ihrer Nationalität in Sprache und Verwaltung garantiert. Man kann nicht behaupten, daß dieses Schicksal ein ganz unverdientes war. Polen hätte seine Selbständigkeit so gut wie jedes andere Volk behaupten können; daß es ihm an innerer Kraft dazu gefehlt hat, ist nicht die Schuld der Nachbarn, sondern die Folge der Unfähigkeit der Bevölkerung des einst weit ausgedehnten und mächtigen Landes, sich selbst eine staatliche Organisation zu schaffen, durch welche die Kraft des Volkes auch nach außen zur Geltung gebracht werden konnte. Aber es war nicht zu vermeiden, daß die nationalen Ansprüche dieses Volkes in einem stetigen Widerspruche mit den Staaten sich befanden, unter die es aufgeteilt worden war, und daß dieser Widerspruch zu gewaltsamen Erhebungen führte, die es namentlich Rußland unmöglich machten, die eingegangenen Verpflichtungen zu konstitutioneller Regierung aufrecht zu erhalten.

Nicht minder rücksichtslos als mit Polen wurde mit Italien umgegangen. Es gehörte zu den wesentlichsten Stützen des Metternichschen Systems, daß Italien so wenig als Deutschland national geeinigt werden dürfe, damit Oesterreich beide großen Länderkomplexe beherrschen könne. Dadurch sollte Oesterreich der wirkliche und einzige Erbe des alten römisch-deutschen Kaisertums werden und dessen Traditionen wieder aufnehmen. Aus den Händen Napoleons hatte es das Gebiet der Republik Venedig als Entschädigung für die katholischen Niederlande entgegen genommen, im Pariser Frieden hatte es sich beeilt, diesen Tausch aufrecht zu erhalten. Das Herzogtum Mailand, die Stadt Venedig und die Städte der venetianischen Terra ferma bildeten ein neues, das lombardisch-venetianische Königreich, Istrien und Dalmatien wurden besondere Provinzen. Die Grenze gegen Sardinien lief im Flußbette des Ticino, gegen das übrige Italien schied sich Lombardo-Venetien durch den Lauf des Po. Aber nicht nur Oberitalien wurde dem Kaiserstaate einverleibt, auch die wichtigsten Bestandteile von Mittelitalien entgingen seiner Bevormundung nicht, da in Toskana, Modena und Parma neue Regierungen unter Mitgliedern des Gesamthauses Habsburg eingesetzt wurden, als deren Schutz österreichische Besatzungen dienen mußten. Es war selbstverständlich, daß die politische Haltung dieser Sekundo- und Tertiogenituren von Oesterreich vorgeschrieben wurde und ein näherer Anschluß dieser italienischen Mittel- und Kleinstaaten an die übrigen italienischen Staaten nicht stattfinden konnte. Diese Einrichtungen gehörten zu den unglücklichsten, welche der Kongreß getroffen hat, sie waren künstlich ausgeklügelt, standen jedoch der nationalen Entwickelung des italienischen Volkes unbedingt hemmend gegenüber und mußten daher ebenfalls zu den am heftigsten umstrittenen Stellungen der großen Mächte in Europa werden. Sie beweisen die Oberflächlichkeit und Haltlosigkeit der Metternichschen Politik, durch welche Oesterreich, in die unnatürlichsten Verhält-

nisse eingezwängt, zu blutigen, aussichtslosen und unbefriedigenden Kriegen veranlaßt wurde. Metternich hat sich um den geschichtlichen Werdeprozeß des Staates nicht gekümmert, dem er eine neue Grundlage zu geben versuchte; er hat weder die geringe Eignung der meisten in Oesterreich vereinigten Völker zur politischen Thätigkeit, also auch zur Angliederung neuer Bestandteile, in Rechnung gezogen, noch die wirtschaftlichen Wechselwirkungen erwogen, durch welche der Anschluß von Völkern und Provinzen gerechtfertigt und andauernd gemacht werden kann. Oesterreich war nicht dazu geeignet, den Italienern irgend etwas zu bieten, das sie sich nicht selbst zu beschaffen im stande gewesen wären, mit Ausnahme des Militärwesens, für das sie allerdings einen nur geringe entwickelten Sinn besitzen. Venedig und Mailand waren seit Jahrhunderten gewohnt gewesen, fremde Kriegsvölker im Lande zu haben, die Anwesenheit österreichischer Soldaten allein konnte sie nicht zu tief verletzen, wenn diese nicht einer fremden Verwaltung gedient und Herrschaftsrechte zu schützen gehabt hätten. Die österreichische Verwaltung in Oberitalien hatte keinen höheren Zweck als den, Italien in politischer Unmündigkeit zu erhalten und es von einer selbständigen Beteiligung an den europäischen Angelegenheiten auszuschließen. Es ist sehr fraglich, ob damit dem dynastischen Interesse des Hauses Habsburg ein großer Dienst erwiesen wurde, unzweifelhaft aber war auf seiten der österreichischen Völker gar kein Interesse von wirtschaftlicher Bedeutung mit dem Besitze von Italien verbunden. Oesterreich hat in Italien überhaupt keine Aufgaben zu lösen gehabt, auf allen Gebieten der geistigen Kultur war ihm Italien weit überlegen, der Austausch von Naturprodukten hat sich in den Grenzgebieten vollzogen und das Innere der Staaten und Provinzen nicht berührt, die Industrie stand in Oesterreich auf so schwachen Füßen, daß sie an Erweiterung und Ausdehnung auf so entlegene Gebiete nicht denken durfte, auch fehlte es sowohl an Kapital als an Unternehmungsgeist in Oesterreich, um sich Italien wirtschaftlich dienstbar zu machen. Das Verhältnis von Staat und Provinz blieb ein rein äußerliches, die österreichische Verwaltung hat immer den Charakter einer Fremdherrschaft an sich getragen und die Kultur auf keinem Gebiete zu fördern vermocht.

Wie ganz andere Aufgaben hätte sich Oesterreich damals in den Balkanländern stellen können, nach denen es erst dann zu greifen begonnen hat, als die wertvollsten Teile an andere Bewerber vergeben waren. Was hätte Oesterreich im Laufe des Jahrhunderts südlich der Donau und Save leisten können, wenn es die in Italien zwecklos vergeudete Kraft zu einer kolonisatorischen Thätigkeit dort verwendet hätte, wo man ihrer thatsächlich bedurfte? Seine Völker würden in einem erfolgreichen Schaffen neuer Kulturstätten Energie und politischen Verstand gewonnen und ihren Wohlstand begründet haben, für den der Besitz von Italien, wo nur unfruchtbare Anlagen mit schwerem Gelde bezahlt werden mußten, nichts weniger als förderlich geworden ist. Metternich hat Süddeutschland aufgegeben, obwohl ihm dort von Preußen freie Hand gelassen worden wäre; er hat die orientalische Politik Oesterreichs vernachlässigt und die Besitzergreifungen auf türkischem Boden zur richtigen Zeit vorzubereiten versäumt, um möglichst viel polnisches Gebiet zurückzubehalten und um ein hochstehendes

Kulturvolk in politische Ketten legen zu können. Oesterreich wurde in ganz falsche Richtungen gedrängt, die mit seinen Traditionen in keiner faßbaren Beziehung standen. Oesterreich hatte in Italien keinen geschichtlichen Beruf zu erfüllen, es nahm dort die Stellung eines Eroberers ein, die ihm niemals wohl angestanden ist und zu seinem Wesen nicht gepaßt hat. Durch Metternich wurde die österreichische Politik so charakterlos, daß sie nirgends mehr Vertrauen einflößen konnte. Deutschland, das mit einer wahrhaft kindlichen Pietät nach dem altgewohnten Kaiserhause die Arme ausgestreckt hat, wurde zurückgestoßen, Italien aber, das von Oesterreich nichts verlangte und nichts erwarten konnte, sollte mit Liebe und Gewalt umworben und festgehalten werden. Die Folgen waren bitter genug: die Verluste, die Oesterreich dieser Politik zu danken hat, sind unersetzlich geworden, unersetzlich vor allen für die Deutschen in Oesterreich, von welchen man die schwersten Opfer für einen Staat verlangt, dessen Zusammensetzung gegen ihren Willen und gegen ihr Interesse erfolgt ist. Es kann nicht oft und nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß die natürliche Entwickelung des habsburgischen Staates, die von Maria Theresia und Joseph II. richtig erkannt und verfolgt worden ist, durch Metternich unterbrochen wurde, daß das Mißverhältnis der Nationen auf dem Wiener Kongreß verschuldet worden ist, auf dem man deutsche Elemente preisgab, ohne für den geringsten Ersatz zu sorgen. Das Oesterreich Metternichs ist nicht mehr die Hausmacht deutscher Kaiser, in welchem die Deutschen notwendig die erste Stelle an dieser Kaiser Seite einzunehmen hatten; es ist ein ohne Rücksicht auf die Interessen der deutschen Oesterreicher zusammengesetztes Staatsgebilde nach frei erfundenem Rezepte, für dessen Gedeihen nur diejenigen verantwortlich gemacht werden können, die dem Metternichschen Systeme ihre gesamten nationalen Ansprüche und Gefühle unterzuordnen gewillt waren und sind.

Das Königreich Sardinien wurde durch das Gebiet der Republik Genua vergrößert, die nun trotz der Versprechungen, die ihr England wegen Erhaltung ihrer Unabhängigkeit gemacht, ebenso wie Venedig aus der Zahl der europäischen Staaten verschwinden mußte. Einen Rechtsgrund für diese Verfügungen konnten die europäischen Potentaten nicht vorbringen, sie bemühten sich auch gar nicht, einen zu finden. Genuas Fall war ein Schlag gegen England, das wahrscheinlich aus der prächtigen Hafenstadt eine Station für seine Flotte gemacht und sie der englischen Schutzherrschaft einverleibt hätte. Ob Oesterreich seine italienischen Interessen nicht besser wahren konnte, wenn es die Autonomie Venedigs wieder hergestellt und wenigstens einen Schein von Rücksicht für das italienische Nationalgefühl bewiesen hätte, wäre der Erwägung wert gewesen. Fürst Metternich war aber nicht der Mann kluger Voraussicht künftiger Bewegungen; seine Politik erwies sich in allen ihren Beziehungen schablonenhaft und leichtfertig. Er hätte, wie Stein versichert, auch dem Kirchenstaate gerne einen wertvollen Teil, die Legationen, abgenommen; dagegen nahmen aber die Ketzer auf den Thronen von Rußland, England und Preußen Stellung, somit wurde die weltliche Herrschaft des Papstes in ihrer früheren Ausdehnung wieder hergestellt, nur Avignon und Venaissin blieben bei Frankreich. Die Witwe des Herzogs Ludwig von Parma aus dem spanischen Hause Bourbon, der nach dem Lüneviller Frieden

König von Etrurien geworden war, erhielt die kleine Herrschaft Lucca als selbständiges Herzogtum und die Anwartschaft auf Parma und Piacenza nach dem Tode der Erzherzogin Marie Louise oder ihrer Erben. König Ferdinand von Sizilien wurde vorläufig als solcher bestätigt, Murats Fall hat ihm noch während der Dauer des Kongresses auch den Weg auf den Thron von Neapel geebnet. Die ionischen Inseln wurden zu einem Freistaate unter englischem Patronate erklärt. Malta blieb englisch und bildet seither nebst Gibraltar die Stütze der englischen Seemacht im Mittelmeer, einer ebenfalls ganz willkürlichen Fremdherrschaft.

Das Königreich der Niederlande, dessen Hauptbestandteile die alten Generalstaaten und die ehedem spanischen, dann österreichischen Niederlande bildeten, wurde auch mit deutschen Landschaften ausgestattet. Dies waren nächst dem zu einem Großherzogtum erhobenen Herzogtum Luxemburg, dem auch ein Teil von Bouillon einverleibt wurde, Geldern mit Venloo, die Preußen abgeben mußte, Stücke der Abteien Stablo und Malmedy und die Grafschaft Limburg. Dafür trat das Haus Oranien die Besitzungen der Linien Nassau-Dillenburg, -Dietz, -Siegen und Hadamar an Preußen ab und substituierte, dem Erbvereine des Hauses Nassau von 1783 entsprechend, für die vier Fürstentümer das Großherzogtum Luxemburg, das als oranisch-nassauischer Besitz nur durch Personalunion mit dem Königreiche Niederland zusammenhing. England behielt einen Teil der holländischen Kolonien in Guyana, Ceylon, das Kapland und die ehemals holländischen Comptoirs in Ostindien. Die französischen Besitzungen in Westindien, die Inseln Isle de France und Tabago vervollständigten die Erwerbungen Englands, dessen Weltherrschaft zur See seit jenen Tagen auf die breite Grundlage überseeischer Besitzungen in allen Weltteilen begründet ist. Zur Regelung der skandinavischen Besitzverhältnisse war ein kombiniertes Tauschgeschäft notwendig. Dänemark hatte im Kieler Frieden Norwegen an Schweden abgetreten, dafür aber unter Oesterreichs Vermittelung die Zusicherung des schwedischen Gebietes in Pommern mit Stralsund und Rügen erhalten. Ein Aufstand der Norweger, die den dänischen Prinzen Christian zu ihrem Könige ausgerufen und gelobt hatten, ihre Selbständigkeit mit ihrem Blute zu verteidigen, führte zur Erneuerung des Krieges Bernadottes mit Dänemark, der mit der völligen Unterwerfung von Norwegen endete. Schon während dieses Krieges waren die Kieler Abmachungen für gebrochen und deshalb auch für Schweden als nicht mehr bindend erklärt worden. Bernadotte weigerte sich, Pommern an Dänemark herauszugeben, trat jedoch Schwedens Rechte auf dieses Gebiet gegen eine Zahlung von zwei Millionen Thaler an Preußen ab. König Friedrich von Dänemark, der persönlich auf dem Kongresse erschien und durch seine Leutseligkeit und seine Aufmerksamkeit auf alle humanen Anstalten und Einrichtungen sich bald die vollste Sympathie der Wiener erworben hatte, konnte an diesem Abkommen nichts mehr ändern und mußte es dankbar hinnehmen, daß ihm wenigstens ein geringer Ersatz in dem kleinen Herzogtum Lauenburg gewährt wurde. Dieses war seit dem Aussterben der herzoglichen Familie Sachsen-Lauenburg aus dem askanischen Hause an Braunschweig-Celle, dann an Hannover gekommen und wurde nun mit Ausschluß des Landes Hadeln und der

am linken Ufer der Elbe gelegenen Aemter an Preußen abgetreten, das es sofort wieder dem Königreiche Dänemark überließ. König Friedrich anerkannte Lauenburg als ein seit den ältesten Zeiten zum deutschen Reichsverbande gehörendes Gebiet und ließ es in Zusammenhang mit dem Herzogtum Holstein dem deutschen Bunde einverleiben.

Einer ganz besonderen Fürsorge von seiten der großen Mächte erfreute sich die Schweiz. Dort hatte der Einmarsch der Verbündeten im Dezember 1813 die Aufhebung jener Verfassung zur Folge gehabt, die unter dem Einflusse Napoleons zu stande gekommen war und deshalb den Namen „Vermittelungsakte" trug, weil sie die althergebrachte Sonderstellung der Kantone mit den zentralistischen Anforderungen des modernen Staatssystemes zu vereinigen gesucht hatte. Die einheitliche Regierung, die unter Intervention der französischen Demokratie in der Helvetischen Republik zur Anerkennung gelangt war, hatte bundesstaatlichen Einrichtungen weichen müssen, in welchen den partikularistischen Tendenzen der Kantone einigermaßen Rechnung getragen worden war. Nachdem die Tagsatzung vom 29. Dezember 1813 die Vermittelungsakte aufgehoben hatte, entspann sich ein Kampf zwischen den alten aristokratischen Kantonen und den neu hinzugekommenen, die einesteils ihre Unabhängigkeit zu wahren suchten und andererseits demokratische Prinzipien in die neue Verfassung aufzunehmen gewillt waren, weil sie durch dieselben die Widerstandskraft der herrschenden Familien am sichersten zu brechen hofften. Für die letzteren handelte es sich um die Anerkennung alter Besitzrechte, welche mit der Autonomie der neuen Kantone nicht vereinbar waren. In Zürich wurde eine neue Verfassung beraten, die im wesentlichen auf die alte Eidgenossenschaft zurückging und noch den Wechsel des Vorortes als Sitz der Bundesbehörden zwischen den drei Kantonen Bern, Luzern und Zürich aufnahm. Sie fand jedoch nicht allgemeine Anerkennung, sondern rief in mehreren Kantonen revolutionäre Gegenbewegungen hervor. Abgesandte der Anhänger der neuen Verfassung kamen nach Wien, um sich die internationale Garantie des Bundes zu erwirken. Ein eigener Ausschuß für die Schweizer Angelegenheiten wurde eingesetzt und in diesem vertrat der Freiherr v. Stein als Vertreter Rußlands die Ansicht, daß der Kongreß die Ordnung der Gebiets- und Verfassungsfragen in der Schweiz auf sich nehmen müsse, um die Ruhe in diesem Lande herzustellen. Er empfahl die Anerkennung der neuen Verfassung und die Entschädigung der aristokratischen Kantone durch kleine Gebietsvermehrungen, zu welchen das mediatisierte Bistum Basel die Gelegenheit bot. So wurde also deutsches Reichsgebiet dazu verwendet, um die Schweizer zu ihrem eigenen Vorteile mit den neuen Einrichtungen zu versöhnen. Niemand erhob Ansprüche an Schweizer Besitz, mit Ausnahme Oesterreichs, das die italienischen Thalschaften Kläven (Chiavenna), Worms (Bormio) und Veltlin bei dem lombardisch-venetianischen Königreiche zu behalten entschlossen war, nachdem dieselben unter Napoleon mit Mailand vereinigt worden waren. Um diesen Preis verzichtete Metternich auf die Verbesserungen der vorgelegten Bundesverfassung, die Stein dringend empfohlen hatte. Als dieser die Erfahrung machen mußte, daß der Ausschuß die österreichischen Ansprüche anzunehmen geneigt war, lehnte er die weitere Beteiligung an den Beratungen ab, bei welchen an seiner Stelle

Capodistrias für die Berücksichtigung des Grundsatzes der Volksvertretung in dem dagegen widerstrebenden Kanton Bern eintrat. Der Bund sollte sich nach dem Wunsche der Mächte nicht nur auf die 19 Kantone erstrecken, die demselben unter dem leitenden Einflusse des französischen Kaiserreiches angehört hatten, auch Wallis, Genf und Neuenburg, das Fürstentum Berthiers, sollten demselben angehören. Dafür wurden Kläven, Worms und Veltlin den Oesterreichern zugestanden, weil das evangelische Graubünden ohnehin auf die Verbindung mit diesen durch Nationalität und Glaubensbekenntnis entfremdeten Gebieten keinen Wert legte. Am 19. März wurden diese Bestimmungen von den Mächten gutgeheißen, am 27. Mai erklärte die Tagsatzung ihre Zustimmung. Obwohl die Schweiz sich nicht das geringste Verdienst um die Ruhe Europas erworben hatte, nahm sie doch an allen Errungenschaften Anteil, welche der Sturz Napoleons mit sich brachte, erhielt eine nicht unerhebliche Vergrößerung und die Anerkennung ihrer vollen staatlichen Unabhängigkeit. Bemerkenswert ist es, daß nur von seiten Baierns und Württembergs der nähere Anschluß der Schweiz an Deutschland angeregt wurde. Den Anlaß dazu wird kaum die nationale Gesinnung dieser Staaten gegeben haben, wohl aber die Aussicht auf nachbarlichen Einfluß, der vielleicht zu einem Schutzverhältnis führen konnte. Zu solchem Zwecke konnte man ja auch in Baiern und Württemberg einmal mit dem Deutschtum Geschäfte zu machen versuchen.

Die Gebietsveränderungen in Deutschland betrafen zunächst Preußen und Sachsen. Die Grenze zwischen diesen beiden Staaten lief von Böhmen bei Seidenberg aus zwischen Görlitz und Bautzen in der Weise, daß ersteres preußisch wurde und letzteres bei Sachsen verblieb. Sie überschritt die Spree bei Neudorf und bewegte sich ziemlich genau von Osten nach Westen südlich von Senftenberg und nördlich von Großenhain der Elbe zu, ließ Torgau und Eilenburg bei Preußen, umspannte Leipzig und hielt sich westlich der Elster, bis sie an das Altenburgische stieß. Man berechnete die Seelenzahl des verkleinerten Königreiches Sachsen auf 1182868, die Einwohnerzahl des neuen Herzogtums Sachsen, welches von Preußen mit der Altmark, dem Herzogtum Magdeburg, dem Fürstentum Halberstadt und einer Anzahl Grafschaften und Städte (Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen) zur Provinz Sachsen verbunden wurde, betrug 855305 Seelen. Beide Könige führten den Titel der Markgrafen der Lausitz weiter, der Kaiser von Oesterreich verzichtete auf die der Krone Böhmen zustehende Lehenshoheit (Suzeränität) über diese Mark. Den Einwohnern wurde das Recht der Auswanderung und der Ausführung des Vermögens zugestanden, die Besitzungen von Gemeinden, religiösen Körperschaften und Schulanstalten blieben ohne irgendwelche Beschränkung ihrer verbrieften Rechte in beiden Staaten. Leider hat der König von Sachsen die ihm von den Mächten vorgeschriebene Abtretung altsächsischer Landesteile an Preußen, über deren Notwendigkeit nach dem Vortrage der Gesandten an seinem Hoflager in Preßburg kein Zweifel mehr bestehen konnte, erst im Mai, kurz vor Ausbruch des Krieges mit Napoleon, anerkannt und sich dadurch an dem beklagenswerten Aufstande der sächsischen Truppen in Lüttich mitschuldig gemacht, von dem noch bei Darstellung der militärischen Vorkehrungen an der Grenze die Rede sein wird. In Altsachsen wich

die ursprüngliche Erbitterung allmählich einer elegischen Stimmung, die sich noch in einer Reihe von Flugschriften Luft machte.

Zur Vergrößerung und Abrundung des neuen Königreichs Hannover mußte Preußen die Fürstentümer Hildesheim und Ostfriesland, die Stadt Goslar, die „niedere" Grafschaft Lingen und einen Teil von Münster abtreten, dafür wurde sein Besitz am Rhein durch mediatisierte geistliche und weltliche Herrschaften so reichlich ausgestattet, daß er der Gesamtmonarchie einen neuen, überraschenden Charakter verlieh. Weder hatten die europäischen Mächte dies ursprünglich beabsichtigt, noch wurde damit ein von Preußen geäußerter Wunsch befriedigt; beide Teile wurden vielmehr durch die Erledigung der sächsischen Frage und durch die Berücksichtigung der hannoverschen Ansprüche zur Schöpfung der Rheinprovinz gedrängt, deren Tragweite ihnen im Augenblicke durchaus nicht klar war. Zu den Besitzungen, die bereits auf Grund früherer Verträge dem Könige von Preußen gehört hatten, kam das Großherzogtum Berg samt den darin durch die Rheinbundsakte eingeschlossenen Gebieten des Erzbistums Köln, das Herzogtum Westfalen, soweit es in der Rheinbundszeit zum Großherzogtum Hessen gehört hatte, die Grafschaft Dortmund, das Fürstentum Corvey, das rheinische Nassau, Aachen, Jülich, das Eifel- und Moselland mit Trier, das Nahe- und Saargebiet, zusammengesetzt aus einer großen Zahl mediatisierter Reichsländer. So war also Preußen, das man noch vor kurzem über die Elbe hatte drängen wollen, mit einem stattlichen Teile des Gesamtgebietes an die französische Grenze gerückt und bezog die Wacht am Rhein. Und gerade seine Gegner, vor allem Talleyrand, waren es gewesen, die ihm diese für seine Zukunft ausschlaggebende Stellung gegeben hatten. „Es ist das größte Verdienst gewesen," sagt Reinhold Koser, [1] „das je ein französischer Staatsmann um Deutschland sich erworben hat, wenn in dem Widerstreite der Meinungen und Bestrebungen sich Frankreichs Vertreter in Wien auf die Seite der Gegner Preußens stellte. Derselbe Talleyrand, der vor Jahren so beredt den Gedanken der Verbannung Preußens in den fernen slavischen Orten vertreten hatte, that jetzt was in seinen Kräften stand, um Preußen das im letzten Augenblick wieder verschmähte linke Rheinufer aufzudrängen, mit Güte und Gewalt ihm ein viel reicheres Los an rheinischen Landen zu verschaffen, als Preußen je begehrt." Es hat lange gedauert, bis die Rheinlande sich preußisch fühlen gelernt haben, fast noch länger, bis die Altpreußen die Bedeutung der neuen Erwerbung erkannt haben. Noch im Jahre 1847 wurde in der Umgebung Friedrich Wilhelms IV. die Frage erörtert, ob man die „fremdartigen Länder, Rhein, Posen, Westfalen", beim Wiener Kongreß nicht hätte vermeiden können, aber schon sieben Jahre vorher hatte Prinz Wilhelm, auf dessen Haupte einst die wiedergewonnene Kaiserkrone glänzen sollte, in einer eigenhändigen Abschrift des Beckerschen Liedes die Schlußzeilen mit nachdrücklicher Hand unterstrichen:

Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben des letzten Manns Gebein.

---

[1] R. Koser, Die Rheinlande und die preußische Politik. Vortrag 1892.

„Auf dem Wiener Kongreß glichen die Rheinlande dem Stein, den die Bauleute verwarfen, bis Preußen endlich sich des Steines annahm. Er ist zum Eckstein geworden, zum Eckstein eines neuen Gebäudes preußischer Politik, dessen Krönung die deutsche Einheit sein sollte." (Koser.) Die unmittelbare Verbindung seiner östlichen und westlichen Provinzen hat Preußen damals nicht durchsetzen können. Es mußte sich damit begnügen, daß ihm Hannover zwei Militärstraßen durch sein Gebiet einräumte. Damit meinte man, Preußens militärische Kraft unterbinden zu können. Man erwog auf welfischer Seite nicht, daß es dem Starken leichter wird, den Schwachen zu umklammern, als dem Schwachen, die Klammern zu sprengen.

Was am linken Rheinufer noch zu vergeben war, das erhielt Hessen-Darmstadt und Baiern. Oesterreich hatte dem letzteren in dem geheimen Staatsvertrag vom 3. Juni 1814 das ganze Gebiet zwischen den neuen Grenzen von Frankreich, der Mosel und dem Rheine samt Mainz zugesichert, war aber namentlich wegen dieser Festung auf Widerstand gestoßen. Nachdem man endlich die Auskunft gefunden, Mainz zur Bundesfestung zu erklären, die Landeshoheit jedoch dem Großherzog von Hessen zu überlassen, nachdem ferner Preußen auf der Erwerbung von Westfalen bestanden hatte und für Hessen keine andere entsprechende Entschädigung gefunden werden konnte, als ein Stück des zu vergebenden linken Rheinufers, mußte Baiern sich eine Einschränkung der von Oesterreich voreilig gegebenen Zusage gefallen lassen. Es erhielt das Land am Donnersberg und an der Saar, den Kanton Landau mit zusammen 410000 Einwohnern und dazu noch Reste von Fulda, einige darmstädtische Aemter, das böhmische Amt Redwitz, das Großherzogtum Würzburg und das Fürstentum Aschaffenburg. In der Kongreßakte wurden nur die letztgenannten Erwerbungen aufgezählt, weil der Gebietsaustausch mit Oesterreich, dem das linke Rheinufer, soweit es nicht schon vergeben war, zur Verfügung gestellt wurde, auf einem besonderen Uebereinkommen dieser beiden Staaten beruhte. Das Ergebnis des Austausches war für Baiern aber noch immer nicht befriedigend, nachdem es Deutsch-Tirol und Vorarlberg, den größten Teil von Salzburg, das Inn- und das Hausruckviertel an Oesterreich zurückgestellt hatte. Es fehlte ihm vor allem die direkte Verbindung zwischen seinen Donauländern und der neu erworbenen Rheinpfalz, die ihm zugesagt worden war. Oesterreich verpflichtete sich daher, bei Hessen und Baden weitere Abtretungen zu erwirken. Bei ersterem gelang es; Baden aber, das den Main- und Tauberkreis mit 95000 Einwohnern abgeben sollte, hat sich dessen später, als der Handel ruchbar geworden war, hartnäckig gesträubt und auch den Rückfall der Pfalz, der nach dem Aussterben der direkten männlichen Herrscherfamilie von Baden an Baiern kommen sollte, zu verhindern gewußt. Die gänzliche Austragung dieser Angelegenheit hat jedoch Jahre gebraucht und ist durch die badische Erbfolgeordnung mit anderen Fragen in Zusammenhang gebracht worden. Auf den neuen Besitz Preußens am linken Rheinufer waren noch einige deutsche Reichsstände angewiesen worden, die Entschädigungen im Gesamtausmaße von 69000 Einwohnern anzusprechen hatten: Oldenburg, Sachsen-Koburg, Mecklenburg-Strelitz und Pappenheim. Für Oldenburg wurde aus einigen Kantonen und Herrschaften das Fürstentum Birkenfeld

an der Nahe zusammengestellt, Koburg erhielt das Fürstentum Lichtenberg, das Preußen 1834 gegen eine Jahresrente von 80000 Thalern zurücknahm. Mecklenburg ließ sich mit einer Million, Pappenheim ebenfalls mit einer Geldsumme abfinden. Zwischen Sachsen-Weimar und Preußen fand ein vielfach zusammengesetzter Gebietsaustausch statt, durch welchen die große Zahl von kleinen, von fremden Besitzungen eingeschlossenen Gemeinden und Aemtern (Enklaven) zu beiderseitiger Befriedigung verringert wurden. Der Herzog von Sachsen-Weimar erhielt zugleich mit den Herzogen von Oldenburg und der beiden Mecklenburg den Titel Großherzog. Wilhelm IX. von Hessen-Kassel behielt hingegen den Titel Kurfürst, der ihm durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 bewilligt worden war, bei, obwohl er vollkommen sinnlos geworden und für Hessen, an welches sich keine kurfürstliche Tradition knüpfte, am allerwenigsten geeignet war. Sein Besitz erlitt nur geringe Veränderungen, einige Abtretungen, die an Nassau und Preußen gemacht werden mußten, wurden durch Erwerbungen aus Fuldaschen Domänen ausgeglichen. Das Großherzogtum Frankfurt verschwand wieder von der deutschen Landkarte, sein ehemaliger Gebieter, der Fürst-Primas Dalberg unseligen Andenkens, wurde mit einer Pension von 100000 Gulden abgefertigt, für welche die neuen Besitzer seiner Staaten aufzukommen hatten. Er bezog sie in Regensburg, wohin er sich zurückgezogen hatte. Die Hoffnungen von Eugen Beauharnais, dem die Nachfolge im Großherzogtum Frankfurt von Napoleon zugesprochen worden war, wurden mit der Aufteilung dieses schönen Territoriums zu Grabe getragen.

Das ganze Länderflickwerk, das der Wiener Kongreß in den letzten Monaten seines Bestehens entweder selbst durchgeführt oder in Grundzügen angeordnet und zur Vollendnng dem künftigen Bunde und den einzelnen Staaten überlassen hat, gehört zu den willkürlichsten und rohesten Schöpfungen, welche die Politik je hervorgebracht hat. Man hat die Methode, die Napoleon bei der Stiftung des Rheinbundes eingehalten hatte, blindlings zur Anwendung gebracht, ohne auch nur im geringsten auf nationale Rechte und Wünsche, Stammeseigentümlichkeiten oder Rechtsgrundsätze Rücksicht zu nehmen. Die Wiener Kongreßakte ist der höchste Triumph fürstlichen Eigennutzes und dynastischer Anmaßung. Die neuen Würden der Regenten Deutschlands waren nur zum geringsten Teil auf historische Rechte gegründet, die aus patriarchalischen Einrichtungen und Gewohnheiten sich entwickelnde Beziehung zwischen Herrscherfamilien und Volksstämmen von bestimmter Eigenart in Religion, Sprache, Lebensweise fehlte in sehr vielen Fällen und mußte deshalb durch einen erzwungenen Servilismus ersetzt werden. Alle Stämme waren durcheinander geworfen, die natürlichen Sprachgrenzen sinnlos überschritten und Staaten von zwerghafter Verkrüppelung oder krankhafter Geschwollenheit geschaffen, aus welchen die gesunden Organismen nur mit der größten Anstrengung der Verwaltungskunst ausgelöst werden konnten. „Für den Menschenfreund," schrieb Johann Friedrich Cotta am 7. Februar an Charlotte v. Schiller, „ist dieser Kongreß das traurigste Schauspiel. Nie mochte man noch gesehen haben, wie leichtsinnig mit dem Wohl und Wehe von Tausenden gespielt wird." Ihn tröstet nur die Hoffnung auf die Einführung landständischer Verfassungen, für die er in Wien, wo er auch die

Interessen des deutschen Buchhandels vertrat, selbst kräftigst gewirkt hatte. Die Erfüllung seiner Hoffnungen sollte für ihn mit den ernstesten Kämpfen für seine Landsleute verbunden sein.

Zunächst mußten in Wien in aller Eile, bevor man sich mit neuen europäischen Fragen zu befassen hatte und bevor noch der Kanonendonner die Stimmen der Diplomaten übertönte, die neu geschaffenen oder verwandelten Staaten verschiedener Größe, Ordnung und höchst ungleichartigen Herkommens in einen staatlichen Verband gebracht werden. An Vorschlägen und Verfassungsentwürfen hat es nicht gefehlt. Schon im Dezember war der österreichische Bevollmächtigte am Kongreß, Herr v. Wessenberg, mit einem neuen Entwurfe einer Grundlage der deutschen Bundesverfassung hervorgetreten, der sich von den bundesstaatlichen Ideen bereits sehr weit entfernte, gleichzeitig wurde auch ein Plan in Umlauf gesetzt auf Errichtung eines Fürstenbundes mit Ausschluß Oesterreichs und der vier Königreiche Preußen, Baiern, Hannover und Württemberg. Stein empfahl in einer Denkschrift den Teilnehmern der Verträge von Chaumont und Paris, ihre Absicht hinsichtlich Deutschlands genauer zum Ausdruck zu bringen und dann sämtliche deutsche Fürsten und freien Städte zur Ausgestaltung dieser neuen Grundlagen aufzufordern. Dieselben sollten lauten: „Die deutsche Bundesakte wird nach Grundsätzen gebildet, welche dem allgemeinen Vereine Kraft geben; der Bundesrat erhält das Recht des Krieges und Friedens, der Schlichtung der Streitigkeiten unter den Fürsten und die Gewähr der Landesverfassungen, und an Errichtung des Bundes nach solchen Grundsätzen knüpfen die großen Mächte, in der Ueberzeugung, wie es Europas Nutzen erheischt, daß Deutschland unabhängig und ruhig sei, die Anerkennung und die Gewähr des politischen Daseins des Bundes im allgemeinen und der deutschen Fürsten im besonderen. — In den Gebieten der Fürsten werden Landstände gebildet, denselben das Recht der Zustimmung zu den Gesetzen und Auflagen und das Recht der Ueberwachung der Verwaltung übertragen und die Rechte dieser Landstände unter die Gewähr des Bundes gestellt.“ Durch die Annahme dieses Antrages wäre die Aufgabe des Kongresses, soweit er Deutschland betraf, abgeschlossen und die Ausarbeitung der deutschen Verfassung einer besonderen deutschen Fürstenversammlung anheimgegeben worden. Es war aber einerseits sehr unwahrscheinlich, daß man Baiern dafür gewinnen könne, andererseits gab Preußen die Hoffnung nicht auf, daß die Bundesakte doch noch in Wien zu stande gebracht werden könne. Preußen legte daher zwei neue, von Humboldt stammende Entwürfe einer Verfassung des deutschen Staatenbundes vor, von denen einer die Einrichtung der Kreisvorsteher enthielt, während der zweite davon absah. Das Amt der Kreisvorsteher sollte sich nach dem ersten Entwurfe auf folgende Gegenstände erstrecken: a) die Aufrechthaltung des Bundesvertrages und die Vollstreckung der einzelnen Bundesschlüsse in ihrem Kreise; b) die oberste Aufsicht über das Kriegswesen aller Stände desselben, c) die Bildung eines gemeinschaftlichen Gerichtshofes für diejenigen Stände des Kreises, welchen das Recht der dritten Instanz nicht zusteht. Die zwei Räte des Hardenbergschen Planes, eines ersten ausführenden und eines zweiten beratenden, waren in beiden Entwürfen beibehalten. In dem Begleitschreiben wurde erklärt, „daß die Er-

richtung einer deutschen Verfassung nicht bloß für die Verhältnisse der Höfe, sondern ebensosehr zur Befriedigung der gerechten Ansprüche der Nation notwendig sei, die in Erinnerung an die Reichsverbindung von dem Gefühle durchdrungen sei, daß ihre Sicherheit und Wohlfahrt und das Fortblühen echt vaterländischer Bildung größtenteils von ihrer Vereinigung in einen festen Staatskörper abhängt, die nicht in einzelne Teile zerfallen wolle, sondern überzeugt sei, daß die treffliche Mannigfaltigkeit der deutschen Volksstämme nur dann wohlthätig wirken kann, wenn sich dieselbe in einer allgemeinen Verbindung wieder ausgleicht."

Von der Kaiserwürde war in diesen Verfassungen ganz abgesehen. Stein hielt den Gedanken daran jedoch aufrecht und begründete dies in einer Denkschrift, die namentlich in der Beurteilung des Verhältnisses Oesterreichs zu den übrigen deutschen Staaten eine bewunderungswürdige Klarheit der Anschauung aufweist. Es sind dieselben Erwägungen, die vor 150 Jahren Pufendorf bestimmt hatten, für die Kaiserwahl der Habsburger einzutreten. „Oesterreich," so führt der deutsche Staatsmann aus, „wird durch seine geographische Lage zur Seite Deutschlands geschoben; die Bundesfestungen decken nicht unmittelbar seine Grenzen, sein Handel hat die Richtung nach der Donau und dem Adriatischen Meere, die inneren Zwistigkeiten Deutschlands gehen es nur schwach an ..... Außerdem ist eine Entfremdung zwischen den Oesterreichern und den Deutschen vorhanden; die Großen sind eifersüchtig auf den Vorrang der deutschen Fürsten, die große Menge mißtrauet der Einsicht, der Bewegung in den Geistern, in den Meinungen, welche sich bei ihren Nachbarn zeigt; die Beweglichkeit und der Idealismus der Deutschen, selbst die Verschiedenheit der Sprache verursacht ihnen Mißbehagen — sie messen alle ihre politischen Leiden Deutschland bei; sie vergessen, daß es das Heer der deutschen Ligue war, welches ihnen in der Schlacht am Weißen Berge Böhmen unterworfen hat und daß es keine deutsche Familie gibt, deren Vorfahren nicht ihr Blut in den Ebenen Ungarns vergossen hatten, um dessen Besitz dem Hause Oesterreich zu sichern."

Gerade wegen dieser Stimmung müsse Oesterreich ein großer Einfluß, ein Uebergewicht eingeräumt werden, welches das gegenseitige Verhältnis auf Vorteil und Pflicht begründe. Die Verschiedenheit der deutschen Staaten nach ihrer Größe bringe es mit sich, daß die Bundesleitung, ob sie nun einem Direktorium oder einem einzelnen übertragen werde, sich bei den einen einwirkend, bei den anderen befehlend geltend machen werde. In beiden Fällen werde sie ein festeres Bestehen haben, wenn sie einem einzigen als wenn sie mehreren übertragen werde. Als Befugnisse des Kaisers verlangt Stein die Teilnahme an der Gesetzgebung, die richterliche Gewalt, die Leitung der Kriegsmacht und Ehrenrechte. Die Leitung der Kriegsmacht werde der Kaiser in Kriegszeiten mit einem Rate dreier Fürsten zu teilen haben, deren einer stets Preußen ist. Wilhelm v. Humboldt und Hardenberg ließen sich von Stein nicht überreden; der letztere stellte der Denkschrift Steins eine Gegenschrift entgegen, die in 11 Punkten die Unmöglichkeit, auf seinen Vorschlag einzugehen, beweisen sollte. Vorangestellt war die Erklärung, daß Preußen sich einem mächtigen Kaiser nicht unterwerfen könne, daß die Kaiserwürde ohne Macht jedoch niemandem nützen könne. Oester-

reich habe Belgien und die Vorlande aufgegeben, es könne sich nicht mehr auf die geistlichen Reichsstände und die kleinen Fürsten stützen, seine Hauptmacht liege in Italien, Ungarn, Polen, seine deutschen Besitzungen hängen damit zusammen; und habe Oesterreich schon früher seine Pflichten gegen das Reich vernachlässigt und sein Interesse dem Deutschlands vorgezogen, so werde das jetzt noch viel mehr der Fall sein. „Die Ruhe und Sicherheit Deutschlands und ihr Einfluß auf das Gleichgewicht Europas beruhe stets auf der Einigkeit Preußens und Oesterreichs, die wahre Gefahr in deren Uneinigkeit. Die Aufgabe einer deutschen Verfassung müsse daher hauptsächlich sein, in den verfassungsmäßigen Verhältnissen der beiden Mächte jeden Grund zur Uneinigkeit zu entfernen und im unglücklichen Fall eines Krieges unter ihnen den Deutschland und Europa treffenden Stoß weniger fühlbar zu machen." Stein gab Hardenberg nochmals zu bedenken, daß man Oesterreich durch Gründe des Vorteils und der Pflicht an Deutschland knüpfen müsse, um zu verhindern, daß es sich nicht durch Frankreich in Verwicklungen ziehen lasse, die eine nahe Zukunft bringen werde. Er vermochte die preußischen Staatsmänner nicht davon zu überzeugen, daß Preußen durch ein österreichisches Kaisertum nicht geschädigt würde, und mußte bald wahrnehmen, daß eine Einigung auf dem Kongresse nur durch eine Uebereinstimmung unter den preußischen und österreichischen Verfassungsentwürfen erreicht werden könne. In keinem derselben war die Kaiserwürde enthalten; im Metternichschen Systeme spielte sie keine Rolle, sie war überflüssig. Oesterreich blieb ohnehin Träger einer Kaiserkrone, durch die Ausdehnung seines Einflusses auf Italien und durch die Unterstützung der süddeutschen Staaten konnte es eine Macht entfalten, die ihm keine Verfassung geben würde, und dabei hatte es vollkommen freie Hand, mit Preußen zu verkehren, wie es ihm beliebte. Die Abhängigkeit Preußens von dem Willen Oesterreichs war viel größer, wenn die Beziehungen zwischen beiden auf diplomatischem Wege von Fall zu Fall bestimmt wurden, als wenn sie verfassungsmäßig geregelt waren und jeder der beiden Mächte ein bestimmter Wirkungskreis vorgeschrieben war. Noch einmal ging von den Kleinstaaten der Versuch aus, ein kräftigeres Band um die deutsche Nation zu schlingen, durch welches die Vielheit der auf ihr lastenden dynastischen Ansprüche einigermaßen unschädlich gemacht werden könne. Die „Grundzüge zu einem deutschen Gesamtwesen und einer Nationaleinheit" des mecklenburg-schwerinschen Ministers v. Plessen hielten an der Gemeinschaftlichkeit der Kriegsanstalten und dem Bundesgerichte für Streitigkeiten der Fürsten und ständische Verfassungsklagen fest und verlangten entweder einen Kaiser oder ein Direktorium, die Aufhebung aller die Volkseinheit und den Verkehr störenden Schranken, Abzugsfreiheit, freie Wahl des Staatsdienstes, der Bildungsanstalten, Preßfreiheit und dergleichen. Die Beratung dieser Vorschläge, die wirklich ernst gemeint waren und ein nationales Ziel verfolgten, hätte Zeit und Ruhe erfordert. Seitdem der Krieg mit Napoleon wieder in Sicht war, besaß man diese nicht und hastete nach irgend einem formellen Abschlusse, so mangelhaft er auch sein mochte. Nochmals bemühte sich Herr v. Humboldt, in einem Grundgesetze von 14 Artikeln, deren Beratung doch noch bewältigt werden konnte, die Ideen festzulegen, auf welchen nach seiner Ueberzeugung die nationale Vereinigung der

Deutschen beruhen müsse. In der Einführung wird betont, daß der zu bildende Bund „den allgemeinen Wünschen und Erwartungen der deutschen Nation" zu entsprechen habe, daß im gegenwärtigen Augenblicke die Vollendung eines solchen Werkes nicht erzielt, sondern nur die Grundsätze bestimmt werden können, auf welchen der Bund beruhen soll, daß die weitere Ausführung dieser Grundsätze und die Abfassung der organischen Gesetze nachfolgenden Beratungen überlassen werden müsse. Diese Grundsätze verlangen „eine außerordentlich zusammenkommende Bundesversammlung und einen beständig zusammenbleibenden Bundesrat, die sich zu einander wie zwei Kammern derselben repräsentativen Versammlung verhalten. In den Bundesrat werden „einige, durch die Bundesurkunde von der Gesamtheit der deutschen Stände ein für allemal dazu beauftragte Fürsten" berufen, „welchen einige andere Bundesmitglieder wechselnd dergestalt zugeordnet werden, daß keines von dem Rechte, daran teilzunehmen, ausgeschlossen bleibt". Die Streitkräfte des Bundes werden durch angemessene Kontingente gebildet, für deren Bedürfnisse jeder Stand aufzukommen hat. Neben dem Bundesrate besteht ein Bundesgericht für Streitigkeiten der Bundesmitglieder, für Verletzungen der Bundesverfassung oder aus derselben erfließenden Rechte. Die Vollstreckung seiner Urteilssprüche geschieht durch den Bundesrat. „In allen deutschen Staaten wird die bestehende landständische Verfassung erhalten oder eine neue dergestalt zu organisierende, daß alle Klassen der Staatsbürger daran teilnehmen, eingeführt, damit den Landständen das Recht der Bewilligung neuer Steuern, der Beratung über Landesgesetze, welche Eigentum oder persönliche Freiheit betreffen, die Beschwerdeführung über bemerkte Verwaltungsmißbräuche und die Vertretung der Verfassung und der aus ihr erfließenden Rechte einzelner zustehen. Für die mediatisierten Stände werden Kuriatstimmen in der Bundesversammlung und in Kreisversammlungen, wenn es solche gibt, vorgesehen. Die Bundesversammlung tritt in Frankfurt am Main zusammen. „Ihr erstes Geschäft wird die Abfassung der organischen oder Grundgesetze des Bundes sein, welche von sämtlichen Fürsten und freien Städten genehmigt und ratifiziert werden müssen."

Das waren noch Bestimmungen, in welchen die Einheit der deutschen Nation zur Anerkennung gelangte, die der Ausbildung fähig waren und deshalb die Gewähr für eine gleichmäßig fortschreitende politische Entwickelung der Gesamtheit bieten konnten. Oesterreich berücksichtigte sie anfangs gar nicht, es bedurfte einer durch Stein veranlaßten Erinnerung von seiten des Zaren, bis Metternich sich herbeiließ, die Verfassungsfragen zur Beratung zu stellen. Er brachte einen Gegenentwurf ein, der schon durch seine Form den Charakter eines Gesetzes erhalten hatte, mit welchem man nötigenfalls längere Zeit den Schein einer Vereinigung aufrecht erhalten konnte, obwohl sie in der That nicht vorhanden war. Er unterließ den Hinweis auf die Wünsche der Nation, beseitigte den Bundesrat, verschob die Beschlußfassung über ein Bundesgericht auf die nächste Bundesversammlung und berührte die Frage der landständischen Einrichtungen nur ganz oberflächlich. Damit waren der Bundesverfassung die letzten Anklänge an eine staatliche Gemeinschaft, sowie die Keime konstitutioneller Einrichtungen genommen.

Vom 8. bis zum 23. Mai beriet man nun über die Verschmelzung der preußischen und der österreichischen Vorlage, dann begannen die Konferenzen der Vertreter aller deutschen Staaten über das gemeinsame Operat, nur die Württemberger fehlten, die badischen und sächsischen Bevollmächtigten machten ihre Mitwirkung von noch zu erwartenden Instruktionen ihrer Regierungen abhängig; später erklärte Baden, es werde sich in allem an Baiern und Württemberg anschließen, Sachsen machte jedoch von seinem Stimmrechte unbeschränkten Gebrauch. Die Protokolle der elf Sitzungen, in welchen die deutsche Bundesakte schließlich fertig gestellt wurde, können noch heute als Denkmäler jener nationalen Gesinnungslosigkeit und geistigen Verödung gelten, zu welcher das Wiener Kongreßleben die Vertreter der deutschen Staaten schließlich herabgedrückt hatte. Am eifrigsten wurden die Fragen des Ranges und der Stimmenzahl, die jedem Mitgliede der Bundesversammlung zukam, behandelt; außerdem unterhielt man sich lange über die Rechte der Mediatisierten, über ihre Zulassung zur Bundesversammlung und die Abgabe von Kuriatstimmen. Auch die Juden bildeten für mehrere Staaten den Gegenstand eifriger Sorge. Der königlich sächsische Vertreter Baron Globig machte vergebens darauf aufmerksam, daß die Verbesserung der bürgerlichen Stellung der Juden mit dem Zwecke des zu schaffenden Bundes doch eigentlich gar nichts zu thun habe, daß es viel wichtigere Gegenstände gebe, die in den vorgelegten Grundsätzen nicht erwähnt werden; die Mehrzahl der Anwesenden war nicht davon abzubringen, daß die Juden in der Bundesakte zum mindesten mit Versprechungen bedacht werden müßten. Die Beziehungen der fürstlichen Häuser zu den jüdischen Kapitalisten, deren Reichtum durch die vielfachen Geldgeschäfte, welche Kriege, Kontributionen und die damit zusammenhängende öffentliche Verschuldung stets mit sich bringen, während der Franzosenkriege gewaltig angewachsen war, ließen es denselben höchst wünschenswert erscheinen, sich den Weg zum jüdischen Gelde zu ebnen; für den Weg zur Freiheit, den sich die alten und neuen Unterthanen der Fürsten durch die härtesten Opfer an Gut und Blut gebahnt zu haben glaubten, zeigten die Nachfolger der alten Reichsstände nur sehr geringes Interesse. Was dem deutschen Volke an Rechten bewilligt wurde, läßt sich kaum mehr mit irgend einem politischen Maße messen, denn man kann sich nicht vorstellen, daß es auch noch weniger hätte sein können. Ueber diesen Gegenstand kam man leicht hinweg, es hat sich schließlich, nachdem auch Freiherr v. Stein den Schauplatz seiner gänzlich vergeblichen Bemühungen für das deutsche Volk verlassen und die preußischen Vertreter die Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes eingesehen hatten, niemand mehr um die „Unterthanen" angenommen. Diese durften ja aus einem Bundesstaate in den anderen ziehen, ohne dafür Nachsteuer zu zahlen, und nach freier Wahl Zivil- und Militärdienste in den Bundesstaaten nehmen. War das für die Sieger von Leipzig keine angemessene Errungenschaft?

Am 5. Juni gaben bereits die meisten Bevollmächtigten ihre Unterschriften zu der in 20 Artikel gegliederten Bundesakte, die einen Bestandteil der Wiener Kongreßakte zu bilden hatte. Baiern und Sachsen verschoben die Entschließung bis zur letzten Stunde. Erst mußte noch das „Bundesgericht" gänzlich geopfert und durch den in weiteren Volkskreisen gewiß unverständlichen, dadurch aber auch

unverständlichen Begriff der „Austrägalinstanz“ ersetzt werden. Württemberg und Baden traten dem Bunde noch nicht bei; die badischen Vertreter hatten Wien schon am 15. Mai verlassen, da ihr Großherzog der Ansicht war, daß man den Bundesvertrag auch nach dem Kriege mit Napoleon noch herstellen könne; die Württemberger wollten nur die ersten elf Artikel annehmen, bezüglich der übrigen sich weitere Ueberlegung vorbehalten. Darauf ließ sich Metternich nicht ein; er verließ Wien, ohne die Unterschrift der Württemberger abzuwarten.

Mit der deutschen Bundesverfassung war auch der Wiener Kongreß zu einem Ende gekommen. Vom 9. Juni ist die Schlußakte datiert, die in 121 Artikeln die Grundlagen des Friedens und der Ruhe Europas enthalten sollte. Die Hoffnungen, welche die Völker darauf gesetzt hatten, waren fast alle zu nichte geworden, sie klammerten sich jetzt an den Krieg, zu dem Hunderttausende und abermals Hunderttausende aufgeboten wurden. Vielleicht konnte das Blut, das von neuem fließen mußte, das Fürstenwerk hinwegschwemmen und die Völker zu ihrem Rechte bringen! Die Schwärmer glaubten daran, die Ueberlegenden zweifelten, aber nur wenige ahnten, daß es Jahrzehnte voll Enttäuschung und Schmach, Bedrängnis und Kampf kosten würde, bis die Wege gefunden werden konnten, auf denen die natürlichen und historisch begründeten Verhältnisse der Staaten und Nationen allein zu erreichen waren.

Der Krieg hatte schon begonnen gehabt, ja er war an einer Stelle bereits zu einem Abschlusse gelangt, als sich die Diplomaten in Wien kühl und frostig die Feder zur Unterzeichnung der unheilvollen Verträge gereicht hatten. Dies geschah wider Erwarten in Italien. Joachim Murat, dessen Königtum von Neapel die Gefahren, die ihm auf dem Wiener Kongreß durch den Bourbonenvertreter Talleyrand gedroht hatten, glücklich überdauert hatte, war zu seinem eigenen Unheil und zur großen Freude Metternichs unmittelbar nach der Flucht seines Schwagers aus Elba in die Waffen getreten und hatte Oesterreich dadurch aus einer unangenehmen diplomatischen Lage befreit und ihm Gelegenheit zu einem glänzenden Kriegszuge gegeben. Sein Königtum von Napoleons Gnaden war schon den Legitimitätstheorien gegenüber, die den Kongreß beherrscht hatten, schwer aufrecht zu erhalten gewesen. Oesterreich, das durch den Vertrag vom 11. Januar 1814 gebunden war, konnte sich nicht geradezu wortbrüchig erweisen und mußte eine Gelegenheit abwarten, um Murat die gewiß nur widerwillig bewahrte Freundschaft zu künden. Sie wurde nun von ihm selbst mit einer fast rührenden Bereitwilligkeit gegeben. Die Schuld ist durchaus nicht Napoleon zuzuschreiben, der vielmehr seinen Schwager dringend aufgefordert hat, um jeden Preis den Krieg mit Oesterreich zu vermeiden, noch weniger seiner Frau, der Königin Karoline, die sich am liebsten an Oesterreich angeschlossen hätte, sondern seiner eigenen Leichtgläubigkeit und seinem Vertrauen auf die Macht der revolutionären Ideen. Er glaubte, ganz Italien für eine nationale Erhebung zu Gunsten der politischen Einheit begeistern und unter Waffen bringen zu können. Die Erfahrungen, die Eugen Beauharnais gemacht hatte, dienten ihm nicht zur Warnung. Auch dieser hatte nach dem Sturze seines Stiefvaters sein König-

reich, das nicht mehr von den französischen Regimentern geschützt werden konnte, auf den Willen der italienischen Nation stützen wollen. Seine Regierung war eine durchaus gesetzmäßige, auf verfassungsmäßigen Beschlüssen beruhende; hätte sich Italien mit Entschiedenheit und mit dem erforderlichen Opfermute an seine Seite gestellt, so würde der Einmarsch der Oesterreicher auf Schwierigkeiten gestoßen sein und die europäischen Mächte wären zu einer Intervention zu Gunsten der italienischen Unabhängigkeit veranlaßt worden. Es gab aber damals keine ernst zu nehmende, entschlossene nationale Partei in Italien. Ein durch wüstes Gesindel hervorgerufener Aufstand in Mailand, der durch die besonneneren Elemente nicht unterdrückt wurde, rechtfertigte den Eingriff der Fremden in die Schicksale des damals noch zu Recht bestehenden italienischen Staates. Statt für diesen zu rechter Zeit Gut und Blut einzusetzen, beschäftigte man sich mit der Kritik der Verwaltung Beauharnais' und verweigerte ihm die Steuern. Eine österreichisch gesinnte und eine republikanische Partei agitierte gegen die Regierung, in deren Mitte sich keine Persönlichkeit fand, welche die nationalen Forderungen der Italiener mit den Interessen der jungen Dynastie, die sich auf eine so einflußreiche Macht, wie Rußland, und auf den Schwiegervater in Baiern berufen konnte, in Einklang zu bringen vermocht hätte.

Für Murat standen die Verhältnisse viel ungünstiger. Das neue lombardisch-venetianische Königreich, dem Oesterreich die Wahrung einer nationalen Autonomie zugesagt hatte, war bereits zur Wirklichkeit geworden, viele Mitglieder des einheimischen Adels hatten sich demselben zur Verfügung gestellt, und es war der Glaube verbreitet, daß sich unter österreichischem Protektorate eine volkstümliche Verwaltung werde einrichten lassen. Die thatenlustigen Elemente aber konnten von einer beträchtlichen österreichischen Armee niedergehalten werden. Da man in Wien auf revolutionäre Unternehmungen des Königs von Neapel vorbereitet war, säumte man nicht, sie rasch zu verstärken. Gentz schrieb schon am 3. März, also vor dem Bekanntwerden der Abfahrt Napoleons von Elba, daß man die Wirkungen der Parteinahme Frankreichs für die Bourbonen in Sizilien auf die Stimmung und die Entschlüsse Murats fürchte. „Dieser, ein leidenschaftlicher und aufbrausender Charakter, mißtrauisch durch die Beschaffenheit seiner Lage und besorgt, von einem Augenblicke zum anderen von allen Mächten sich verlassen zu sehen, ist ganz der Mann, um all' sein Glück auf eine Karte zu setzen und einen waghalsigen Entschluß zu fassen, der ihn ohne Zweifel ins Verderben stürzen würde." Gentz gibt aber auch zu, daß die Verstärkung der österreichischen Armee in Oberitalien um 60000 Mann die Besorgnisse und die Unruhe des Königs steigern mußten und daß es vornehmlich die Angst vor einer drohenden Vergewaltigung durch Oesterreich war, die ihn den unklugen Ratschlägen seiner nächsten Umgebung zugänglich machte. Unter diesen wird auch die Prinzessin von Wales, Karoline von Braunschweig, die geschiedene Gemahlin des Prinzregenten von England genannt, „die sich seit mehreren Monaten in Neapel aufhielt, in den König sterblich verliebt war und die in ihn drang, sie an ihrem Gemahle zu rächen und diesen sowie alle anderen Verbündeten desselben durch eine allgemeine Umwälzung Europas ins Verderben zu stürzen." Murat besetzte mit seinen Truppen die päpstlichen Legationen, wozu er durch den Vertrag mit

Oesterreich berechtigt zu sein glaubte, indem er diesen Schritt damit begründete, er könne sein Königreich nur am Po verteidigen. Gleichzeitig forderte er aber durch eine Proklamation alle Italiener auf, mit ihm vereint zur Bildung eines einigen italienischen Reiches zu schreiten. Darauf hin erfolgte die Kriegserklärung.

Der österreichische Armeekommandant in Italien, General der Kavallerie Baron Frimont, ein Lothringer von Geburt, der sich schon 1809 bei der Armee von Inneröſterreich und 1813—14 als Reiteranführer bewährt hatte, mußte sich bei Beginn der Feindseligkeiten auf die Verteidigung der Polinie verlegen, da er die zu einem Angriffe gegen die neapolitanische Armee nötige Truppenzahl nicht besaß. Er hatte nämlich auch Piemont gegen einen allfälligen Einfall französischer Streitkräfte zu verteidigen, den man gleichzeitig mit dem Vorbruche Murats erwarten mußte. Dieser schlug mit seiner Hauptmacht, drei Divisionen und einer Gardeabteilung, 30000 Mann und 2400 Pferden, den Weg im Osten der Apenninen gegen Bologna ein, während 7000 Mann und 1000 Reiter unter Livron und Pignatelli in Toskana einrückten. Frimont ließ die in den Marken zerstreuten österreichischen Besatzungen gesammelt nach Ferrara und Occhiobello zurückgehen und bestimmte eine schwache Kolonne von drei Bataillonen und einigen Schwadronen Husaren unter dem General Grafen Nugent, sich mit den Besatzungen von Lucca und Piombino und den großherzoglich toskanischen Truppen zu vereinigen und die Apenninenpässe zwischen Pistoja und Modena solange als möglich zu halten. Schon am 13. April fühlte sich Frimont so weit gestärkt, daß er Murat die Spitze bieten zu können hoffte, ohne sich am Po eine Blöße zu geben und dadurch die sardinischen Truppen zu entmutigen; er ließ die Division Neipperg an die Secchia, die Division Bianchi an den Panaro vorrücken und erwartete, daß der König bei Bologna, wo er seine Armee zusammengezogen hatte, eine Schlacht annehmen werde. Von den in Toskana befindlichen Truppen war vorläufig nichts zu befürchten, da Nugent ihren Angriff bei Pistoja bereits zurückgewiesen hatte. Murat hielt aber nicht stand, einesteils weil seine Generale die Stellung bei Bologna für ungünstig erklärten, andererseits weil er glaubte mit Oesterreich wieder Verhandlungen anknüpfen zu können und deshalb ernste Zusammenstöße vermeiden wollte. Von seiten Napoleons war ihm die Fehlerhaftigkeit und Unklugheit seines vereinzelten Vorgehens bereits vorgehalten und empfohlen worden, Oesterreich so rasch als möglich zu beruhigen. Dies war aber nicht mehr möglich, da Oesterreich die Gelegenheit mit Freuden ergriff, sich des unbequemen Schützlings zu entledigen. Man hätte ihn ja gerne gegen die sizilianischen Bourbonen gehalten, wenn er seine Rolle zu spielen verstanden hätte; nachdem er aber die italienische Demokratie aufgerufen hatte, war er für Metternich unbrauchbar geworden. Frimont hatte den Auftrag, ihn sobald als irgend möglich zu einer Schlacht zu zwingen und den Feldzug zu Ende zu führen. Als der österreichische Feldherr in Erfahrung brachte, daß Murat sich über Imola an die große Straße zurückzog, die längs der adriatischen Küste ins Neapolitanische führte, griff er zu einer ganz außerordentlichen Maßregel, um ihn von seiner Hauptstadt abzuschneiden. Er teilte die zu den Operationen gegen die neapolitanische Armee bestimmten Truppen in zwei Massen, ließ die eine, 14175 Mann, 1291 Pferde und 20 Geschütze unter dem Feldmarschallieutenant Grafen Neipperg

östlich von den Appenninen dem zurückgehenden Könige von Neapel folgen und sandte die zweite, 16308 Mann, 1167 Pferde und 28 Geschütze unter Feldmarschallieutenant Baron Bianchi über Pistoja auf die westliche Seite der Apenninen, um in Eilmärschen über Florenz und Perugia nach Foligno zu gehen, das Gebirge bei Seravalle abermals zu überschreiten und die Neapolitaner auf ihrem Rückzuge in der Front anzugreifen. Es war dies eine Umgehung von fast abenteuerlicher Ausdehnung, die man nur einem Feinde gegenüber wagen durfte, dem man nur ein sehr geringes Maß militärischen Ueberblickes und noch weniger Unternehmungslust zutraute. In der Zeit, welche Bianchi zur Ausführung seines Marschmanövers brauchte, konnte Murat, der gegen Neipperg eine Uebermacht von doppelter Stärke zu verwenden hatte, bei normalen Truppenverhältnissen seinen unmittelbar folgenden Gegner aufs Haupt geschlagen und zersprengt haben und sich dann unter den gleichen günstigen Bedingungen gegen Bianchi werfen. Die beiden österreichischen Kolonnen konnten sich gegenseitig erst in dem Augenblicke unterstützen, wenn sie sich schon bis auf einen Tagmarsch genähert hatten.

Der kühne Plan gelang jedoch zum großen Teile. Murat ließ sich von Neipperg durch eine Reihe kleiner Gefechte zurückdrängen und kam erst am 29. April bei Ancona an. Zur gleichen Zeit befand sich die Vorhut Bianchis unter Feldmarschallieutenant Baron Mohr bereits auf der Straße von Foligno nach Serravalle, Murat zwischen den beiden österreichischen Kolonnen. Die Truppen, die er in Toskana verwendet hatte, waren auf Gebirgswegen zu ihm gestoßen. Er beschloß, den Kampf mit Bianchi aufzunehmen, wozu er den größeren Teil seiner Truppen vereinigen konnte, weil Neipperg nicht mit jenem Ungestüm nachdrängte, der notwendig gewesen wäre, um ein Zusammenwirken mit Bianchi auf demselben Schlachtfelde zu bewirken. Am 2. Mai begann die Schlacht zwischen Macerata und Tolentino, in welcher Murat zuerst 17000 Mann, am nächsten Tage jedoch 25—26000 Mann mit 3500 Reitern und 35 Geschützen gegen die 10000 Mann Bianchis ins Feuer zu führen hatte. Letzterer verständigte noch während des Gefechtes am 2. den Grafen Neipperg von seiner Lage und forderte ihn auf, am 3. den Gegner im Rücken anzugreifen. Dies war jedoch nicht mehr ausführbar. Bianchi mußte die Schlacht am 3. allein auf sich nehmen und erfocht trotz der fast dreifachen Ueberlegenheit Murats einen vollständigen Sieg über diesen. Die Neapolitaner hatten sich anfangs nicht ohne Erfolg geschlagen und waren mutig vorgegangen, solange die österreichischen Vortruppen rückgängige Bewegungen ausführten, den ernsten Widerstand der geschlossenen Linien vermochten sie aber nicht zu brechen. Die Wirkung einer einzigen österreichischen Batterie, die Hauptmann Kuhnert auf die Höhen von Madia geführt hatte, brachte eine Sturmmasse von 8—9000 Mann zum Stillstand, das steierische Regiment Chasteler und zwei Husareneskadronen genügten, um die vier Vierecke, in denen die Infanterie anrückte, in die Flucht zu schlagen. Am 4. Mai vollendeten die Oesterreicher die Niederlage Murats, indem sie rasch auf dessen Rückzugslinie vorgingen und sich Maceratas bemächtigten. Ihr Verlust an den beiden Schlachttagen betrug 6—700 Mann, die Neapolitaner sollen 1720 Mann eingebüßt haben. Unaufhaltsam war ihre moralische Vernichtung,

zu welcher auch die Stürme beitrugen, von denen sie auf dem Rückzuge an der Küste nach Pescara heimgesucht wurden. Ganze Brigaden flohen vor einzelnen Reiterschwadronen, die Mannschaft warf die Waffen fort und zerstreute sich in den Abruzzen. Die Reserve, die am Garigliano aufgestellt war, wurde von der allgemeinen Verwirrung erfaßt und verweigerte die Unterstützung.

Der Vormarsch der österreichischen Armee nach Neapel, die im ganzen 29000 Mann, worunter 2800 Reiter, zählte, erfolgte unter Bianchis Oberbefehl, da Frimont nach den günstigen Nachrichten, die er über die Schlacht bei Tolentino erhalten hatte, nach Mailand zurückgekehrt war und sich an die Spitze der österreichisch-sardinischen Armee stellte, die in das südliche Frankreich einzudringen bestimmt war. Vier Kolonnen setzten sich in der Richtung gegen die Hauptstadt in Bewegung; am äußersten rechten Flügel führte General Graf Nugent ein kleines, aus österreichischen und toskanischen Truppen zusammengesetztes Corps von 4500 Mann über Rom und Velletri nach Terracina und an den Volturno, während der neapolitanische General Mones mit 6000 Mann frischer Truppen noch den wichtigen Posten von S. Germano festhielt, durch welchen der Rückzug des Königs mit den Resten seiner Armee auf der Linie Aquila-Sulmona-Isernia gedeckt wurde. Nugent griff am 16. Mai S. Germano an, Mones zog sich nach Marignano zurück und wurde daselbst durch einen vom Major d'Aspre geleiteten nächtlichen Ueberfall gänzlich zersprengt. Murat hatte das Heer bereits verlassen und dem Divisionsgeneral Carascosa den Oberbefehl überlassen, der dasselbe nach dem letzten Unglücksfall von Marignano hinter den Volturno nach Capua zurückführte. Am 18. Mai befand sich Bianchi selbst schon im Angesichte von Capua, nachdem er seine Truppen mit Ausnahme der nach Calabrien marschierenden Division Mohr vor dieser Festung vereinigt hatte. Carascosa schloß in Casa-Lanza außerhalb von Capua einen Waffenstillstand mit Bianchi, in welchem er außer den Plätzen Gaeta, Pescara und Ancona alle Festungen und Zitadellen des Königreiches samt der Hauptstadt den Verbündeten überlieferte. Er mußte schon am nächsten Tage (21. Mai) den österreichischen Befehlshaber auffordern, Capua zu besetzen, weil die eigene Armee im vollen Aufruhr begriffen war und die Offiziere bedrohte. Murat hatte am 19. Neapel als Flüchtling verlassen und den Weg über Ischia zu Schiff nach Frankreich eingeschlagen. Die Königin Karoline begab sich samt ihren zu Gaeta befindlichen vier Kindern in österreichischen Schutz und erhielt die Erlaubnis, sich auf einem englischen Schiffe nach Triest zu begeben. In Neapel brach ein Volksaufstand aus, zu dessen Dämpfung die den Hafen blockierenden Engländer Mannschaft ans Land bringen mußten. Schleunigst wurde auch Hülfe von den Oesterreichern verlangt. Graf Neipperg ritt mit zwei Reiterregimentern und einer reitenden Batterie sofort von Capua in die Hauptstadt und nahm unter dem Jubel des Volkes die militärische Besetzung derselben vor. Ein Aufruf verkündete den Neapolitanern die Rückkehr der gesetzmäßigen Regierung ihres Königs Ferdinand IV., in dessen Namen die österreichischen Truppen die öffentliche Sicherheit und Ordnung aufrecht halten würden. Niemand solle wegen seines politischen Verhaltens beunruhigt, der Verkauf der Staatsgüter aufrecht erhalten und jeder aus den „beiden Sizilien“ geborene Krieger, der Ferdi-

nand IV. den Eid der Treue leistet, in Rang und Gehalt belassen werden. Die Ruhe war bald gesichert, auch die Festungen Pescara und Ancona ergaben sich nach ernstlicher Aufforderung, nur Oberst Begani in Gaeta spielte den Helden und opferte in einem bis in den August sich erstreckenden Belagerungskriege das Leben von vielen Tapferen für eine verlorene Sache. Bianchi verließ am 18. Juni mit einer österreichischen Division das Königreich, um sich der Armee in Südfrankreich anzuschließen. Feldmarschallleutenant Mohr blieb mit 14000 Mann zur Sicherung der neuen Regierung in Neapel zurück.

Herausgefordert durch den übereilten Vormarsch Murats war Oesterreich genötigt gewesen, diesen zu schlagen und zu vertreiben; es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als die bourbonische Regierung wieder einzusetzen, obwohl ihm dieselbe nicht gerade sympathisch war. Ferdinand IV. nahm seine Krone aus der Hand Oesterreichs entgegen und mußte sich auch fernerhin des Schutzes seiner Truppen versichern. Mit dem Siege bei Tolentino kann der Beginn der österreichischen Oberherrschaft in Italien bezeichnet werden. Die Herstellung derselben, die einen wesentlichen Punkt in dem Programme der neuen österreichischen Politik des Fürsten Metternich bildete, war glänzend gelungen, das Haus Habsburg hatte seine Macht in Italien auf eine bis dahin unerreichte Höhe erhoben. Man muß bis in die staufische Zeit zurückgehen, um einen Vergleich für dieselbe zu finden.

Seit Anfang April bewegten sich die Streitkräfte der verbündeten europäischen Mächte den Grenzen Frankreichs zu; obwohl Rußland, Preußen und Oesterreich dem Vertrag vom 25. März zufolge nur je 150000 Mann aufzustellen verpflichtet waren, während England seinen gleichen Anteil an der Kriegslast in Mannschaft und Geldleistungen aufbringen konnte, rechnete man doch auf eine Gesamtmacht von 900000 Mann, die zur Bekämpfung des einst so gefürchteten Imperators aufgebracht werden sollte. Es war in Wien über verschiedene Feldzugspläne verhandelt worden. Man hatte vor allem die Wahl, ob man mit der geringen augenblicklich zur Hand stehenden Truppenzahl sofort in Frankreich einfallen und die Rüstungen Napoleons verhindern oder die Ansammlung einer an Zahl weit überlegenen Streitmacht abwarten solle. Wellington, der diesmal berufen war, an der Spitze einer englischen Armee an der Seite der großen kontinentalen Heere eine einflußreiche Rolle zu übernehmen, stellte den Antrag, schon am 1. Mai auf französischem Boden, etwa bei Sedan, die kampfbereiten Scharen der Verbündeten zu vereinigen und mit ihnen angriffsweise vorzugehen. Preußen stimmte ihm zu; aber Oesterreich und Rußland waren dafür, den Anmarsch von mindestens 100000 Russen abzuwarten. Auch Napoleon hat sich die Frage vorgelegt, ob er nicht schon am 1. April mit seinen mobilen 35000 Mann hätte in Belgien einfallen und die 70000 Engländer und Preußen, die sich ihm entgegenwerfen können, zurückdrängen sollen; er hat die Frage verneint und damit, wie Clausewitz nachweist, richtig gehandelt, denn selbst ein siegreiches Vorgehen hätte ihm keinen dauernden Erfolg bringen können. „Nichts ist in der Strategie so wichtig, als diejenigen Kräfte, mit welchen man

einen Stoß verrichten will, nicht vergeblich zu brauchen, also nicht einen Lufthieb zu thun. So würde man aber die Unternehmung gegen Wellington und Kleist (der mit 20 000 Preußen in den Niederlanden stand), wenn sie wirklich glücklich gewesen wäre, einigermaßen haben ansehen müssen." Eine Offensive der Verbündeten in den ersten Tagen des Mai wäre zwar nicht ganz unter diesen Gesichtspunkt gefallen, aber sie hatte doch immerhin keine große Wahrscheinlichkeit des Erfolges.

Gneisenau, der seine Stelle neben Blücher wieder einzunehmen hatte, verlangte die Aufstellung von vier Armeen: einer in Belgien, einer am Mittelrhein, einer am Oberrhein und einer großen Reservearmee hinter der des Mittelrheins. „Die Feldherrn der drei ersten Armeen dringen in Frankreich ein und nehmen sämtlich die Richtung auf Paris. Ob einer seiner Nachbarn geschlagen werde, darf keinen dieser Feldherrn irremachen, sondern jeder derselben geht auf seinen Zweck los, zur Bewachung der nächsten Festungen Abteilungen zurücklassend. Die Reservearmee ist dazu bestimmt, um die Unfälle, die einer der vorderen Armeen begegnen könnten, wieder gut zu machen, entweder durch Flankenbewegung auf der feindlichen Kommunikation oder durch direkte Hülfeleistung." Radetzky trat auch für ein gleichzeitiges Vorgehen der Armeen ein, er wollte jedoch auch den Aufmarsch der österreichisch-sardinischen Armee in Südfrankreich abwarten und 50 000 Russen bei Koblenz zwischen Blücher und Schwarzenberg einschieben.

In den „Grundsätzen, von denen bei Eröffnung des Feldzuges gegen Frankreich ausgegangen wird" (28. April) nimmt er an, „daß die vorrückenden Armeen immer so disponiert sein müssen, daß sie den Feind zwingen, einen Teil seiner Länder ganz zu entblößen, wenn er auf der anderen Seite offensiv vorgehen will. Dies werde nur dadurch am besten erlangt, wenn die Punkte, an denen sich der Feind bedroht sieht, so weit als möglich voneinander entfernt sind, damit selbst im unglücklichsten Falle, wo der Feind eine unserer Armeen mit Uebermacht drängen könnte, die Vorteile, die von der anderen Seite erlangt werden, ihn nötigen, von der Verfolgung der seinigen abzustehen, um mit großer Anstrengung auf die andere Seite seiner Monarchie zu eilen". Radetzky legte außerdem einen großen Wert auf Straßburg, das ebenso der Schlüssel für die Operationen am Oberrhein sei, wie Mainz für die am Mittelrhein; er empfahl daher, die Belagerung dieser Festung mit allen Mitteln und großer Schnelligkeit in Angriff zu nehmen, und brachte die Gründe vor, welche die Eroberung höchst wahrscheinlich machten. Vor dem Aufmarsche auf dem Plateau von Langres warnte Radetzky vergeblich. Schwarzenberg, der die Oesterreicher und die deutschen Kontingente am Oberrhein befehligen sollte, hatte sich bereits wieder in die Vorteile des Rheinüberganges bei Basel vertieft und schwärmte von einer Vereinigung der österreichischen Rheinarmee und der von Kaiserslautern anrückenden Baiern in Langres. Außerdem rechnete man darauf, daß die 70 000 Mann unter Frimont gleichzeitig Lyon besetzt haben würden. Den Beginn der Feindseligkeiten glaubte Schwarzenberg, der schon am 11. Mai in seinem Hauptquartier Heilbronn angelangt war, nicht vor den 24. Juni setzen zu sollen. Erst wenn die Rheinarmee Feindesland betreten habe, durften nach seiner Ansicht die Engländer und Preußen den Feldzug eröffnen. Die Einzelheiten des

Schwarzenberg-Langenauschen Planes sind uns bis heute nicht bekannt geworden, sie bieten auch kein historisches Interesse, da sie durch die Ereignisse auf dem nördlichen Kriegsschauplatze außer Wirksamkeit gesetzt wurden. In sehr weitschichtigen Kombinationen erging sich Knesebeck, der zu allerlei Täuschungen und „militärischen Taschenspielereien“ seine Zuflucht nehmen wollte, um Napoleons Herr werden zu können; dagegen näherte sich der Plan Tolls den Ansichten Gneisenaus, nur legte er ein größeres Gewicht auf den Vormarsch vom Oberrhein aus, mit welchem die Operationen begonnen werden sollten. Die russische Armee betrachtete er nur als allgemeine Reserve. Der Kriegsrat in Wien war ohne feste Beschlüsse auseinandergegangen. Schwarzenberg behielt sich vor, die Entscheidung an Ort und Stelle zu geben. Sie wurde ihm gänzlich erspart.

Napoleon hätte sowohl seiner Politik als auch der militärischen Situation am besten entsprochen, wenn er sich völlig auf eine verteidigende Kriegführung beschränkt hätte. Er durfte es darauf ankommen lassen, im eigenen Lande angegriffen zu werden, damit das Unrecht der Angreifer um so auffallender, die Notwehr des Ueberfallenen um so gerechtfertigter erscheine. So konnte es erwiesen werden, daß die europäischen Mächte die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht des französischen Volkes nicht mehr achteten, daß sie demselben trotz seiner einstimmigen Erklärung für das bonapartistische Kaisertum ihren Willen und die schwache, unfähige Regierung der Bourbonen aufzwingen wollten. Gegen solche Uebergriffe der Fremden mußte sich doch ganz Frankreich erheben! Militärisch konnte er, gestützt auf zwei Hauptwaffenplätze, Paris und Lyon, die Verteidigung durch Ausnützung der Vorteile des inneren Kreises in gewaltige Rückstöße verwandeln, die zu großen Siegen führen mochten. Wenn er namentlich die Kriegführung des Fürsten Schwarzenberg in Rechnung zog, durfte er sich darauf verlassen, daß er 6—8 Wochen der besten Jahreszeit für die Vollendung seiner Rüstungen gewinnen würde. Die Voraussetzung zu dieser Kriegführung wäre jedoch die volle Uebereinstimmung des ganzen französischen Volkes mit seiner Regierung gewesen. „Daran aber war nicht zu denken; denn so sehr sich im Jahr 1815 die Bonapartische Partei verstärkt fand, so war sie doch nichts als eine Partei, der eine königliche und eine republikanische gegenüberstand. Wenn man auch zugibt, daß die letztere der seinigen mehr zur Seite als entgegenstand, so blieben es doch immer zwei getrennte Elemente“ (Clausewitz). Paris durfte nicht aus den Augen gelassen, eine große patriotische Anstrengung durfte den verwöhnten Bewohnern der Residenz nicht zugemutet werden, denn es gab zu viele unter ihnen, die nur auf den Augenblick warteten, der ihnen Gelegenheit zur Anspinnung politischer Intriguen gab. Mit dem Verlust der Hauptstadt war auch die Herrschaft des Kaisers zu Ende. Er hätte Paris daher wohl gerne zu einer Festung gemacht; und es konnte dazu werden, wenn jeder waffenfähige Pariser bereit war, seine Hauptstadt dem Kaiser zu erhalten und unter ihren Mauern für diesen zu kämpfen. Wie wenig dies der Fall war, beweist die Absicht Napoleons, die Nationalgarde zu entwaffnen und die Arbeiter der Vorstädte zu einem Stadtheere zu organisieren. Der Kaiser erschien wiederholt in den Werkstätten von St. Antoine und St. Marceau, um sich ihrer Anhänglichkeit zu versichern. Er nahm Bittschriften entgegen und ge-

währte reichliche Unterstützungen. Die Stimmung der arbeitenden Bevölkerung war eine gehobene, denn es gab schönen Verdienst für die riesigen Bedürfnisse des Heeres, das bis zum Oktober auf 800000 Mann gebracht werden sollte. Es wurden Konföderationen geschlossen und Aufrufe verbreitet, in denen es hieß: „Wir alle verlangen bewaffnet und organisiert zu werden, gleiche Rechte und gleiche Pflichten nehmen wir für alle Bürger in Anspruch. Wir wollen als Tirailleure desjenigen Teiles der Nationalgarde, der außerhalb der Barrièren ficht, verwendet werden. Wir wollen den Royalisten, welche das Vaterland zum zweitenmal schänden möchten, durch unsere Haltung Schrecken einjagen und schwören, daß die Hauptstadt nicht wieder Gesetze von den Fremden erhalten soll." Auf dem Bastilleplatz marschierten 12—15000 Blusenmänner, Mitglieder aller Gewerkschaften auf, der Kaiser sprach sie als Soldaten an und versprach ihnen Waffen. Aber er vertraute ihnen doch nicht so vollständig, wie er es aussprach. In nächster Nähe der Versammlung waren Truppen aufgestellt, die ihn schützen sollten, wenn seine neuen Freunde zudringlich werden sollten. Es kam zu keiner vollen Stimmung. Der Kaiser hatte nichts vom Demagogen an sich.

Auch mit dem Konstitutionalismus war es ihm nicht Ernst; die Volksabstimmung über den Zusatz zur Verfassung des Kaiserreiches war von den veralteten Wahlkollegien durchgeführt worden, sie war keine freie und keine allgemeine gewesen. Nur dem Scheine, nicht dem Wesen nach verband sich der Kaiser mit der Demokratie, deren Führer an die Aenderung seiner despotischen Gesinnung nicht glaubten. Das Ergebnis dieser Abstimmung war zwar ein außerordentlich günstiges. 1288356 Bürger stimmten für die Zusatzakte, nur 4209 dagegen, aber viele und gewichtige Persönlichkeiten hatten gar nicht gestimmt, denn sie verlangten erst Beweise, daß die Regierung die Rechte des Volkes in der That beachten und seinem Willen sich fügen werde. Am 1. Juni wurde ein großartiges Verfassungsfest veranstaltet. Napoleon nannte es „Maifest". Die Abgeordneten der Wahlkollegien beschwuren den neuen Vertrag zwischen der Nation und dem Kaiser. Dieser hielt, im Krönungsmantel und ein Barett auf dem Haupte, eine große Rede, in welcher er versicherte, daß im Glück und im Unglück, auf dem Schlachtfelde, im Rate, auf dem Throne, in der Verbannung Frankreich der einzige und beständige Gegenstand seiner Gedanken und Handlungen gewesen sei. Als ein zweiter Kodrus habe er sich für sein Volk geopfert, aber dies Opfer sei vergeblich gewesen; das Wehgeschrei der geschändeten Ehre Frankreichs und der Wunsch der Nation haben ihn auf den Thron zurückgerufen, der ihm teuer sei als das Palladium der Unabhängigkeit, der Ehre und der Rechte des Volkes. Sobald er die ungerechten Angriffe der gegen ihn heranziehenden Fürsten zurückgeschlagen und Europa bewiesen haben werde, was man den Rechten und der Unabhängigkeit von 28 Millionen Franzosen schuldig sei, werde ein feierliches, in verfassungsmäßigen Formen erlassenes Gesetz die verschiedenen Verfügungen seiner jetzt zerstreuten Grundsätze in ein Ganzes vereinigen. Unter Kanonenbonner und Trommelwirbel wurden nun Klerus und Beamte, die Vertreter der Wahlkollegien, die Nationalgarden und die Truppen in Eid auf die Verfassung genommen; die ungeheuere Menge der

Versammelten rief: „Wir schwören!“ — die Offiziere zückten die Degen, Generale erhoben die Adler. Es war ein Schauspiel voll Pracht und Großartigkeit, wie es Napoleon so trefflich in Scene zu setzen verstand. Aber nicht alle Franzosen glaubten an die Aufrichtigkeit der Versprechungen, die ihnen der „kleine Korporal“ im Purpur machte.

Zwölf Tage danach ging Napoleon zur Armee ab. Er war entschlossen, seinen Gegnern entgegenzutreten, noch ehe sie zu nahe an seine Hauptstadt herangekommen sein würden. Am gefährlichsten konnten ihr die Heere werden, die sich im Norden zum Angriff rüsteten. Sie wollte er zuerst überfallen, schlagen und zerstreuen. In Belgien stand der Herzog von Wellington mit 94000 Mann [1]) und zwar 6 englischen Divisionen, 5 niederländischen, 1 hannöverschen Landwehrdivision (9300 Mann), den Truppen des Herzogs von Braunschweig (6000 Mann), den nassauischen Truppen (2900 Mann) und einer großen Reserve-Kavallerie-Division. Die Stellungen dieser Truppen dehnten sich zwischen Gent, Oudenarde, Ath, Nivelles und Brüssel aus, befanden sich also insgesamt westlich von der Straße Charleroi-Brüssel. Die preußische Armee unter Bülow bestand aus vier Corps: I. General Ziethen, 27000 Mann; II. General Pirch (früher Borstell), 29000 Mann; III. General Thielmann, 24000 Mann; IV. General Bülow, 35000 Mann. Ziethen stand in Charleroi, Pirch bei Namur, Thielmann bei Ciney, Bülow bei Lüttich. Ihnen zunächst befanden sich die norddeutschen Bundestruppen unter General Hacke, 20000 Mann, bei Trier. Die Sachsen, welche beim Ausmarsche den größeren Teil des III. deutschen Armeecorps unter General v. Kleist gebildet hatten, waren nach Westfalen zurückgesendet worden. Die Ursache davon war der große Militäraufstand in Lüttich, ein Ereignis, das unter den deutschen und österreichischen Truppen ohne Beispiel dasteht, und um so tiefer beklagt werden mußte, als es sich sozusagen angesichts des Feindes vollzog. Es war aber auch noch selten ehrenhaften Kriegern ein so schwer zu lösender Konflikt aufgedrungen worden.

Die Verhandlungen über die Zukunft des Königreichs Sachsen konnten den sächsischen Truppen nicht gleichgültig sein; eine nicht unrühmliche, seit Jahrhunderten bestehende Waffenbrüderschaft verband die ehemals kursächsischen Regimenter und es ist begreiflich, daß ihnen die Teilung der militärischen Verbände, die der politischen Teilung notwendig folgen mußte, lebhaften Schmerz verursachte. Aus dem ganzen Corps mußten zwei Divisionen gebildet werden, von denen die eine sächsisch blieb, die andere preußisch wurde. Das war nicht zu ändern; es ging auch nicht an, daß man die Leute gegen den Feind führte, ohne daß diese Scheidung vollzogen war, da König Friedrich August es gewiß nicht zuließ, daß seine Truppen unter preußischem Befehle ins Feuer gehen sollten. Seine Zukunft war seit den ersten Märztagen vollkommen gesichert, er wußte, daß und wo er seine Souveränitätsrechte künftig auszuüben haben werde. Aber die Soldaten wußten es nicht, das Zaudern des Königs, seine Unterschrift unter die Beschlüsse der Großmächte zu setzen, erweckte in ihnen die

[1]) Clausewitz' Schlußziffer in der Zusammenstellung (Hinterl. Werke 8. Band S. 27) von 99000 Mann beruht auf einem Rechnungsfehler.

Hoffnung, daß die Teilung vielleicht doch noch unterbleiben könne. Thatsächlich standen sie aber seit der Schlacht bei Leipzig nicht mehr unter königlich sächsischem, sondern unter Kommando der verbündeten Monarchen, in deren Namen Rußland und Preußen über sie verfügte. General Thielmann, ihr militärischer Vorgesetzter, war russischer General und trat erst im März in preußische Dienste über. Der König von Preußen war es auch, der am 22. April die Durchführung der Teilung anordnete. General Grolmann brachte den Auftrag am 30. April nach Lüttich, wo sechs Bataillone unter Gneisenaus und des ebenfalls preußisch gewordenen Generals Ryssel Befehl in Quartier lagen. Feldmarschall Blücher hatte mitten unter ihnen sein Hauptquartier bezogen, um ihnen einen Beweis vollen Vertrauens zu geben. Am 2. Mai wurde den Offizieren der Befehl des Königs von Preußen bekannt gegeben; aber auch die Mannschaft hatte bereits Kenntnis davon und gab ihren Unwillen darüber in tumultuarischer Weise zu erkennen. Sie erklärte, sich nicht trennen zu wollen, bevor sie ihr König des Diensteides entbunden habe. Das war eben leider noch nicht geschehen, weil Friedrich August den Vertrag mit Preußen noch nicht formell genehmigt hatte, sondern auf eine günstigere Wendung seines Geschickes wartete. Daß die Wiederkunft seines Protektors Napoleon ungerechtfertigte Hoffnungen in ihm erweckt hatte, ist nicht zu bezweifeln. Die sächsischen Garden und Grenadiere zogen vor Blüchers Haus, schrieen und lärmten, drohten es zu stürmen und warfen mit Steinen nach den Fenstern. Die Generale und Offiziere des Hauptquartiers mußten mit blanker Waffe gegen die Wütenden losgehen, um den Marschall zu sichern. Er warf sich aufs Pferd und verließ noch in der Nacht Lüttich. Nun wurden pommersche Bataillone in die Stadt beordert, Batterien aufgefahren und unter Androhung von Kartätschensalven die Entwaffnung der Meuterer vorgenommen. Sieben Rädelsführer wurden standrechtlich erschossen, die Fahnen verbrannt, drei Bataillone gänzlich aufgelöst. General v. Borstell, der Kommandeur des II. preußischen Corps, hatte versucht, die Fahne des Gardebataillons zu retten, er wurde seines Dienstes enthoben und vor ein Kriegsgericht gestellt. Unter preußischer Führung konnte man die Truppen, deren Gehorsam zweifelhaft geworden war, nicht vor den Feind führen, aber auch Wellington weigerte sich, sie in seinen Heeresverband aufzunehmen. So wurden sie der Ehre verlustig, sich in einer Schlacht wieder von dem begangenen Frevel zu reinigen.

Am 7. Juni legte General Langenau dem Zaren Alexander in Heidelberg den Plan Schwarzenbergs für den nun zu beginnenden Feldzug vor, der von Kaiser Franz bereits genehmigt worden war. Er legte, so wie dies schon in Wien versucht worden war, das größte Gewicht auf das Zusammenwirken Frimonts von Genf und Schwarzenbergs von Basel aus. Der eigentliche Angriffspunkt wäre demzufolge nicht Paris, sondern Lyon geworden. Den ungeheueren Zwischenraum zwischen dem Plateau von Langres, Schwarzenbergs Lieblingsplätzchen, und dem Mosel- und Maasgebiet überließ man den Russen, die sich, t[illegible] durch Vereinzelung gefährdet würden, teils an eine deutsche Armee [illegible]de an der Mosel oder an die Oesterreicher anschließen konnten. So [illegible]zenberg, unbelehrt durch die Erfahrungen von 1814, seinerseits mit

der Möglichkeit rechnete, einem gegen ihn gerichteten Stoße Napoleons auszuweichen und auf das Eingreifen anderer Armeen zu warten, ebenso setzte er voraus, daß Wellington und Blücher sich vor Napoleon zurückziehen würden, wenn er sie angreifen sollte. Man war also im großen Ganzen dem Geiste des großen Hauptquartiers von 1814 nicht untreu geworden und hatte außerdem den Russen eine Stelle angewiesen, in der sie militärisch kaum zu großen Entscheidungen gelangen konnten, von der aus aber auch der Zar keinen Einfluß auf die Operationen Schwarzenbergs nehmen konnte. Alexander zeigte sich über diese Vorschläge, deren Annahme von seiner Seite erwartet wurde, sehr wenig erbaut und appellierte an die Einsicht Wellingtons, von dem er Einsprache gegen den österreichischen Feldzugsplan, namentlich gegen die Ausdehnung der Operationen auf die Schweiz verlangte. Wellington meinte in seiner Antwort vom 15. Juni,[1]) man könne den Oesterreichern ihren sehnlichen Wunsch erfüllen; es sei ziemlich gleichgültig, wie weit sich die Angriffslinie der Verbündeten ausdehne, da jede ihrer Hauptarmeen — er rechnet auch das Zentrum, aus Russen, Baiern, Württembergern, Badensern und anderen deutschen Kontingenten gebildet, auf 200 000 Mann — stark genug sei, mit Napoleon allein fertig zu werden.

Den Beweis dafür hatte er bereits in den nächsten Tagen nach Abgang seines Briefes an den Zaren zu liefern. Denn Napoleon konnte sich nicht dem lockenden Vergnügen hingeben, auf dem Plateau von Langres mit seinem alten Freunde Schwarzenberg einige interessante Marschmanöver auszuführen, so lange er nicht die 200 000 Mann, die unter Wellington und Blücher 500 Kilometer von Paris standen, für einige Zeit unschädlich gemacht hatte. Dies zu erreichen, vereinigte er seine besten Truppen so unauffällig als möglich an der belgischen Grenze und bereitete eine Unternehmung vor, die sein militärisches Genie nochmals im glänzendsten Lichte zeigt. Was die Idee leisten konnte, das hat sie geleistet, sie hat den Erfolg theoretisch nahezu unfehlbar vorbereitet. Bei der Ausführung versagten die Mittel. Sie erwiesen sich im Verhältnis zu der Stärke und Schneidigkeit des Gegners nicht ausreichend. Wären Schwarzenberg und Barclay in Belgien gestanden, so konnte Napoleon des Sieges vollkommen sicher sein.

Die Schwäche der gegnerischen Aufstellung lag in der Zerstreuung der englisch-niederländischen Armee und in dem Umstande, daß dieselbe nur an einem einzigen Punkte in naher Berührung mit der preußischen stand, nämlich an dem der französischen Grenze zunächst liegenden, bei Charleroi. Dort stand das preußische Corps Ziethen, das sich, von Uebermacht angegriffen, nur in der Richtung nach Lüttich zurückziehen konnte; je weiter, desto mehr entfernte es sich von den Engländern, deren nächste Truppen bei Mons und Nivelles standen. Wellington brauchte 4—5 Tage, um sein Heer zu versammeln; er rechnete nicht mit einem plötzlichen, nach einer einzigen Richtung geführten Stoße Napoleons, sondern mit einem Aufmarsche in größerer Breite, dessen Hauptzweck sein werde, ihn vom Meere abzuschneiden und gegen den Rhein zu drängen. Dadurch wäre er von selbst genötigt gewesen, sich auf die preußische Stellung zurückzuziehen.

[1]) Bernhardi, Gesch. Rußlands. I. Beil. VII.

Wellington hatte niemals gegen Napoleon gekämpft, er war niemals der unmittelbaren Einwirkung seiner Energie ausgesetzt gewesen und hielt sich nicht vor Augen, daß Napoleon, seiner Natur und seinen bisherigen Erfolgen entsprechend, die Entscheidung durch die Vereinigung seiner ganzen Macht auf einem Punkte zu erzielen suchen werde. Der Kaiser konnte sich in Anbetracht dieser Verhältnisse immerhin schmeicheln, er werde zuerst die Preußen durch einen unvorhergesehenen, mit Ueberlegenheit geführten Angriff über Lüttich zurückwerfen, so daß sie erst am Rhein wieder zum Stehen kommen würden, dann aber über die schwächere Wellingtonsche Armee herfallen und ihr eine Niederlage beibringen, die sie für längere Zeit kampfunfähig machen würde. Der moralische Eindruck solcher Siege würde ihm die Fortführung des Krieges am Oberrhein wesentlich erleichtert haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie Schwarzenbergs Bewegungen nicht beschleunigt und die Russen nicht aufgemuntert haben würden, sich bei Straßburg in ihrer Vereinzelung einem ähnlichen Schicksale, wie es die Engländer und Preußen erlitten hatten, auszusetzen. Vor allem war von der Wirkung auf Frankreich sehr viel zu erwarten. Der Glaube an den Stern Napoleons würde wieder erweckt und dadurch erst jene Begeisterung in das Volk gekommen sein, die man noch immer vermissen mußte.

Die französischen Truppen, welche bisher in Lille und Metz gestanden waren, traten am 6. Juni ihre Märsche in der Richtung nach Charleroi an; es fehlte nicht an Nachrichten über ihren Aufbruch bei den verbündeten Heeren, aber die Richtung ihres Marsches und der Ort ihrer Versammlung blieb ihnen verborgen. Der Bourbonische Hof zu Gent hat gerade in den letzten Tagen vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten keine Nachrichten erhalten, die für Wellington verwertbar waren; den Preußen fehlten die Mittel, sich Spione zu bezahlen. Der lange Aufenthalt im fremden Lande hatte die Kriegskassen längst geleert; Blücher und Gneisenau mußten ihren persönlichen Kredit in Anspruch nehmen, um den Sold der Truppen aufzubringen. Die Lebensmittel mußten in Belgien teuer bezahlt werden, denn die Zufuhren aus dem den Preußen zugewiesenen Verpflegungsrayon, deren in Deutschland sechs gebildet wurden, reichten nicht aus. Erst am 14. Juni erfuhr Blücher, daß große feindliche Truppenmassen vor Charleroi gesehen worden seien. Thatsächlich war an diesem Tage die französische Heeresmacht bei Beaumont und Philippeville versammelt und zwar das 1. Corps Erlon (22 000 M.), das 2. Corps Reille (24 000 M.), das 3. Corps Vandamme (27 000 M.), das 4. Corps Gérard (16 000 M.), das 6. Corps Lobau (14 000 M.), die Garden Mortiers (21 000 M.), 4 Kavallerie-Reservecorps unter Grouchy (15 000 M.). Sie standen nun in 3 Kolonnen, der linke Flügel unter Gérard, 16 000 Mann stark, der rechte Flügel 44 000 M., das Zentrum 64 000 M. Diese 126 000 Mann waren die besten und wohlbewährten Truppen des Kaiserreiches, meist gediente Leute; das Offiziercorps das erfahrenste Europas. Tüchtigkeit, Ausdauer und der Geist Napoleons mußten ersetzen, was an Zahl fehlte, um den Gegnern überlegen zu sein. Sie rückten am frühesten Morgen des 15. Juni von ihren Biwaks aus in größter Eile über die Grenze und griffen die preußischen Vorposten an, die sich auf die Stellung bei Charleroi zurückzogen. Ziethen konnte den ungeheueren Anprall, auf den

man nicht vorbereitet war, unmöglich aushalten, sondern mußte fechtend weichen, bis er von den anderen Corps aufgenommen werden konnte. Blücher und Gneisenau hatten schon früher, bei Erwägung eines allfälligen Angriffs von Charleroi aus, die Gegend von Sombreffe für eine Schlacht ausgewählt. Sie lag an der Landstraße, die nach Quatrebras führte, wo man die Spitzen der Wellingtonschen Armee erwarten mußte; von hier aus war die Vereinigung mit ihr am schnellsten zu erreichen. In der Nacht vom 14. auf den 15. gingen die Befehle vom Hauptquartier in Namur an die Kommandeure der preußischen Corps ab, durch welche sie angewiesen wurden, sofort mit größter Beschleunigung nach Sombreffe zu rücken. Ziethen konnte nur einen Tag mit Rückzugsgefechten zubringen, am 16. mußte bereits ein ernster Kampf angenommen werden, wenn man nicht über Sombreffe zurückgehen wollte. Es mußten also noch im Laufe des 16. alle vier preußischen Corps dort zur Verfügung stehen. Das II. Corps (Pirch) hatte von Namur aus am nächsten dahin, auch auf das III. (Thielmann) durfte man rechnen, obwohl es 45 Kilometer zurückzulegen hatte. Bülow konnte sein IV. Corps nur noch mit äußerster Anstrengung am Abende des voraussichtlichen Schlachttages ins Feuer bringen, denn jene Abteilungen seines Corps, die in und bei Lüttich standen, hatten 75 Kilometer zu marschieren. Bülow erhielt die erste Aufforderung zur Vorwärtsbewegung am 15. um 5 Uhr morgens, eine zweite um 11 Uhr vormittags, als sich seine Truppen bereits im Marsch befanden. Sollte Sombreffe noch am 16., wenn auch spät, erreicht werden, so mußten sie am Nachmittag des 15. den Marsch fortsetzen und bis Hannut kommen, wohin sie von Gneisenau gewiesen waren. Bülow hielt die Ausführung des ihm gegebenen Befehles aber nicht für so dringend, daß er seinen Leuten den äußersten Kraftaufwand zumuten solle, und berichtete an das Oberkommando, daß er erst am Morgen des 16. nach Hannut kommen werde. Er selbst befand sich an diesem Morgen noch in Lüttich. Dort traf ihn der Feldjäger, der von Blücher zur mündlichen Aufklärung an ihn abgesendet war. Nun war es klar, daß das IV. Corps das Schlachtfeld an diesem Tage nicht mehr erreichen könne. Zwar wurde den ganzen Tag bei glühender Hitze marschiert, so daß manche Leute vor Erschöpfung oder am Hitzschlag tot zu Boden sanken, am Nachmittag hörte man schon den fernen Kanonendonner. Aber es war noch eine Meile vom Schlachtfelde, als um 10 Uhr abends Halt gemacht wurde.

Wellington erhielt die erste Nachricht von dem französischen Angriffe am 15. um 3 Uhr nachmittags in Brüssel durch den Prinzen von Oranien, der schon am Morgen beim Abreiten seiner Vorposten Geschützfeuer vernommen hatte. Seine Mitteilung wurde durch einen preußischen Offizier, der von Charleroi kam, bestätigt. Der Herzog glaubte nicht an den Ernst der Bewegung bei Charleroi und erwartete den Hauptangriff vom rechten Ufer der Schelde aus. Er ließ zwar durch den preußischen General v. Müffling, der sich in seinem Hauptquartier befand, an Blücher melden, daß er am 16. mit seiner ganzen Macht bei Nivelles stehen werde, um ihn zu unterstützen, gab jedoch Befehle, die dieser Zusage nicht entsprachen, indem er noch immer glaubte, seine Truppen so verteilt halten zu müssen, daß sie auch zu einer Schwenkung nach Westen bereit wären. Es wurden keine Nachtmärsche gemacht, erst am

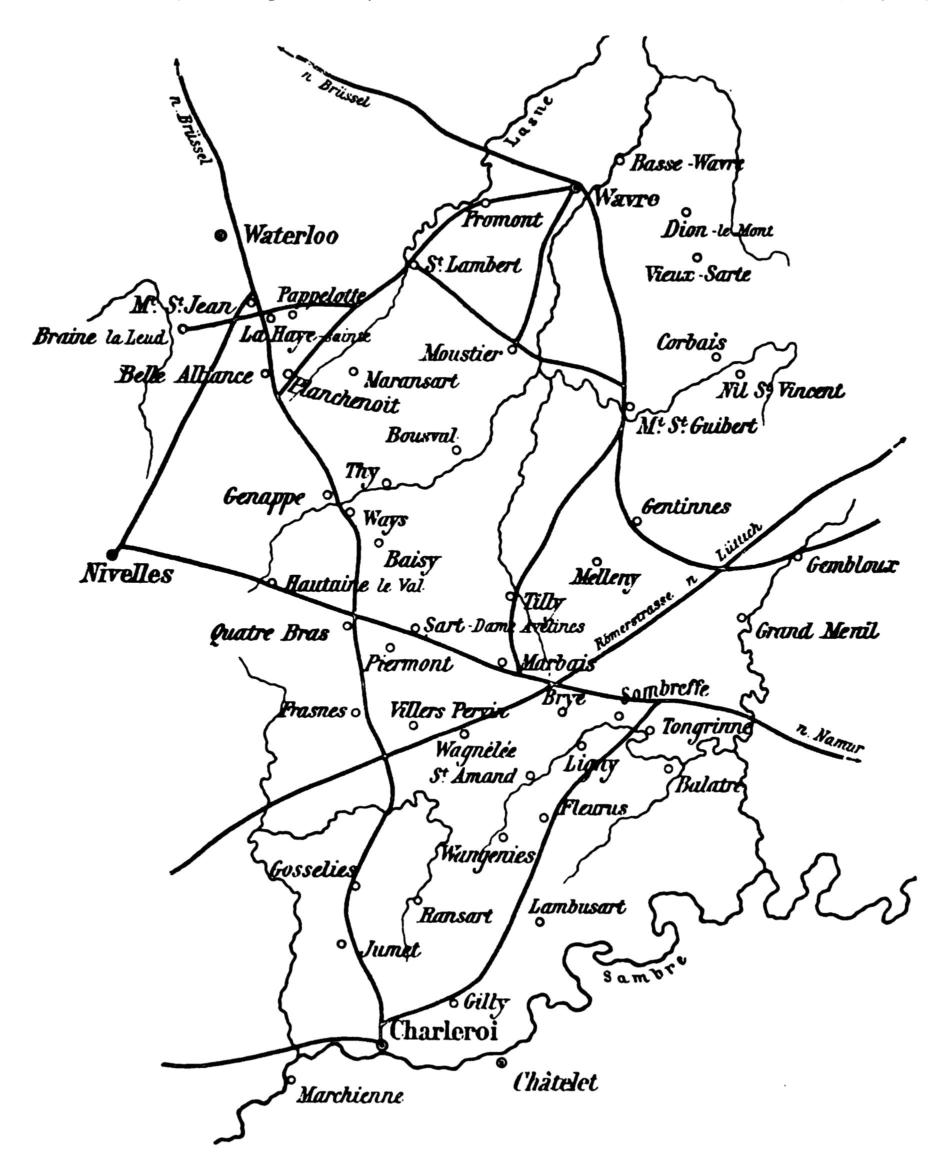
Morgen des 16. Juni zogen die Reserven von Brüssel ab. Nach ihnen ritt Wellington, der in der Nacht noch auf einem Balle gewesen war, über Waterloo nach Quatrebras, wo bereits 7000 Mann vom Corps Oranien gestellt waren. Hier überzeugte sich der Herzog aus den ganz bestimmten, vorliegenden Meldungen, daß das gesamte Heer Napoleons sich nur wenige Stunden vor ihm befinde und daß es sich jeden Augenblick gegen ihn wenden könne. Es war für ihn ganz unmöglich, seine noch weit zurückliegenden Truppen zu einer Schlacht zu vereinigen, durch welche Brüssel gedeckt werden konnte, wenn Napoleon sich am 16. entschloß, den Weg dahin einzuschlagen. „Früheſtens vor Antwerpen konnte man sich wieder vereinigen und die schwersten Verluste waren unvermeidlich."[1]) Es war aber mit Sicherheit zu erwarten, daß Napoleon sich gegen ihn wenden werde, wenn Blücher sich vor der Uebermacht nach Namur oder Lüttich zurückzog, wo der Vereinigungspunkt seiner Armee lag.

Blücher hatte jedoch an Wellington die Nachricht gelangen lassen, er sei willens, bei Sombreffe eine Schlacht anzunehmen und erwarte dort die Unterstützung von seiten des englischen Heeres. Es kam für Wellington alles darauf an, Blücher in diesem Entschlusse zu bestärken und ihm die erwartete Unterstützung zuzusagen, von deren Erscheinen er vielleicht, ja höchst wahrscheinlich die Annahme der Schlacht abhängig machte. „Er schrieb um 10½ Uhr vormittags einen eigenhändigen, noch heute im Kriegsarchiv des Großen Generalstabs zu Berlin aufbewahrten Brief an den Fürsten Blücher, in französischer Sprache, und teilte ihm darin mit, daß von seinen vier Armeecorps das erste bei Nivelles und Quatrebras stehe, das zweite bei Braine le Comte, drei Meilen von Quatrebras; das Reservecorps werde um 12 Uhr in Genappe, ½ Meile von Quatrebras sein, das Kavalleriecorps in Nivelles." (Delbrück.) Von diesen Voraussetzungen war der größere Teil unmöglich. In Quatrebras befand sich in der Zeit, als dieser Brief geschrieben wurde, eine einzige Division, die anderen angeführten Truppenteile hatten erst an demselben Morgen ihre Marschbefehle erhalten und konnten Quatrebras vor dem späten Abend nicht mehr erreichen. Trotzdem soll Wellington die Zusage erneut haben als er zwischen 1 und 2 Uhr mittags bei der Windmühle von Brye persönlich mit Blücher und Gneisenau zusammentraf.[2]) Es wurde ausgemacht, daß die Mitwirkung der englischen Truppen nicht in einem Vorstoße gegen Gosselies bestehen solle, sondern daß die zu diesem Zwecke verfügbare Macht auf der Straße von Quatrebras nach Sombreffe sich an den rechten Flügel der preußischen Stellung anzuschließen habe. Die Frage, ob Wellington selbst an die Möglichkeit geglaubt habe, sein Versprechen zu halten, läßt sich nicht bestimmt beantworten. Jedenfalls ist es sehr schwierig, sie zu bejahen; dagegen liegt die Annahme nahe, daß er durch die Hoffnung auf Unterstützung, den Entschluß Blüchers, die Schlacht in der Stellung

[1]) Delbrück, Leben des Grafen von Gneisenau II. Bd. 176 u. ff.

[2]) Max Lehmann hat in dem Aufsatze „Zur Geschichte des Jahres 1815" (Sybels Histor. Zeitschrift, 38. Band) das Beweismaterial für die Behauptung zusammengestellt, daß Wellington ein bestimmtes Versprechen, an der Schlacht bei Ligny mitzuwirken, gegeben habe. Wellington hat dieser zuerst von Clausewitz mit voller Bestimmtheit geäußerten Behauptung nicht widersprochen.

von Sombreffe zu liefern, bekräftigen wollte. Der größte Schaden, den die Unaufrichtigkeit Wellingtons an jenem Tage angerichtet hat, bestand darin, daß die preußische Heeresleitung bei der Verteilung ihrer Kräfte und der Wahl der Positionen auf das Eintreffen der Engländer gerechnet und den Platz, den diese einzunehmen hatten, offen gelassen hat. Dies war unter allen Umständen fehlerhaft;



26000 Mann, die in der Flanke, ja möglicherweise im Rücken des Gegners erscheinen, müssen sich ihre Position selbst schaffen, sie werden sogar um so überraschender wirken, je schwieriger es ist, die Richtung ihres Stoßes sofort zu erkennen. Auf preußischer Seite wurde dieser Fehler sogar zweimal begangen: einmal am rechten Flügel, der aus dem erwähnten Grunde gegen Westen ungestützt blieb und leicht umgangen werden konnte; das zweite Mal am linken Flügel, wo ein ganzes Corps

dazu verwendet wurde, die mögliche Anmarschlinie für Bülow zu decken, dessen Ankunft ohnehin nicht mehr erwartet werden durfte.

Obwohl die preußische Armee auch ohne das IV. Corps an Stärke den Streitkräften mindestens gewachsen war, welche Napoleon zum Angriffe gegen sie verwendet hat, war die Stellung, die sie einnahm, so ungünstig, daß sie an keinem Punkte mit Ueberlegenheit aufgetreten ist. Ihr rechter Flügel (Ziethen) stand zwischen Ligny, Brye und Sombreffe, der linke (Thielmann) dehnte sich in Hakenform von diesem Orte bis Balatre aus, hinter Sombreffe stand Pirch mit dem II. Corps in Reserve. Als Napoleon um 3 Uhr nachmittags mit dem Angriffe begann, obwohl er nicht darauf gerechnet hatte, daß ihm Blücher, dessen Truppen er nicht so nahe versammelt glaubte, standhalten würde, ließ sich bald erkennen, daß er seine Hauptstärke zur Ueberwältigung des rechten preußischen Flügels verwenden wolle. Auch Napoleon war jedoch in seinen Anordnungen von der Voraussetzung beherrscht, daß er zur Ueberflügelung desselben im Laufe des Tages eine Verstärkung erhalten werde, und richtete seine Stöße vorläufig nur gegen die Front des Gegners. Er hatte nämlich den Marschall Ney mit dem 1. Corps (Erlon) und dem 2. Corps (Reille), zusammen 42000 Mann, schon am 15. in der Richtung von Quatrebras entsendet, mit dem Auftrage, sich dieses Punktes zu bemächtigen, die geringen Kräfte, die ihm Wellington dort entgegenstellen könne, zurückzuwerfen und sich dann links an der Straße nach Marbais zu wenden, um gegen den rechten Flügel der Preußen zu wirken. Ney hatte aber die feindliche Macht bei Quatrebras für stärker gehalten als sie war und war in der Besorgnis, es könnten sich Teile der Wellingtonschen zwischen ihm und der Hauptarmee festsetzen, nur bis Frasnes les Gosselies vorgegangen. Noch am Vormittag des 16. Juni verhielt er sich zuwartend, weil er noch nicht wußte, ob die Schlacht gegen Blücher thatsächlich begonnen werde, und befürchten mußte, daß er von den Preußen mit überlegener Macht und außerdem von seiten Wellingtons angegriffen werden würde, wenn er sich nach Marbais in Marsch setzte. Erst als die ersten Kanonenschüsse aus der Gegend von Fleurus ertönten, griff er mit 22000 Mann die feindliche Stellung bei Quatrebras an und ließ das Corps Erlon in Frasnes zurück. Während sich nun das Gefecht bis Quatrebras, in welchem der Herzog von Braunschweig an der Spitze seiner eigenen Truppen die Todeswunde erhielt, immer ernster gestaltete, war dieses Corps von Napoleon auf das Schlachtfeld von Ligny berufen worden und machte sich dahin auf den Weg. Im Laufe des Nachmittags konnte Wellington seine Streitkräfte bis Quatrebras bringen. Ney fand bei seinen Versuchen, sich dieses Ortes zu bemächtigen, immer nachhaltigeren Widerstand und berief deshalb Erlon zurück. Napoleon hatte mit der Anordnung des letzten Sturmes auf das preußische Zentrum zwei Stunden gewartet, weil er das Eingreifen Neys oder wenigstens eines Teiles seiner Truppen damit verbunden wissen wollte. Schon sah man die Kolonnen von Villers-Pervin gegen St. Amand heranziehen, der Kaiser gab den Befehl zum Angriff, die Kolonnen Erlons aber machten plötzlich Kehrt, um Ney zu Hülfe zu kommen, der bereits im Rückzuge auf Frasnes begriffen war. So hat Erlon im entscheidenden Augenblicke auf beiden Schlachtfeldern gefehlt, obwohl er auf jedem berufen gewesen wäre, den Ausschlag zu geben.

Napoleon ließ durch Soult, der Berthiers Stelle bei ihm vertrat, am 17. an Ney schreiben: „Der Kaiser hat mit Schmerz gesehen, daß Sie gestern Ihre Divisionen nicht beisammen hatten, Sie haben getrennt gefochten und dadurch haben Sie Verlust erlitten. Wären die Corps von Erlon und Reille vereinigt gewesen, dann wäre von dem Corps der Engländer, welches Sie angriff, nicht Ein Mann entkommen. Würde der Graf Erlon die Bewegung auf St. Amand ausgeführt haben, welche der Kaiser befohlen hatte, dann würde die preußische Armee gänzlich vernichtet worden sein und wir würden 30000 Gefangene gemacht haben."

Sieht man von der gewohnten Napoleonischen Uebertreibung ab, so muß man die Richtigkeit der Bemerkungen des Kaisers anerkennen. Die Schlacht war von seiten Blüchers nicht glücklich geführt worden; sie hatte keinen festen Charakter, am rechten Flügel griff die Offensive viel zu weit aus, der linke war defensiv geblieben, mußte eine Brigade nach der anderen abgeben und konnte daher auch am Schlusse des Tages, als man ihn gebraucht hatte, nichts mehr leisten. Die Gefechte in den drei zerstreuten Häusergruppen von St. Amand, die sich bis Wagnélée ausgedehnt hatten, waren außerordentlich verlustreich und konnten den endlichen Rückzug des rechten Flügels auf Brye doch nicht aufhalten. Das ganze zweite Corps war jedoch zur Unterstützung dieser Offensivstöße an das erste herangezogen worden, das Zentrum wurde geschwächt und konnte von Thielmann nicht rechtzeitig verstärkt werden, weil er seine Brigaden zu weit auseinander gezogen hatte. Napoleon erkannte die Fehler der preußischen Truppenverteilung noch vor dem Einbruche der Dunkelheit und führte deshalb noch um 8 Uhr jenen gewaltigen Stoß mit acht Bataillonen alter Garde und zehn Reiterregimentern gegen Ligny aus, der das Schicksal der Schlacht entschied. Es konnte nichts helfen, daß sich der greise preußische Feldherr nun selbst an die Spitze eines Husarenregimentes setzte und eine Attacke mitmachte, die ihn zum Sturz, ja in die größte Gefahr der Gefangenschaft brachte. Der Mut und die Geistesgegenwart seines Adjutanten Grafen Nostitz haben ihn gerettet, als er unter seinem toten Pferde lag und feindliche Kavalleriemassen zweimal an ihm vorübersausten. Zwei Stunden lang war das Hauptquartier ohne Kenntnis von dem Verbleiben des Feldmarschalls, der auf einem Chargenpferde nach Mellery gebracht worden war. General Grolmann leitete die Versammlung des rechten Flügels hinter Brye, Gneisenau entschied die Richtung des Rückzuges. Dies wurde zu einer That von großer strategischer Bedeutung, durch welche der Wert des taktischen Sieges Napoleons gänzlich aufgehoben wurde. Das Schlachtziel des letzteren mußte zunächst darin bestehen, die preußische Armee derart zu erschüttern, daß sich ihre Verbände lockerten und zu ihrer Wiederherstellung mindestens mehrere Tage gebraucht wurden; außerdem aber war es von größter Wichtigkeit, sie von der englischen Armee möglichst weit wegzudrängen, ihrem Abzuge also die Richtung nach Osten zu geben. Beides ist Napoleon nicht gelungen. Trotz ihrer ungeheueren Verluste, trotzdem im letzten Abschnitte der Schlacht ihr Zentrum durchbrochen wurde, führten die Preußen ihren Rückzug in guter Ordnung nicht nach Osten, sondern nach Norden aus. Sobald Gneisenau erkannt hatte, daß die Schlagfertigkeit der Truppen nicht in Frage gestellt sei, war er

entschlossen, die Verbindung mit den Engländern um keinen Preis aufzugeben. Nur durch das Zusammenwirken beider Armeen war es möglich, Napoleons Niederlage herbeizuführen. Wichen die Preußen an die Maas aus, so mußte Wellington Brüssel aufgeben und sich nach Antwerpen zurückziehen. Hielt der Herzog aber trotz der Nähe der Preußen vor Brüssel nicht stand oder brachte er ihnen keine Hülfe, wenn sie Napoleon mit seiner ganzen Kraft am nächsten oder übernächsten Tage angriff, dann war allerdings die preußische Armee einer ungeheueren Gefahr ausgesetzt. Gneisenau nahm dieses Wagnis auf sich, in der festen Ueberzeugung, daß der Armeekommandant seine Entschließung billigen werde. War Blücher tot oder in Gefangenschaft, dann hatte Gneisenau wenigstens eine Situation geschaffen, durch welche der Nachfolger im Kommando auf die Unterstützung Wellingtons angewiesen war.

An dem Kreuzungspunkte der alten Römerstraße mit der Straße Nivelles-Namur gab Gneisenau den Befehl: Nach Tilly und Wavre (Waweren)! Darin lag bereits die Idee der Schlacht von Belle-Alliance. Die französische Armee, die sich seit 36 Stunden nahezu in unausgesetzter Bewegung befand, war nicht in der Lage, den Rückzug der Preußen zu stören. Sie bedurfte dringend der Ruhe, denn sie mußte gefaßt sein, am nächsten Tage einem immerhin nicht unmöglichen Angriffe Wellingtons begegnen zu können. Die Generale Grolmann und Jagow konnten bis Mitternacht den Abmarsch des I. und II. Corps überwachen, deren Brigaden noch die Nacht hindurch nach Wavre abmarschierten. Bei Tilly blieb die Reiterbrigade Sohr vom II. Corps stehen. General Thielmann brachte die vier Brigaden seines III. Corps nach Gembloux. Dort trafen sie am Morgen des 17. Juni mit der Vorhut Bülows zusammen, der sich mit Thielmann bald über ein Zusammentreffen in Corbais verständigte. Noch im Laufe des Nachmittags trafen die Weisungen aus dem Hauptquartier ein, welche die Fortsetzung des Marsches der beiden Corps bis Dion-le-Mont und Wavre veranlaßten, der von den Franzosen völlig unbemerkt von statten ging.

Der Verlust der Preußen betrug in der Schlacht bei Ligny 14000 Tote und Verwundete, 5000 Versprengte; mit Zurechnung von 1000 Mann, die schon am 15. gefallen und kampfunfähig gemacht worden waren, muß die preußische Armee am 17. bereits um 20000 Mann schwächer angenommen werden. Die englisch-niederländische Armee hatte bei Quatrebras 4500 Mann eingebüßt; Napoleon auf beiden Schlachtfeldern zusammen 16000.

Das wichtigste für die Fortsetzung des Feldzuges auf seiten der Verbündeten war nun die Verständigung zwischen Wellington und Blücher. Ersterer war während der Nacht in Unkenntnis über das Schicksal der Preußen geblieben; am Morgen des 17. erst wurde durch hin und wider verkehrende Adjutanten die Sachlage festgestellt; den ganzen Tag über wurde der Nachrichtenwechsel zwischen den beiden Feldherren lebhaft unterhalten, der Inhalt der Meldungen gestaltete sich immer günstiger für die englisch-niederländische Armee. Wellington hatte nach den ersten Auseinandersetzungen mit den Boten Blüchers und mit dem preußischen General v. Müffling, der seinem Hauptquartier zugeteilt war, bereits die Erklärung abgegeben, er werde nach Mont St. Jean zurückgehen und dort am nächsten Tage, wenn er angegriffen werde, die Schlacht

annehmen, sofern ihm wenigstens ein preußisches Corps (30000 Mann) zu Hülfe gesendet werde. Blücher sagte das Erscheinen eines Corps sofort zu; am Abend war er bereits in der Lage, die Mitwirkung zweier Corps zu versprechen, am Morgen des 18. ging ein Schreiben an Müffling ab, worin der greise Held, der sich von den Folgen seines Sturzes noch kaum erholt hatte, sich anheischig machte, mit seiner ganzen Armee auf das Schlachtfeld zu marschieren. Gneisenau versicherte Müffling seiner Zustimmung, trug ihm jedoch auf, sich volle Sicherheit darüber zu verschaffen, daß Wellington ernstlich schlagen und nicht nur demonstrieren wolle. Als dieses Schreiben in das englische Hauptquartier gelangte, waren die Spitzen des II. und IV. preußischen Corps bereits auf dem Marsche nach Belle-Alliance begriffen. Bülow war am 17. abends in Dion-le-Mont angelangt und hatte den Befehl erhalten, am 18. früh durch Wavre zu marschieren und sich nach St. Lambert zu wenden, um dort entweder stehen zu bleiben oder, wenn die Schlacht zwischen Napoleon und Wellington schon begonnen haben sollte, mit aller Kraft in die rechte Flanke der französischen Armee einzufallen. Bei Mont St. Guibert sollte nur ein Beobachtungsdetachement aufgestellt werden. Das II. Corps hatte Bülow zu folgen, das I. und III. sich zuletzt in Bewegung zu setzen. Im Laufe des 17. hatte die ganze preußische Armee wieder ihre Schlagfertigkeit erreicht, weil sie auch in den Besitz der nötigen Munition gelangt war, die durch den Obersten v. Röhl noch am Abend der Schlacht von Ligny glücklich aus dem nach Lüttich zurückgehenden Train herausgenommen und nach Wavre geleitet worden war. Sämtliche Bewegungen der preußischen Heeresabteilungen am 17. waren vom Feinde ungestört geblieben, ja von demselben nicht einmal bemerkt worden.

Wellington war, wie er bereits an Blücher gemeldet hatte, am 17. nachmittags von Quatrebras auf der Brüsseler Landstraße bis Mont St. Jean zurückgegangen, wo sich eine von Nivelles kommende Hauptstraße und ein von Braine la Leude nach St. Lambert führender Fahrweg mit derselben kreuzte. Die englische Kavallerie blieb noch bei Quatrebras zurück und verbarg den Rückzug des Herzogs, so daß Ney zur Störung desselben nichts unternahm. Dieser setzte sich ziemlich gleichzeitig mit Napoleon in Bewegung, mit dessen Heersäule er bei Quatrebras zusammentraf.

Napoleon hatte den Vormittag auf dem Schlachtfelde des verflossenen Tages zugebracht, seine Truppen abkochen lassen und ihnen reichliche Erholung gegönnt, um sie für ihre nächste Aufgabe, das Zusammentreffen mit Wellington, zu kräftigen. Zur Verfolgung der Preußen war Grouchy bestimmt, der am 16. gegen deren linken Flügel gestanden, mit demselben jedoch nicht in Fühlung geblieben war. Dieser sandte die Reiterdivision Pajol zuerst nach Namur, dann gegen Gembloux und wurde durch keinerlei Wahrnehmung von der Ansicht abgelenkt, daß die preußische Armee sich auf dem Rückzuge an die Maas befinde. Eine versprengte preußische Batterie, die ihm in die Hände fiel, befestigte ihn vielmehr darin. Auch Napoleon war ganz und gar von der Voraussetzung befangen, er habe Blücher gänzlich aus dem Wege geräumt und es erübrige ihm nur, mit Wellington in der gleichen Art zu verfahren. An die Möglichkeit eines Zusammenwirkens beider Heere in den nächsten Tagen hat der Kaiser weder am

17. noch am Morgen des 18. auch nur einen Augenblick gedacht. Er teilte die Armee, mit welcher er am 16. die Preußen geschlagen hatte, überließ dem Marschall Grouchy die Corps Vandamme und Gérard mit den Reiterdivisionen Excelmans und Pajol, zusammen 35 000 Mann, und übertrug ihm die Aufgabe, die ganze Armee Blüchers zu verfolgen oder wenigstens in größtmöglicher Entfernung von Wellington festzuhalten. Dazu war es aber, ohne daß er dessen bewußt war, schon zu spät. Die Zeit, in der es vielleicht möglich gewesen wäre, dieses Ziel zu erreichen, der Abend des 16. und der Morgen des 17. Juni, war unbenützt geblieben. „Also der Plan, die Uebermacht des Gegners getrennt zu erhalten und die getrennten Teile nacheinander einzeln zu schlagen, dessen erste Hälfte am 16. Juni noch geglückt war, der Feldzugsplan des strategischen Durchbrechens war jetzt gescheitert. Blücher konnte durch die viel schwächeren, unter Grouchy zu spät hinter ihm hergesendeten Kräfte nicht mehr abgehalten werden an Wellington heranzumarschieren, und wenn dieser im Vertrauen hierauf dem Kaiser die Spitze bot, so traf demnach letzterer auf des Gegners vereinigte Uebermacht. Wollte er aber dieses vermeidend die Angriffsoperationen aufgeben, sich auf die Defensive beschränken, so gab er gleichfalls den Feldzug verloren, denn sicher versäumten die vereinigten und überlegenen Gegner dann nicht auf ihn vorzugehen. Seine Zeitversäumnisse, seine Langsamkeit im Entschlusse und im Handeln waren es, die ihn dazu geführt hatten, ebenso wie die Schnelligkeit in der Auffassung, die Rastlosigkeit in der Ausführung es gewesen waren, die 1796 den jugendlichen Führer zu so überraschenden Erfolgen führten. Das früher so lebhafte Nervenleben des Kaisers war abgestumpft und träge geworden.“ [1])

Das heftige Regenwetter, das am Nachmittag des 17. eintrat, trug dazu bei, einen Zusammenstoß zwischen dem französischen und englisch-niederländischen Heere am 17. zu verhindern und die Auffindung der Spuren Blüchers durch Grouchy zu erschweren. Am Morgen des 18. war die ganze Gegend von Nebeln eingehüllt, der aufgeweichte Lehmboden verzögerte die Bewegungen aller Truppenteile, namentlich der Artillerie. Während diese Schwierigkeiten jedoch von den Preußen, obwohl sie zum Teile große Entfernungen zurückzulegen hatten und fast ohne jede Verpflegung blieben, mit zäher Ausdauer überwunden wurden, verschleppte Napoleon den Vormittag mit den Vorbereitungen zur Schlacht, in der Meinung, daß sein Angriff um so besser gelingen werde, wenn er das Ablaufen der Gewässer abwarte. An der Notwendigkeit derselben konnte er nicht mehr zweifeln, nachdem er in der Nacht die ausgedehnte Linie der feindlichen Wachtfeuer vor sich erblickt hatte. Würde er einige Stunden früher zur Eröffnung der Schlacht geschritten sein, so hätte er die Stellungen der Engländer vielleicht durchbrochen gehabt, ehe die preußischen Corps ihnen zu Hülfe kommen konnten.

Wellington versammelte seine Streitmacht auf den Anhöhen südlich von Mont St. Jean in einer einfachen Doppellinie. Vor dem linken Flügel schuf

---

[1]) Yorck von Wartenburg, Napoleon als Feldherr II, 396. Zu den Ursachen dieser Erscheinung zählt der Verfasser auch Erkrankungen des Kaisers, die ihn am Reiten hinderten.

er sich in den Wirtschaftsgebäuden des Landgutes Hougomont, vor dem Zentrum in den Gartenmauern und Stallungen von La Haye sainte sehr wertvolle Befestigungen. Sein äußerster linker Flügel stützte sich auf die Häusergruppe Pappelotte. Es waren nur 68 000 Mann, die in diese 5000 Schritte lange Fronte eingerückt waren, 19 000 Mann unter dem Prinzen Friedrich von Oranien standen zwei Meilen vom Zentrum bei Hal, weil Wellington eine Umgehung seines rechten Flügels fürchtete. Um die Verbindung mit diesem Corps aufrecht zu erhalten, war eine niederländische Division bei Braine la Leude aufgestellt, die im Verlaufe der Schlacht zur Behauptung von Hougomont herangezogen wurde. Unter den Truppen, die unter dem Befehle des Herzogs standen, ragen vor allen 21 000 Mann der königlich großbritannischen Armee hervor, Engländer, Schotten und Iren, durchweg wohlgeschulte, kriegserfahrene Leute, die sich bereits in Spanien mit den Franzosen gemessen hatten. Ihnen kamen an Wert von den Deutschen nur die 3000 alten Braunschweiger, 2900 Nassauer und die 4300 Mann der deutschen Legion gleich; die Hannoveraner, 20 500 Mann, sowie die 4000 jungen Braunschweiger waren Rekruten von ungenügender Ausbildung und ohne Erfahrung; den geringsten Grad der Tüchtigkeit unter den Schlachtgenossen konnte die königlich niederländische Armee, 28 000 Mann stark, beanspruchen, es waren viele Belgier darunter, die lieber unter den kaiserlichen Adlern ihr Blut verspritzt hätten; andere, deren Tapferkeit überhaupt keine starke Probe aushielt. Wellington hatte es notwendig gefunden, die Divisionsverbände zu lösen und Brigaden verschiedener Nationalität zusammenzustellen, damit nicht ein größerer Teil der Schlachtlinie ganz versagen könne; dadurch war es auch möglich, eine alt-englische Einrichtung beizubehalten, die schon in den Schlachten des spanischen Erbfolgekrieges beobachtet werden kann: sie senden erst die gezahlten Hülfstruppen voraus, denen der Vorpostendienst und das Tirailleurgefecht überlassen wird, und sparen die eigene Kraft auf das geschlossene Vorgehen im Augenblicke der Entscheidung. „Die Hauptstärke des englischen Fußvolkes bestand in einem richtigen, mit Ruhe angebrachten Bataillonsgewehrfeuer, womit sie jeden Angriff der Reiterei abwies. Eine bei weitem größere Beweglichkeit als das Fußvolk hat die Reiterei, welche die bestberittene der Welt ist. Daher ist das Loslassen von Reiterbrigaden, die eigentliche Angriffsbewegung des englischen Heeres, immer unwiderstehlich. Alles niederwerfend, allein hierdurch oft in Gefahr, zu weit vorgegangen zu sein und von ihrem Rückhalt abgeschnitten zu werden" (Damitz).

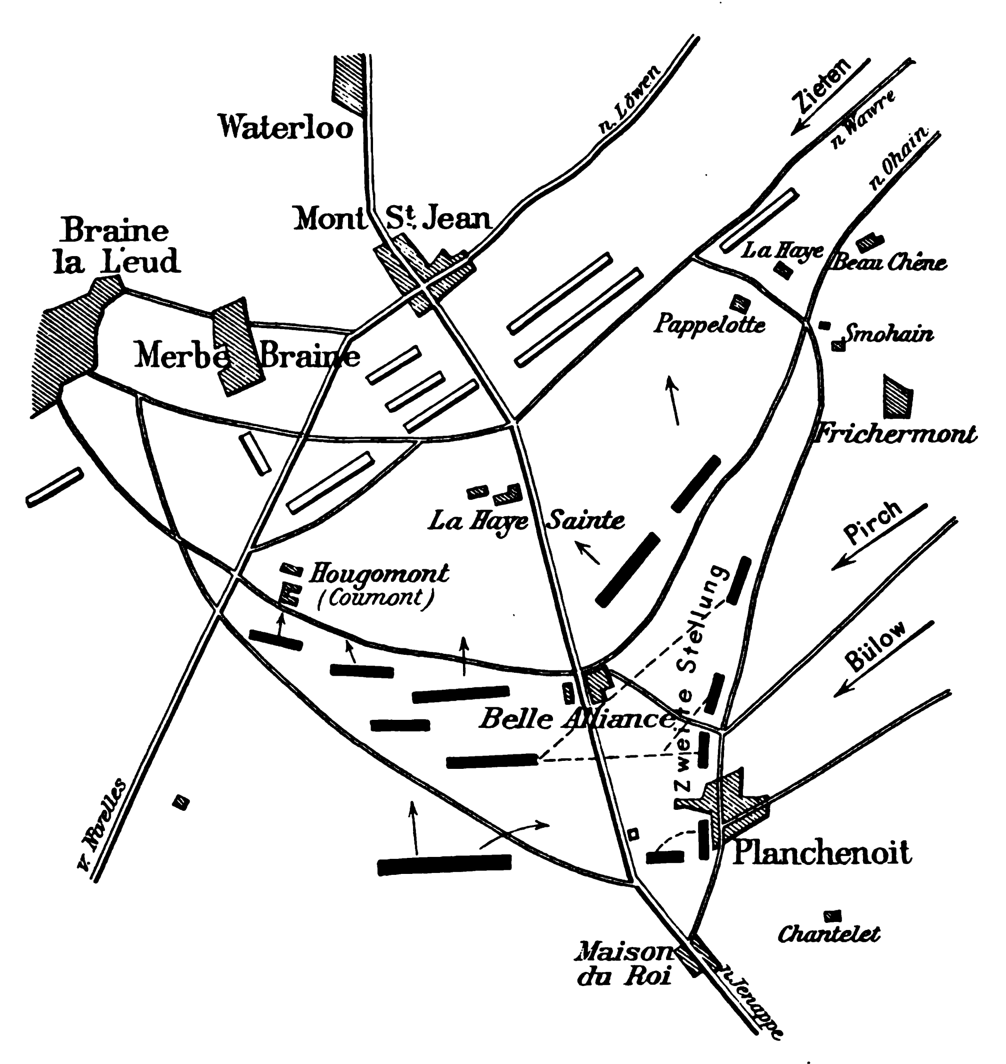
Die Engländer waren, wie Delbrück in seiner Besprechung der Schlacht von Belle-Alliance im „Leben Gneisenaus" ausführt, „die echten Repräsentanten des Kriegertums, das im Siebenjährigen Kriege seine höchsten Triumphe gefeiert hatte. Hier bei Waterloo hatte die Truppe aus geworbenen, scharf gedrillten Mannschaften mit dem vornehmen Offiziercorps ihren letzten, fast glänzendsten Erfolg." Mit ihr konnte Wellington, der als Feldherr ebenfalls der Prärevolutionsperiode angehört, die Aufgabe einer großen Verteidigungsschlacht am besten lösen. „Für nichts in der Welt hätte der britische Feldherr geeigneter sein können. Er hatte eine Position zu halten und er hielt sie. Nichts lag ihm ferner als die kriegerische Leidenschaft, die bei Ligny die Preußen verleitet hatte, offensiv vorzugehen, ehe es noch dazu an der Zeit war. Zum großen Teil dadurch war die

Schlacht verloren gegangen. Wellington verfiel weder selbst in diesen Fehler, noch überschritt irgend einer seiner Untergebenen darin seine strenge, stets festgehaltene Instruktion. Unser Plan ist ganz einfach: die Preußen oder die Nacht, war die Ordre, die er ausgab. Aushalten bis auf den letzten Mann." Seine Stellung war der defensiven Aufgabe, die er sich gestellt hatte, mit großer Einsicht und fast übertriebener Vorsicht angepaßt. Die Detachierung des Corps nach Hal ist nach modernen Anschauungen ein Fehler. In Wellingtons Ueberzeugung war sie begründet. Er vernachlässigte nur seinen linken Flügel, weil er dort auf die Ankunft der Preußen rechnete und rechnen durfte, den rechten streckte er weit aus, bis er keine Ueberflügelung mehr zu besorgen hatte. Dann erst, als er sah, daß Napoleon die Entscheidung wieder im Zentrum suchte, zog er Verstärkungen an dasselbe heran.

Die französische Armee, deren Angriff sich Wellington ausgesetzt sah, bestand aus den Corps Reille, Erlon und Lobau, der alten, mittleren und jungen Garde unter den Generalen Friant, Morand und Duhesne, aus den Kavalleriecorps Valmy, Milhaud, Lefebure-Desnouettes, den Divisionen leichter Reiter Jaquinot, Domont, Subervic und Guyot. Sie hatte eine zahlreiche Artillerie bei sich, 240 Geschütze mit 4000 Mann Bedienungsmannschaft und war darin dem Gegner überlegen, der gewiß nicht mehr als 200, nach manchen Berichten nur 150 Geschütze ins Feuer bringen konnte. Bevor Napoleon das Zeichen zum Angriff gab, hielt er eine Art von Parade ab. Die Truppen formierten sich in drei Treffen und in fächerförmiger Gliederung im Angesichte des Feindes, der das glänzende kriegerische Schauspiel in keiner Weise störte. Der Kaiser ritt mit dem großen Gefolge die Reihen in der ganzen Ausdehnung des Schlachtfeldes ab und wurde mit stürmischen Zurufen empfangen. Es war ein großartiges Abschiedsfest, die letzte Schaustellung jener Soldatenmacht, die es für kurze Zeit bis zur Herrschaft über Europa gebracht hatte. Napoleon noch einmal der Schlachtenkaiser — und nimmer wieder! „Noch in der Erinnerung schwelgte er in der Großartigkeit dieses Moments. Die Erde schien stolz, so viele Tapfere zu tragen, heißt es in den Memoiren von St. Helena. Wir dürfen annehmen, daß an jenem Tage eine ähnliche Empfindung die ganze Armee ergriff. Der moralische Impuls, der sie beseelte, war nicht so sehr der nationale, als der spezifisch militärische Enthusiasmus. Der Soldat war es, der den Kaiser zurückgerufen hatte auf den Thron und sein eigenes Dasein verteidigte in dem Kampfe für das Kaisertum. Die Begriffe, die ihn entzündeten, waren nicht so sehr Vaterland und Freiheit, als die Fahne und der Kriegsherr" (Delbrück). Die Truppen, die sich an diesem großartigen Schlachttage für das Kaisertum ihres großen Generals opferten, gehörten zu den besten, die Napoleon jemals in den Kampf geführt hat, es waren zum großen Teile aus Rußland und Deutschland zurückgekehrte Kriegsgefangene, die auf eine lange Dienstzeit zurückblicken konnten und die glorreichsten Tage des napoleonischen Heldentums miterlebt hatten. Sie hätten über Wellingtons Heer trotz aller Zähigkeit des Widerstandes siegen müssen, wenn es allein geblieben wäre.

Der Angriff auf die englische Stellung erfolgte gegen Mittag von seiten der Corps Reille und Erlon. Die Division Jérôme des ersteren bemächtigte

sich der Umgebung von Hougomont, aber das Schloß selbst vermochte sie nicht zu nehmen, auch den von La Leude herangezogenen Verstärkungen gelang es nicht. Die Besatzung hielt in den brennenden Gebäuden und umtost von wechselvollen Vorstößen von beiden Seiten so lange aus, bis ihr Schicksal auf einem anderen, dem entgegengesetzten Punkte des Schlachtfeldes entschieden war. Etwas erfolgreicher gestaltete sich der Angriff gegen La Haye sainte, wo nach einem



zweistündigen Geschützfeuer die Stürme der französischen Bataillone begannen. Eine niederländische Brigade wurde sofort geworfen, aber die deutsche Legion, welche hier focht, und die britischen Grenadiere thaten ihre Schuldigkeit und hielten den Platz, bis die vorbrechenden Reitergeschwader gegen die Franzosen losstürmten und ihnen Luft machten. Auch La Haye sainte wurde bis 6 Uhr abends gehalten. Auf diesem Kampfplatze spielten sich die Heldenthaten der schottischen und irischen Reiterregimenter ab, die mit französischen Kürassieren und Lanzenreitern zusammenprallten; hier fiel der englische Divisionsgeneral

Picton, der Reitergeneral Posonby, der tapfere Oberst der deutschen Legion Ompteda. So oft die Franzosen auch die Anhöhe heraufstürmten und auf dem Kamme Fuß zu fassen trachteten, immer wieder wurden sie geworfen, immer wieder wurde ihnen der Sieg, den sie schon sicher in den Händen zu haben glaubten, entrissen. Seit 1 Uhr wußte Napoleon, daß er es nicht mit Wellington allein zu thun haben werde; bei St. Lambert war eine anmarschierende Kolonne entdeckt worden und bald hatte man die Aufklärung erhalten, daß es nicht Grouchy, sondern die Vorhut des preußischen Corps war, das zur Schlacht von Ligny nicht zurechtgekommen war. Das konnten nicht die versprengten Truppen sein, die Grouchy vor sich hertreiben sollte, wenn er sie in der Nähe von Wavre traf. Dorthin hatte ihn ein um 10 Uhr vom Kaiser abgefertigter Befehl berufen, von Wavre aus sollte Grouchy selbst linksschwenkend auf den rechten Flügel der Engländer wirken. Es ist unaufgeklärt, ob Napoleon um 1 Uhr die Lage schon vollkommen erkannt hat. Seine Handlungen lassen auf das Gegenteil schließen; die Armee hat noch bis zum Abende an dem Vertrauen auf die Hülfe Grouchys festgehalten, die man ihr in Aussicht stellte. Der Kaiser scheint angenommen zu haben, daß die Preußen geteilt seien und Grouchy sich zwischen sie eingekeilt habe, also auch in der Lage sei, das preußische Corps, welches auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance erschien, im Rücken anzufallen. Er behauptet übrigens in seinen Memoiren, dem Marschall schon am 17. abends den Befehl zugesendet zu haben, er möge sich ihm nähern, um am nächsten Tage an der Schlacht teilnehmen zu können. Am Morgen des 18. will er einen Offizier zur Wiederholung dieses Befehles an Grouchy abgefertigt haben. Beide Behauptungen entbehren der Berechtigung; die Befehle, die Napoleon später gegeben haben wollte, sind nicht nur nicht an Grouchy gelangt, sie sind überhaupt nicht gegeben worden.

Als der Kaiser von der Annäherung Bülows unterrichtet war, ließ er das 6. Corps Lobau und die Reiterdivisionen Subervic und Domont gegen diesen Stellung nehmen; er mag sich damals noch der Erwartung hingegeben haben, diese Kräfte würden genügen, um die Preußen in ausreichender Entfernung vom Schlachtfelde zu halten, bis er Wellington geschlagen habe. An den Rückzug dachte er nicht, wie Gneisenau richtig angenommen hat. „Er wird alle seine Kraft zusammennehmen, um die Engländer zu schlagen, ehe wir heran sind.“ Mit dem Rückzuge hätte er die Aussicht auf den Sieg für immer verloren, den einzigen Plan, der ihn retten konnte, aufgegeben. Er mußte und er konnte noch siegen! Das war sein einziger Gedanke, die Abwägung der eigenen und der fremden Kräfte, auf der die Entschlüsse des Feldherrn beruhen müssen, beschäftigte ihn nicht mehr. Und doch hatte er weder einen Gedanken zur Verfügung, durch welchen er der unheilvollen Situation eine Wendung zum Besseren geben konnte, noch hat er in dem Augenblicke, da sein Befehl noch seine Heerscharen lenkte, alle Macht, über die er verfügte, in die Wagschale geworfen. Es hätte der strategischen Idee, durch welche die Schlacht hervorgerufen war, entsprochen, daß er den linken Flügel Wellingtons, der schwächlich genug bestellt war, umfaßt und hinter das Zentrum zurückzuwerfen versucht hätte. Er konnte mit seinem Ueberflusse von Kavallerie nach Pappelotte vorstoßen und

dadurch den rechten Flügel Erlons entlasten; er konnte einen Teil der Garde dahin ziehen und sie links einschwenken lassen. Dies hätte die Stürme auf La Haye sainte unterstützt und die englische Linie ins Wanken gebracht, ehe die Preußen in dieselbe eintreten konnten. Blieb er jedoch bei dem zentralen Vorstoße in der Richtung von Mont St. Jean, so mußten die Garden unmittelbar nach den Kavallerieattacken auf den Höhen neben La Haye sainte eingreifen. Es geschah nicht; die Tapferkeit Neys, der persönlich den Angriff in dieser Richtung leitete, konnte nicht verhindern, daß die vereinzelten Vorstöße erfolglos blieben.

Bülows Vortruppen waren um ½5 Uhr zum erstenmal in Planchenoit eingedrungen, mußten es aber wieder räumen, weil die Unterstützung noch nicht herangekommen war. Als das ganze IV. Corps beisammen war, wurde Planchenoit abermals genommen. Um 7 Uhr rückte die alte Garde gegen das Dorf heran und warf die Preußen zum zweitenmal hinaus. Gleichzeitig war La Haye sainte in den Besitz der Franzosen gekommen. Jetzt erst führte Napoleon die letzten 10 Bataillone der Garde, die er zur Hand hatte, gegen Wellingtons Zentrum vor. Die englischen Reihen waren bereits so sehr gelichtet, daß sie den gewaltigen Stoß nicht mehr parieren konnten. Auch mit der vom rechten Flügel herbeigeholten Reiterei Hills würde Wellington das ungestüme Vorbringen der „Bravsten der Braven" nicht haben aufhalten können, wenn nicht Ziethen um diese Zeit auf seinem linken Flügel in die Schlacht eingegriffen hätte. Dieser hatte mit seinem Corps die Richtung auf Pappelotte eingehalten, obwohl ihn Blücher zur Unterstützung Bülows nach Planchenoit heranrufen ließ. Von der Gefahr der Engländer unterrichtet, strebte er geradeswegs dem bedrohtesten Punkte des Schlachtfeldes zu. Bald nach 7 Uhr eröffnete seine Artillerie das Feuer gegen den rechten Flügel Erlons und trieb dessen Division Durutte zurück. Sie stieß auf die Kaisergarde, die eine kurze Strecke zurückgewichen war, um sich zu einem neuen Sturme zu rüsten. Sie war entschlossen, ihre letzte Kraft einzusetzen, da man ihr vorgespiegelt hatte, daß soeben Grouchy auf dem Schlachtfelde eingetroffen sei. Als statt seiner die Preußen in ihrer Flanke erschienen, mußte sie befürchten, abgeschnitten zu werden, und ging in fluchtartiger Eile zurück. Jetzt erst wußte Wellington, daß der Sieg erstritten war. Seit sechs Stunden war ihm das Nahen Blüchers angekündigt, aber vergeblich wartete er auf eine Entlastung seiner schwer bedrängten tapferen Brigaden. Er mußte die größten Anforderungen an ihre Widerstandskraft stellen, von einer Stellung zur anderen flog er in seinem blauen Ueberrocke, wo es zu einer Attacke kommen mußte, da winkte er mit seinem breiten Hute, der keine militärische Auszeichnung außer den Kokarden der Alliierten zeigte. Doch furchtbar mähte der Tod unter seinen Treuen, die unscheinbaren Reste ganzer Bataillone konnten keine imponierenden Heerhaufen mehr bilden. Schon war der Rückzug nach Motn St. Jean und Waterloo ins Auge gefaßt worden. Ziethens Eingreifen machte ihn überflüssig. Mit den Preußen zugleich rückten auch die Engländer den fliehenden Franzosen nach und drängten sie nach Belle-Alliance.

Inzwischen war auch das II. preußische Corps vor Planchenoit eingetroffen, zum drittenmal wurde das Dorf genommen; Pirch und Bülow gingen vereint

auf die Straße los, die nach Quatrebras führt; die französische Rückzugslinie wurde unter das Feuer ihrer Geschütze genommen. Das war der Untergang der kaiserlichen Armee. In wenigen Minuten lösten sich die bisher zusammengehaltenen Truppenteile auf, ein immer dichter werdender Knäuel von Fliehenden wälzte sich von Belle-Alliance nach Maison du Roi, umringt, umflutet von preußischen Reitergeschwadern, die nicht mehr von starrenden Bajonetten, sondern nur mehr durch die gestaute, wehrlose Menschenmasse aufgehalten wurden. Bei Belle-Alliance ließ Wellington seine Truppen halten, auch ihre Verbände waren gelöst, ihre Kräfte erschöpft. Die Verfolgung fiel den Preußen zu. Gneisenau, der die Angriffe auf Planchenoit geleitet hatte, war der Mann, die Niederlage des Gegners bis zur völligen Vernichtung zu steigern. Während die beiden Feldherren sich in einem Gehöfte vor Belle-Alliance begrüßten und, von der Gewalt der Ereignisse übermannt, sich in die Arme fielen, sammelte er einige marschfreudige Bataillone und Schwadronen und — in die Nacht hinein ging's vorwärts, hinter den Franzosen her, die ruhelos von Ort zu Ort getrieben wurden. So oft ihre Generale eine Nachwehr bilden, Bataillonsmassen herstellen, einige Schwadronen zum Stehen bringen wollten, genügten die ersten Schüsse der ihnen auf dem Fuße folgenden preußischen Füsiliere, um alles auseinanderzustäuben. Die nächtliche Treibjagd, die bis zum grauenden Morgen fortgesetzt wurde, hat eine so große Verwirrung unter den Fliehenden hervorgerufen, daß an die Wiederherstellung der taktischen Ordnung nicht mehr zu denken war. Gneisenau gelangte an der Spitze einiger Bataillone bis Frasnes, seine Vorposten standen am 19. früh 2½ Meilen vom Schlachtfelde. Die Ausdauer der Truppen, die ihm gefolgt waren, wurde nicht schlecht belohnt. Wenn es auch dem Kaiser gelungen war, seine Person zu retten, die in Genappe bereits in große Gefahr gekommen war, so fiel doch sein kostbares Geräte, fielen seine goldenen und silbernen Teller, sein Kriegsschatz, seine Diamanten den Preußen in die Hände, nicht zu gedenken der 200 Geschütze, die erst in der Nacht genommen wurden, weil die Flüchtigen sie nicht wegbringen konnten.

Die Ergänzung zur Schlacht bei Belle-Alliance bildet das Gefecht bei Wavre zwischen dem preußischen Corps Thielmann und Grouchy. Dieser war erst um 2 Uhr nachmittags mit größeren feindlichen Truppenmassen in Berührung gekommen und hatte bald darauf das Gefecht gegen die Nachhut Thielmanns begonnen, der ebenfalls im Abmarsch über die Dyle begriffen war. Der preußische General nahm mit seinen 20 000 Mann sofort eine vortreffliche Verteidigungsstellung auf den Abhängen des linken Dyleufers ein, die Grouchy trotz seiner bedeutenden Uebermacht nicht zu bewältigen im stande war.[1]) Hier machte erst die Nacht dem Kampfe ein Ende. Gegen Morgen wurde er wieder auf-

[1]) Marmonts Bericht über die Schlacht von Belle-Alliance, die er nur vom Hörensagen kennt, ist auch in Hinsicht auf das Gefecht von Wavre aus einer Reihe absichtlicher Lügen zusammengesetzt. Er behauptet u. a., die Dyle sei vollkommen ungedeckt gewesen, der Marsch der Preußen sei ohne jegliche Formation vor sich gegangen, Grouchy hätte die ganze Armee Blüchers, die mindestens zweimal so stark war, als die seine, vernichten können. Diese Behauptung ist ebenso richtig, als die andere Marmonts, daß Wellington die Schlacht ohne die Preußen gewonnen habe.

genommen und dabei das III. preußische Corps allmählich zum Rückzuge gezwungen, da es ohne Unterstützung blieb. Blücher hatte das II. vom Schlachtfelde von Belle-Alliance an die Dyle abschwenken lassen, es leistete auch das Unglaubliche, daß es den gewaltigen Anstrengungen des Schlachttages noch einen Nachtmarsch folgen ließ, aber es traf die Richtung nicht und befand sich am 19. zu weit südlich von Wavre, um in das Gefecht eingreifen zu können. Als Grouchy endlich, nachdem er von den Ereignissen auf dem Entscheidungspunkte verständigt worden war, den Abmarsch antrat, beschränkte sich General Pirch darauf, ihm beobachtend zu folgen, er griff ihn nicht an, sondern ließ ihn über Namur abmarschieren. Die Uebereinstimmung in den Bewegungen Thielmanns und Pirchs, die Grouchy hätte zur Kapitulation zwingen können, war nicht erreicht worden, es scheint auch nicht, daß darauf von seiten der preußischen Heeresleitung ein besonderes Gewicht gelegt worden ist. Da Gneisenau nicht gleichzeitig die Verfolgung Napoleons durchsetzen und die Operationen gegen Grouchy leiten konnte, hat er vielleicht besser daran gethan, sich der ersten Aufgabe zu widmen, deren Erfolg der glänzendste wurde.

Die Menschenopfer, welche die Schlacht von Belle-Alliance verlangte, waren außerordentlich groß. Die englisch-niederländische Armee hatte 15000, die preußische bei allen vier Corps 9000 Tote und Verwundete, die Verluste der Franzosen konnten niemals genau erhoben werden, da die geschlagene Armee nicht mehr organisiert wurde; 35000 Mann sind von ihr nach Paris zurückgekehrt, somit hat sie nahezu die Hälfte ihres Bestandes samt 250 Geschützen eingebüßt. Unter den absolut und relativ blutigsten Schlachten der Neuzeit nimmt nach Jähns Belle-Alliance die dritte Stelle ein. Die Kunst der Kriegführung hat durch die letzte Schlacht, die das Schicksal des gewaltigsten Kriegsfürsten aller Zeiten besiegelte, einen merklichen Fortschritt erfahren; aber nicht durch ihn. Napoleon steht nicht mehr auf der Höhe seines Könnens. Er hat die vortreffliche Idee, die er seinem Feldzuge zu Grunde gelegt hat, nicht mit voller geistiger Kraft und nicht mit der Energie, die ihm sonst innewohnte, durchgeführt. Aber seine Gegner hatten von ihm gelernt, vor allem die Preußen, die den Sieg entschieden haben. Alle ihre Anstrengungen gehen dahin, auf dem Schlachtfelde die Ueberlegenheit der Massen herzustellen, alle Kraft zu vereinigen, ohne Rücksicht auf die Sicherung des Rückzuges, auf Verpflegung und Ermüdung der Truppen. Blücher und Gneisenau sind einig darüber, daß sie die größtmögliche Kraft an dem Tage des Kampfes zwischen Napoleon und Wellington auf dem Schlachtfelde selbst in Verwendung bringen müssen. Auf dem Zusammenwirken der beiden Armeen beruht nicht die Möglichkeit, sondern die Gewißheit des Erfolges. Von dieser Erkenntnis gehen alle Entschlüsse aus und diese werden mit eiserner Konsequenz festgehalten. Die Hindernisse, die das durch die Witterung verschlechterte Terrain ihnen entgegensetzt, werden mit größter Anstrengung überwunden, nebensächliche Erscheinungen, die ganz gut geeignet gewesen wären, minder klare Köpfe, wie die der preußischen Heerführer, zu Detachierungen oder zum Aufhalten der Bewegung zu verleiten, bleiben unbeachtet. Als Thielmann meldete, daß er an der Dyle von der Uebermacht Grouchys angegriffen sei und um Verstärkungen bat, weil er sich sonst nicht

halten könne, dachte man preußischerseits keinen Augenblick daran, sie ihm zu gewähren. Mochte Thielmann sehen, wie er sich halten könne, mochte er geschlagen werden. Was bedeutete diese Niederlage gegen den Sieg über Napoleon! Wellington, der 18000 Mann vom Schlachtfelde entfernt ließ, um einer nur als möglich vorausgesetzten Gefahr zu begegnen, würde nicht so gehandelt haben. Um so viel höher steht die strategische Auffassung Gneisenaus über der des britischen Generals, dessen Vorzug nur in der Zähigkeit der Verteidigung bestand. Die Anlage der Schlacht, wie sie sich durch die verständnisvolle Uebereinstimmung der verbündeten Feldherren ergab, gewann vorbildliche Bedeutung. Bei Königgrätz sind ähnliche Verhältnisse, wie bei Belle-Alliance durch ähnliche Erwägungen geschaffen worden. Die Ausnützung derselben war aber bei Belle-Alliance noch umfassender, als bei Königgrätz, die Niederlage Napoleons vollständiger als die der Oesterreicher. Die Niederlage liegt nicht nur in der Verschiedenheit des Kräfteverhältnisses, sondern auch darin, daß Napoleon mit Halsstarrigkeit an eine günstige Wendung glaubte, als diese bereits ganz ausgeschlossen war. Dafür gibt es psychologische Erklärungen, aber keine militärische Rechtfertigung. Der Kraftmensch, der so oft das Schlachtenglück herausgefordert und an seine Fahnen gefesselt hatte, konnte nicht vom Kampfplatze weichen, bis er zerschmettert war; denn er ahnte, daß er das letzte Mal die Würfel werfen durfte. Konnte ihm nicht ein zweites Marengo blühen? Immer aufs neue raffte er seine Treuen zu jenen Gewaltstößen zusammen, mit denen er so oft die Fesseln gesprengt hatte, die der Gegner ihm anzulegen ihm Begriffe war. Konnte er nicht, wie bei Wagram, die feindliche Linie durchbrechen und die Macht des Gegners nach verschiedenen Richtungen auseinandersprengen? Waren die Grenadiere von Aderklaa nicht ebenso felsenfest gestanden, wie die Bergschotten und die Söhne des grünen Eilands? Nein, seine Kunst war ausgespielt, die alte Kraft gebrochen. „A présent la pièce est finie; tout le monde en arrière!" Keine heldenhafte Regung, kein Todesritt in die Mitte der nachdrängenden Sieger, kein Versuch, unter einem der umflorten Adler seiner Garde einer Kugel zu begegnen. Der kleine Mann mit ungelenkem Leibe, von Schmerzen gepeinigt, die ihm das Reiten fast unmöglich machten, warf sich in seinen Wagen. Bei Genappe fast von Gneisenaus verfolgenden Scharen ereilt, floh er über Feld und Flur, gönnte sich kaum kurze Rast in Charleroi und hielt sich erst hinter den Mauern von Philippeville so weit sicher, um sich den Schlaf zu gönnen, den er seit 36 Stunden entbehrt hatte. So trennte er sich von dem Wrack seiner Armee, so endete die Laufbahn des Kriegers und des Kaisers.

Wellington und Blücher stimmten nach der Schlacht dem Vorschlage Gneisenaus zu, ohne Rücksicht auf den Weg, den die Reste der französischen Armee einschlagen würden, in gerader Richtung nach Paris zu marschieren. Diese rasche Einigung, die namentlich auf seiten des englischen Herzogs ein Abweichen von militärischen Grundsätzen verlangte, beruhte nicht auf einer Uebereinstimmung der politischen Absichten, sondern auf ganz entgegengesetzten Ansichten über die Aufgaben der verbündeten Armeen in Frankreich. Die Besitzergreifung

eines möglichst großen Abschnittes des französischen Gebietes lag jedoch im Interesse beider Heeresleitungen. Wellington handelte im Geiste der englischen Regierung, wenn er Ludwig XVIII. so rasch als möglich wieder zum Könige von Frankreich machte. Wohin die englisch-niederländische Armee kam, dort wurden die Behörden sofort für den Bourbon in Eid genommen, die Schlüssel der Festungen wurden in seinem Namen den Kommandanten abverlangt. Die englische Regierung hatte das Prinzip der Legitimität angenommen, weil es ihr das bequemste und sicherste Mittel zur Herstellung des Friedens erschien und weil ihr der Träger der legitimen Königskrone am meisten verpflichtet war. Er erklärte daher beim Einmarsche in Frankreich, daß die Engländer als Verbündete das Land betreten, um es von einem Usurpator zu befreien, er gestattete seinen Truppen niemals, ihr Lager zu verlassen, um sich den Bewohnern des Landes als Feinde bemerkbar zu machen, kaufte den Franzosen die Heeresbedürfnisse mit barem Gelde ab und versicherte sie seines Schutzes als Vollstrecker des Willens ihres Königs. Die Preußen hatten nicht nur gegen den Kaiser Napoleon und seine Anhänger gekämpft, sie standen gegen ganz Frankreich in Waffen und waren von ihrem Rechte, von der Macht des Siegers Gebrauch zu machen, durchdrungen. Es war nicht Napoleon allein gewesen, der sie sieben Jahre lang in Ketten gelegt, beraubt und verhöhnt hatte, jeder einzelne Franzose hatte mit Lust und im Bewußtsein eines Eroberers an dem von seinem geliebten Kaiser eingeleiteten Verfahren teilgenommen. Nun sollten, nachdem ihr Nationalheld zu Boden geschlagen war, auch die Franzosen unterworfen werden und das Schicksal der Unterworfenen in zureichendem Ausmaße kennen lernen. Erst wenn sie gedemütigt waren, wenn ihnen der seit zwei Jahrhunderten gemachte Raub vollends abgenommen war, mochten sie immerhin sich die Regierung geben, die sie wünschten. Dann waren sie ungefährlich. Wenn die preußischen Truppen in französische Städte und Dörfer einrückten, traten sie dort als Herren auf, nahmen ohne Bedenken, was sie zu ihrer Verpflegung, ja auch zur Bequemlichkeit bedurften und schrieben die Kosten, die ihre Anwesenheit den Bürgern und Bauern verursachte, nur auf jenen Blättern ab, auf welchen die Requisitionen der französischen Heere auf preußischem Boden verzeichnet waren. Diese einzig natürliche Auffassung des Kriegszustandes war auch die einzig volkstümliche, Blücher war der Vollstrecker des deutschen Volkswillens in Frankreich, allerdings nur kurze Zeit, bis ihm die Diplomaten wieder ins Handwerk pfuschten.

Marschall Grouchy hatte seine Corps über Namur nach Laon geführt, wo sich auch die Flüchtlinge von Belle-Alliance zum größeren Teile einfanden. Er hatte den Rückzug ebenso geschickt geleitet, als der preußische General Pirch sich unfähig erwiesen hatte, den ihm erteilten Auftrag zufolge den Abmarsch Grouchys über die Sambre zu hindern. Dieser General hat die Verantwortung dafür auf sich lasten, daß bei einer ganz zwecklosen Berennung der Festungswerke von Namur 1500 Mann geopfert wurden, während durch eine rasche Umgehung der aus Namur abmarschierenden französischen Truppen die Widerstandskraft derselben mit einem Schlage hätte gebrochen werden können. Gneisenau setzte es durch, daß der Vormarsch nach Paris nicht unterbrochen wurde, um nach dem Rate

Bülows die taktische Ordnung im preußischen Heere wieder herzustellen. Auch hier zeigt sich die völlig neue, unter Napoleons Einfluß gewonnene Auffassung der preußischen Kriegführung im Gegensatze zu der schablonenhaften Methodik Wellingtons, dessen vielgerühmtes Feldherrntalent zu der Entwickelung der Kriegskunst nicht das Geringste beigetragen hat. Das englisch-niederländische Heer hielt mit dem preußischen nicht gleichen Schritt, obwohl General v. Müffling den Herzog täglich zu stärkeren Märschen zu bewegen suchte. Dieser erhielt endlich folgende abweisende Antwort: „Dringen Sie nicht darauf, denn ich sage Ihnen, es geht nicht. Wenn Sie die englische Armee genauer in ihrer Zusammensetzung und ihren Gewohnheiten kennten, so würden Sie dies mit mir sagen. Ich kann mich nicht von meinen Zelten und meiner Verpflegung trennen. Meine Leute müssen im Lager zusammengehalten und gut verpflegt werden, damit die Zucht und Disziplin erhalten wird; es ist besser, daß ich zwei Tage später in Paris ankomme, als daß der Gehorsam locker wird."

Diese zwei Tage auszufüllen übernahm Blücher, er langte am 29. Juni in St. Denis an, nachdem er sich schon am 26. abends der Stadt Compiègne bemächtigt hatte, bevor Graf Erlon mit seinem nur noch 4000 Mann starken Corps daselbst festen Fuß fassen konnte. Marschall Grouchy hatte die Absicht, mit den von ihm gesammelten Streitkräften hinter die Loire zurückzugehen und dort die nationale Verteidigung zu organisieren; er konnte jedoch seine Generale nicht dazu bewegen und legte deshalb sein Kommando nieder, nachdem er die ihm unterstehenden Truppen nach Paris geführt hatte. Dort konnte nunmehr der Kriegsminister Davoust der Herr der militärischen Situation werden, er zog es aber vor, den Diplomaten zu spielen und sich an den Verhandlungen zu beteiligen, die mit den Verbündeten eingeleitet wurden. Sie gingen nicht mehr von Napoleon aus. Dieser hatte die Armee verlassen und war am 20. Juni nachmittags in Paris eingetroffen. Hier tagten die Kammern. Der Kaiser verlangte, daß ihm die unbeschränkte Diktatur übertragen werde, worauf er die Kammern auflösen und das Volk zur Levée en masse aufrufen wollte. Er fand weder Vertrauen noch Ergebenheit unter den Deputierten, die von Fouché und Lafayette bestimmt wurden, seine Abdankung zu verlangen. Drei Tage lang wurde über diesen Antrag verhandelt, Lucian Bonaparte setzte sich mit Feuereifer für den Bruder ein und erinnerte an die feierliche Form, in welcher man erst vor wenigen Wochen ihm Treue geschworen habe. Es war vergebens; man setzte dem Kaiser eine Frist, um seinen Entschluß zu fassen. Wenn er bis zu deren Ablauf nicht seine Abdankung erkläre, werde man ihn „außer dem Gesetz" erklären.

Noch immer konnte Napoleon zu Gewaltmitteln schreiten. Die Armee stand zu ihm, sie würde die Deputierten auf einen Wink verjagt haben.[1])

---

[1]) Diese Ueberzeugung spricht auch der gewiß gemäßigte und verständig urteilende Thiebault aus. „A cette heure effroyable où Wellington et Blücher nous menaçaient de leur foulée brutale, le seul refuge pour un coeur français me paraissait être encore Napoléon et je ne pus résister au désir d'offrir à celui que la foule abandonnait des tributs qui du moins ne pourraient plus être attribués à des spéculations ... Ainsi un signe de lui, et la chambre n'était plus, et la Seine aurait charrié les tristes successeurs de ceux que les fenêtres de l'Orangerie de Saint-Cloud sauvèrent quinze ans auparavant."

Aber der Kaiser konnte sich nicht dazu entschließen, obwohl ihm Lucian vorstellte, daß dies das letzte Mittel sei, sich und Frankreich zu retten. Er diktierte dem Bruder die Akte, in der er erklärte, „er biete sich dem Hasse der Feinde Frankreichs als Opfer dar. Seine politische Laufbahn sei zu Ende, er proklamiere seinen Sohn unter dem Titel Napoleon II. zum Kaiser der Franzosen." Man nahm in beiden Kammern diese Form der Abdankung an, ohne daß man ernstlich an die Möglichkeit einer Regierung Napoleons II. geglaubt hat. Eine interimistische Regierung, die von beiden Kammern gewählt wurde, stand unter dem Einflusse ihres Präsidenten Fouché, der, ebenso wie Davoust, bereits mit den Bourbonen in Verbindung stand und die Wiederkehr Ludwigs XVIII. vorbereitete. Caulaincourt, der die kaiserliche, Carnot, der die republikanische Partei in der Regierung vertrat, waren Fouchés Intrigantenkünsten nicht gewachsen und haben ihn nicht daran gehindert, die Geschicke Frankreichs vom Standpunkte seines Eigennutzes aus zu lenken. Die Kammern wählten auch eine von der interimistischen Regierung unabhängige Gesandtschaft von fünf Mitgliedern, unter denen sich Lafayette befand, mit dem Auftrage, über den Frieden mit den verbündeten Mächten zu verhandeln. Man gab sich den Anschein zu glauben, es bedürfe nur einer Mitteilung von der Thronentsagung Napoleons an dieselben, um sie sofort zum Stillstande und zur Waffenruhe zu bewegen. Die Gesandtschaft habe sie an ihr Wort zu erinnern, daß sie nur gegen Napoleon Krieg führen. Als Friedensbedingungen galten selbstverständlich: die Integrität des französischen Gebietes, Anerkennung der Unabhängigkeit der französischen Nation, freies Geleite für Napoleon, Unverletzbarkeit seiner Person. Die Nachricht von der Abdankung Napoleons war dem preußischen Hauptquartier durch General Morand schon am 23. zugleich mit dem Verlangen nach einem Waffenstillstande zugekommen. „Es ist ihm geantwortet worden," schreibt Gneisenau, „daß man es mit einer Nation, wie die ihrige, nicht wagen könne, solche Verhandlungen einzugehen und daß die Preußen einen anderen Waffenstillstand nicht abschließen würden, als unter der Bedingung, daß ihnen die sämtlichen Festungen an der Maas, Sambre, Mosel und Saar eingeräumt und Bonaparte ihnen ausgeliefert würde. Die Preußen würden übrigens ihren Marsch auf Paris fortsetzen."

Ueber das Schicksal Napoleons, der über kurz oder lang in die Gewalt der Verbündeten kommen konnte, entspann sich ein Briefwechsel zwischen Wellington, Blücher und Gneisenau, in welchem die beiden letzteren mit vollem Ernste die Ansicht vertraten, der Exkaiser müsse sofort erschossen werden, sobald man ihn habe. „Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt," heißt es in einem Schreiben Gneisenaus an Müffling, „der Herzog von Wellington möchte aus Parlamentsrücksichten vielleicht Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. Ew. Hochwohlgeboren wollen demnach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen. So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16. und 18. getöteten und verstümmelten Waffenbrüder gerächt." Nachdem Wellington sich mit aller Entschiedenheit gegen diese Auffassung gewendet und mit Recht darauf hingewiesen hatte, daß die Achtserklärung nicht

die Ermordung Napoleons in sich schließen müsse, die ein völlig überflüssiger und zweckloser Akt wäre, verteidigte Gneisenau seine Ansicht nochmals in folgendem: „Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tötung Bonapartes sich erklärt, so denkt und handelt er als Brite. Großbritannien ist keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeiten schuldig, als gerade diesem Bösewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichtum so sehr hoch gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft noch im Welthandel eine Nebenbuhlerschaft zu fürchten. Ein anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt. Unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können. Und müssen wir uns nicht als Werkzeuge der Vorsehung betrachten, die uns einen solchen Sieg verliehen hat, damit wir die ewige Gerechtigkeit üben? Verlangt nicht schon der Tod des Herzogs von Enghien eine solche Rache? Werden wir uns nicht die Vorwürfe der Völker Preußens, Rußlands, Spaniens, Portugals zuziehen, wenn wir die Ausübung der Gerechtigkeit unterlassen? Es sei indessen! Will man theatralische Großmut üben, so will ich mich dem nicht widersetzen. Es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und — aus Schwäche."

So wenig Wellington in diesem Falle durch Parlamentsrücksichten und theatralische Anwandlungen bestimmt wurde, so wenig war es bei Gneisenau Schwäche, daß er in der akademischen Erörterung über den Pelz Napoleons von seiner brutalen Forderung abließ. Er dürfte in seinem ehrlichen Gemüte doch auf Zweifel gestoßen sein, ob das Richteramt, das er sich anmaßen wollte, des göttlichen Beifalles so ganz sicher sein würde. Es ist ein anderes, sich im Kampfe zu verwunden und zu töten, ein anderes, den wehrlosen Feind niederschießen zu lassen. Gewiß, Bonaparte war nicht besser und nicht höher zu bewerten als der Sandwirt von Passeier und die Gefährten Schills, die zu Wesel ihr junges Leben hatten lassen müssen. Daß Kaiser und Könige ihn als ihresgleichen angesehen, von ihm Geschenke, Liebenswürdigkeiten und Grobheiten bereitwillig entgegengenommen hatten, erhob ihn nicht über die Stellung eines militärischen Usurpators. Er war ein Gewaltmensch, der Morde auf dem Gewissen hatte, und er selbst hätte am wenigsten dagegen einwenden können, wenn man auch ihm Gewalt anthat; aber es wäre doch eines deutschen Soldaten unwürdig gewesen, sich mit einem Racheakte zu beflecken, der nicht mehr in der wilden Erregung des Kampfes, sondern mit kalter Ueberlegung vollzogen worden wäre!

Vollberechtigt und für die eitlen Franzosen recht angemessen waren die Bedingungen, die das preußische Hauptquartier dem Marquis Lafayette und Genossen stellte, als dieselben am 27. angefahren kamen, um den Waffenstillstand zu erwirken. Sie lauteten: 1. Auslieferung Bonapartes tot oder lebendig, 2. Einräumung der Festungen der Sambre, Maas, Mosel und Saar, 3. Besetzung der Provinzen bis an die Marne, einschließlich Chateau-Thierry und Epernay, 4. Einräumung des Schlosses von Vincennes, 5. Rückgabe der den Nationen geraubten Kunstschätze, 6. Entschädigung für die Kriegskosten. Ganz anders äußerte sich Wellington, zu welchem die Gesandten nun ihre Zuflucht nahmen. Er fand, daß Frankreich sich sofort aus allen Verlegenheiten ziehen könne, wenn die Kammern die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. aussprechen

würden. Von einem Teile der Gesandten wurde diese Ansicht ganz ernstlich gewürdigt, aber sie mußten gestehen, daß die meisten Kammermitglieder sich den Bourbonen gegenüber zu sehr kompromittiert hatten, um einen Antrag dieses Inhaltes annehmen zu können. König Ludwig, der von Wellington bereits wieder in sein Königreich eingeführt worden war und hinter den Heeren der Verbündeten einherzog, war so unklug gewesen, die „Anstifter und Urheber des schrecklichen Komplotts" von der Amnestie auszuschließen, die er den „verirrten Franzosen" versprochen hatte. Infolgedessen fürchteten sich viele einflußreiche Personen vor den Racheakten der fanatischen Royalisten und klammerten sich an die Hoffnung, daß die Regentschaft Napoleons II. anerkannt werden würde. Diese blasse Furcht allein war es, die den Widerstand gegen die Friedensbedingungen Wellingtons noch aufrecht hielt, nicht das Bewußtsein, daß es unter allen Demütigungen, die das Schicksal der französischen Nation auferlegte, keine größere geben konnte, als die Wiedereinsetzung des vertriebenen Königs. Was bedeutete eine vorübergehende Besetzung von Festungen, was bedeutete der Einmarsch in Paris, was endlich die Zahlung hoher Kriegskosten gegen die Thatsache, daß den Franzosen ein verhaßtes, verachtetes, unfähig und unmännlich gewordenes Regentenhaus von den fremden Regierungen Europas aufgezwungen wurde, daß man ihnen das wichtigste Recht der Selbstbestimmung, die Wahl der Regierungsform entzog und sie unter eine politische Vormundschaft stellte. Es waren nicht die Deutschen, von denen diese Beleidigung ausging. Das unter Waffen stehende Deutschland hätte Frankreich jede Art der Ordnung seiner inneren Verhältnisse zugestanden, wenn es nur genügende Friedensbürgschaften und Entschädigung für jene schweren Verluste erhalten hätte, die es durch die Gewaltthätigkeit und den Uebermut Frankreichs, nicht nur des Exkaisers, erlitten hatte. Nur wenn man den wirklich auffallenden Mangel an Gerechtigkeitssinn bei den Franzosen berücksichtigt, wird man begreifen können, daß sich ihr Haß gerade die Deutschen zum Gegenstande aussucht, obwohl diese sich ihnen gegenüber immer nur im Stande der Notwehr befunden, sich niemals in ihre Angelegenheiten gemischt haben, ihrem Handel und ihrer Produktion niemals Schaden zuzufügen bestrebt waren, wie jederzeit die guten Freunde jenseits des Kanals.

Einen harten Stoß erlitt die Hoffnung auf schleunige Beendigung des Kriegszustandes durch die Abweisung, welche die Gesandtschaft der Kammern im Hauptquartier der verbündeten Monarchen erhielt, das sich damals zu Hagenau befand. Man weigerte sich, mit ihnen zu verkehren, weil im gegenwärtigen Augenblicke die durch den Allianzvertrag geforderte Uebereinstimmung aller Kabinette nicht erreicht werden könne und als Vorbedingung des Friedens die Auslieferung Napoleons an die Mächte gefordert werden müsse.[1]) Die Kammern antworteten auf diese Erklärung mit einer Proklamation, in der sie zwar die konstitutionelle Berechtigung einer Regierung Napoleons II. betonten, aber er-

[1]) Nach Gentz', Brief an Caradja vom 8. Juli. — Förster hat eine andere Begründung angeführt, die gegenüber dem Wortlaute der Hagenauer Erklärung nicht aufrecht erhalten werden kann.

kennen ließen, daß sich Frankreich unter Protest auch die Wiedereinsetzung der Bourbonen gefallen lassen müsse.

Ein am 1. Juli von Davoust einberufener Kriegsrat stellte die Mittel fest, über welche Paris zu seiner Verteidigung verfüge. Man rechnete auf 60- bis 70000 Mann Linientruppen, 80000 Nationalgarden, 20000 Fédérés aus den Vorstädten, also 160—170000 Bewaffnete mit 600 Geschützen. Dennoch lauteten die Antworten der Generale, unter denen sich die Marschälle Massena, Lefèbvre, Soult, Grouchy und die Corpskommandanten Erlon, Vandamme und Pajol befanden, auf die Frage, welche Aussicht sie der Verteidigung stellten, wenig zuversichtlich. Daß aber auf dem Wege der Unterhandlung der Einmarsch der Preußen in Paris nicht hintanzuhalten sein werde, war sicher. Am Tage zuvor hatte man Blücher und Wellington davon verständigt, daß General Frimont dem Marschall Suchet, der ihm in Savoyen gegenüberstand, einen Waffenstillstand bis 2. Juli bewilligt habe, um bis dahin die Zustimmung zur Einstellung der Feindseligkeiten von den Monarchen zu erlangen.[1]) Die beiden Heerführer, die bereits vor den Mauern von Paris standen, sollten sich daran ein Beispiel nehmen. Sie hätten, meinte Davoust, kein Recht mehr, den Krieg fortzusetzen, denn sie könnten von ihren Regierungen keine anderen Verhaltungsmaßregeln haben, als der österreichische General. Wellington erwiderte höflich, aber deutlich, daß er keine Veranlassung habe, seine Operationen einzustellen, Blücher aber schrieb dem Marschall Davoust einen deutschen Brief, in dem es hieß: „Wir wollen in Paris einrücken, um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand statthaben. Sie wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältnis zu Ihrer Nation nicht verkennen.“

Der Brief war aus Versailles datiert, wo sich Blüchers Hauptquartier schon am 30. Juni befand. Er war mit drei Corps über die Seine gegangen, um Paris von der schlecht befestigten Südseite einzuschließen, während Wellington, der zwei Tage später eintreffen mußte, der Nordfront gegenüber Stellung zu nehmen hatte. Dieser Marsch wäre außerordentlich kühn und gefahrvoll gewesen, wenn sich in Paris eine schlagfertige und von einem thatkräftigen Befehlshaber geleitete Armee befunden hätte. Daß dies nicht der Fall war, wußte Gneisenau, das Wagnis, das er der preußischen Armee zugemutet hat, war also nicht so groß, als es denjenigen erschien, welche die moralischen Einflüsse auf geschlagene Truppen nicht zu beurteilen verstehen oder sie wissentlich außer Rechnung lassen, wie die meisten französischen Schriftsteller. Einen empfindlichen Verlust haben nur jene zwei Reiterregimenter erlitten, die sich in dem Bestreben, Napoleon zu fangen, zu weit von jeder Unterstützung entfernt hatten. In den ersten Morgenstunden des 3. Juli fand noch ein ziemlich heftiges Gefecht bei Issy statt, das die Franzosen zu halten suchten, jedoch schließlich dem Corps Zieten räumen mußten. Das Gefecht wurde schon um 7 Uhr abgebrochen, weil der in Paris zu-

[1]) Die Nachricht war unrichtig; Frimont hatte den Waffenstillstand verworfen; er war erst am 11. Juli, nachdem die Räumung von Paris bekannt geworden war, abgeschlossen worden (Bernhardi). Es ist aber nicht notwendig anzunehmen, daß Davoust wissentlich gelogen habe.

sammenberufene Kriegsrat in der Nacht beschlossen hatte, über die Kapitulation der Armee und die Räumung von Paris zu unterhandeln. Blücher hielt auch dem eindringlichen Widerspruche Wellingtons gegenüber an dem Entschlusse fest, mit seinen Truppen in Paris einzurücken und sie bei den Bürgern einzuquartieren. Den Hinweis auf die Gepflogenheit im Jahre 1814 wies er zurück. „Die französische Armee hat jahrelang in Berlin recht angenehm logiert, es soll kein Preuße, der mir hierher gefolgt ist, zurückkommen, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn bewirten mußten." Noch an demselben Tage wurde zu St. Cloud die Konvention unterzeichnet, derzufolge sich die französische Armee „unter den Mauern von Paris" am 4. Juli in Marsch zu setzen hatte, um über die Loire zu gehen. Die Räumung von Paris mußte in drei Tagen vollzogen sein. Die Offiziere der Linientruppen, die bei den Nationalgarden oder Föderierten dienten, durften sich der Armee anschließen und in ihren Wohnort oder Geburtsort zurückkehren. Die kommandierenden Generale der englischen und preußischen Armee versprachen, die jetzigen Autoritäten, solange sie bestehen, zu respektieren. Die Barrieren von Paris mußten am 6. Juli abends übergeben werden, der innere Dienst von Paris aber sollte auch nach diesem Zeitpunkte den Nationalgarden und der städtischen Gendarmerie vorbehalten bleiben. Die Konvention wurde für alle verbündeten Armeen mit dem Vorbehalt der Ratifikation der Mächte, von denen sie abhängen, gemeinschaftlich abgeschlossen.

Die Nachricht von dem Abschlusse der Konvention hob den Kurs der französischen Rente auf die höchste Ziffer, die sie seit einem Monate erreicht hatte. Er war beim Ausbruche des Krieges auf 53 gefallen, nach der Schlacht bei Waterloo auf 55, nach der Abdankung Napoleons auf 60, nach der Ankunft der fremden Truppen vor Paris auf 67 und nun noch um einen Franken gestiegen (Bernhardi). Das Bürgertum wünschte vor allem, daß es nicht einer Belagerung oder den unberechenbaren Folgen von Straßenkämpfen ausgesetzt würde. Dies war durch die Konvention erreicht; der Privatbesitz war geschützt, geordnete Zustände durften in kurzer Zeit erwartet werden. War das Kaiserreich nicht zu retten, so wollte man das Königtum so bald als möglich wieder in Funktion setzen. Bei den Arbeitern und den Truppen entstand jedoch eine starke Erregung, die sich in heftigen Anklagen gegen die „Verräter" Luft machte. Franzosen können nach ihrer eigenen Auffassung immer nur durch Verrat besiegt werden, es mußte daher auch jetzt Verräter geben. Die Mühe, den wahrhaften Ursachen der Ereignisse auf den Grund zu kommen, geben sie sich nicht, weil sie von dem Axiome ihrer Unbesiegbarkeit doch in keinem Falle ablassen wollen.

Bei den verbündeten Monarchen haben die Nachrichten vom Kriegsschauplatze durchaus nicht die enthusiastische Aufnahme gefunden, welche die Größe des Sieges beanspruchen konnte. Diese Größe war es eben, die ihnen den Sieg selbst vergällte. Zar Alexander war schon von der Schlacht bei Belle-Alliance nicht sehr erbaut gewesen, weil er nicht dabei gewesen, ja nicht einmal der General Toll Zeuge derselben gewesen war. Er ließ nun seine Russen so schnell als möglich über den Rhein gehen und Wrede folgen, der mit den Baiern bereits am 28. Juni Luneville erreichte. Noch befanden sich die Monarchen und ihre Heerscharen viele Meilen von Paris entfernt, als die Nachricht vom Abschlusse

der Kapitulation zu ihnen gelangte. „In hohem Grade verstimmt und heftig antwortete Zar Alexander auf die Meldung des preußischen Siegesboten: Wenn Blücher mich nicht nötig hatte, wozu schreibt er, daß ich mich beeilen möchte, heranzukommen? Ihm zu willfahren, bin ich Tag und Nacht marschiert, sehen Sie, wie meine Soldaten aussehen, die Zunge hängt ihnen aus dem Munde, ist das recht?" Die Verstimmung Alexanders war keine vorübergehende, er ist von diesem Tage an aus einem Protektor Preußens zu dessen Gegner geworden. Metternich scheint die Ereignisse viel ruhiger hingenommen zu haben; in den Briefen, die uns aus jenen Tagen von ihm erhalten sind, äußert sich weder Neid noch Unwille darüber, daß Preußen die ganze Kriegsarbeit allein auf sich genommen hatte; sein Verkehr mit Blücher in Paris wurde sogar ein sehr vertraulicher. Einerseits war er sich ohne Zweifel bewußt, daß ihm bei den Differenzen zwischen Rußland und Preußen das Amt des Schiedsrichters zufallen müsse, andererseits gewann sein politisches System augenscheinlich an Sicherheit, wenn Preußen unter den Großmächten isoliert wurde und auf das Wohlwollen Oesterreichs angewiesen war.

Wie unrichtig die Verhältnisse Frankreichs in weiterer Entfernung aufgefaßt wurden, beweist der Brief von Gentz an Metternich vom 14. Juli, in dem er die Konvention von St. Cloud für einen „Kapitalfehler" erklärt. „Sie zerstört alle militärische und politische Einheit im Gange der Alliierten; sie erschwert den Krieg (!), indem sie den Schauplatz desselben in entfernte Provinzen verlegt und zugleich die französischen Generale lehrt, wie viel, selbst in einer so schweren Krisis, durch Mut und Beharrlichkeit doch noch für sie zu gewinnen ist (?); und sie erschwert die politischen Maßregeln, indem sie der provisorischen Verfassung eine Sanktion gibt, von welcher der Uebergang zur eigentlichen Contrerevolution (es müßte denn bei Ludwigs XVIII. Erscheinen in Paris auf einmal wieder alles zum Kreuze kriechen) so leicht sein wird." Auch Gentz hat die Franzosen nicht gekannt. Sie sind nicht nur zum Kreuze gekrochen, sie haben den König, den sie vor einigen Wochen für einen Feind des Vaterlandes erklärt, bei seinem Erscheinen in Paris mit demonstrativem Gejohle empfangen und die weiße Kokarde mit demselben Stolze getragen, wie die dreifarbige. Der Unterschied des Symbols der Legitimität und der Nationalität hat sie nicht verwirrt, denn sie blieben immer Franzosen und immer erfüllt von dem Glauben an ihre Größe und Unbesiegbarkeit.

Der Herzog von Wellington trat seit der Kapitulation ohne jeden Rückhalt als Sachwalter der Bourbonen auf. Er überließ es den Preußen, sich durch die Besetzung von Paris bei den Franzosen so unbeliebt als möglich zu machen, und übernahm seinerseits die Vermittelung zwischen der interimistischen Regierung und Ludwig XVIII. Fouché erleichterte ihm dieselbe, indem er jeden verzweifelten Schritt der Bonapartisten hintanhielt, dafür aber eine allgemeine Amnestie verlangte. Es wäre für die Bourbonen höchst bedenklich gewesen, wenn Fouché sich nach dem Süden begeben und inmitten der Armee die von den Kammern eingesetzte Regierung etabliert hätte. Ein solcher Zustand würde der Vermittelung der fremden Mächte ein weites Feld eröffnet und die Aufstellung neuer Thronkandidaturen erleichtert haben. Wellington war es, der am Hoflager des

Königs mit allem Nachdrucke dafür eintrat, sich der Person Fouchés als Vermittlers zwischen der interimistischen und der königlichen Regierung zu bedienen, indem ihn der König selbst zum Minister machte. Sobald dies geschehen war, verstand es Fouché, die interimistische Regierung zur Auflösung zu bewegen, indem er den Mitgliedern derselben erklärte, die verbündeten Mächte hätten die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. bereits unbedingt verlangt. Er war unverschämt genug, diese Behauptung auch im Moniteur aufzustellen, wohl wissend, daß ihn Wellington nicht der Lüge zeihen könne, ohne die Sache des Königs zu schädigen. Die Hauptsache war, daß die Kammermitglieder, die sich unter Lafayettes Führung noch immer mit der Beratung einer neuen Verfassung beschäftigten, an dem Tage des Einzuges Ludwigs XVIII. die Thüren des Versammlungssaales geschlossen fanden. Sie setzten zwar in der Wohnung des Präsidenten einen Protest auf, aber es kümmerte sich niemand darum, und da sie zu einem anderen Schritte, etwa zur Verlegung der Versammlung in eine Stadt jenseits der Loire, nicht den Mut fanden, so verschwanden sie gänzlich effektlos vom politischen Schauplatze.

Einen Tag vor dem Könige, am 7. Juli, waren die preußischen Truppen nach Paris gekommen. General v. Müffling wurde Gouverneur, Oberst v. Pfuel Kommandant des linken, der englische Oberst Barnar Kommandant des rechten Seineufers, die englischen Truppen aber blieben am Montmartre und im Boulogner Gehölz. Die Pariser machten anfangs Miene, sich um die Unterkunft und Verpflegung der Preußen nicht kümmern zu wollen, sie mußten sich aber bald bequemen, die „abgerissenen Landwehrmänner“, die ihre prächtigen Soldaten geschlagen hatten, in ihre Häuser aufzunehmen und für ihren Unterhalt in der Weise zu sorgen, wie es der preußische Stadtkommandant vorschrieb. Blücher wollte auf Betreiben Gneisenaus auch eine Kriegskontribution von 100 Millionen Franken erheben und die Brücke von Jena sprengen lassen. Wellington, der schon von der preußischen Einquartierung den Ausbruch einer zweiten Pariser Bluthochzeit erwartet hatte, widersetzte sich diesen Maßregeln mit aller Macht und suchte ihre Ausführung so lange zu verhindern, bis die Monarchen nach Paris kamen. Die Brücke von Jena wurde jedoch nur dadurch gerettet, daß der erste Sprengversuch nicht gelang. Als er wiederholt werden sollte, gab der König von Preußen, der mit den Kaisern Franz und Alexander am 10. Juli abends in Paris eingetroffen war, Gegenbefehl. Die musterhafte Ordnung, die von den preußischen Behörden in kurzer Zeit hergestellt wurde, machte bald ihre wohlthätigen Folgen fühlbar, die Pariser gewöhnten sich an die ungebetenen Gäste, die strenge in den Grenzen ihrer Rechte blieben, und wurden aufmerksame Beobachter der gleichmäßigen, ruhigen Pflichterfüllung der preußischen Soldaten. General v. Müfflings Ansehen wurde noch besonders durch seine Uneigennützigkeit gehoben; die Geschenke und außerordentlichen Bezüge, die ihm als Gouverneur zugewendet werden sollten, wies er den Spitälern zu oder verwendete sie zur Aufbesserung des Soldes der eingerückten Truppen. Aufregung verursachte nur die Zurücknahme der von Napoleon geraubten Kunstwerke, die Blücher mit Strenge durchführte, ohne auf diplomatische Vermittelung zu warten. Es blieb nicht bei Drohbriefen, sondern kam zu Insulten, zu Menschenansammlungen,

gegen welche mit scharfen Waffen vorgegangen werden mußte. Dem Beispiele Blüchers sind später die übrigen Mächte gefolgt. Was nicht mit besonderer List verborgen gehalten wurde oder schon früher in Privatbesitz gelangt war, kehrte an die Stelle zurück, von wo es die Franzosen geraubt hatten, „der Apoll ins Belvedere, die Venus in das Haus der Medici, der Löwe nach Venedig, das Viergespann auf die Markuskirche; die Archive des Vatikans, Turins, Spaniens, Hollands, die Tausende kostbarer Handschriften und Drucke der deutschen, niederländischen, italienischen Bibliotheken wanderten in ihre Heimat; und der lebhaften Verwendung der preußischen Staatsmänner, besonders Humboldts und Eichhorns, verdankte es Deutschland, daß ein kostbarer Teil der pfälzischen Bibliothek, welche durch Tilly und Maximilian von Baiern nach Rom gekommen war, der Universität Heidelberg zurückgegeben ward und nun allen deutschen Gelehrten zur Benützung offen steht.... Noch jetzt können die gewöhnlichen Franzosen nicht begreifen, daß auch andere Völker ein Recht haben, denn sie halten sich eben in ihrer Eitelkeit besser als die übrigen Völker!" (Pertz.) Ende Juli rückten die Blücherschen Corps in die Provinzen ab, die zur Sicherung der Friedensverhandlungen vor Ausbrüchen der nationalen Erregung besetzt werden mußten; an ihre Stelle traten die preußischen Garden, die aus Potsdam herangezogen worden waren, und Abteilungen der übrigen verbündeten Armeen. An den Grenzen beschäftigte man sich mit dem Festungskriege, da viele französische Befehlshaber, auch nach der Anerkennung der bourbonischen Regierung, die ihnen anvertrauten Plätze nicht gutwillig räumen wollten.

Mit der Ankunft der Monarchen in Paris ergab sich die Notwendigkeit, in die Friedensverhandlungen einzutreten. Das Schicksal Napoleons beschäftigte sie nicht lange, darüber wurde bald eine vollkommene Uebereinstimmung erzielt, nachdem er in ihre Gewalt geraten war. Von Malmaison, wohin er sich nach der Abdankung zurückgezogen, hatte sich der Exkaiser vor den Preußen flüchten müssen, nachdem ein letzter Antrag, als Generalissimus den Verteidigungskrieg zu führen, von der Regierung nicht angenommen worden war. Er schlug den Weg an den Ozean ein, auf dem er nach Amerika zu entkommen hoffte. Dies fürchteten die Engländer und verlegten ihm deshalb durch eine zahlreiche Kreuzerflotte den Weg. Im Hafen von Rochefort standen zwar zwei französische Fregatten bereit, um Napoleon zur Ueberfahrt zu dienen, es war aber nicht anzunehmen, daß ihr Auslaufen der Wachsamkeit der Engländer entgehen oder daß ein Kampf mit ihnen erfolgreich sein könne. Napoleon wollte sich überhaupt auf einen Kampf nicht mehr einlassen und zog es vor, sich den Engländern zu übergeben. Er ging an Bord des englischen Kriegsschiffes „Bellerophon" in der Meinung, man werde ihm gestatten, als Privatmann in England zu leben. Man behandelte ihn aber als Kriegsgefangenen der verbündeten Mächte, durch welche über seine Zukunft verfügt werden würde. England erbot sich, die Bewachung und Festhaltung des Mannes zu besorgen, von dem sich die legitimen Monarchen noch immer bedroht glaubten, und machte den Vorschlag, ihm auf der einsamen Insel St. Helena, zwischen Afrika und Brasilien, seinen Wohnsitz

anzuweisen. Damit waren die Höfe insgesamt einverstanden, es konnte daher dem Exkaiser, der auf der Rhede von Torbay festgehalten worden war, schon anfangs August seine Bestimmung mitgeteilt werden. Er nahm sie mit großer Bestürzung auf, denn er hatte darauf gerechnet, in England bleiben zu dürfen, und sich deshalb in Schmeicheleien überboten, ja bis zu der lächerlichen Aeußerung verstiegen, er müsse Wellington für einen größeren Feldherrn als sich selbst erklären. Das hatte nun alles nichts geholfen. Er wurde mit dem General Bertrand, den Grafen Montholon, Gourgaud und Las Cases, die sich ihm freiwillig, die beiden ersteren mit ihren Frauen, anschlossen, auf dem „Northumberland“ nach St. Helena abgeführt, wo er sechs Jahre als Gefangener Europas verlebte, bis ihn ein von seinem Vater ererbtes unheilbares Leiden, ein Magenkrebs, am 5. Mai 1821 dahinraffte.

Vor seiner letzten Reise war er in England noch der Gegenstand der allgemeinen Neugierde, aber auch wahren Teilnahme gewesen. Tausende waren nach Plymouth gekommen, um ihn auf dem Verdecke des Schiffes zu sehen, das er nicht mehr verlassen durfte. Seine Unterredungen mit den englischen Offizieren, die oft mit großer Unbefangenheit geführt wurden, waren in allen Zeitungen zu lesen; alle Welt interessierte sich für die bis dahin kaum dem Namen nach bekannte Insel, von der man nicht genug Beschreibungen auftreiben konnte, um das begreiflicherweise sehr große Verlangen des Publikums danach zu befriedigen. Das Ungeheuerliche seiner Laufbahn, die überwältigende Größe seiner Erfolge und die Tiefe seines Falles mußten notwendigerweise die Phantasie und das Mitgefühl der ganzen Welt erregen und einen Heroenkultus begründen, der schließlich auch den nationalen Haß nahezu beseitigte.

Der „große Mann“ war rasch und widerspruchslos unschädlich gemacht worden, weit größere Schwierigkeiten verursachte es, das Verhältnis Europas zu Frankreich zu bestimmen, das sich an dem neuen Friedensbruch zu lebhaft beteiligt hatte, um nicht mit zur Verantwortung gezogen zu werden. Daß man ihm durch den ersten Pariser Frieden zu viel Spielraum gelassen, seine Kräfte in unverantwortlicher Weise geschont hatte, das wurde ziemlich allgemein anerkannt; über die Mittel zur Verhinderung ferneren Mißbrauches dieser Kräfte, über die Vorkehrungen, die Europa gegen das Wiedererwachen hegemonischer Bestrebungen in Frankreich treffen müsse, gingen die Meinungen weit auseinander. Die weitestgehenden Forderungen stellte die öffentliche Meinung von Deutschland, indem sie darauf hinwies, daß das unnatürliche Wachstum der französischen Macht nur auf Kosten der Deutschen, durch Erwerbung alter deutscher Gemarkungen, durch Unterwerfung von Deutschen unter französische Herrschaft und Verwaltung erfolgt sei. Die Wiederherstellung der alten Grenze zwischen den beiden Nationen sei nicht nur eine Forderung des Rechtes und der Billigkeit, sie gereiche auch der Ruhe Europas zum sichersten Unterpfande. Dieser Gedanke wurde von der deutschen Publizistik mit erfreulicher Einmütigkeit vertreten. Die „Allgemeine Zeitung“ brachte (angeblich „aus einem deutschen Blatte“) bereits am 31. Juli eine vorsichtige, aber nicht mißzuverstehende Andeutung, in welcher Weise eine radikale Beseitigung des französischen Uebergewichtes in Europa zu erzielen sein werde. „So viel ist wohl als gewiß

anzunehmen," wird dort bemerkt, „daß Frankreich diesmal nicht, wie im vorigen Jahre, als ein freundschaftlicher Staat, sondern wie ein besiegter, dem der Sieger Gesetze vorzuschreiben das Recht hat, behandelt werden wird, und es läßt sich mit beinahe mehr als Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß Frankreich an seinen Grenzen mehrere Provinzen verlieren wird. Es scheint, als ob es dem Moniteur schon im Jahre 1812 geahnt hätte, daß es auch so kommen könnte. Napoleon war damals von jener berühmten Schlittenfahrt aus Moskau heimgegangen, und die Londoner Blätter meinten, er werde sich nun wohl mit den Grenzen des alten Frankreichs begnügen müssen. Darüber erzürnte sich nun der Pariser Moniteur gewaltig und ließ sich wörtlich also vernehmen: Ei, warum nehmt ihr Frankreich nicht auch Holland, warum nicht Rom, Toscana, Piemont, selbst die Niederlande und die Grafschaft Nizza? Dabei müßt ihr es aber nicht bewenden lassen, nicht auf so schönem Wege stehen bleiben, sondern ihr müßt den Augenblick benützen und Frankreich teilen. Glaubt mir, so lange ihr die 20 bis 25 Millionen Menschen, die euch so nahe liegen, beisammen laßt, so seid ihr ewig in Gefahr." Indem das deutsche Blatt sich darauf beschränkt, den Vollzug der ersteren, dem Moniteur ungeheuerlich erscheinenden Maßnahmen durch den ersten Pariser Frieden festzustellen, läßt es wohl durchblicken, daß der zweite Pariser Friede auch die andere im Sinne des Hohnes vorgebrachte Aufforderung zur Wahrheit machen könne.

Die „Minerva" wirft in ihrem August-Hefte die Frage auf: „Was kann und muß jetzt das siegende Deutschland vom besiegten Frankreich nach den billigsten Gesetzen der Gerechtigkeit verlangen?" und antwortet zunächst mit dem allgemeinen Satze: „Ein Staat, der widerrechtlich einen ruhigen, durch seine Verfassung in Wohlstand sich befindenden benachbarten Staat angreift, sich nicht allein eines Teiles desselben bemächtigt, zu dem er gar kein Besitzrecht hatte, sondern sich auch erlaubt, durch Kontributionen und jahrelange Verpflegung raubsüchtiger Heere und habsüchtiger Anführer das Vermögen und den Erwerb auch des ärmsten Staatsbürgers in Anspruch zu nehmen und auszusaugen, ist verpflichtet, sobald er von dem unterdrückten Staat überwunden worden, nicht allein den sich mit Waffengewalt zugeeigneten Teil des Landes, im ehemaligen blühenden Zustande, herauszugeben, sondern auch alle geforderten Kontributionen und Requisitionen mit Zinsen zu ersetzen, wie nicht minder alle Kriegskosten zu erstatten und sämtliche Staatsindividuen für alle schuldlos vom Unterdrücker ertragene Leiden gänzlich schadlos zu halten. Dies fordert die Gerechtigkeit, die der siegende Regent seinem Volke schuldig ist. Denn was von den Staatsindividuen nach den Gesetzen der Moralität als Pflicht gegenseitig gefordert werden muß, um den Staat aufrecht zu erhalten, das muß noch weit eher ein Staat von dem anderen nach diesen Gesetzen fordern, wenn der Regent auch noch so großmütig ist; vorzüglich von einem Staate, der immerwährend, durch einhellige Stimme fast aller seiner Staatsbürger, einen alle Staaten bedrohenden Usurpator mehreremal auf den Thron und zu ihrem sie auf Kosten anderer bereichernden Regenten eingesetzt hatte." Nachdem sich der Verfasser diese theoretische Grundlage geschaffen, begnügte er sich nicht damit, an den Raub zu erinnern, den Frankreich erst unter Ludwig XIV. und neuerdings seit den

Revolutionskriegen an Deutschland begangen hat, sondern rechnet auch die Ziffer des Schadens aus, der den Deutschen durch die Erhaltung der französischen Truppen in ihrem Lande und durch die Nötigung zur Aufstellung der denselben entgegengestellten Heere erlitten hat. Er gelangt zu der netten Summe von 2822¼ Millionen Thaler, die in barem Gelde gefordert werden müßten. Ist dies nicht zu erhalten, „so müßte ein Flecken Land in immerwährende Sequestration gelegt werden, der nach Abzug aller Unkosten eine reine Einnahme von 141112800 Thaler gewährte, bis sämtliche Kosten von Frankreich bezahlt sind." In diese Rechnung waren die Kontributionen und Konfiskationen nicht einbezogen, die an manchen Orten riesige Summen ausgemacht haben. Den Hamburgern, denen schon beim Einrücken Davousts 48 Millionen Franken auferlegt worden waren, hatte man sogar den Bankschatz im Betrage von 17 Millionen Mark Banco (bei 12 Millionen Thaler) abgenommen. Es war doch gewiß nicht unbillig, daß man sich in Hamburg, wie eine Korrespondenz vom 22. Juli in der „Allg. Zeitung" sich ausdrückt, der Hoffnung schmeichelte, die Bank werde nunmehr wieder ersetzt werden. „Keine Nation in Europa, selbst die französische nicht ausgenommen, ist bei diesem Raube ohne Verlust geblieben, da alle fremde Kaufleute mittelbar Geld in unserer Bank stehen hatten. Die hohen Monarchen erfüllen daher nur eine Pflicht gegen ihre Unterthanen, wenn sie ein geheiligtes Depot zurückfordern, welches die Franzosen räuberisch von hier weggeschleppt haben. Daß Davoust eine solche Handlung begehen konnte, war nicht auffallend, denn daran war man gewöhnt, allein daß selbst der königlich französische General Gerard (er war seitdem wieder napoleonisch-kaiserlich und nochmals königlich geworden), der die Franzosen nach Hause führte, noch die letzten vorgefundenen 1800000 Franken ohne allen rechtlichen Grund mitnahm, war doch wohl sehr unerwartet. Alles dieses Geld, sowie das bare Geld vom ganzen festen Lande ist nach Frankreich gewandert, welches Land nach Versicherung aller Kaufleute jetzt an edlen Metallen das reichste in Europa ist. Gegenwärtig ist die erwünschte Gelegenheit, den Raub mit Nachdruck zurückzufordern."

Görres machte in dem Aufsatze „die Weltlage um den Anfang August 1815" ebenfalls auf die Barschätze aufmerksam, die in Frankreich aufgehäuft seien und bedauerte, daß man Paris infolge der Anwesenheit der Monarchen daselbst, viel zu glimpflich behandle. „In der Hauptstadt sind alle Schätze der Welt geborgen, in ihr saßen die Marschälle und andere Sünder, hütend die Millionen, die sie allen Völkern abgepreßt, und die sie, immer mißtrauend dem Wechsel des Glücks, größtenteils in Barem aufgehäuft erhalten. Hier durfte nicht gezagt noch auch gezögert werden, nicht hundert Millionen mußten gefordert sein, nein fünfhundert mußten sie in kürzester Frist hingeben, sollte die Buße in einigem Verhältnis mit dem angerichteten Schaden stehen, und sie waren, mit der rechten Miene gefordert, schneller aufgebracht als die hundert, halb zweifelnd und verschämt abverlangt. Jetzt hat man die Forderung, schonend ihre Eitelkeit, bemäntelt, halb geleugnet, halb erlassen, in längeren Ausständen hinausgeschoben, und alles ist für sie gewonnen, indem sie in langen Fristen und mit leichter Einbuße entrinnen werden. Das flache Land, größtenteils arm und bettelhaft, wird indessen wohl gedrückt, und doch in harter, erbitternder

Pressung wenig nur genommen, während die reichen Räuber wieder ihre Schätze sich gerettet sehen, und höchstens einer oder der andere, im Ausland seinen Reichtum verprassend, den Völkern durch unwiderlegliches Beispiel die Lehre predigt, daß kein Handwerk mehr geehrt und geschont und geachtet ist, als das des kühnen unverschämten Gauners. Mag Ostpreußen dann seinem König den Schuldbrief von 38 Millionen Thaler hinhalten, Schlesien und die Marken nicht geringere Verschreibungen, mag Sachsen in kümmerlichster Not und Armut sich verzehrend sein ganzes verlorenes Kapital, abermals 36 Millionen, verklagen; mag Württemberg sich in Kummer und Elend verzehren, mögen alle die Rheinlande zu beiden Seiten des Stroms am Rande der Verzweiflung stehen — gegen diesen Raubstaat ist keine Gerechtigkeit, denn ihnen gilt kein Recht als der Besitzstand, und obgleich wir ihn durch ihre Schuld verloren und durch eigene Anstrengung ihn wieder verdient, so wird er uns dennoch nicht zugesprochen. Oesterreich hat sich nicht gescheut, dem verarmten Kirchenstaate sechs Millionen abzufordern, aber diese Räuberbande muß mit zartester Schonung behandelt werden: denn sie hat sich furchtbar zu machen gewußt und was man der Gerechtigkeit nie gestatten will, gibt man willig den Aengsten hin."

Auch in Ludens „Nemesis" wurde es für selbstverständlich erklärt, daß den besiegten Franzosen abgenommen werde, was sie den Deutschen, was sie überhaupt fremden Völkern an Land und Menschen, an Kunstwerken und Schätzen der Wissenschaft, an Geld und Gut mit Uebermut und Hohn, mit Arglist und Gewalt geraubt haben und was ihnen vor einem Jahre verkehrterweise gelassen worden ist; hier ging man aber auch noch weiter und verlangte zur Sicherung des deutschen Volkes noch ein Anderes, ohne das man auch bei blühendem Reichtum unglücklich sein kann: die bürgerliche Freiheit. Diese zu erlangen genügen die Siege über Frankreich nicht, es ist vielmehr notwendig, daß man die Besiegten vor Unterdrückung schütze. Mag ein Volk noch so viel verschuldet haben und mag es schwer sein, die Buße für ein frevelhaft übermütiges Volk abzuschätzen: wenn es als Volk fortbestehen soll, muß ihm das Recht bleiben, seine Verhältnisse selbst zu ordnen, sich selbst jene Verfassung und Regierung zu geben, welche seinem Bestande, seiner Bildung, seinem Willen entspringt. „Darum soll jeder Deutsche sich freuen in tiefster Seele, wenn die Franzosen verlieren, was ihnen nicht gehört: die Freude ist gerecht und schön; ja es wäre begreiflich und verzeihlich, daß er sich noch freuete, wenn den Franzosen an irdischen Gütern alles genommen würde, was beweglich ist; das gegenwärtige Geschlecht hat diese Buße verdient, und ein schuldloseres Geschlecht kann, von der gütigen Natur unterstützt, durch Fleiß und Anstrengung alles ersetzen. Aber kein Verständiger kann sich freuen, wenn ihnen das höhere Gut genommen wird, das allein dem menschlichen Leben Wert gibt, die Freiheit der Selbstbestimmung." Das Mitgefühl mit dem besseren Teile des französischen Volkes habe die deutschen Patrioten nicht verlassen, sie hätten ihm gerne in dem Kampfe gegen die bonapartistische und legitimistische Korruption beigestanden, wenn es möglich gewesen wäre, die Interessen der autorisierten Schurken von denen der Gesamtheit auszuscheiden. Görres spricht mit Teilnahme und Anerkennung von jenem gesunden Kerne des französischen Volkes, „der in den großen Ereignissen

der Zeit seine Einsicht und die Klarheit seiner Weltanschauung wohl vermehrt, aber seine bürgerlich sittliche Gesinnung darum nicht aufgegeben hat", und bedauert, daß man diesen nicht geschont hat. Nach seiner Ansicht wäre dies ganz gut möglich gewesen, wenn man sofort beim Einmarsche die wohlbekannten Diebe und Blutigel der bonapartistischen Gesellschaft geächtet und ihnen ihren Raub abgenommen hätte, bevor sie ihn ins Ausland retten konnten. Mit dem Erlöse desselben hätte man die Kosten des ganzen Kriegszuges decken können und würde nicht nötig gehabt haben, die Kontributionen auf die Gesamtheit zu wälzen, wodurch die am meisten belasteten Bürger des flachen Landes abermals belastet wurden. Als Blücher die 100 Millionen gefordert hatte, an deren Eintreibung er leider verhindert wurde, hat er sich über die Klagen wegen Schwierigkeit der Eintreibung mit Recht lustig gemacht; sein der Regierung gegebener Rat, sie möge den Intendanten Daru mit der Herbeischaffung des Geldes betrauen, der sich in Preußen so schöne Erfahrungen in der Erpressung von Kontributionsgeldern gesammelt habe, hat mit wohlangebrachtem Humor den Franzosen anzudeuten gehabt, daß Kriege nicht immer nur zur Abwehr des Unrechts, sondern auch zur Vergeltung geführt werden.

Diese Ueberzeugung war in der Bevölkerung Deutschlands so allgemein verbreitet, daß sie auch von seiten der Regierungen nicht ganz übersehen werden konnte. Sie wurde auch zum Teil aus nationalen Gründen, zum Teil in Verbindung mit dynastischen Interessen bei den Verhandlungen zum Ausdruck gebracht. Zu Beginn derselben ward von den Vertretern der deutschen Groß- und Mittelstaaten die Notwendigkeit von Landabtretungen Frankreichs an den Grenzen nahezu mit Einstimmigkeit behauptet; man verlangte das Elsaß mit Straßburg, selbst Lothringen, die äußere Reihe der Festungen in Artois und Flandern, Luxemburg und einige feste Plätze im Südosten von Frankreich. Wie weit Oesterreich gehen wollte, entzieht sich der Beurteilung. Es wird zwar mehrfach davon gesprochen, daß man aus Elsaß und Lothringen einen selbständigen Besitz für den Erzherzog Karl habe schaffen wollen, es ist aber von Bernhardi mit Recht darauf hingewiesen worden, daß dieser Plan bei dem gespannten Verhältnisse, das seit 1809 zwischen Kaiser Franz und seinem Bruder bestand, nicht viel innere Wahrscheinlichkeit besitze.[1]) Die Tagebücher des Erzherzogs Johann enthalten zwar in einer Aufzählung der Friedensbedingungen die Forderung, daß Elsaß und Lothringen, nämlich die Departements Bas-Rhin, Haut-Rhin, Moselle, Meurthe und Vasgou abgetreten und zur Bildung eines deutschen Staates verwendet werden; doch das waren eben nur fromme Wünsche des deutschfühlenden Prinzen, dessen Einfluß am Kaiserhofe ganz unbedeutend war. Auch er wurde von Metternich mit Mißtrauen beoabachtet. In der Denkschrift des

---

[1]) Dem Fürsten Metternich lag eine Relation des Herrn Wilhelm Haw, Polizeichefs von Ober- und Niederelsaß vor, in welcher dargethan wurde, daß die Elsäßer lieber deutsch als bourbonisch werden wollen. „Die Trennung von Frankreich liegt in der Voraussetzung und in der Absicht aller denkenden Köpfe des Landes, welche durch ihre Aemter und ihr Vermögen auf die Masse des Volkes Einfluß haben. Der nach dieser Trennung hinzielende Einfluß findet bei den niederen Klassen keinen Widerstand, indem die Sprache, die Sitten, die Gebräuche des Volkes mehr deutscher als französischer Art sind." (v. Krones, Zur Geschichte Oesterreichs 1792—1816).

Staatskanzlers, die uns vorliegt, ist zwar von Abtretungen die Rede, sie betreffen aber nur die flandrischen Festungen. Landau, Briançon und Straßburg sollen geschleift, von letzterem die Citadelle „als Halt für die große und bedeutende Stadt", erhalten bleiben. Das Ziel, das die Mächte zu verfolgen haben, müsse darin bestehen, daß Frankreich außer stand gesetzt werde, ferner ungestraft seine Nachbarn anzugreifen und überziehen zu können. Metternich gibt aber zu, daß eine ausgedehnte Besetzung das Volksgefühl in Frankreich mehr verletzen werde als Abtretungen, „die man erwarte". Ganz anders treten die preußischen Staatsmänner auf, die im Jahre 1815 einen ernstlichen Versuch gemacht haben, eine von nationalen Interessen geleitete Politik durchzuführen. Preußen hätte von den Gebieten, deren man sich bemächtigen wollte, nur den allergeringsten Vorteil gezogen, es geht daher nicht gut an, ihm eigennützige Beweggründe zu unterschieben; es war in erster Linie das allgemeine Volksinteresse, das durch die Sieger von Belle-Alliance auch im Rate der europäischen Fürsten verteidigt wurde. Dies geschah zuerst durch eine Denkschrift Wilhelms v. Humboldt, die erschöpfend und gründlich den Standpunkt Preußens und der deutschen Staaten auseinandersetzte. Sie führte den Beweis, daß es dem Wesen der in Wien geschlossenen Verträge nicht widerspreche, wenn Frankreichs Länderbesitz verringert werde. „Es ist sehr gewiß, daß der jetzige Krieg keineswegs ein Eroberungskrieg sein sollte noch jemals sein soll; die Mächte würden ganz gegen ihre Absichten und ihre Grundsätze handeln, wenn sie sich auf Kosten Frankreichs vergrößern wollten, einzig um dessen Unglück zu benützen. Aber dessenungeachtet ist die Eroberung der That nach vorhanden; und wenn die Maßregel, Frankreichs Grenzen zu verengern, als die passendste erkannt wäre, um den Zweck ihres Bundes zu erreichen, so haben sie unbestreitbar das volle Recht sie auszuführen."

„Weder der Vertrag vom 25. März, noch die Beitrittsnote des französischen Bevollmächtigten, noch die Erklärungen vom 13. März und 12. Mai enthalten eine unmittelbare und bestimmte Verheißung der Mächte, die Ganzheit Frankreichs nicht anzutasten. Man hat sich einzig darauf beschränkt, die Erhaltung des Pariser Friedens auszurufen; und wenn man recht aufmerksam die Ausdrücke des ersten Artikels des Vertrages betrachtet, welcher der Grund aller späteren Erklärungen ist, so wird man sehen, daß er viel mehr eine gegenseitige Verpflichtung der Verbündeten enthält, nicht zu dulden, daß der Pariser Frieden gegen sie abgeändert werde, als eine Verpflichtung ihrerseits gegen Frankreich, nichts daran zu ändern. Hätte der Artikel den letzteren Sinn gehabt, so würde die seiner Genehmigung beigefügte Einschränkung dessen Natur völlig geändert haben. Aber selbst wenn man ihn so erklären wollte, ist es stets unzweifelhaft, daß Frankreichs Betragen, welches statt sich der Hülfe der Mächte zu bedienen, um Napoleon loszuwerden, gegen sie die Waffen ergriff, ihnen das volle Recht gegeben hat, an nichts weiter als ihre eigene Sicherheit zu denken. Nichts ist im allgemeinen so sonderbar als der Schluß, daß weil Napoleon gefangen ist, der Krieg beendigt sei und daß die Verbündeten nichts weiter von Frankreich zu fordern haben. Der Krieg wird nicht eher beendigt sein, als bis die verbündeten Mächte die Gewährleistungen und Entschädigungen erhalten haben,

welche sie zu fordern berechtigt sind; und diese Mächte verlangen auch nach Napoleons Entfernung mit Recht Bürgschaften von Frankreich, daß nicht ein neuer Versuch sie von neuem die Waffen zu ergreifen zwinge. Haben die Mächte in dem Ausdrucke, daß sie den Krieg nur gegen Napoleon und seine Anhänger führten, das Volk von ihnen getrennt, so mußte das Volk, um diese Erklärungen zu seinen Gunsten anzurufen, sich von ihm wirklich trennen, nicht unthätig bleiben und selbst für den Eindringling kämpfen, sondern im Gegenteil helfen sich seiner zu entledigen."

Auf diese Grundanschauung gestützt bekämpfte Humboldt die Ansichten Capodistrias, der zwar die Eintreibung einer Geldschatzung und die vorübergehende Besetzung französischen Gebietes zu militärischen Zwecken zugeben, dagegen jede dauernde Verminderung des Besitzstandes einer verbündeten Macht, als welche Frankreich angesehen werden müsse, ablehnen wollte. Von einem Verbündeten, wendete Humboldt zutreffend ein, habe man weder Kriegsentschädigungen zu fordern, noch dürfe man seine Länder besetzen; wenn man zu solchen Maßregeln veranlaßt sei, dann gebe es auch kein Bedenken, irgend welche Versicherungsmittel gegen die Wiederkehr des Kriegszustandes zu ergreifen. Das sicherste Mittel dazu bleibe eine andere Verteilung der gegenseitigen Macht, „und unter den verschiedenen Arten, welche man anwenden könne, entweder Frankreich zu schwächen, oder seine Nachbarn zu verstärken, scheint die einfachste, die folgerechteste und dem allgemeinen Plan der Verbündeten entsprechendste, den Nachbarstaaten Frankreichs eine gesicherte Grenze zu verschaffen, indem man ihnen als Verteidigungsmittel die Festungen gibt, deren Frankreich sich, so lange es sie besitzt, als Angriffspunkte bedient hat".

Die praktische Anwendung dieser Erkenntnisse ist in der am 4. August von Hardenberg im Namen Preußens abgegebenen Erklärung zu finden, in der die Forderungen genau aufgestellt werden, die von den Großmächten Frankreich vorzulegen seien. Geld und Land! heißt es da in kurzen Worten. „Verlangt man nur Geld, so ist keine noch so hohe Summe eine hinreichende Entschädigung; es werde auch einem Volke, das mehr Selbstsucht als Vaterlandsliebe hat, weniger schwer fallen, Provinzen abzutreten, als Geld zu zahlen, da die Last einer Steuer auf jeden fällt, dagegen die Abtretung einiger Departements nur auf das Ganze und die Regierung." Die neu zu schaffende Grenze war auf einer Karte eingezeichnet; durch sie wurde Dünkirchen, Lille, Valenciennes, Avesnes, Givet, Mezières, Thionville, Metz, Saarlouis, Saargemünd, Bitsch, Landau, das Elsaß, Belfort, Fort Lacluse und Briançon von Frankreich abgetrennt — im Ganzen mehr als 1871 thatsächlich genommen worden ist.

Für diese Forderungen setzte sich auch General v. Knesebeck energisch ein. „Es sei ein gefährlicher Irrtum zu glauben, man werde sich die Franzosen durch Schonung und Großmut geneigt machen, nie würden die Franzosen vergessen, daß sie unterjocht wurden. Man nehme daher, wozu man das Recht und die Pflicht hat. Preußen insbesondere, seine Minister und selbst der König müßten sich die schwersten Vorwürfe machen, versäumten sie die schwer erkaufte Gelegenheit, das Volk, welches so viel durch die Franzosen gelitten hat, auf deren Kosten zu erleichtern, eine Entschädigung für die Kriegszwecke zu erhalten, einen Ersatz

für die unzähligen Auflagen und Erpressungen, womit die Franzosen das Volk ausgesogen hatten, und die sich nach einer beigefügten Uebersicht auf 1181 Millionen Franken nachweisen ließen."

Nicht so sehr aus dem Grunde nationaler Gesinnung, als vielmehr weil er das Elsaß selbst besitzen wollte, bemühte sich der Kronprinz von Württemberg, seinen Schwager Alexander für die Landabtretungen zu gewinnen. In seiner Begründung, die ebenfalls in Form einer Denkschrift dem Zaren vorgelegt wurde, brachte er einige sehr populäre Gedanken vor. Er betonte hauptsächlich die Notwendigkeit einer Verstärkung von Süddeutschland. „Nicht die Festungen Hüningen, Schlettstadt, Straßburg und Landau, sondern das linke Rheinufer ist es, welches den Franzosen überlassen früher oder später die Sicherheit von Süddeutschland, Badens, Württembergs, der Niederlande und dadurch die Ruhe Europas bedroht. Der Einwand wird nicht zu überlegen sein, daß Süddeutschland keine Bollwerke bedürfe, weil die großen Heere zu seiner Verteidigung nahe genug seien; es wäre eine Beschimpfung von Völkern, welche 20 Jahre hindurch abwechselnd die Heere aller Völker beherbergen und die durch Ströme Bluts und die schmerzlichsten Opfer das Recht erlangt haben, endlich zu fordern, daß sie in stand gesetzt werden, endlich sich selbst zu verteidigen. Sie fordern ihr Recht, und die Regierung, welche ihnen ihre Stimme leiht, erfüllt dadurch eine heilige Pflicht."

Als eifriger Bundesgenosse der Deutschen trat jetzt auch der neue König der Niederlande und sein Minister Hans v. Gagern auf, der nicht nur die militärischen Interessen seines Staates, sondern auch den Willen des deutschen Volkes ins Treffen führte, um die Forderung nach Schaffung einer neuen Grenze Frankreichs zu verteidigen. „Soll man," schrieb er, „um die Liebe, die Dankbarkeit der Franzosen zu gewinnen, was nie geschehen wird, ganz Deutschland unzufrieden machen, empören? Von einem Ende zum anderen wird ein Schrei der Entrüstung erschallen. Die deutschen Herrscher, Franz und Friedrich Wilhelm, werden nicht mit ganzer Ehre, Zuruf und Ruhm in ihre Hauptstädte einziehen, sie werden vielleicht ihre Zukunft getrübt haben. Ihre Minister, und wären sie noch so tugendhaft und weise, werden sofort der Unfähigkeit und Bestechung angeklagt werden, und nichts sie von diesen Vorwürfen reinwaschen. Sagt man: es gibt kein Deutschland? Es scheint mir, wir haben es schon bewiesen, daß es eins gibt, ein Deutschland und Deutsche. Ein Deutschland, welches seine Art public spirit hat."

Allen diesen Auseinandersetzungen begegneten Wellington und Castlereagh mit der immer gleichbleibenden Erklärung, daß die zum Kriege gegen Napoleon gerüsteten Mächte als Verbündete des Königs in Frankreich eingezogen wären. Wellington scheute sich nicht, seine eigenen und seiner Waffengefährten kriegerische Verdienste herabzudrücken, indem er behauptete, sie würden nicht nach einer einzigen Schlacht in 14 Tagen nach Paris gekommen sein, wenn die Franzosen nicht im allgemeinen ihrer Sache geneigt gewesen wären. Lord Castlereagh kämpfte nicht nur gegen die Neigungen seines eigenen königlichen Herren, der durch den Grafen Münster für die deutschen Ansprüche gewonnen war, sondern auch gegen die Volksstimmung seiner Heimat, er setzte sich sogar dem Sturze durch die Parlamentsopposition aus, weil er es für England unzulässig hielt,

daß Rußland allein als der wohlwollende Beschützer Frankreichs auftrete und sich dadurch den größten Einfluß auf die Regierung und die Bevölkerung dieses Landes sichere.

Der Zar aber verhielt sich den Erwägungen der deutschen Staatsmänner gegenüber dauernd ablehnend. Er suchte zwar den Schein der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit auch gegen die Deutschen zu wahren, aber er ging auf ihre Vorschläge nicht ein. Auch der Freiherr v. Stein, der auf Alexanders ausgesprochenen Wunsch am 14. August nach Paris kam, konnte ihm kein Zugeständnis abgewinnen, seine Unterredungen mit Capodistrias, an den ihn der Zar verwies, brachten weder neue Gedanken noch neue Kombinationen an das Tageslicht. Die romantische Freundschaftsstimmung, mit der Alexander den Krieg begonnen hatte, das Gefühl der Genugthuung über die Hülfe, die er seinem königlichen Bruder von Preußen und dem deutschen Volke gebracht hatte, war in ihm nicht mehr lebendig, sie waren einer mystisch-religiösen Richtung gewichen, die in ihm durch zwei an und für sich nicht gerade mächtige, aber durch ihre Beziehungen zum Zaren einflußreich gewordene Persönlichkeiten angeregt worden war. Die eine war Frau Juliane v. Krüdener, die Witwe eines livländischen Freiherrn, der als russischer Gesandter in Venedig bedienstet gewesen war, eine geistreiche und temperamentvolle Frau, die sich daran gewöhnt hatte, auf ihre männliche Umgebung durch Schönheit und eigenartige Lebensführung großen Eindruck zu machen und wohl auch auf Kosten der guten Sitte ihrem unruhigen Geiste Zerstreuung zu verschaffen. Sie hatte sich von ihrem Gemahl aus diesem Grunde trennen müssen und seit 1791 ein unstetes und abenteuerliches Leben geführt, ohne andere als ganz vorübergehende Tendenzen zu verfolgen. Auch zur Königin Luise war sie in ein innigeres Verhältnis getreten und es ist nicht ausgeschlossen, daß der tiefe Ernst dieser hohen Frau entscheidend auf ihre Sinnesart gewirkt hat; aber es darf auch nicht vergessen werden, daß sie damals ihr vierzigstes Jahr bereits überschritten hatte und nach neuen Mitteln suchen mußte, die glänzende Rolle, die sie bisher in der großen Welt gespielt hatte, fortsetzen zu können. „Es traf sich wunderbar," meint Bernhardi, „daß Frau v. Krüdener gerade in den Jahren, wo das Alter seine Rechte unerbittlich geltend macht, sich von der göttlichen Gnade ergriffen und erleuchtet fühlte —: aber auch wieder in eigentümlicher, genialer Weise, so daß man sie weder den büßenden Sünderinnen beizählen durfte, noch den schönen Seelen, die in sich selbst zurückgezogen der Meditation und einer sinnigen Gefühlsreligion leben. Sie war in ganz anderer Weise mit sich selbst beschäftigt, als die einen und die anderen und bei weitem mehr, ja vorzugsweise mit der Welt. Frau v. Krüdener war ohne viele Zwischenstufen und Uebergänge ein von Gott hochbegnadigtes und erleuchtetes Wesen, eine Vertraute des Herrn, zum Richteramt und zur Strenge gegen andere berechtigt, eine Prophetin, berufen, die Fürsten und die Völker dieser Welt zu einem echt christlichen, womöglich zu einem asketischen Leben zu bekehren." In dieser Eigenschaft hatte sie sich dem Zaren durch Vermittelung einer russischen Hofdame, Fürstin Stourdza, zu nähern gewußt. Alexander hatte in Heidelberg ihren Besuch entgegengenommen und an ihren mit großem Geschick angelegten und enthusiastisch vorgetragenen Bußpredigten Gefallen gefunden.

Frau v. Krüdener folgte ihm nach Paris und stand dort in täglichem Verkehre mit ihm. Durch den Umgang mit ihr steigerte sich die Empfänglichkeit des Zaren für die christlich-politischen Lehren des Münchener Philosophen Franz Baader, der seit dem Sommer 1814 bei den Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland die Idee eines „christlichen Bundes" zu vertreten suchte.

Baader ist der geistige Urheber der „heiligen Allianz", deren urdeutscher Grundgedanke erst in der Hand gefühl- und gesinnungsloser Diplomaten zur Unterdrückung des nach Freiheit ringenden Geistes mißbraucht worden ist. Baader verlangte eine „neue und innigere Verbindung der Religion mit der Politik", weil er in der Irreligiosität, die er als „Sünde" schlechtweg bezeichnet, die Veranlassung der Unfreiheit erkennt. Die freie Vereinigung von Menschen muß auf Liebe beruhen, wahre Liebe ist aber immer religiöser Natur. Die Liebe ist das wahrhaft organische und organisierende Lebensprinzip, der Haß das desorganisierende. Wo die Liebe und mit ihr die Religiosität fehlt, da stellt sich unaufhaltsam die Desorganisation staatlichen Lebens ein, weil das Mittel zur Vereinigung der Gegensätze, worauf eben das organische Leben beruht, nicht mehr vorhanden ist. Dann stehen sich Despotie und Sklaventum ungemildert gegenüber, „als wahre Mitschuldige, die immer zusammen auftreten und zusammen verschwinden". Es ist für dieses Verhältnis ganz gleichgültig, von welchem Teile der menschlichen Gesellschaft die Despotie ausgeübt wird, ob sie monarchische, aristokratische oder demokratische Formen annimmt. Wahre Freiheit ist Erlösung von der „Despoten- und Sklavenlast" und diese Freiheit kann nur durch religiöse Gesinnung erreicht werden. Sie zu wecken und wieder zu beleben ist gerade in einem Zeitpunkte am notwendigsten, in dem die bis zum teufelstrunkenen Wahnsinn gesteigerte Sünde glücklich bekämpft werden konnte. Denn Napoleon war nichts anderes als der fleischgewordene Geist der Despotie und der Sünde. Wenn mit seinem Sturze eine wahrhafte Gegenrevolution begründet werden soll, dann muß der christliche Staat geschaffen werden, der bis zur Zeit noch nirgends besteht und niemals bestanden hat.

Alexander von Rußland fand in der Verkettung einer mystischen Religiosität, die nicht auf einer bestimmten Konfession beruhen mußte, mit dem Streben nach Freiheit, das seinem unklaren Liberalismus entsprach, ein ihm besonders zusagendes Programm. Er konnte es seiner Politik um so leichter anpassen, weil Baaders christliche Gesinnung jede Despotie, also auch die des Papsttums, als Sünde erklärte und verfolgte. Ewiger Friede der Nationen, Vereinigung aller christlichen Völker zu einer großen Familie, Bekämpfung des Heidentums durch Vernichtung der türkischen Herrschaft in Europa: das waren die Ideen, an denen er sich berauschte, an deren Verwirklichung durch seine Macht er glaubte. Um ihretwillen durfte er auf die Wünsche der Deutschen nicht eingehen; denn Frankreich, in dem er das Christentum wieder zu befestigen entschlossen war, mußte geschont und vor dem Gedanken an Rache bewahrt werden. Der Zar bedurfte seiner Mitwirkung bei der Durchführung jener großartigen Pläne im Oriente. Dabei war er sich doch ohne Zweifel bewußt, daß seine Politik auch abgesehen von ihrer idealen Richtung gut russisch war und den Interessen seines Reiches am allerbesten entsprach. Es ist gar nicht zu leugnen, daß Rußland den Beruf

hat, Frankreich auf einem gewissen Machtstandpunkte zu erhalten und dadurch die Kraft Deutschlands zu binden. Ein allzurasches Wachstum der letzteren könnte Rußland gefährlich werden, denn es könnte die Deutschen veranlassen, ihre mittelalterliche Tendenz, Ausbreitung in östlicher Richtung, wieder aufzunehmen. Den Osten Europas der slavischen Welt zu erhalten, ist aber die Aufgabe des russischen, an Charakter und Intelligenz alle anderen Slavenstämme überragenden Volkes. Was Polen nicht zu leisten vermochte, ist Rußland zugefallen. So wenig als für Polen gibt es für Rußland eine nach Westen gerichtete, angriffsweise fortschreitende Bestimmung; Rußland kann und wird so wenig eine Gefahr für Deutschland werden, als Polen es je geworden war; ein starkes deutsches Reich ist aber eine Gefahr für Rußland, wie das heranwachsende Preußen die größte Gefahr für Polen geworden war. Deshalb liegt es notwendig innerhalb der Aufgaben der russischen Politik, dafür zu sorgen, daß die Rivalität zwischen Deutschland und Frankreich nie aufhöre, daß also Frankreich stark genug bleibe, um Deutschland beschäftigen, den größeren Teil seiner militärischen Kräfte binden zu können. Die russischen Staatsmänner fanden sich darum in voller Uebereinstimmung mit ihrem Herrn, ohne daß sie es nötig hatten, allen den Projekten zuzustimmen, deren Betreibung die freundschaftlichen Gefühle Alexanders für Frankreich bestärkt hatte. Capodistrias bekannte in einem Gespräche mit Stein ganz offen, Rußland habe kein Interesse Frankreich zu vernichten und dadurch andere Mächte in die Lage zu setzen, ihre ganze Aufmerksamkeit und Kräfte gegen Rußland zu richten. Rußland könne es nicht zulassen, daß Frankreich viel entrissen werde, wolle man ihm aber wenig nehmen, so sei dies für die Verbündeten von geringem Nutzen.

Aber weder Rußland noch England hätten die endliche Abrechnung zwischen Deutschland und Frankreich verhindern können, wenn die deutschen Mächte insgesamt mit der gleichen Energie vorgegangen wären. Vor allem mußte die österreichische Armee mit demselben Eifer wie die preußische ihre Stellung auf dem Boden Frankreichs zu befestigen und sich jene strategischen Punkte zu sichern trachten, von denen aus die zu erwerbenden Landschaften verteidigt werden konnten. Die Kriegführung Schwarzenbergs war aber im Jahre 1815 keine glänzendere als 1814. Die einzige wichtige Aufgabe, die ihm zugefallen war, Straßburg zu nehmen, hat er nicht vollbracht. General Rapp, der mit 24 000 Mann im Elsaß stand, als die verbündeten Heere über den Rhein gingen, lieferte am 28. Juni dem Kronprinzen von Württemberg ein Gefecht, zog sich dann jedoch nach Straßburg zurück mit der festen Absicht, diese Festung zu halten. Die Aufforderung zur Uebergabe erwiderte er mit einem Ausfalle in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli, der zu dem blutigen Gefechte von Hausbergen führte. Am 20. Juli schloß er mit dem österreichischen kommandierenden General, Prinzen von Hohenzollern, einen Waffenstillstand, demzufolge die Festung in seinen Händen verblieb. Während die Preußen sich mit Aufbietung aller möglichen Gewalt der festen Plätze an der niederländischen Grenze zu bemächtigen trachteten und ihrer elf thatsächlich eroberten, war man auf seiten Oesterreichs ausschließlich mit der Belagerung von Hüningen beschäftigt. Erzherzog Johann leitete dieselbe an der Spitze eines Corps von 12000 Oesterreichern, Hessen, Württembergern und

Schweizer Artilleristen. Da das Belagerungsgeschütz lange auf sich warten ließ, erfolgte die Kapitulation des Kommandanten Barbenègre erst am 28. August. Der Erzherzog gehörte zu jenen österreichischen Befehlshabern, die der Zudringlichkeit und Anmaßung der bourbonischen Kommissäre in den okkupierten Landesteilen mit der nötigen Festigkeit entgegentrat und ihnen begreiflich machte, daß sie sich um nichts zu kümmern hätten, bis über das Schicksal dieser Gebiete entschieden sei. Als ihm Graf Rochefoucauld vorhielt, daß die Stimme des Volkes sich für den legitimen König erhoben habe, antwortete er ihm: „Jawohl, die racaille, das Geschrei, die heute dem König, morgen dem Napoleon, übermorgen dem türkischen Kaiser zuschwuren. Wir Deutschen gaben unser Wort und schwuren nicht, hielten aber treu;“ kurz, er solle sich ruhig verhalten, oder zum Könige gehen.[1])

Bald aber kamen Weisungen von Metternich aus Paris, welche die Anerkennung dieser Kommissäre verlangten und erkennen ließen, daß Oesterreich in keinem Teile Frankreichs, also auch im Elsaß nicht, eine dauernde Okkupation einzurichten gedenke. Es läßt sich für diesen Entschluß kaum ein anderer stichhaltiger Grund finden, als der Mangel an Gefühl und Verständnis für die deutsche Sache, und der Unwille über jede nationale Regung, die von seiten Preußens vertreten wurde. Die hämischen und wegwerfenden Bemerkungen des Herrn v. Gentz über die preußischen Truppen geben uns eine Vorstellung für die Stimmung, die in den Kreisen der österreichischen Staatsmänner damals geherrscht hat.

Man sah in der Aufstellung der berechtigsten nationalen Forderungen eine „Raserei, die sich der größeren Hälfte Deutschlands bemächtigt hat“. „Die Köpfe sind dermaßen aufgeregt, daß man glaubt oder zu glauben sich anstellt, alles würde unwiederbringlich verloren sein, wenn man Elsaß, Lothringen und die ganze Grenze der französischen Niederlande Frankreich nicht entrisse.“ Selbst die Rücknahme der von Frankreich geraubten Kunstschätze wird immer wieder als Barbarenthat hingestellt, und dem Herzog von Wellington wird es höchlich übelgenommen, daß er derselben Vorschub geleistet hat. Man sieht, daß sich die Abneigung gegen das deutsche Volkstum, weil in ihm der Drang nach fortschrittlichen Regierungseinrichtungen wurzelte, bis zu einer Begriffsverwirrung gesteigert hatte, die den Gerechtigkeitssinn völlig ausrottete. Auch die Rücksicht auf den eigenen Vorteil kam dagegen nicht auf. Es war ja klar, daß die Besitzergreifung des Elsaßes auch Oesterreich aus mancher Verlegenheit geholfen hätte. Der Ausgleich der bairischen und badischen Territorialverhältnisse wäre dadurch sehr leicht geworden. Oesterreich selbst hätte auf alten deutschen Besitz nicht zu verzichten gebraucht, wenn es um Entschädigungsobjekte nicht zu sorgen brauchte. Mit einer Verblendung sondergleichen hat man es abgelehnt, das Band mit den deutschen Stämmen zu kräftigen und zu verstärken, obwohl man auf die Beherrschung derselben mehr als jemals ausging.

Der letzte verhängnisvolle Akt der Metternichschen Politik nahte sich seinem Ende: der zweite Pariser Friede wurde mit Preisgebung der deutschen Interessen

[1]) v. Krones, Aus dem Tagebuch Erzherzogs Johann.

geschlossen. Am 19. September war alles wesentliche entschieden. Nur um die Summe der Kriegskostenentschädigung wurde noch gefeilscht. In dem Ansatze derselben mit 600 Millionen Franken als Kriegskosten und 200 Millionen zum Aufbau von Festungen gegen Frankreich war man weit hinter jene Ansprüche zurückgegangen, welche dem eigenen Verluste nahe gekommen sein würden. Wie hoch man in Preußen den Schaden anschlug, den man durch die Franzosenkriege erlitten hatte, ist bereits erwähnt worden; es liegen uns aber auch Berechnungen eines österreichischen Verwaltungsbeamten vor, die im engsten Kreise der Ratgeber des Kaisers Franz aufgestellt worden waren. Der „Armeeminister" Freiherr v. Baldacci unterbreitete dem Fürsten Metternich ein Gutachten über den Vortrag, den der Finanzminister Graf Stadion, des Fürsten Vorgänger in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, hinsichtlich der von Oesterreich zu verlangenden Entschädigungen erstattet hatte.[1]) „Wenn Stadion erkläre," wird da gesagt, „keine Macht habe länger und mit größerer Anstrengung gegen das französische Ungetüm gekämpft als Oesterreich", so sei mit Hinblick auf die letzten 20 Jahre nichts richtiger und unwidersprechlicher. Das österreichische Geldwesen sei ärger zerrüttet als das jedes anderen Staates. Die gänzliche Wiedererlangung des Verlorenen, selbst ein neuer bedeutender Territorialzuwachs könne die finanziellen Wunden des Staates nicht ausheilen; noch weniger vermöchten dies Mittel, wie solche im Jahre 1811 angewendet wurden. Die Theorie habe darüber längst entschieden. Trotz des günstigen Erfolges, den der Krieg des Jahres 1814 bescherte, sei ein tiefes Sinken des Papiergeldes — mitten in tiefster Ruhe — eingetreten. Regellose Gewinnsucht werde solch eine Lage des Staates ewig mißbrauchen. Es gebe dawider nur eine wirksame Hülfe, nämlich den möglichst raschen Uebergang zur Metallmünze. Die Beschaffung derselben sei jedoch bei dem Nichtvorhandensein bedeutender Metallvorräte des Staates, dem ausgesogenen Zustande der Provinzen und bei der Verschiedenheit der Valuta ungemein schwierig. Da müsse denn die von Frankreich zu erwartende Kriegsentschädigung das ihrige thun. Die Aufrechnung der Kriegskosten Oesterreichs sei durchaus gerecht. Schon in den neunziger Jahren habe „ein Feldzug — in den anderen gerechnet" — über 100 Millionen Gulden C. M. gekostet. Nach mäßigem Anschlage betrugen die von Frankreich veranlaßten Kriegskosten des eigenen Staates 1000 Millionen Gulden, abgesehen von den Kontributionen an Frankreich und privaten Schäden. Man müsse sein „gutes Recht wahren und das wankelmütige Franzosenvolk im Zaume halten". Diese gewiß ebenso logische als eindringliche Auseinandersetzung hat auf den Fürsten Metternich keinen Eindruck gemacht. Er unterstützte nicht einmal den preußischen Vorschlag, die Gesamtsumme der von Frankreich zu zahlenden Entschädigungen mit 1200 Millionen festzustellen, sondern stimmte der Herabminderung derselben auf 700 Millionen zu. Herr v. Gentz erklärte die Verpflichtungen, die Frankreich auferlegt wurden — er schätzt sie samt den Verpflegungskosten für die fremden Truppen auf 1400 Millionen —, als ganz ungeheure Lasten und fand kein Wort des Mitleids für die österreichischen Völker, die infolge der viel größeren Opfer, die ihnen die Franzosen-

[1]) v. Krones, Zur Geschichte Oesterreichs 1792—1816.

kriege auferlegt hatten, an den Bettelstab gekommen waren. Er hatte freilich so wenig als sein Herr und Meister von der allgemeinen Verarmung bemerkt, seine Geschäfte waren in den letzten beiden Jahren ganz vortrefflich gegangen. Die Freude daran hat ihn veranlaßt, eine Art Ausweis über das Erträgnis seiner diplomatischen und litterarischen Dienste seinem Tagebuche einzuverleiben;[1]) daher sind wir in die Lage gekommen, einen tieferen Blick in die von der österreichischen Staatskanzlei nicht nur geduldete, sondern beförderte Gebarung bei Verwertung politischen Einflusses zu persönlichen Zwecken zu werfen; leider fehlt uns der Ausweis über die Einnahmen des Staatskanzlers in den Jahren 1814 und 1815, auch sie würden vielleicht manche unbegreiflich scheinende Wendung der österreichischen Politik begreiflich erscheinen lassen.

Görres war nicht schlecht unterrichtet, als er im September 1815 bereits das Ergebnis der Friedensverhandlungen für die Deutschen in folgenden Worten zusammengefaßt hat: „Es ist in Paris von vornherein ergangen wie auf dem Kongreß in Wien; wie man dort zu geringer Befriedigung Deutschlands anfangs die vierzehn Artikel aufgestellt, und statt diese zu verbessern und zu erweitern, sich immer mehr hat abdingen lassen, bis zuletzt die Bundesakte hervorgegangen, so ist es auch hier geschehen. Nach einem geschämigen Anhalten um Elsaß und Lothringen hat man von der Unmöglichkeit es zu erlangen sich leicht überzeugt; zu sagen wie die Russen mit Polen gesprochen: Wird sind im Besitze, vertreibe uns wer die Macht dazu besitzt! war niemand eingefallen, und so hatte man sich billig finden lassen und war auf die früher mitgeteilten Bedingungen im allgemeinen übereingekommen. Alle folgende Verhandlung war ein fortdauerndes Arbeiten und Zugestehen, alles zum Vorteil der Franzosen, die als Zaum und Gebiß für den sparsamen Uebermut der Deutschen und als Helfer bei künftigen Staatsgriffen erhalten werden sollten . . .

„Immer deutlicher entwickelte sich die Opposition Rußlands gegen die Ansprüche der Deutschen. Die schleunige Beendigung des Krieges in einer Nacht bei Belle-Alliance hatte nicht im Plane gelegen, und eine Eroberung Frankreichs durch einige deutsche Stämme, einzig von 30000 Engländern unterstützt, allein bewirkt, war nicht für möglich gehalten worden und regte Besorgnis und Eifersucht. Man sagt, Kaiser Alexander sei willens gewesen, wenn er wie das vorigemal an der Spitze des ganzen Bundes Paris genommen, dort eine Nationalversammlung zu berufen und mit ihr Frankreich einen König und eine Konstitution zu geben. Diese Pläne, hatten sie wirklich stattgefunden, waren durch die voreilige Besitznahme vereitelt worden. England stand gegenüber mit seinem König und seiner Charte, die Wellington zurückgebracht, selbst für sich ohne sonderlichen Enthusiasm, fand es die massive Begeisterung der Deutschen, die auch gar nicht nachlassen wollte, gleich den anderen höchst unbequem; aber klar verständigt über seinen Vorteil, scharf einschneidend in die Politik des Kontinents, wohl

---

[1]) Sylvesterbetrachtung 1814: „La fin de cette anneé a été brillante. . . . J'ai eu dans les deux derniers mois, contre les sommes que j'ai reçues par mes rapports avec Bucarest, des bénéfices extraordinaires de 48000 florins. La totalité de ma recette dans l'année 1814 s'est montée à 17000 ducats au moin.“ (76000 Gulden.)

durchschauend die Pläne des Nordens, betrachtete es im übrigen die Deutschen wie die Franzosen gleich sehr als Werkzeuge für den Erwerb künftiger Herrschaft und Uebermacht. Oesterreich, wie immer nur mit sich selbst beschäftigt und unklar, halb wünschend und suchend das Beste des übrigen Reiches, halb es wieder scheuend, halb beschwichtigend die alte Eifersucht, dann wieder furchtsam ihr Raum gebend, bei unbeutender Gelegenheit, unaufrichtig, wo es Unaufrichtigkeit im Hintergrunde zu erblicken glaubte, gespannt und gegen Rußland und in ihm gegen Preußen und darum bald von diesen ab wieder zu England hinüberneigend. So sah Preußen sich gehaßt und angefeindet von allen überein; die geschlagen waren, die mitgefochten, die nicht mitgefochten, alle bewachten sie den Sieger mit Eifersucht."

Nicht ohne Einfluß auf die vor dem Jakobinismus zitternden Diplomaten sind die beiden Briefe Fouchés geblieben, die er kurz vor seinem Sturze an den König gerichtet hatte. Ob ihre Veröffentlichung beabsichtigt war, ist schwierig zu entscheiden; sie wird der „Untreue" seines Sekretärs zugeschrieben; daß sie den Franzosen nützlich wurde, kann man mit gutem Rechte annehmen. Sie waren darauf berechnet, den König zur Milde und Versöhnlichkeit zu stimmen, indem ihm vorgehalten wurde, daß die demokratische Partei in Frankreich stärker sei als die royalistische, daher von der letzteren nicht mit Gewalt niedergehalten werden könne. Diesen Zweck haben sie nicht erreicht, weil der Ansturm der fanatischen Royalisten viel stärker war als die Erwägungen, die Klugheit und Einsicht in die Verhältnisse geboten; aber für Leute wie Metternich und Gentz und ihre preußischen Gesinnungsgenossen in der Umgebung Friedrich Wilhelms III. sind die Schreckensgespenster, die Fouché heraufbeschwor, zu drohenden Gestalten von Fleisch und Blut geworden, die man nicht ohne die größte Gefahr für Thron und Altar reizen durfte. Der Schluß des ersten Berichtes lautete: „Solange Frankreich noch etwas zu retten hat und solange es durch die Hoffnung noch belebt wird, als ein Volkskörper zu bestehen, wird ihm kein Opfer zu kostbar und werden ihm alle Pläne einer billigen Politik ausführbar sein. Aber von dem Tage an, wo die Einwohner alles verloren haben werden oder ihr Ruin vollständig sein wird, von diesem Tage an wird man eine neue Ordnung der Dinge, eine neue Reihe von Begebenheiten entstehen sehen, weil es weder Regierung noch Gehorsam mehr geben wird. Blinde Wut wird an die Stelle der Resignation treten. Man wird nur den Rat der Verzweiflung mehr hören, von beiden Seiten wird man verwüsten, die Plünderung wird durch Plünderung bekämpft werden. Blut wird jeden Schritt der fremden Soldaten bezeichnen und Frankreich wird weniger erröten, sich zu zerstören, als sich von anderen zerstören zu lassen. Der Augenblick naht; schon nimmt der Nationalgeist diese schreckliche Richtung!" In dem zweiten Briefe, in welchem mit einer verblüffenden Sicherheit die Behauptung aufgestellt wird, die Tyrannei Bonapartes sei nicht das Werk Frankreichs, sondern der fremden Souveräne gewesen, „die durch die Verträge und ihre Unterwerfung seine Macht befestigt haben", werden die gefährlichen Folgen der feindlichen Invasion mit nicht minder grellen Farben ausgemalt. „Die Verheerungen nehmen zu, die Mittel zum Leben nehmen ab, und diese Ansicht verspricht der öffentlichen Ruhe nur ungewisse Dauer. Das Wort ‚unmöglich' hängt sich an alle Verhält-

nisse. Jedes Uebel hat seine Grenzen, die man nicht weiter hinausrücken kann. Da die Steuerzuflüsse vertrocknet oder unterbrochen sind, so können die Staatsausgaben nicht länger gedeckt werden. Dies ist eine neue Quelle von Unordnungen. Will man zu Kriegssteuern seine Zuflucht nehmen? Wie und von wem kann man sie eintreiben? Die Mehrzahl der Steuerbaren haben bereits ihre Wohnungen verlassen, — man wird eine bewaffnete Macht nötig haben, um ihre Ausplünderung zu vollenden; die Eintreibung aller Steuersummen wird nur durch Gefechte bewerkstelligt werden können. Das Uebel wird durch die Verlängerung des Aufenthaltes der fremden Heere noch vergrößert. Jetzt wollen die Souveräne nicht daran denken, sie aus Frankreich zurückzuziehen, bevor sie nicht eine Bürgschaft unserer Ruhe haben, weil ihre Sicherheit damit in Verbindung steht. Wir müssen demnach künftig Frieden und Krieg, Glück und Unglück gemeinschaftlich haben."

Die Lehre von der Gemeinsamkeit der konservativen Interessen gegen die Bestrebungen der Umsturzparteien, die durch den aufgeregten Nationalgeist unterstützt werden, hat während des Aufenthaltes der europäischen Staatsmänner in Paris neue und eifrige Anhänger gefunden. Sie wurde von Talleyrand nicht mit geringerem Nachdruck verfochten, als von Fouché, der ihm seinen Platz räumen mußte, und auch der Herzog von Richelieu, der den einstigen Fürsten von Pontecorvo verdrängte, wußte sie mit Erfolg bei den Verbündeten geltend zu machen. Je geringer die Hoffnung wurde, daß durch das Uebergewicht der konstitutionellen Partei eine Versöhnung der schärfsten Gegensätze in Frankreich angebahnt werden könne, um so nachgiebiger glaubte man gegen die Regierung sein zu müssen, um wenigstens diese schwache Stütze des monarchischen Prinzips nicht auch unhaltbar zu machen. Man glaubte höchlich befriedigt darüber sein zu können, daß nach heftigem Sträuben und neuen Verzögerungen am 2. Oktober endlich doch eine Vereinbarung über die Friedensbedingungen mit dem neuen französischen Ministerium Richelieu zu stande kam. Die Redaktion der Friedensinstrumente, die von seiten der Verbündeten dem Herrn v. Gentz übertragen wurde, nahm noch mehrere Wochen in Anspruch, so daß die Unterzeichnung derselben erst am 20. November erfolgen konnte. Es waren namentlich die Bestimmungen über die Einteilung der Zahlungsfristen, sowie die Sicherung der Abstattung, die noch mancherlei Schwierigkeiten bereitete.

Die Monarchen der Großmächte, die bis Ende September in Paris verweilt hatten, hielten über ihre Truppen noch großartige Revuen ab; dann reisten sie in ihre Staaten, gefolgt von jenen Armeecorps, die nicht zur Okkupation der Grenzgebiete von Frankreich bestimmt waren.

Der zweite Pariser Friede besteht aus einem Hauptvertrage „Traité de paix de Paris du 20 Novembre 1815 entre l'Autriche, la Grande-Bretagne, la Prusse et la Russie d'une part, et la France de l'autre" und vier Konventionen, welche die Ausführungsbestimmungen zu einzelnen Artikeln desselben enthielten. Dazu gehört ferner der Allianzvertrag von demselben Tage, abgeschlossen zwischen Oesterreich, England, Preußen und Rußland, eine Note des

Herzogs von Richelieu, mit welcher die Befugnisse des Oberkommandanten der verbündeten Okkupationsarmee anerkannt wurden, und ein die Neutralität der Schweiz betreffender Akt, der von den Vertretern der fünf christlichen Großmächte Europas unterzeichnet wurde.

Artikel I des Hauptvertrages enthält die Grenzbestimmungen. Im Norden von Frankreich wurde die alte Grenze von 1790 wieder hergestellt, so daß die Territorien von Philippeville und Marienburg mit den gleichnamigen Festungen und das ganze Herzogtum Bouillon außerhalb der französischen Grenze zu liegen kamen. Vom französischen Besitze ausgeschieden wurde auch die alte Grafschaft Saarbrück mit Saarlouis, die Grenzen der bairischen Rheinprovinz wurden bis an die Lauter vorgeschoben; Landau wurde deutsch, Weißenburg, das von der Lauter durchflossen wird, blieb mit einem Rayon von 1000 Toisen am linken Ufer französisch. Von der Lauter südwärts wurde der Thalweg des Rheins neuerdings als Grenzlinie zwischen Deutschland und Frankreich erklärt, die Hälfte der Brücken zwischen Straßburg und Kehl sollte zu Frankreich, die andere Hälfte zu Baden gehören. Der Schweizer Kanton Genf wurde durch einen Teil der Grafschaft Gex vergrößert, damit Genf eine direkte Verbindung mit Waadt zu Lande erhalte. Von den Grenzen des Kantons Genf bis zum Mittelländischen Meere blieben jene Linien aufrecht, die im Jahre 1790 Frankreich von Savoyen und der Grafschaft Nizza trennten. Die Oberhoheit über Monaco wurde von Frankreich auf Sardinien übertragen. Artikel II behandelt die Souveränitäts- und Eigentumsrechte in den von Frankreich abzutretenden Festungen. Artikel III die Schleifung der Festungswerke von Hüningen und das Verbot für Frankreich, sie innerhalb drei Lieus von der Stadt durch neue zu ersetzen. Artikel IV setzt die Summe der Geldentschädigung, welche Frankreich den verbündeten Mächten leisten soll, auf 700 Millionen fest. Die Art und Weise, die Termine und die Bürgschaft für die Zahlung werden durch eine besondere Konvention geregelt. Artikel V: „Da der Zustand der Unruhe und Gärung, den Frankreich nach so vielen gewaltsamen Erschütterungen, insbesondere nach der letzten Katastrophe, ungeachtet der väterlichen Absichten des Königs und der Wohlthaten, die allen Klassen seiner Unterthanen durch die Verfassungsurkunde zuteilgeworden ist, notwendig noch verspürt, zur Sicherung der benachbarten Staaten Maßregeln der Vorsicht und zeitliche Bürgschaft erforderlich macht, so ist für unerläßlich erachtet worden, auf eine bestimmte Zeit Stellungen in Frankreich durch ein Corps verbündeter Truppen beziehen zu lassen, unter dem ausdrücklichen Vorbehalte, daß diese Besetzung weder der Souveränität Seiner Allerchristlichsten Majestät, noch dem Besitzstande, so wie er durch gegenwärtigen Traktat anerkannt und bestätigt worden, Eintrag thun soll. Die Zahl der Truppen soll sich nicht über 150000 Mann belaufen. Den Oberbefehlshaber dieser Armee ernennen die verbündeten Mächte. Dieses Armeecorps wird die festen Plätze Condé, Valenciennes, Bouchain, Cambray, le Quesnoy, Maubeuge, Landrecies, Avesnes, Rocroy, Givet nebst Charlemont, Mezières, Sedan, Montmedy, Thionville, Longwy, Bitsch und den Brückenkopf am Fort Louis besetzen." Ueber den Unterhalt dieser Armee hat ebenfalls eine besondere Konvention zu verfügen. Die äußerste Dauer der Okkupation kann 5 Jahre betragen, sie kann jedoch im Einvernehmen mit dem

Könige von Frankreich schon nach 3 Jahren aufgehoben werden. Der Inhalt der Artikel VI bis XII ist formeller Natur; ein Zusatzartikel stellt neuerlich Verhandlungen wegen Abschaffung des Negerhandels in Aussicht, ein Separatartikel zwischen Frankreich und Rußland ordnet kommissionelle Prüfung und Liquidation der von beiden Seiten hinsichtlich des ehemaligen Großherzogtums Warschau zu erhebenden Forderungen an.

Die Konvention über die Geldentschädigung besagte in 16 Artikeln, daß die 700 Millionen in 5 Jahren durch Bons des französischen Staatsschatzes und zwar Tag für Tag ausbezahlt werden sollten. Der Schatz händigte den Verbündeten sofort 15 Schuldverschreibungen zu je 46²/₃ Millionen ein, die vom 31. März 1816 angefangen in Abschnitten von 4 Monaten gegen diese Bons umgetauscht werden mußten, da die Schuldverschreibungen selbst nicht in den Handel gebracht werden durften. Mehr als 50 Millionen der auf Namen lautenden Bons, die mit Coupons zu 1000 bis 20000 Franken versehen wurden, sollten nicht auf einmal in Umlauf gesetzt werden. Zur Sicherung der Zahlung hatte die französische Regierung am 1. Januar 1816 den Verbündeten eine Rente von 7 Millionen, ein Kapital von 140 Millionen darstellend, einzuhändigen, durch welche allfällige Rückstände getilgt werden konnten. Eine gemischte Kommission hatte alle 6 Monate den Stand der Zahlungen zu untersuchen. Sehr umfangreich war die Konvention über die Okkupation; sie bestimmte die Grenzen des zu besetzenden Gebietes, verpflichtete Frankreich zur Beistellung von Quartier, Holz, Licht, Lebensmittel und Fourage (im Höchstbetrage von 200000 Portionen für die Mannschaft und 50000 für die Pferde) nach einem der Konvention einverleibten Tarife, zur Zahlung von 50 Millionen Franken jährlich für den Sold. Die Militärlinie, welche das zu besetzende Gebiet gegen das Innere von Frankreich schied, lief längs der Grenzen der Departements Pas de Calais, Nord, Ardennen, Maas, Mosel, Ober- und Niederrhein, innerhalb welcher der König von Frankreich jedoch in 26 Städten Besatzungen von zusammen 22600 Mann halten durfte, die dem Oberkommando der Verbündeten nicht unterstanden.

Eine dritte Konvention erstreckte sich auf die Liquidierung der dem französischen Gouvernement zur Last fallenden Forderungen, die aus dem Grunde von Lieferungen an französische Behörden, Magazine, Spitäler u. dergl. oder von rückständigen Gehalten, Reisekosten und Gratifikationen solcher ehemals französischer Beamten, die durch die letzten Friedensschlüsse Unterthanen einer anderen Macht geworden waren, erhoben oder aus anderen Verhältnissen abgeleitet werden konnten, in welchen sich die französische Regierung zu Zahlungen verpflichtet hatte. Dazu gehörten u. a. die Reklamationen des Senates von Hamburg in Betreff der Bank dieser Stadt. Für alle einschlägigen Ansprüche wurden Liquidationskommissionen und Schiedsgerichte eingesetzt und diesen ebenfalls Renten im Betrage von 3¹/₂ Millionen Franken zur vorläufigen Deckung der Ansprüche zur Verfügung gestellt. Ein besonderer Zusatz zu dieser Konvention sanktionierte den Ausgleich zwischen der Krone Frankreich und dem gräflichen Hause Bentheim-Steinfurt mit einer an dieses zu entrichtenden Summe von 1310000 Franken. Die vierte Konvention endlich betraf die Untersuchung und Festsetzung der Reklamationen von englischen Unterthanen an die französische Regierung.

Ein Konferenzprotokoll, das ebenfalls am 20. November unterzeichnet wurde, enthielt die Bestimmungen über die Austeilung der von Frankreich zu zahlenden Entschädigungsgelder. Von den 700 Millionen wurden zunächst 137 ½ Millionen zur Erbauung und Verstärkung von Festungen an der französischen Grenze bestimmt: hiervon erhielt das Königreich der Niederlande 60, Preußen 20, Baiern 15, Spanien 7 ½, Sardinien 10 Millionen. Der Rest von 25 Millionen sollte für Mainz (5 Millionen) und eine am Oberrhein zu erbauende Festung (20 Millionen) verwendet werden. Die Erwerbung der Festung Saarlouis, deren Wert auf 50 Millionen veranschlagt war, wurde ebenfalls zum Aufwande für Befestigungen gerechnet, so daß dieser in der Hauptsumme 187 ½ Millionen betrug und damit der ursprünglichen Veranschlagung auf 200 Millionen nahe kam. Jene Staaten, welche sich zwar der Koalition angeschlossen, aber keine Armeen ins Feld gestellt hatten, erhielten für ihre Rüstungen zusammen 12 ½ Millionen, und zwar Spanien 5, die Schweiz 3, Dänemark 2 ½, Portugal 2. Von dem Reste von 550 Millionen wurden 50 zu gleichen Teilen England und Preußen, welche die größte Last des Krieges auf sich zu nehmen genötigt gewesen waren, zuerkannt. Die erübrigten 500 Millionen wurden in fünf Teilen zu je 100 Millionen vergeben; jede der vier kriegführenden Großmächte erhielt einen solchen Teil, das letzte Fünftel kam den „Puissances accédantes“ zu, die nach Maßgabe der aufgestellten Truppenzahl daran teilnahmen. So kamen z. B. auf Baiern mit 60000 Mann 25517798 Frcs. 66 ½ Cts., auf Württemberg mit 20000 Mann 8505932 Frcs. 88 ½ Cts., auf Braunschweig mit 3000 Mann 1275889 Frcs. 93 ½ Cts., auf Lichtenstein mit 100 Mann 42529 Frcs. 66 ½ Cts. Sardinien und die Niederlande, welche Gebietszuwachs erhalten hatten, wurden von der Beteiligung ausgeschlossen. Die auf sie entfallenden 27644281 Frcs. 89 Cts. kamen Oesterreich und Preußen zu.

Für die 50 Millionen, die Frankreich jährlich aus Anlaß der Okkupation in Barem zu entrichten hatten, gab ebenfalls die Höhe des in Frankreich verbleibenden Truppenkontingentes den Teilungsschlüssel ab. Die Okkupationsarmee bestand aus einem rechten Flügel, einem Zentrum und einem linken Flügel. Den rechten Flügel bildeten 30000 Engländer, 5000 Hannoveraner, 5000 Sachsen und 5000 Dänen, ihre Hauptquartiere waren in Cambray, Condé, Tourcoing und Lewarde; das Centrum bestand aus 30000 Russen mit dem Hauptquartier Maubeuge und 30000 Preußen mit dem Hauptquartier Sedan; der linke Flügel aus 30000 Oesterreichern, 10000 Baiern, 5000 Württembergern mit den Hauptquartieren Colmar, Pont à Mousson und Weißenburg.

Auch die Gebietsveränderungen auf altem deutschem Boden, die schon in Wien abgemacht worden waren, und die Ausgleichungen, die durch die neuen Erwerbungen ermöglicht wurden, erfuhren eine nochmalige Revision, über welche ebenfalls ein Konferenzprotokoll vom 3. bis 10. November aufgenommen wurde. Neu war die Rückgabe des Hunsrückviertels, des Innviertels und des Herzogtums Salzburg mit Ausschluß von Waging, Tittmoning, Seisendorf und Laufen von Baiern an Oesterreich, wofür die Zuerkennung der ganzen Rheinpfalz samt Landau an Baiern definitiv ausgesprochen wurde.

In einem merkwürdigen Gegensatze zu diesen zahlreichen geschäftlichen Ab-

schlüssen, mit welchen in die Territorialverhältnisse Europas eine ganz äußerliche Ordnung gebracht wurde, steht das Schriftstück, das am 26. September vom Zaren Alexander, von Kaiser Franz von Oesterreich und vom Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen unterschrieben worden war: die heilige Allianz. Es lautet: „Infolge der großen Ereignisse, welche die drei jüngstverflossenen Jahre bezeichnet haben, welche die göttliche Vorsehung denjenigen Staaten gewährt hat, deren Regierungen ihr Vertrauen in sie allein gesetzt hatten, überzeugt von der Notwendigkeit, die Beziehungen der Mächte zu einander auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche die ewige Religion des Erlösers lehrt, bezeugen der Kaiser von Rußland, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen im Angesicht der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß, die Lehren dieser heiligen Religion, Lehren der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, die weit entfernt nur auf das Privatleben anwendbar zu sein, vielmehr unmittelbaren Einfluß auf die Entschlüsse der Fürsten üben und alle ihre Maßnahmen leiten sollen, zur alleinigen Regel ihrer Handlungen machen zu wollen, sowohl in der Verwaltung ihrer Staaten, als in ihren Beziehungen zu allen anderen Regierungen. Sie sind demnach über folgende Bestimmungen übereingekommen:

1. Den Worten der heiligen Schrift gemäß, die allen Menschen gebieten, sich als Brüder zu betrachten, verpflichten sich die drei Monarchen, durch die Bande einer unauflöslichen Brüderlichkeit verbunden zu bleiben; und da sie sich immer und aller Orten Beistand und Hülfe leisten, da sie sich ferner in Beziehung auf ihre Unterthanen und Armeen als Familienhäupter betrachten, werden sie diese in demselben Geiste der Brüderlichkeit leiten, um die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit zu schützen.

2. Der bestimmende Grundsatz, der zwischen diesen Regierungen sowohl als ihren Unterthanen in Kraft bleibt, ist demnach sich gegenseitig Dienste zu leisten, sich durch ein unveränderliches Wohlwollen ihre gegenseitige Zuneigung zu bezeugen, sich als Mitglieder einer und derselben christlichen Nation zu betrachten, wie denn die drei Fürsten selbst sich nur als die Beauftragten der Vorsehung ansehen, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren: indem sie so bekennen, daß die christliche Nation keinen anderen Souverän hat, als denjenigen, dem allein der Besitz und die Macht gebührt, weil in ihm allein sich alle Schätze der Liebe, der Wissenschaft und der unendlichen Weisheit befinden: das heißt Gott, unseren göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens. Sie (die Fürsten) empfehlen daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Vorsorge als einziges Mittel, jener reinen Glückseligkeit teilhaftig zu werden, die aus einem reinen Gewissen entspringt und die allein dauernd ist, sich täglich in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflichten zu bestärken, welche der göttliche Erlöser den Menschen gelehrt hat.

3. Alle diejenigen Mächte, welche diese geheiligten Grundsätze feierlich anerkennen wollen, werden mit eben so großer Bereitwilligkeit als Liebe in den Bund aufgenommen werden."

Es ist notwendig, dieses harmlose Schriftstück vor Augen zu sehen, um sich davon zu überzeugen, daß seinem Verfasser alle die häßlichen Handlungen fern lagen, die später auf Rechnung dieses Bundes gesetzt wurden, der zur Be-

kämpfung der Gedankenfreiheit und des Strebens nach einer gerechten Beteiligung der Völker an der Lenkung ihrer Geschicke mißbraucht worden ist. Es hat sich erwiesen, daß die Aufstellung allgemeiner Grundsätze, die dem Geiste des Christentums ohne Rücksicht auf konfessionelle Formen entsprechen sollten, keinen der christlichen Monarchen in seinem Gewissen zu binden vermochte. Kaiser Franz hat die Beziehung der „heiligen Allianz" zu den realen Verhältnissen sehr richtig gekennzeichnet, wenn er auf die Einladung zur Unterschrift eines Schriftstückes, das ihm Alexander als ein „wichtiges Geheimnis" bezeichnete, wie Bernhardi erzählt, geantwortet hat, wenn das Geheimnis wichtig sei, müsse er entweder seinen Beichtvater oder Metternich zu Rate ziehen. Den Beichtvater hat es nicht betroffen, denn dieser hat sich nur mit bestimmten Gewissensfragen im Sinne seiner Konfession, nicht eines sogenannten Christentums zu befassen, dessen Gebote nirgends einen bestimmten Ausdruck finden. Metternich aber hat vom Standpunkte der Politik den ganzen Vertrag für „bloßes Geschwätz" erklärt. Wenn dem Zaren damit eine Gefälligkeit erwiesen werden konnte, war kein Grund vorhanden, die Unterfertigung des sogenannten Vertrages zu verweigern. Kaiser Franz unterschrieb daher, ebenso wie Friedrich Wilhelm und König Ludwig ohne Bedenken, nur der Prinz-Regent von England hielt sich daran durch die englische Verfassung für gehindert und schrieb dem Zaren nur einen Privatbrief, in welchem er sich mit den Grundsätzen des Vertrages einverstanden erklärte.

Der Antrieb, von welchem Alexander bei der Gründung des neuen christlichen Bundes bestimmt wurde, erfährt eine außerordentlich zutreffende Beurteilung von seiten des Verfassers eines Aufsatzes der „Minerva", der noch im Herbste des Jahres 1815 unter dem Titel „Ueber die rückgängige Bewegung unseres Zeitalters" erschien. Zu den augenfälligen Erscheinungen desselben zählt er „die unverständige Herabwürdigung des Verstandes und die unbedingte Lobpreisung der Einbildungskraft und des von ihr abhängigen Gefühles". „Von dem natürlichen Gleichgewichte der Kräfte," führt er aus, „wollen die Verstandesverächter nichts wissen. Trocken und nüchtern schelten sie den Verstand, gleichsam als sollte der menschliche Geist sich stets in einem Strome regelloser Bilder und Gefühle berauschen, als sollte er nie zur Besonnenheit kommen und sich zu deutlichen Begriffen von dem Wesen der Dinge erheben. Daher reden sie auch verächtlich von der leidigen Aufklärung, nicht bedenkend, daß Gott selbst im Lichte wohnt und das Reich des Bösen ein Reich der Finsternis ist, und nehmen selbst den Aberglauben in Schutz. Darum wollen sie auch in der Religion nichts als dunkle Gefühle, bilderreiche Reden und geheimnisvolle Gebräuche, und würden sich lieber zum prunkvollen Dienste des olympischen Gottes wenden, als zu einer vernünftigen Gottesverehrung, würden lieber das Knie beugen vor heiligen Götzenbildern, als den Allerheiligsten im Geist und in der Wahrheit anbeten. Ja sie verleumden sogar das Denken selbst als ein gebrechliches Handwerk des Verstandes und möchten das von Gott selbst dem Menschen in und mit dem Verstande verliehene und der kirchlichen Herrschsucht so mühsam abgewonnene Recht der Denkfreiheit wieder vernichten, damit ein blinder Köhlerglaube auch in unserem Jahrhunderte wieder die Oberhand gewinne!" Mag auch die Mystik ein und das andere Verdienst um die Kunst sich erworben haben, in der

Politik ist sie nicht nur unbrauchbar, sondern geradezu verderblich. Das „andächtige Schwärmen", das nach Lessings Ausspruch viel leichter ist, als gut handeln, erfüllt die Herzen der Auserwählten mit einer höchst unchristlichen Hoffart, die sie übersehen läßt, daß das andächtige Schwärmen nichts, das gute Handeln alles für die Menschheit bedeutet; es bildet den günstigsten Nährboden für Härte und Grausamkeit, weil der Eingriff in die Rechte anderer einer göttlichen Beratung zugeschrieben wird, für die es keine Kontrolle gibt.

Wenn sie hart sein wollten, haben sich die Lenker der östlichen Großmächte ihres geheimnisvollen, romantischen Bündnisses besonnen, zum Schutze der von Gottes Gnaden bestehenden Throne haben sie sich auf jenes mystische Christentum berufen, in dessen Namen sie die Edlen ihrer Nationen verfolgten, die in innerlich wahrer Nachfolge Christi die eigenen Interessen dem Wohle der Allgemeinheit unterordneten und für die Erhebung ihres Volkes aus unwürdiger, alle Kräfte lähmenden Bevormundung Freiheit und Leben opferten. Im übrigen ist von den großen und fruchtbaren Ideen des Christentums, die in jeder der christlichen Konfessionen zur Geltung gelangen können, wenn sie im Herzen des Volkes wurzeln, in der Politik der europäischen Höfe wenig zu entdecken gewesen. Kabinette haben keine Religion, die Frömmigkeit der Herrscher kann Wohlthaten erzeugen, die manchem einzelnen die Last des Lebens zu tragen erleichtern — nur die Religiosität eines Volkes aber vermag den sozialen Aufgaben gerecht zu werden, die der Stifter des Christentums als die ersten und dringendsten Forderungen seiner Lehre allen Gläubigen eingeprägt hat.

Der große Kampf war beendet. Die rasch- und leichtlebigste aller europäischen Nationen hatte die Führerin in dem Ringen um Freiheit und Selbstbestimmung, um die Wahrung der Menschenrechte sein zu können geglaubt und hatte die Willkürherrschaft eines kühnen, gewaltigen Soldaten geschaffen. Die stürmische Auseinandersetzung der Erwählten der Nation mit einer verkommenen und unfähigen Regierung war in ein Verbrechen an ihrem Könige ausgeartet, das die Gesetze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit durchbrochen, die ursprünglich berechtigte Revolution zur Anarchie gesteigert und die sittliche Haltlosigkeit dieser Nation neuerdings geoffenbart hatte. Die vermeintlichen Helden der Freiheit waren zu Tyrannen und zu Schergen eines Tyrannen geworden, der die maßlose Vergrößerung der realen Macht zum nationalen Ideale der Franzosen erhob. Die Bewunderung seiner Thaten, der Genuß militärischen Ruhmes und die Freude an gewaltthätig zusammengerafftem Raube hatte sie blind gemacht für die Rechte ihrer Nachbarn, die sie rücksichtsloser verfolgten und unterdrückten als je einer der Vorfahren ihres gemordeten Königs. Der hundertjährige Haß gegen die Deutschen, für den es keinen Grund gibt, als die Veranlagung zu Stolz, Neid und Haß, tobte sich in einer Wildheit aus, die alle besseren Regungen vornehmer Naturen überwältigte und ihre glänzenden Geistesgaben dem einen Zwecke der Beherrschung Europas dienstbar machte. Die Throne stürzten, die alten Fürstenhäuser splitterten vor der Wucht des Angriffes, nur

die Verleugnung der nationalen Selbstachtung fand reichlichen Lohn, ehrenhafter Widerstand wurde mit grausamen Schlägen bestraft.

Als durch die Vermessenheit des in Purpur gekleideten Soldaten das Glück von Frankreich ins Wanken kam, da zwangen die Deutschen ihre Fürsten zum Befreiungskriege; ihre Begeisterung, ihre Ausdauer entschied den gemeinsamen Kampf der Unterdrückten, aber den Sieg heimsten die Kabinette ein. Fürstenrecht vor Volksrecht! war die Losung; aus der Blutsaat der Völker wuchs fürstlicher Besitz in hohen Halmen hervor. Hatten die Deutschen bis zum Einbruche der Fremden wenigstens die Formen eines Reiches mit einfältiger Treue bewahrt, immer der Hoffnung lebend, es werde der Erneuerer des Wesens, der Schöpfer der Einheit erstehen, so wurde ihnen jetzt auch dieses liebgewordene politische Gerät genommen; an die Stelle des durch sein Alter ehrwürdigen Kaisertums trat der deutsche Bund, dem schon bei seiner Schaffung der Stempel der Ohnmacht und Lächerlichkeit aufgedrückt war.

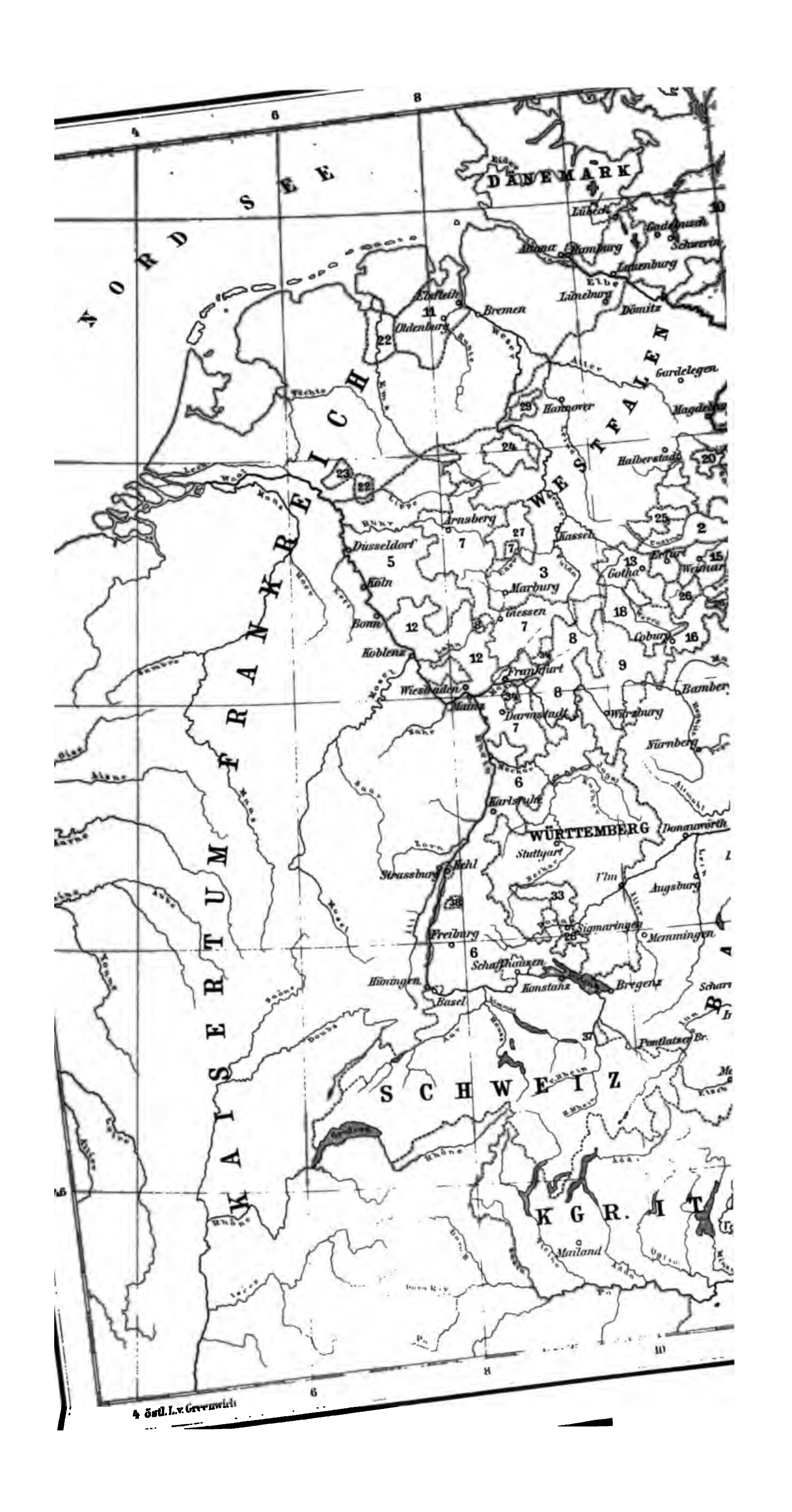
Blieb dieser Bund unbekämpft, regte sich im deutschen Volke keine Sehnsucht nach einem lebendigen staatlichen Verbande, härtete sich nirgends der nationale Wunsch zur That auf Leben und Sterben, wurde keine Fahne erhoben, um die sich die Kämpfer für ein neues Reich scharen konnten — dann war es für immer vorbei mit der politischen Zukunft der Deutschen, dann schieden sie aus der Zahl der Mächte und teilten das Schicksal der Polen.

Ohne Kaiser und ohne Oberhaupt, ohne gemeinsames Recht und ohne Heer, vor neuem Anfall unbehütet, durch die Eifersucht zahlreicher selbstbewußter Regierungen an dem Einsatze ihrer vollen Gesamtkraft gehindert, so sollten die Deutschen die Früchte ihres glorreichen Sieges über das Frankreich Napoleon Bonapartes genießen. Fügten sie sich diesem Machtspruch der Kabinette, dann waren sie kein Volk mehr, sondern nur Unterthanen verbündeter Regierungen. So hat es Metternich gewollt, so haben es ihre Fürsten, teils frohlockend, teils am Widerstande verzweifelnd, zugestanden.

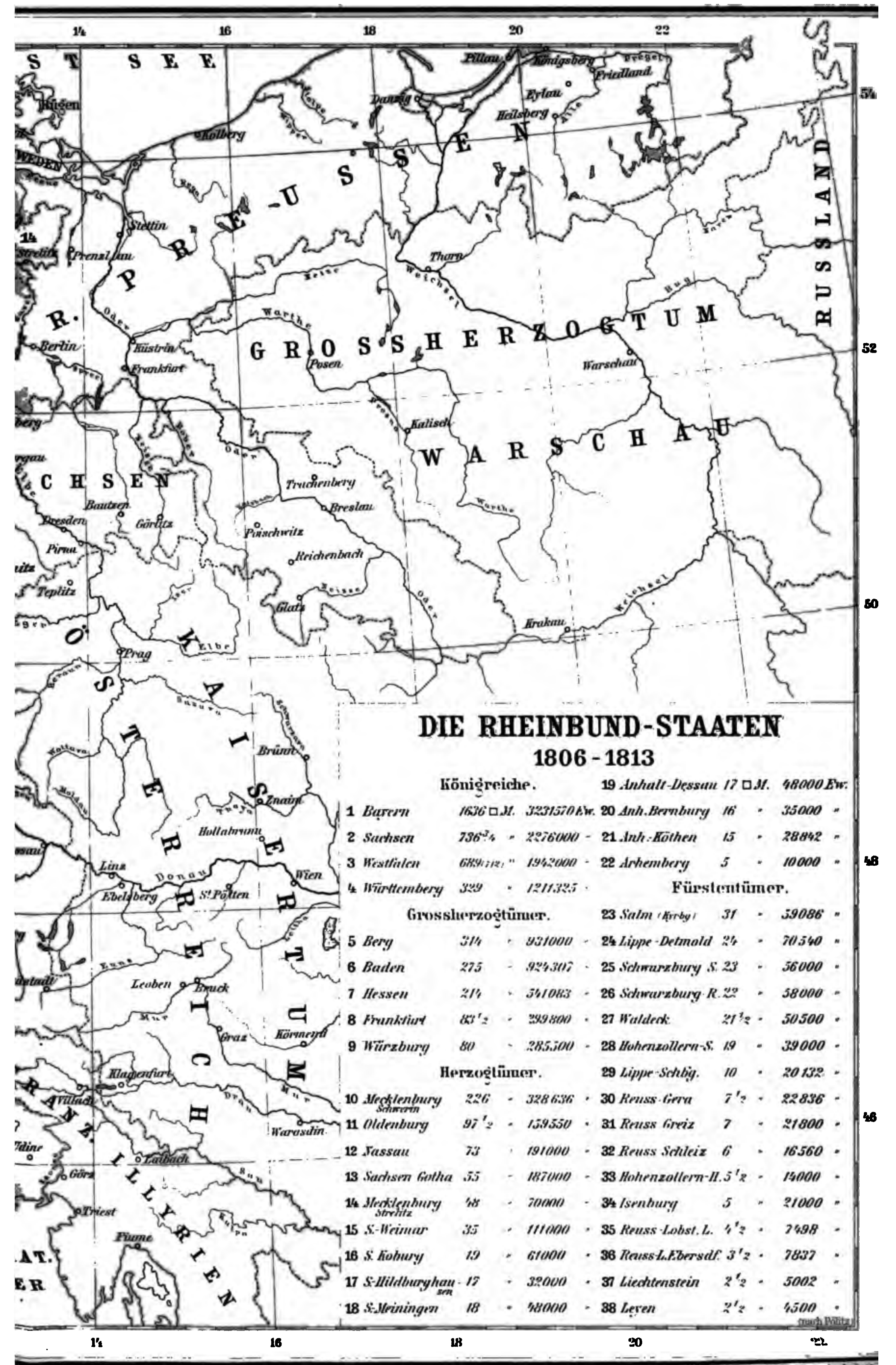
Konnte dieser Bann gebrochen werden? Die Beantwortung dieser Frage gibt den Inhalt für die Geschichte der Deutschen in den nächsten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

Polit
dächt
hand
Hoff
Han
für
liche

ihre
Go
der
wa
un
lä
de
K
w
K
e
i
z



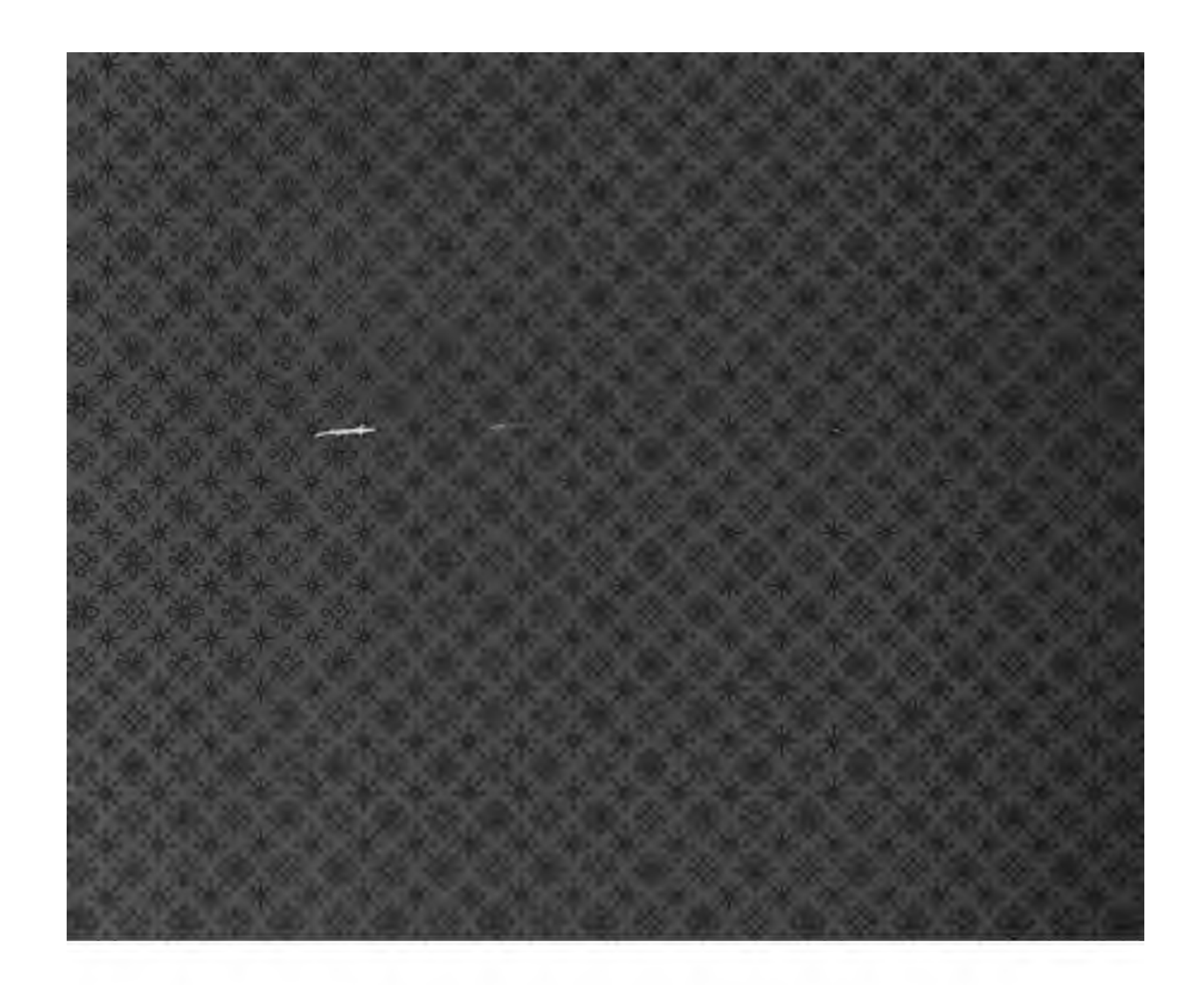
NORDSEE
DÄNEMARK
KAISERTUM FRANKREICH
WESTFALEN
WÜRTTEMBERG
SCHWEIZ
KGR. IT
Lübeck
Hamburg
Lauenburg
Lüneburg
Dömitz
Bremen
Oldenburg
Elsfleth
Gardelegen
Hannover
Magdeburg
Halberstadt
Arnsberg
Kassel
Erfurt
Weimar
Gotha
Düsseldorf
Köln
Bonn
Marburg
Giessen
Koblenz
Coburg
Frankfurt
Wiesbaden
Mainz
Darmstadt
Würzburg
Bamberg
Nürnberg
Karlsruhe
Donauwörth
Stuttgart
Ulm
Augsburg
Strassburg
Kehl
Freiburg
Sigmaringen
Memmingen
Schaffhausen
Hüningen
Basel
Konstanz
Bregenz
Pontlatzer Br.
Mailand
4 östl. L. v. Greenwich

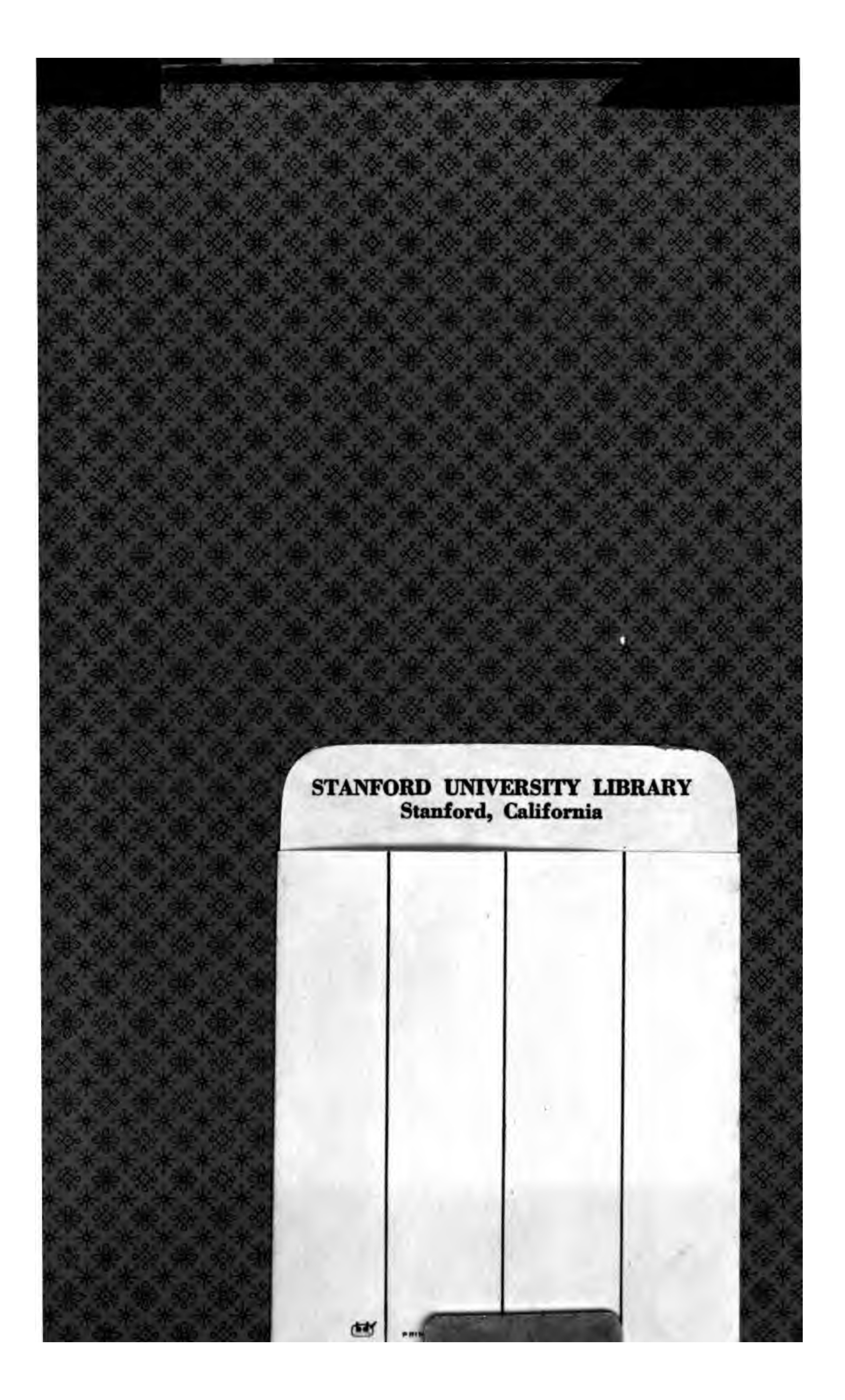


DIE RHEINBUND-STAATEN
1806-1813

Königreiche.				19	*Anhalt-Dessau*	17 □M.	48000 Ew.
1	*Bayern*	1636 □M.	3231570 Ew.	20	*Anh. Bernburg*	16 "	35000 "
2	*Sachsen*	$736\frac{3}{4}$ "	2276000 "	21	*Anh.-Köthen*	15 "	28842 "
3	*Westfalen*	689(712) "	1942000 "	22	*Arhemberg*	5 "	10000 "
4	*Württemberg*	329 "	1211325 "	**Fürstentümer.**			
Grossherzogtümer.				23	*Salm (Kyrbg)*	31 "	59086 "
5	*Berg*	314 "	931000 "	24	*Lippe-Detmold*	24 "	70540 "
6	*Baden*	275 "	924307 "	25	*Schwarzburg S.*	23 "	56000 "
7	*Hessen*	214 "	541083 "	26	*Schwarzburg-R.*	22 "	58000 "
8	*Frankfurt*	$83\frac{1}{2}$ "	299800 "	27	*Waldeck*	$21\frac{1}{2}$ "	50500 "
9	*Würzburg*	80 "	285500 "	28	*Hohenzollern-S.*	19 "	39000 "
Herzogtümer.				29	*Lippe-Schbg.*	10 "	20132 "
10	*Mecklenburg Schwerin*	226 "	328636 "	30	*Reuss-Gera*	$7\frac{1}{2}$ "	22836 "
11	*Oldenburg*	$97\frac{1}{2}$ "	159550 "	31	*Reuss Greiz*	7 "	21800 "
12	*Nassau*	73 "	191000 "	32	*Reuss Schleiz*	6 "	16560 "
13	*Sachsen Gotha*	55 "	187000 "	33	*Hohenzollern-H.*	$5\frac{1}{2}$ "	14000 "
14	*Mecklenburg Strelitz*	48 "	70000 "	34	*Isenburg*	5 "	21000 "
15	*S.-Weimar*	35 "	111000 "	35	*Reuss-Lobst. L.*	$4\frac{1}{2}$ "	7498 "
16	*S. Koburg*	19 "	61000 "	36	*Reuss-L. Ebersdf.*	$3\frac{1}{2}$ "	7837 "
17	*S.-Hildburghausen*	17 "	32000 "	37	*Liechtenstein*	$2\frac{1}{2}$ "	5002 "
18	*S.-Meiningen*	18 "	48000 "	38	*Leyen*	$2\frac{1}{2}$ "	4500 "

1:5000000




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California

